PGerm 193.3(4 pt. 1)

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

DIE GESELLSCHAFT

Band 4/1
1888

KRAUS REPRINT
Nendeln / Liechtenstein
1970

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1970
Printed in Germany

Die Gesellschaft

Monatsschrift

für

Litteratur und Kunst.

Begründet von Dr. M. G. Conrad.

Herausgegeben von

M. G. Conrad und **Karl Bleibtreu.**

Jahrgang 1888. Erstes Semester.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. K. Hofbuchhändler.

Johan o. Wildenvall

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Alberti, Conrad, Berliner Theaterbriefe 69, 408
Ein Litterarhistoriker 336
Andow, Paul, In der Sahara. Phantastisches Nachtstück 190
Bleibtreu, Karl, Ein englisches Drama 354
Breslau, Louise, Pariser Kunstkezerbriefe 396
Büchertisch, Vom 81, 166, 239
Ciampoli, Domenico, In vino veritas. Novelle. Deutsch von Hulda Meister 219
Conrad, M. G., Fantasio 1
Eine neue Bühnendichtung von Hermann Lingg 78
Münchener Theaterabende 232
Deutschlands Kaiserwechsel 257
Der rote Barobet 318
Politische Wandlungen 345
Münchener Kunstleben 386
Nationalpolitik und Weltpolitik 415
Aus dem Kunstleben 480
Dichter-Album, Unser (mit Beiträgen von G. von Ademar, Fritz Burger, M. Conrad-Ramlo, Hermann Conradi, O. E. Hartleben, Hans Hildebrandt, Josef Kitir, Anna Klie, D. von Liliencron, J. H. Mackay, Cornel Mark, Marie Margarethe, G. von Oertzen, Heinz Osser, Wilh. Platz, H. von Reder, Ludw. Scharf, Georg Schaumberg, J. V. Semmig, Edgar Steiger, Wilh. Walloth, Ernst Ziel u. a. m.) 55, 212, 307, 374, 459
Elberskirchen, Joh., Die Stellung der Frau zur Kunst und zum — Manne 403
Friedländer, M., Zola und die Hellmalerei 227
Hansen, Irgens, Eine deutsche Nora-Aufführung 488
Hartleben, Erich, Der tote Vater. Skizze 327
Heiberg, Hermann, Ein altes Märchen in Briefen 36
Hille, Peter, Darum. Ein Stilleben 67
Ich bin der Mörder 358
Hoff, Bernhard, Die kleine Mouche. Deutsch von Emil Jonas 154
Jacobsen, Rosa, Zwei Aquarelle 382
Kretzer, Max, Die Engelmacherin. Berliner Sittenbild 348

Seite

Kunstleben, Aus dem 77, 164, 238
Leitgeb, Otto von, Armensuppe. Skizze 467
Liliencron, Detlev von, Aus einem Gespräch 473
Marx, Cornel, Der Alpenrosenstrauch. Novelle 62
Mauerhof, Emil, Die Lüge in der Dichtung I. Heinrich Heine 5
Die Lüge in der Dichtung II. Horaz 258
Muschlitz, Alexander von, Eine moslemitische Kef-Nacht 149
Mylius, Otfrid, Auf der Schneis. Novelle 425
Nitschmann, Heinrich, Neue Übersetzungsproben 112
Oertzen, G. von, Leute von Welt. Plauderei 185
Redaktions-Post 92, 176, 255, 343, 413
Reber, Heinrich von, D. v. Liliencron's „Unter flatternden Fahnen" . . 160
Reichert, Karl von, Tristan und Isolde-Studien 133
Rust, Anna, Eine Eisenbahnfahrt 45
Schapira, M., Das sommerabendliche Treiben auf der Josefstädtergasse in Prag 446
Schmidt, Rudolf, Die jüngere Schwester. Novelle 116
Semmig, Herman, Wie die Franzosen das Reich der Venus entdeckten.
Kulturhistorische Skizze 97, 204
Stahl, Erich, Kunst-Zeitschriften 80
Zur Charakteristik Wagners 341, 494
Deutsche Hausmusik 395
Stubenvoll, J. G., Die Familie, metaphysisch und dialektisch betrachtet . . 177
Sturm, Erwin, Zu Schopenhauers hundertstem Geburtstage 236
Wildenradt, J. von, In letzter Stunde. Schauspiel 25
Wolzogen, Ernst von, Totgehetzt. Novelle 277
Zuschriften aus dem Leserkreise 173

Portraits: Joh. von Wildenradt, Heinrich Nitschmann, Georg von Oertzen, Ernst von Wolzogen, Max Kretzer, Otfrid Mylius.

Die der „Gesellschaft" als Supplement beigegebene „Litterarisch-Kritische Rundschau" bildet einen separaten Band, der auch ein selbständiges Inhaltsverzeichnis erhält.

Fantaſio.

Statt der Vorrede.

Von M. G. Conrad.
(München.)

Jahreswende — Weltwende? Wen narrt Ihr damit? Es bleibt beim Ewiggeſtrigen — hol' mich der Teufel! Oder nennt es der Kranke eine Lebenswende, wenn er ſich auf ſeinem Schmerzenslager von der einen Seite auf die andere wirft und da fünf Minuten aushält, bis er verzweiflungsvoll die vorige Lage wieder aufſucht? Im nämlichen Leid wälzt er ſich im nämlichen Bett — und die erlöſende Wende findet er erſt am Lebensende ſechs Schuh tief unter der Erde. Und das todkranke Europa verſpricht ſich von der Jahreswende eine Weltwende — und Ihr nennt das den Erfolg Eurer großen, ach, ſo kleinen Politik?

Die Geſchichte Europas iſt im abgelaufenen Jahre eine Krankengeſchichte geweſen und wird im beginnenden Jahre eine Krankengeſchichte ſein. Alt oder neu, ich dreh' die Hand nicht um. Der Patient wirft ſich auf die andere Seite, hoffend, da etwas mehr Ruhe und Schmerzloſigkeit zu finden: das iſt alles. Alle Heilkunſt hat ſich ſchließlich als Kurpfuſcherei erwieſen . . .

„Was machſt du da?“ ruft mein närriſcher Hausgeiſt Fantaſio und blickt mir über die Schulter.

„Ich ſchreibe eine Vorrede.“

Da ſchlägt er einen Purzelbaum über die Rauchwölkchen meiner Zigarre, wirft den Deckel meines Cuivrepoli-Tintenfaſſes zu, ſetzt ſich darauf, baumelt mit den Beinchen, ſchüttelt ſeine Schellenkappe, legt ſein Zeigefingerchen an die närriſche Denkerſtirn und blinzelt mich pfiffig überlegen an. Dann ſpricht er mit ſeiner ſanfteſten Stimme:

„Das — eine Vorrede? Im neuen Jahre des Heils 1888? Armer Mann, wie vergaloppierst du dich! Du wandelst auf verderblichem Pfade.“

„Schweig, toller Hausgeist! Nitimur in vetitum semper, cupimusque negata. Zu deutsch —“

„Erspar dir die Mühe. Ich weiß, ich weiß: das Verbotene lockt dich, das Versagte reizt deine Lust. Du willst aussprechen, was heute ein Kluger nicht einmal zu denken wagt.“

„Eben darum. Ich erfülle eine Pflicht, ich thue ein Notwendiges.“

Dabei machte ich ein paar so kräftige Züge aus meiner Zigarre, daß mein Tintenfaß mitsamt dem Hausgeist im Rauchgewölke verschwand. Aber aus der nikotinduftigen, silbergrauen Wolke heraus hörte ich Fantasio kichern:

„Narr, wann willst du endlich ein zeitgemäßer Mensch werden? Wann willst du deiner besseren Natur gehorchen? Bist doch von Haus aus der Brävsten einer . . .“

„Da höre einer den Spottvogel. Fantasio, Fantasio —“

„Jawohl, in deiner tiefsten Seele bist du ein ganz zahmer, leut- und zeit- und dingseliger Verehrer alles Herkömmlichen, ein stillvergnügter Bewunderer alles Überlieferten. Und wärst du's nicht, ich beschwöre dich, es wenigstens zu scheinen. Schein ist alles; alles, was glänzt, wird heute für Gold genommen.“

Ich lachte laut auf und legte Feder und Zigarre weg. Der Schelm war offenbar in bester Laune.

„Spitzbub, Humbug und Kompagnie!“ rief ich.

„Wenn es nicht ohne Vorrede geht, so tauche wenigstens deine Feder in Rosenwasser und male in zierlicher Schrift etwas hin, was deine einmalhunderttausend Leser mit wonnigem Entzücken erfüllt und deinen Ruhm vermehrt bei den Frommen im Lande.“

„Nein, es geht nicht ohne Vorrede, mein lieber Fantasio. Aber wie soll ich's anfangen, daß sie nach deinem klugen Sinne gerät?“

„O, das ist leicht . . . Nach irgend einem berühmten Muster natürlich, nach einer bewährten, mit den höchsten Privilegien des Massenerfolgs ausgestatteten Schablone . . .“

Ich schwieg. Mein Hausgeist war von seinem Deckelsitz herabgehüpft und stolzierte mit seinen schlanken Beinchen, die Händchen auf dem Rücken ineinander geschlungen, auf meinem großen, weißen Papierbogen auf und ab. Ab und zu traf mich sein schelmischer Seitenblick

und bei jeder Bewegung seines Kopfes läuteten gar drollig die Silberglöckchen seiner Narrenkappe (dieselbe war aus Seidenpapier in den deutschen Reichsfarben mit einer zierlichen päpstlichen Phantasiekokarde).

„Nach irgend einem berühmten Muster natürlich," wiederholte er zunächst für sich, um den Faden seiner Einfälle wieder aufzunehmen. Dann fuhr er laut fort:

„Wenn du dich ruhig hältst und mich nicht immer in Liebe und Bosheit unterbrichst — wie das so deine Art, auch nicht immer rauchst, da mich der Nikotinduft benebelt und der Rauch sich mir leicht auf die Brust schlägt, so will ich dir für deine Vorrede einige nützliche Ideen und Winke geben."

Ich lächelte ihm zu. Er hustete nach Rednerart und begann:

„Es gibt nichts Erquicklicheres und Geschätzteres in unserer modernen Zeit, als Urväterhausrat in Gedanken, Worten und Werken. Man ist neu, indem man altertümelt, man ist originell, indem man kopiert, man ist produktiv, indem man den süßen, alten Kohl aufwärmt, man ist individuell, indem man aus der eigenen Haut herausfährt und in einen stilvollen alten Balg hineinschlüpft. Und wenn der kluge Esel dabei ein Löwenfell erwischt, um so besser: er kann des Beifalls aller wohlerzogenen Mitbrüder sicher sein; denn mit einem Löwen zu verkehren, der im Grunde doch auch nur ein Esel ist, verstärkt das eigene Ansehen — ‚ist ehrenvoll und bringt Gewinn'. Ach, die lieben, alten Vorreden unserer tugendhaften Vorfahren im Schreibhandwerk! Diese breit ausschwingenden anmutig verschnörkelten Perioden mit einem Bückling nach oben, einer Schmeichelei nach unten; diese rhetorischen Gefüge mit ihren kunstreichen Verschlingungen und akademischen Finessen und sanften Pomade-Witzchen — wie beruhigend und einschläfernd wirken sie auf die aufgeregten Geister! . . . Im wohlverstandenen konservativen Interesse sollte man heutzutage überhaupt gar nichts anderes mehr schreiben, als Vorreden und das Übrige Gott und seinen Sachwaltern auf Erden still überlassen. Gott ist allwissend, allgütig, seine Sachwalter sind fast allmächtig . . ."

„Lieber Fantasio, wenn aber unsere so unendlich gescheidten Raum- und Zeitgenossen diesen schönen Vorreden zu dem göttlichen Weltgetriebe nicht glaubten? Man ist trotz aller romantischen Vergangenheits-Liebelei doch recht skeptisch geworden, bedenke!"

„Skeptisch geworden? Das geniert gar nicht. Man glaubt an so viele, ja an die allermeisten Dinge nicht mehr und dennoch gehört es zum guten Ton bürgerlicher Wohlanständigkeit, sie geräuschvoll mit allen Ehren auszuzeichnen. Ja, man kann den Satz aufstellen: Je weniger

Glaube, desto lauteres Bekenntnis; je weniger innerliche Wertschätzung, desto mehr äußerliche Huldigung."

„Mag sein. Mit den aufgebauschten stilistischen Exerzitien, mit der vorrednerischen Stimmungsmacherei hat es eine ganz andere Bewandtnis. So dumm sind die Menschen doch nicht, daß sie solchem unredlichen Zeug Glauben schenken sollten."

„Erst recht! Siehe doch die Parteiblätter unserer Tagespresse, die Ministerprogramme, die Parlamentsreden, die diplomatischen Sendschreiben, die feierlichen Freundschaftsbriefe von Macht zu Macht mit ihren turmhohen Aufschneidereien — wie viele brave Menschen genießen diese Sachen mit der innigsten Befriedigung! Ein gewisses Mißtrauen können die guten Leute freilich nicht loswerden, sie haben ein dumpfes Gefühl, daß man sie gründlich belügt; allein die Beharrlichkeit, mit der man sie Tag für Tag bearbeitet und ihnen die alte Leier in die Ohren orgelt, schwächt die ursprüngliche Empfindung, erstickt das Mißtrauen und hilft dem blinden Glauben und Vertrauen immer wieder auf die Strümpfe."

„Fantasio, du bist ein verdammter Schuft."

„Achtung!" Damit warf er seine Narrenkappe hoch empor und lachte und zeigte sein niedliches, unverschämt gesundes Gebiß. Die Narrenkappe wirbelte in der Höhe herum, wurde größer und größer, senkte sich, und ehe ich mich dessen versah, saß sie auf meinem eigenen Kopf.

„So ist's recht!" jubelte er und schwang sich obendrauf.

„Ach," seufzte ich, „man wird heutzutage konservativ und reaktionär, man weiß nicht wie. Liegt's an der hinreißenden Gewalt hoher Vorbilder, liegt's in der Luft, ist's Kunst, Natur, Wunder, Hexerei? Die Rückwärtserei blickt uns an mit so schwärmerischen Erinnerungsaugen und öffnet die feinen, diplomatischen Lippen zu den glühendsten Schwüren, daß sie nur unser aller Bestes im Schilde führe, daß alles Neue und Zukünftige abscheulich und nichtsnutzig, alles Alte und Gewesene eitel Güte und Schönheit und Glück sei . . . Und die Reden klingen so bethörend und umspielen unseren Sinn wie himmlische Musik . . . Wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder oder wie diese frommen Greise . . . Fantasio, wo bist du? Reiche mir die Feder und ein Töpfchen Rosatinte; hilf mir in den geblümten Schlafrock. Ich bin wunderbar mild und gläubig gestimmt. Ich will den schönen Augenblick festhalten und eine zeitgemäße Vorrede schreiben . . . Ich will die Gegenwart als den Triumph der Vergangenheit feiern; ich will den herrlichen Frieden in Europa preisen und unser Jahrhundert als das göttlichste Zeitalter besingen; ich will mich vor den alten Männern und

den alten Weibern auf die Kniee werfen und Hosiannah rufen . . . und dem Papst gratulieren . . . Fantasio, mein Hausgeist, ist's recht so?"

„Unsinn ist's!" dröhnt es aus der schwarzen Nacht des neuen Jahres. „Laß das reaktionäre Gaukelspiel. Unsinn ist's und Unheil!"

Ein Windstoß fegt durchs offene Fenster. Narrenkappe und Fantasio sind verschwunden . . .

Die Lüge in der Dichtung.

Von Emil Mauerhof.
(Wiesbaden.)

1.

Heinrich Heine.

„Denken wir uns sämtlich — nur das schöne Geschlecht sei davon ausgenommen — in unser achtzehntes Jahr zurück, geben wir uns ein mittleres Maß beweglichen Geistes, lassen Sie uns verliebt sein, und wir werden allzumal zu — Dichtern werden: so lange bis das lodernde Feuer im Genuß erlischt, oder der ruhige Besitz der Geliebten die Schwärmerei verscheucht. Wäre der männlichen Jugend insbesondere das wohlfeilere Liebesglück weniger leicht gemacht, es würde in unserem Dichterwalde noch ganz anders summen: in der schnell erworbenen Frauengunst und mit der Heirat verstummt für gewöhnlich jedes vordem noch so traum- und redselige Herz."

Sobald die Sprache eines Volkes im dichterischen Ausdrucke den Grad der Vollkommenheit erreicht hat, ist sie damit zugleich Gemeingut aller Gebildeten geworden. An die Redeweise unserer größten und beliebtesten Dichter von früh auf gewöhnt, haben wir uns dermaßen mit Ohr und Gedächtnis in das Wort einer echten Gefühlswelt, in Vers und Reim hineingelebt, daß wir nur der Einbildungskraft, der leicht erregbaren Sinne des Jugendalters, der Gelegenheit — all' dessen in sehr geringem Maße bedürfen: und die Empfindung wird zum Gedicht. Der aufkeimende Geschlechtstrieb erschließt seinen Blütenkelch. Ein neuer Tag erweckt in den meisten von uns für eine kurze Weile den leidenschaftlichsten Drang all unserer Lebensjahre; und in der verschämten Begierde, die vorerst noch traumbefangen atmet und zunächst eine jede thatsächliche Offenbarung scheut, greifen wir unwillkürlich auf das Wort unserer vergötterten Vorbilder zurück, um in dieser überlieferten Sprache zum wenigsten unserer Liebe geheimste Lust und verborgenstes Leid zu künden. Von

einem wonnigen, aber noch unverstandenen und ungestillten Triebe durchschauert, sucht in ihrer Erinnerung die Empfindung, um sich zu klären, nach jener Liebessprache, die ihr ahnungsvoll schon vordem die anmutigste schien, und — ahmt sie nach. Wir sind vorerst lediglich Nachahmer; wir kommen sogar zumeist nie darüber hinaus: denn nur allzubald sieht sich die bangende Erwartung, sei's, wie es sei, erfüllt, und der liederreiche Mund — verstummt. Aber es giebt Ausnahmen.

Der Liebesfrühling breitet sich über die ganze, auch über die stumpfe Menschheit aus; in diesem Umstande ist es begründet, daß aller Liedersang fast ausnahmslos zuerst mit der geschlechtlichen Liebe beginnt, und daß sich gleichwohl unter diesen jugendlichen Minnesängern nur in ganz seltenen Fällen der wirkliche Dichter bildet: denn wie erwähnt, sind die jungen Leute fertig mit Vers und Reim, so wie nach Schopenhauer „ein jeder Hans seine Grete" gefunden hat. Die meisten, nicht alle! Es werden immer etliche übrig bleiben, welche es versuchen müssen, die zufällige und sonst so flüchtige Erscheinung als stete Begleiterin an ihre Seite zu bannen: und solcher sind die witzigen Köpfe.

Nehmen wir an, daß unter den Hunderttausenden, die jährlich zur Feier ihrer Mannbarkeit die Sonne, den Mond, alle Sterne und noch andere irdische Dinge mehr in Zoll und Leistung nehmen, sich wirklich ein Dutzend und auch darüber befinden mögen, welche — nicht so sehr an Tiefe der Empfindung, wohl aber an Phantasie und Verstandesschärfe, den Leidensgenossen voran, das mittlere Maß menschlicher Begabung erreichen: und sofort werden wir damit die Zahl jener gewonnen haben, welche nicht die Leidenschaft, sondern einzig der Witz — esprit — zum Dichten treibt, welche die Gesellschaft oft genug mit Vorliebe ihre Dichter nennt, und die auf ihren naturwahren Empfindungsgehalt geprüft, schwerlich je Besseres als bloße Versler sind. Kein Beruf, lediglich die Eitelkeit hat solche dazu verführt, der unaufhaltsam fliehenden Poesie die Fußstapfen zu zählen. Witziger und von reicherer Einbildungskraft als die große Masse, mochten sie leicht mit etwaigen Freunden in den Phantasieen ihres Liebesfiebers die ursprünglichere Dichternatur entdecken und sich — täuschen: denn jenes buntscheckige Durcheinander von allerlei Einfällen in bezug auf ein und dasselbe Gefühl, bezeugte im Gegenteil, daß es nicht die Liebe und die Tiefe, sondern nur die Liebelei und die Oberfläche war, auf welcher der launische Verstand sein leeres Spiel trieb. Gleichwohl entzückt von dem eigenen, holden Bilde, das ihm der vers- und reimumrankte Spiegel entgegenwirft und das er immer von neuem wieder betrachten muß, gelobt sich nun der eitle Jüngling, auch über die

„Grete“ hinaus noch um Liebe zu werben und zu klagen, und die — Not beginnt. Denn jene erste, traumverlorene Regung der Geschlechtsliebe, welche seine frühesten dichterischen Ergüsse wie mit einem Schimmer von echter Poesie umwob, ist dahin: und der junge Mann kennt nur noch im hurtigen Wechsel die Begierde und den Genuß. Wie noch ferner etwas besingen, das als volle Empfindung in ihm gar nicht mehr lebendig wird, und das im ersten Entstehen schon die rasche Befriedigung erstickt? Wie es sicher ist, daß kein echtes Liebeslied zu erstehen vermag, wo nicht der sinnliche Drang das Feuer schürt, ebenso gewiß ist es, daß ein jedes sich gemein und äußerlich ausnehmen wird, wenn sich in ihm nicht die tierische Natur bis zur schönen Menschlichkeit verklärt. Wo solches geschieht, hat es die Leidenschaft der Menschenliebe gethan, die nicht bloß das Geschlecht, sondern auch die Seele umwirbt. Aber gerade diese letztere vertiefte Eigenschaft mangelt für gewöhnlich dem jugendlichen Dichter der Minne, der nach seinem ersten knabenhaften Gefühlsrausche begierig auf immer neue Entdeckungen ausgeht und zuletzt eine jede seelische Empfindung im schnellen Genusse verliert. Die menschlichere Leidenschaft, die erst der reifere Mann mit seiner Liebe voll erfaßt, lernt er überhaupt nie kennen: so muß denn vorhalten, was ihm noch die Erinnerung an das lustig prasselnde Strohfeuer seiner Jugend aufbewahrte, und wo diese erlischt, kommen die Tagesbegebenheiten der Tändelei an die Reihe. Man mag es als unumstößliche Wahrheit hinnehmen, daß ein jeder junge Mensch, der sich einzig durch einen Band Liebesgedichte als ein Sohn der Musen auszuweisen versucht, überhaupt kein Dichter und im besten Falle ein begabter Anempfinder ist. Solche haben damit auch zumeist ihre dichterische Laufbahn beschlossen; was nachkommt, hat gar keine Geltung mehr: während umgekehrt bei dem echten Liederdichter erst ein späteres Alter die schönsten Früchte zeitigt. Denn ähnlich wie sich der Tag mit der Sonnenhöhe klärt, so erscheint auch die Leidenschaft des Mannes wie des Weibes in der Blüte des Daseins als tiefinnerste Glut und reinste Wirkung: während die noch schlaftrunkenen Regungen einer jugendlichen Seele verworren und zugleich viel zu ungestüm sind, um sich mehr als nur gelegentlich in vollkommener Art zu betätigen.

Man erkennt die witzigen Versschmiede vor allem daran, daß sie trotz der leidenschaftlichen Haltung, die sie bei all ihren gekünstelten Empfindungen anzunehmen belieben, es gleichwohl nie dahin bringen, durch ihr Spiel Stimmung in anderen zu erwecken. Sie haben zuweilen eine Menge bestechender Äußerlichkeiten zur Verfügung: Ironie, Spott, Grazie, Verstand, Wohllaut des Wortes – dennoch lagert über allem, was sie

immer ſagen mögen, die quälende Dumpfheit des ſeeliſchen Lebens. Ob dieſelben einen wackeligen Stuhl oder die Pein eines liebenden Herzens beſingen — das Patſchuli des Gefühls umduftet in gleicher Weiſe die aus dem Leim gegangene Lehne wie den Seelenſchmerz, und in dem Auf und Nieder ſchmeichleriſcher Maße und Reime brechen zuletzt auf ähnliche Art Stuhl wie — Herz. Sie ſind die Meiſterſinger des Handwerks. Freilich begegnet es ihnen nicht ſelten, daß dieſe ſtaunenswerte Kunſt zum Verräter wird. Denn verführt durch einen großen, aber äußerlichen Erfolg und eitel in der Gewißheit, daß ihrem Worte nichts mehr zu widerſtehen vermag, nehmen ſie ſogar den Wettkampf mit den echten Deutern der Leidenſchaft auf, kranken vor Eifer auch endlich einmal den Ton echter Empfindung zu treffen, um ſchließlich dennoch auf der Sandbank des ausgeſprochenen Aberwitzes kläglich zu ſcheitern. Es ſind dies die Empfindſamen unter den Meiſterſingern. Die Größe ihres Unglücks ermeſſen dieſelben gleichwohl nie; ganz im Gegenteil erachten ſie die heroiſche Anſtrengung für einen vollen Sieg, und zögern nicht, unaufgefordert und ungereizt ihr

exegi monumentum aere perennius

anzuſtimmen — auf deutſch:

Ich bin ein deutſcher Dichter,
In deutſchen Landen bekannt;
Und nennt man die beſten Namen,
Wird auch der meine genannt —

und zu beanſpruchen, daß die Welt ihnen Glauben ſchenke.

Wer es unternehmen wollte, ſich aus dem „Buche der Lieder“ die weltliche Erſcheinung des Sängers zu ſchaffen, würde zu einer Geſtalt gelangen, wie ſie grotesker nicht erdacht werden kann. Ähnlich dem Lateiner Horaz, gleich dieſem klein, fett, lüſtern und ſpöttiſch — hat auch Heinrich Heine ſein ganzes Leben lang nichts anderes als ein „luſtiges Schweinchen“ ſein wollen, obwohl er mit weiſer Rückſicht auf die veränderte Zeitlage, im Gegenſatze zu dem römiſchen Klugkoſer, nicht die Lebensfreude, ſondern den Seelenſchmerz zu ſeinem Brotſtudium machte:

Den Gärtner ernährt ſein Spaten,
Den Bettler ſein lahmes Bein,
Den Wechsler ſeine Dukaten,
Mich meine — Liebespein.

Ich schrieb bei nächtlicher Lampe
Den Jammer, der — nie traf;
Er ist bei Hoffmann und Kampe
Erschienen in Kleinoktav!

Nicht daß dieser berufsmäßige Sänger der „Liebespein" sich dem Genusse in seinen Liedern ganz abhold gezeigt hätte — aber dieser letztere wird so gut wie ertränkt in den immerwährend stürzenden Thränenbächen, mit welchen der natürliche Sohn des Marsyas und der wollüstigen Israela dem Anscheine nach die Sünden seines vorwitzigen Vaters zu büßen trachtet. Wir sind wahrlich eine empfindsame Nation, und doch! nicht in hundert Jahren brächten es sämtliche Männer Deutschlands dahin, so viel an salzigem Naß zu verschwenden, wie dieses Kind des geschundenen Pfeifers in einem einzigen Büchlein Lieder. Während so der gereizte Apollo unabläßig seinen Bogen zu spannen scheint, um das Vergehen des dreisten Nebenbuhlers noch in dessen Samen zu rächen, ist „Mütterchens Frohnatur" derart wirksam in dem kleinen Liebling, daß derselbe bei seinem heftigsten Weh noch immer schmunzeln kann. Schmunzelnd zu weinen — das ist Heinesche Kunst. Ein jeder, der das „Buch der Lieder" durchblättert, wird vor der Massenhaftigkeit ohnegleichen erstaunen, in der hier die Liebe verarbeitet wurde. Der echte Liederdichter schöpft nie anders als aus der Gelegenheit, und die Liebe als echtes Gefühl bedeutet Dauer. Wollte man daher bei Heinrich Heine nach den Gründen dieser ungewöhnlichen Fruchtbarkeit forschen, so käme man dahin, anzunehmen, daß derselbe die Geliebte wie ein Hemd vom Tage zur Nacht gewechselt habe. Damit wäre denn auch erklärt, wieso dieser Sänger seine gelungensten Eingebungen nicht von der Liebe, sondern von dem Geschlechtstriebe empfing: denn die Ruhe in der Geliebten zeugt für gewöhnlich keine Lieder. Und in der That wird man Heine dort am ehesten einen Dichter nennen dürfen, wo er aus den Verzückungen der Wollust heraus seine Leier zu Lobgesängen auf die Geilheit stimmt: solche Gedichte haben und geben Stimmung.

Wunderlich genug und dennoch wahr! niemals in seinem Leben hat dieses „Kind der Liebe" die Tiefe auch nur einer Leidenschaft ermessen, auch nicht einmal jener, die ihm selbst zum Dasein verhalf. In seiner glücklichsten Zeit hat er begehrt und genossen — das letztere zuweilen auch nicht: so begann er sich in Vers und Reim zu versuchen. Das Spiel geriet; und fortan ist der schmachtende Jüngling von der ererbten Eitelkeit wie besessen, sich der Gesellschaft im weitesten Sinne von allen Seiten und in den berückendsten Stellungen zu zeigen. Glatte Worte

und ein behender Witz scheinen dem dreisten Emporkömmling ein genügender Geleitbrief zu dem höchsten Wagnis: und so zögert er denn auch nicht, sich an dem Fuße des Parnassos zu lagern, im Vollgefühle seiner Mängel, aber mit dem unnachgiebigen Willen, die ungefüge Natur durch erfolgreiche Kunstmittel zu dressieren und zu — steigen. Da seine starke Seele noch jeder Leidenschaft widerstand, so sieht er sich genötigt, den Verlust an lebendigem Gefühl durch ein eingebildetes Wesen zu ersetzen; und damit die Täuschung vollkommen würde und zum wenigsten keine Äußerlichkeit den untergeschobenen Balg verriete, zwingt er in sicherster Berechnung dem durchaus künstlichen Geschöpfe die rührende Geberde der Kindlichkeit auf. Je naiver, desto sicherer vor jeder Entdeckung! Das Gemüt des Sängers so gut wie der Inhalt seiner Gedichte wissen von gar keiner Gemeinschaft mit der ergreifenden Treuherzigkeit der volkstümlichen Dichtung zu berichten, aber in der abgelernten Gangart der letzteren möchten zum wenigsten immer Auge und Ohr beteuern, die ungekünstelten Bewegungen der Natur selbst wahrgenommen zu haben: die gelungene Frucht des wunderreichsten Nachahmungstriebes! Nachdem so die Sinne geblendet waren, verblieb dem geriebenen Rechenmeister noch als letzte Aufgabe, auch die Seele zu täuschen: und indem er sich zu diesem Zwecke die Maske des Leidens über den Kopf stülpte, war er des Erfolges nicht nur bei sich, sondern auch bei den Menschen sicher. Zweifellos, daß dieser Tausendkünstler auch sich selbst am unwiderstehlichsten erschien, sobald er sein geliebtes Antlitz vor dem Spiegel in leidende Falten legte — was ihn aber vornehmlich für diese Mummerei gewann, war die kaltblütige Rechnung auf den Beifall aller schwärmerischen Gemüter. Eingedenk des Erfahrungssatzes, daß die Menge ein- für allemal hinter einer „wahren Leidensmiene“ die erlebnisreichste Vergangenheit einer großen Seele wittert, und insbesondere die mitempfindende Frauenwelt nichts herzbetörenderes erblicken kann als die schmerzdurchwühlte Miene eines geheimnisvollen Männerkopfes — so litt er infolgedessen unaufhörlich. Man wird nahezu verführt, noch nach einem anderen seiner Ahnen bei unseren alten Griechen zu suchen, so proteusartig ist die Wandlungsfähigkeit, vermöge deren dieser Sänger unter tausenderlei Gestalten des Himmels, der Hölle, der Erde, kurzweg der ganzen belebten Natur — Gott und den Menschen seine „unsägliche“ Liebe gleichwohl klagt. Ob er den zartesten Trieben gehorsam zu den süßen Herzchen durch die Blume spricht und mit Stern und Vögelein um die Wette schimmert und zwitschert, oder einem wilden Gelüste folgend hyänengleich die stillen Gräber nach geliebten Knochen durchstöbert: allerwegen ist er

unsäglich verliebt, allerwegen unsäglich betrübt und selbst als Witzbold noch immer — melancholisch. Was Wunder! daß vor dieser unerschöpflichen Melancholie sich zuguterletzt die Widerstandsfähigkeit zum mindesten eines jeden Frauenherzens erschöpfte. Und eigen genug! ihm, der zeitlebens nur der Komödiant eines seelischen Leids war und alle nur möglichen Grimassen des Weltschmerzes wieder und wieder durchprobierte, zwingt endlich ein dankbares Schicksal ein wirkliches, großes, körperliches Leiden auf und ermöglicht ihm so noch am Ende seines Lebens die lang getragene Maske abzulegen, ohne jedoch damit seinem frei erwählten Berufe untreu werden zu müssen.

Gerade an einem so leuchtenden Beispiele, wie es Heinrich Heine bietet, lassen sich vielleicht schwer, dafür aber auch um so überzeugender die Gründe nachweisen, wie jemand in der eigenen und ganz besonders in anderer Leute Schätzung zu einem Dichteransehen gelangen kann, ohne jedoch je ein Dichter gewesen zu sein. Man lese seine Gedichte und fühle ihnen nach, und vor den Augen der Seele wird sich eine Wüste aufthun, welche an Stelle fruchtreicher Oasen die schmachtende Empfindung mit Luftgebilden narrt.

Den naiven Klang des Wortes hat dieser Sänger nur in der Frische seines Vermögens täuschend zu entlehnen verstanden; je älter er ward, desto liederlicher und frecher wurde der Ton, desto lodderiger die Maße des geschändeten Volksliedes, mit denen sein erheucheltes Gefühl am liebsten spielte. Während der leidenschaftlich bewegte Sinn jeden Wechsel auch äußerlich im Takte zu markieren strebt, hat die Heinesche Muse mit Vorliebe ihre Bewegungen dem Kindlichen nachgemodelt und trippelt, wo sie schreiten sollte; und gerade in diesem Widerspruche zwischen Inhalt und Geberde und in der Einförmigkeit des Ganges, der ihr so außerordentlich behagt, verrät sich der aufmerksamen Betrachtung zu allererst ihr angenommenes Wesen und die Abwesenheit jeder Natürlichkeit.

Wenn es wahr ist, daß den echten Dichter nur die Leidenschaft macht, und daß diese erzeugerische Kraft sich einzig dort beweiskräftig ankündigt, wenn über das dichterische Wort je in dem Gemüte des Zuhörers oder Lesers das volle und klare Bewußtsein genau derselben Stimmung hereinbricht, aus welcher heraus das Lied selbst gesungen wurde: wenn dieses wahr ist — und es ist an dem — so ist auch Heinrich Heine kein Dichter, denn beinahe alle seine Gedichte sind stimmungsleer; und darum hat an ihnen auch nicht die Empfindung, sondern der Witz gearbeitet. Bei jedem rein empfundenen Liede muß man fühlen und zugleich mit eins und ohne Grübelei wissen, was man fühlt. Die Leiden-

schaft ist in ihrem Ausdrucke stets licht wie die Sonne, und so auch die Stimmung, die sie erzeugt: wogegen die Empfindelei, die nur künstlich vermittelst des Verstandes nachschaffen, aber nicht aus der Fülle des Lebens erschaffen kann, mühsam allerlei Züge einzeln zu einem Gemälde zusammenträgt, welches einmal zufällig gelingen mag, tausendmal aber mißlingt, und wenn mißlungen, in den Linien verworren, in der Farbe nebelhaft und als Ganzes ohne Leuchtkraft ist. Wem nicht das leidenschaftlichste Gefühl die Seele durchglüht, wird einen jeden Versuch, die mangelnde Empfindung gleichwohl dichterisch zu gestalten, für gewöhnlich mit Aberwitz und Karikatur beschließen.

Der leidenschaftlich bewegte Mensch wird als Dichter ausschließlich die Sprache des eigenen Herzens sprechen und notgedrungen vor allem das Verhältnis seines Innern zu der ihn umgebenden Welt, auf dem Qual und Seligkeit für ihn beruht, deuten müssen; ganz anders der Empfindsame. Indem dieser nichts oder doch nur wenig Eigenes auszusagen hat, wird er in seiner eitlen Sucht, gleichwohl für mehr, als er ist, genommen zu werden, sich allerlei niedliche Beziehungen der Außendinge zu einander erdenken, und da er selbst nicht lieben kann, wenigstens diese sich lieben lassen:

Die schlanke Wasserlilie
Schaut träumend empor aus dem See;
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtem Liebesweh —

Das „lichte Weh“ ist nicht schlecht; und wie die Lilie „träumend emporschaut“ fast ebenso gut.

Verschämt senkt sie das Köpfchen
Wieder hinab zu den Well'n —
Da sieht sie zu ihren Füßen
Den armen blassen Gesell'n —

neckisch, süß und blöde!

Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, der ist ihr Buhle,
Er weckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

So weit läßt man sich die Sache gefallen. Die Liebschaft des Mondes und der Lotosblume ist zwar von gesuchter Kindlichkeit, aber im ganzen sinnig gedeutet. Kaum jedoch hat sich diese „fromme Blume“ entschleiert, als sie sich auch schon gebärden muß, als wäre der Teufel in sie gefahren:

Sie blüht und glüht und leuchtet,
Und starret stumm in die Höh!
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh.

Es ist nur gut, daß es eine Blume ist, die vor Liebe und Weh „duftet“! Wahrscheinlich muß sie dies, um ihren Gefühlen — da sie trotz aller Fratzen, die sie im übrigen der Menschenart nachgeäfft hat, sprachlos bleibt, doch in irgend einer Weise freien Lauf zu lassen. Aus dem Veitstanze dieses mondsüchtigen Gewächses ist unter den Zauberklängen Robert Schumanns der erste, schmerzlich süße Liebesrausch einer keuschen Mädchenseele geworden — so wird Wort und Unsinn mitleidig vom Meer der Töne verschlungen.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'!
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Ein zärtliches Verhältnis mehr! und dies zwischen Dingen, die sich in keiner Weise nahe zu kommen vermögen. Es ist in jedem Falle ein kindisches Spiel! Wollte man aber auch solche Dinge als eine Art Allegorie menschlicher Beziehungen aufeinander gelten lassen, so müßte man doch zum wenigsten verlangen, daß die Neigung, in der gegenseitig Palme und Fichte, Spiegel und Wasserflasche, Laubfrosch und Katze erglühen, ein sinngemäßes Widerspiel in dem wirklichen Leben des Menschen erfahre: denn nur so erst wäre ein schwächliches, weil lediglich durch den Verstand vermitteltes Mitgefühl möglich. Man mag also angesichts dieser sinnbildlichen Liebe, zu der Palme und Fichtenbaum herhalten müssen, die Sehnsucht zweier Herzen verstehen, die für einander entbrennen und sich doch nie angehören können; man mag sich, um ganz im Bilde zu bleiben, noch des weiteren dazu denken, daß es Menschenseelen gibt, die immerwährend nur einem Ideale bloßer Träume nachschwärmen, in dem

dieſelben das Maß ihrer Natur allein wieder zu finden vermeinen — wo wäre aber ein ſolches natürliches Gleichmaß an Fichte und Palme zu entdecken? Davon abgeſehen, erſchauert man in Liebe nur noch nach dem Bekannten; und das zarte Seelengeſpinſt zwiſchen den beiden Bäumen dürfte nur demjenigen ganz erſichtlich geworden ſein, der ſelbſt ſchon einmal als Eskimo in träumendem Liebesdrange die einſam trauernde Hottentottin umfing.

Das wäre die Empfindelei in Gleichniſſen; ſie iſt nicht minder gelungen ohne die letzteren.

Die Welt iſt ſo ſchön und der Himmel ſo blau,
Und die Lüfte ſie wehen ſo lind und ſo lau,
Und die Blumen winken auf blühender Au,
Und funkeln und glitzern im Morgentau,
Und die Menſchen jubeln, wohin ich ſchau;
Und doch möcht' ich im Grabe liegen,
Und mich an das tote Liebchen ſchmiegen —

was der Schelm nicht alles zu erzählen weiß! kein wahres Wort daran! Wer in das Grab will, dem hat die Welt längſt aufgehört, ſchön zu erſcheinen: von all der geſchilderten Pracht ſieht und empfindet er nichts mehr. Heinrich hätte Hamlet fragen ſollen!

„Und mich an das tote Liebchen ſchmiegen" —

den Teufel! die ſinnliche Geberde iſt in dieſem Falle ekelhaft. Doch laſſe man's hingehen! Heinrich beſſert ſich.

Mein ſüßes Lieb, wenn du im Grab,
Im dunkeln Grab wirſt liegen,
Dann will ich ſteigen zu dir hinab,
Und will mich an dich ſchmiegen.

Ich küſſe, umſchlinge und preſſe dich wild,
Du Stille, du Kalte, du Bleiche!
Ich jauchze, ich zittre, ich weine mild —

man wird die milden Thränen eines derartig wilden Mannes nicht ohne ein gewiſſes Intereſſe fließen ſehen! Denn da das Genie immer Recht haben ſoll, ſo iſt dieſes Naturereignis eine würdige Vorbereitung darauf, daß der glühende Krater auch noch einmal eine kalte Lava ſpeit —

Ich werde ſelber zur Leiche.

Die Todten ſteh'n auf, die Mitternacht ruft —

es wäre ſchicklicher für die Toten geweſen, erſt nach dem Rufe aufzuſtehen!

Sie tanzen im luſtigen Schwarme;
Wir beide liegen in der Gruft,
Ich liege in deinem Arme —

das wird kaum angehen! Die Geiſterpflicht iſt ſtärker als die Faulheit; ihr müßt beide heraus!

Die Toten ſteh'n auf, der Tag des Gerichts
Ruft ſie zu Qual und Vergnügen;
Wir beide kümmern uns um nichts —

du freuſt dich umſonſt, guter Heinrich, das widerſpricht allen verbürgten Überlieferungen —

Und bleiben umſchlungen liegen.

In dieſem überaus ſinn- und geſchmackvollen Liedchen ſollte ohne Frage die Inbrunſt einer wahren Liebe gemalt werden, die über Tod und Ewigkeit, wie überhaupt über jegliche Macht der Welt triumphiert — und zu dieſem Zwecke tauchte der Künſtler ſeinen Pinſel in die gräßliche Brunſt des Leichenſchänders. Wiederum iſt es das ſcheußliche Gemengſel von ſinnlicher Gier und Leichenduft, vor dem die Einbildungskraft wie vor ſichtbaren Eiterbeulen erſchaudert — und man hat dieſen Sänger einen Liebling der Grazien genannt! An ſolchen Gedichten ganz beſonders iſt es erkennbar, aus wie leerem Innern Heine ſeine Welten ſchuf; und wie ſtumpf ſein dichteriſches Auge war, das ihn dieſe widerlichſten Zerrbilder eines ausſchweifenden Witzes nicht in ihrer wahren Geſtalt erkennen ließ: ſo erſtanden ſie als eine kalte Grübelei, die weder von der Leidenſchaft noch von der Phantaſie irgendwelchen Segen empfing.

Lehn' deine Wang' an meine Wang',
Dann fließen die Thränen zuſammen!
Und an mein Herz drück' feſt dein Herz,
Dann ſchlagen zuſammen die Flammen!

Und wenn in die große Flamme fließt
Der Strom von unſeren Thränen,
Und wenn dich mein Arm gewaltig umſchließt:
Sterb' ich vor Liebesſehnen.

Wer nur dahinter käme — warum das verliebte Pärchen alle Schleuſen ſeiner gangesartigen Thränenflut aufzieht? um das große Feuer zu löſchen? Wer nur dahinter käme — warum die beiden ſich ſo innig-feſt und ganz beſonders er die Geliebte ſo „gewaltig" umſchließt? um ſeine Liebe zu ſtillen? Gott bewahre! er zum wenigſten ſtirbt darüber. Und

die Todesart? Liebesehnen! Wer nur dahinter käme! Adolf Jensen hat zu dem Verse:

Lehn' deine Wang' an meine Wang' —

das Lied einer weltvergessenen Liebesverzückung in Tönen von berückendster Magie gedichtet: so singen wir es jetzt, so hören wir es singen, und über der Allgewalt des elementaren Klanges vergessen wir alle insgesamt das farbenschreierische Gemälde einer Jahrmarktsbude und die bombastische Albernheit des Sinnes.

Wenn ich in deine Augen seh',
So schwindet all' mein Leid und Weh;
Doch wenn ich küsse deinen Mund,
So werd' ich ganz und gar gesund.

Wenn ich mich lehn' an deine Brust,
Kommt's über mich wie Himmelslust;
Doch wenn du sprichst: ich liebe dich!
So muß ich weinen bitterlich.

In einem Wiener Gassenhauer wiederholt sich Strophe für Strophe der Vers:

Sehn 'S, das rührt mi, da muß i wainen.

Der Sänger hat allerlei Gründe für seine Rührung — wunderliche! es ist wahr, aber man sieht doch: wie und warum? Hier rührt es ihn, wenn ein Grenadier von Weib ein schwächliches, drei Käse hohes Schneiderlein heiratet; ein andermal, wenn er an der Seite eines neuvermählten, liebesseligen Paares die „Schwiegermutter" im Wagen erblickt: „sehn 'S, das rührt mi." Warum aber muß unser Heinrich weinen, sobald die Geliebte ihm — nach all den vorausgegangenen, so beseligenden Zärtlichkeiten übrigens höchst überflüssig, noch gesteht, daß sie ihn liebe? hat sie ihm vielleicht zugleich mit dem Geständnisse die noch unbezahlte Rechnung der Putzmacherin in die Hand gedrückt? Sehn 'S, das rührt mi, da muß i wainen!

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau dich an und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

Ein vortreffliches Mittel, dieses Liedchen nämlich, für alle Männer, die noch vor dem bindenden Schlusse hinter die Sinnesart der Auserkorenen

kommen möchten. Man lege es der Dame seines Herzens zur gnädigen Meinungsäußerung vor. Sagt sie: ach wie dumm! so greife man mit beiden Händen zu, man bekommt eine tüchtige Natur ins Haus; sieht man hingegen die Jungfrau darnach mit „verschämten Wangen" vor sich stehen, gleich als erwarte sie jeden Augenblick, daß sich Hände über ihrem Haupte falten werden, so mag man sicher sein: sie braucht mehr als ein Gebet: nicht um schön, hold und rein zu bleiben — du lieber Himmel nein! um nur überhaupt erst so zu werden. Alte wie junge, verschrobene Geschöpfchen haben von jeher für dieses Erzeugnis der platteſten Gefühlsseligkeit eine unbegrenzte Schwärmerei gehegt, aber darum werden schlimme Sachen noch nicht besser. Es ist durchaus unmöglich, daß ein adeliger Sinn — denn ein anderer bliebe in diesem Falle so wie so unberührt — beim Anblick einer schönen Unschuld je wehmütig für diese selbst gestimmt werden könnte, oder der Mensch müßte eben erst einem Haufen Loretten entsprungen sein! und sogar dann dürfte ihm so etwas schwerlich beifallen. So verwüstet auch immer das Innere eines solchen sein möchte: angesichts einer wirklich reinen Natur — und lediglich um eine derartige soll es sich hier handeln — kann ihn, wofern er überhaupt noch empfindet, nur Freude und Entzücken überkommen, und nie im Leben Furcht, daß es je anders mit ihr werden könnte: aus dem Grunde, weil alles Wahre unsterblich ist. Den etwaigen Fall und Schmutz dabei in Betracht zu ziehen, dürfte ausnahmslos nur der Gemeinheit gelingen. Wem das Freudenhaus die Welt ist, wohl! der mag beten: laß sie nicht zu einer solchen werden wie jene dort. Das fixe Kerlchen wollte sich auch einmal im Gebete versuchen und die — Grimasse war fertig.

Der Beispiele seien vorderhand genug! Dieselben sind aufs Geradewohl der Fülle gleichwertiger entnommen, wie sie zumeist als duftigste Blüten die „Blumenlesen" deutscher Dichtung schmücken. Als Gegenstand unserer Betrachtung haben also nicht die schlechtesten Erzeugnisse der Heineschen Kunst gedient, sondern ganz im Gegenteil solche, welche die allgemeine Schätzung als seine herrlichsten bezeichnet. Wie muß es erst mit jenen bestellt sein, die auch in dem Urteile der Welt als elend gelten?

Die Muse Heines ist einer herzlosen, gefallsüchtigen und berechnenden Kokette zu vergleichen, die eine glänzende Partie zu machen gewillt ist und dieserhalb, um die Männerwelt samt und sonders zu betören, ihr biegsames, weiches und doch tönendes Organ mit großem Geschick auf alle jene Laute der Empfindung stimmt, die sie bisher von anderen schon vernommen hatte. Und es ist ihr geglückt! sie hat sich wirklich einen Mann eingefangen, der immerhin schön, stattlich, und keineswegs bloßer

Gimpel ist. Wie es bei solchen Ehen dann geht: selbst der Verliebteste merkt es mit der Zeit, was er sich da eingeheimst hat und spürt es von Tag zu Tag mehr. Wenn gleichwohl diese alternde Kirke mit ihren bemalten Wangen und gefälschten Liebestränken — nicht den ganzen, so doch noch immer einen beträchtlichen Teil ihres alten Zaubers sich bewahrt — worin ist die Erklärung für diese befremdende Erscheinung zu suchen?

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken steh'n zu fern —

das ist das dichterische Dogma der Gesellschaft im großen, denn dieselbe empfindelt nur: der ihr gemäße Ausdruck ist daher eine Mischung von gepfeffertem Sinnenreiz und nebelhafter Schwärmerei; während die Leidenschaft jede seelische Bewegung bei kräftigster Sinnlichkeit in ganz bestimmte, scharfumrissene, klare Gedanken ausprägt. Daß der Heineschen Muse jenes süßtönende Wort, dem „Gedanken fern steh'n" in ganz ungewöhnlichem Maße zu eigen ist, haben die schon gelieferten Proben zur Genüge bewiesen. Es gehört aber zu der Eigenheit solch' schwärmender Naturen, die ihrer Bestimmung getreu immer nur die Oberfläche aller Dinge streifen, daß sie sich gerade deshalb einbilden müssen, recht viel von Geist zu besitzen — und die pikanteste Würze, welche der „Büchler" über seine Lieder streut, ist die Verklärung alles sogenannten geistreichen Wesens zu der Höhe des weltbekannten Judenwitzes. Man weiß, daß dieser letztere sich auf schwerfälligere Wesen gewöhnlich in dem Reize zu äußern pflegt: lachen zu müssen, wo sie am liebsten schlagen möchten — die Ärmsten sind eben so ganz ohne Geist. Dafür weidet sich die Judenschaft, die immer witzig und schwärmerisch ist, sobald sie sich zu fühlen anschickt schwelgerisch an der seelenverwandten Art; und Israel, mächtig allerorten, ist besonders groß in Germania. Schon jetzt, wenn das jüdische Deutschland die „besten Namen nennt", tritt Heinrich Heine seinem Vordermanne Schiller beinahe die Hacken ab; und es mag für sicher gelten, daß der kleine Jude, noch ehe Jahrzehnte in die Welt gegangen sind, mit seinen „langen Fortschrittsbeinen" den noch größeren Freund des letzteren überholt haben wird. Alles in der Welt ist ja, wie man weiß, dem „Schicksal" unterworfen: auch der Thronsessel in der Götterburg. Und kommen wird einst der Tag, an welchem auf das Geheiß einer jüdischen Moira unser Sänger der Liebespein den Augenblick abpaßt, um sich an Stelle des Olympiers zu setzen.*)

*) Schon für das nächste Jahr soll ein Heine-Jahrbuch unter der Leitung des verdienstvollen Heineforschers Ernst Elster in Aussicht genommen sein, da es die drei

Für die Verbreitung des Heineschen Namens ist es immer von wirksamster Bedeutung gewesen, daß die Meister einer schwesterlichen Kunst die glitzernde, aber inhaltsarme Schale solcher Liedchen für würdig erachteten, um in diese die ganze Dämonie ihrer übervollen Herzen zu ergießen. Die Musik ist eine so selbstherrliche Erscheinung, daß sie zu ihrem Verständnisse des Wortes gar nicht bedarf; nur im Gesange kann sie desselben nicht entraten: doch auch hier legt sie lediglich unter, aber folgt ihm nicht. Sobald dieselbe einmal den Ton der Empfindung bestimmt hat, muß sie die Melodie, wofern sie Kunst bedeuten soll, nach ganz eigenen Gesetzen und in einheitlich geschlossener Stimmung entwickeln. Als völlig gelungen muß sowohl das gesprochene wie das gesungene Lied ein einziges, klar bestimmtes, in sich harmonisches Gefühl zum Ausdruck bringen. Es möchte selbstverständlich erscheinen, daß demnach gerade die Erzeugnisse des größten dichterischen Genies den Musiker am ehesten dazu verführen müßten, dieselben mit seinen Tönen zu verweben — und in der That! stünden beide bezüglich ihrer Kunst auf gleicher Höhe, so würde sich zum erstenmal Wort und Ton vollkommen decken. Aber träfe es sich auch, daß sich dieselben in der Darstellungskraft ganz begegneten, so ist es doch schwerlich anzunehmen, daß zwei Künstler sich in ihrer seelischen Verfassung je bis zur Einheit näherten: und die verlockende Aussicht wird zu einer Aufgabe zum verzweifeln. Denn soll es dem Tonkünstler ohne Fehl gelingen, so müßte ihn nicht bloß dieselbe Empfindung, sondern diese ihn auch in genau derselben Stärke und Schönheit wie den Dichter bewegen. Daher kommt es, daß die herrlichsten, liederartigen Blüten der Poesie sich dem Musiker insofern abhold zeigen, als derselbe sie in seinem Werke vollauf nie erreichen kann. An den Goetheschen Gedichten sind selbst die gelungensten Versuche gescheitert. Es wird immer unmöglich bleiben, zu Worten wie:

Über allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch —

---

anderen, wie man sagt, Dante, Shakespeare und Goethe — gar nicht länger mehr ohne den „Liebling" aushalten können.

die gleichwertige Melodie zu finden. Häufig sind die Gesänge herrlich, zuweilen sogar bezaubernd, im Vergleiche aber fast immer etwas anderes und darum niemals — gleich schön. Es würde sich ähnlich umgekehrt verhalten, wollte der Dichter zu einer freigeschaffenen Melodie Worte nachträglich unterlegen. Dem Triumphe der Tonkunst ist darum am besten gedient, wenn sich dieser der Text so unselbständig wie möglich mit nur ungefährer Deutung anschmiegt: je schattenhafter hier der Hinweis, desto rücksichtsloser kann sich die Leidenschaft jener geberden, und wird, wenn sie auch zuguterletzt mehr, besseres und anderes aussagte als der Versler verzeichnete, nur damit berichtigt und ausgeführt haben, was der letztere beabsichtigte und verfehlte. Solchen Bedürfnissen der Alleingewalt kommt das Heinesche Lied mit seinem Gefühlsdunkel in bereitwilligster Weise entgegen.

Das Meer erglänzte weit hinaus
Im letzten Abendscheine;
Wir saßen am einsamen Fischerhaus,
Wir saßen stumm und alleine.

Der Nebel stieg, das Wasser schwoll,
Die Möve flog hin und wieder;
Aus deinen Augen liebevoll
Fielen die Thränen nieder —

was rührte sie? der Sonnenuntergang?

Ich sah sie fallen auf deine Hand,
Und bin aufs Knie gesunken —

für die Verhältnisse zu sehr à la cour de Louis quinze!

Ich hab' von deiner weißen Hand
Die Thränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt sich mein Leib,
Die Seele stirbt vor Sehnen.
Mich hat das unglückselige Weib —

warum unglückselig?

Vergiftet mit ihren Thränen —

warum sich verzehren, warum sterben, da das „liebevolle" Weib doch in der Nähe ist? Was geht da überhaupt vor? Das sind alles Fragen, auf die ein Windbeutel freilich keine Antwort zu geben braucht: dafür aber hat auch niemand anders nötig, daraus klug zu werden. Aus dieser

Welt schattenhafter und widerspruchsvoller Erscheinungen hat sich Franz Schubert zum Grundtone eines gelegentlichen Schöpfungsdranges das Verslein:

Die Seele stirbt vor Sehnen —

erlesen und darüber — gleichgültig gegen alles andere — sofort mit den ersten, langgedehnten Akkorden seines Gesanges das Hohelied der ungestillten Sehnsucht begonnen und ausgesungen. Je unbestimmbarer und bedeutungsleerer der Empfindungsgehalt eines Gedichtes ist, desto bestimmter schaltet auf das Ungefähre hin nach eigenem Ermessen die Musik: so ist das „Buch der Lieder" mit der Zeit zu einer Schatzgrube der Tonkünstler geworden, und so erklärt es sich auch zugleich, wie die ganze musikalische Welt zum wenigsten in ihrer Erinnerung an Heine gänzlich unter dem Banne jener seelenvollen Tonwesen steht, zu denen größere Meister denn er seine seelenlosen Wortgebilde belebten: man preist den Dichter und ist in Gedanken eigentlich bei der Musik. Jedoch volkstümlich ist Heinrich Heine deswegen noch nicht geworden und wird es auch nie werden, aber er ist dafür populär: populär in dem Sinne des litterarischen Mobs, der von jeher für seine Zeit in der Gesellschaft die Mode bestimmte. Dem Geiste, dem man gleicht, fühlt man sich leichtbegreiflich auch stets am nächsten; und dieser Sänger der Empfindelei ist in der That inmitten des reimenden Pöbels nur ein primus inter pares. Darum, wenn jemand, so hat er eine Dichterschule gegründet, und die Nachkommen Heines haben die Prophezeiung für sich, zahlreich wie der Sand am Meere zu werden — was ihnen um so leichter gelingen dürfte, als sie gleich ihm nicht selbst zu zeugen, sondern bloß solche „Geberden" abzugucken brauchen, die eben ein jeder „spielen" kann. Auch er hat es ihnen nur vorgemacht, indem er den Stil der Nachahmung fixierte:

Sie gab mir vor ihrem Tode
Ein blasses, blaues Band,
Es liegt in meiner Kommode
In der Schublade linker Hand —

wer würde da aufstehen und behaupten, daß dies kein echter Heine ist? aber Ludwig Robert war es, der es dem erfolgeiteln „Dichter" gelegentlich aus dem Stegreife zu Gemüte führte, wie leicht es doch im Grund sei, sich als durchtriebener Strick, bei einiger Fixigkeit im Gesichterschneiden, die Unsterblichkeit in einer anrüchigen Welt zu erringen.

Es wäre nun freilich ganz gegen die Wahrheit, wollte man be-

haupten, daß neben der platten Witzelei und den Schöpfungen einer verlogenen und jeden Sinnes baren Gefühlsseligkeit nicht auch Gedichte von echtem Gefühl und großer Schönheit stünden. Gewiß! solche sind da. In der „Wallfahrt nach Kevlaar" wird man sogar nicht ohne Staunen ein Muster der Vollkommenheit betrachten können, wie man es bei dem bloß nachahmenden Kunstgewerbe nur in seltenen Fällen wiederfindet. Bringt man aber von den Beispielen einer ungekünstelten Natur alle jene wiederum in Abzug, die der volkstümlichen Dichtung nach Inhalt wie Form mit seltener Gewandtheit entlehnt wurden, so bleibt nur übrig, was auch einem jeden anderen bei glücklicher Herrschaft über die Sprache, unter der Gunst des Augenblicks und in jugendfrischer Zeit gelingen muß: selbst das blinde Huhn findet zuweilen ein Korn. Jährlich werden ganze Dutzend solcher Lieder erzeugt, und gehen verloren, weil sie nicht die träge Masse hinter sich haben, die sie hält.

Heinrich Heine ist kein Dichter der Liebe — wie ihm die Welt der Leidenschaften überhaupt verschlossen blieb — er ist im wahren Sinne des Wortes nur der „Berichterstatter der Liebelei", und als solcher ebenso häufig gefühlsselig wie schäkernd, oftmals schmutzig und ab und zu schlechthin ekelhaft. So fast immer nur tändelnd, muß er es endlich selbstverständlich erzwingen, daß ein tieferes Gemüt ihn überhaupt nie mehr ernsthaft nimmt und mit gutem Recht jede nähere Gemeinschaft mit ihm ablehnt. Wie selten, daß ein Wort von ihm leuchtend unsere Seele berührt! wie oft dagegen, daß die quälerische Ahnung, genarrt zu werden, jede Gefühlsregung in uns erstickt und statt der Empfindung nur die Grübelei über den gewollten oder ungewollten Sinn oder Unsinn der Rede wachruft. Die wahre Poesie aber verabscheut jede Klügelei und verlangt als einzig gültigen Tribut das Mitgefühl; und gleich der erste Laut, der ihr von den Lippen dringt, muß und wird die aufhorchenden Herzen aller ohne Verstandeszwang in unzerreißbare Bande schlagen. Das ist die Beglaubigung ihrer Echtheit. So vorbereitet höre man, wenn Adalbert von Chamisso singt:

Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein;
Wo ich hin nur blicke,
Seh' ich ihn allein;
Wie im wachen Traume
Schwebt sein Bild mir vor,
Taucht aus tiefstem Dunkel
Heller nur empor —

wer wollte hier noch grübeln? er müßte weniger als Mensch sein, der diese allgemeingültige Empfindung nicht kennete; ähnlich beredsam, nur in männlicherem Drange gehalten ist das Lied Emanuel Geibels:

O schneller mein Roß, mit Hast! mit Hast!
Wie säumig dünkt mich dein Jagen,
In den Wald, in den Wald meine selige Last,
Mein süßes Geheimnis zu tragen — —

O könnt' ich steigen mit Jubelschall
Wie die Lerch' empor aus den Gründen,
Und droben den rosigen Himmeln all
Mein Glück, mein Glück verkünden — —

So wiss' es, du blinkender Mond im Fluß,
So wißt es, ihr Buchen im Grunde:
Sie ist mein, sie ist mein! es brennt ihr Kuß
Auf meinem seligen Munde.

Oder man gebe acht, wie Ferdinand Freiligrath die Ruhe in der Geliebten feiert:

So laß mich sitzen ohne Ende,
So laß mich sitzen für und für!
Leg' deine beiden frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir!
Auf meinen Knie'n, zu deinen Füßen,
Da laß mich ruh'n in trunkner Lust;
Laß mich das Auge selig schließen
In deinem Arm, an deiner Brust — —

In unsrer Liebe Nacht versunken,
Sind wir entfloh'n aus Raum und Zeit:
Wir ruh'n und träumen, wir sind trunken
In seliger Verschollenheit!

Man versuche einmal die Stimmungsgewalt dieser drei Proben an den Heineschen Liedern; dieselbe wird nirgends, auch nicht an einer Stelle bei diesen ihr Echo finden. Aber wie und was jene drei gesungen, das allein ist Liebe, ist Leidenschaft — beider Sprache und natürlicher Gang: von der ersten bis zur letzten Silbe ein übermächtiges, jedes menschliche Herz mit sich fortreißendes Gefühl — als solches in der Seele selbst entsprungen und in nichts verstandesmäßig erklügelt und weil so, nur darum einzigste Poesie. Dazu vernehme man denn als satirisches Nachspiel:

Daß du mich liebst, das wußt' ich,
Ich hatt' es längst entdeckt;

Doch als du mir's gestanden,
Hat es mich tief erschreckt.*)

Ich stieg wohl auf die Berge
Und jubelte und sang;
Ich ging ans Meer und weinte
Beim Sonnenuntergang —

ein Schreck, der sich in der That sehen läßt! und sich dabei Strapazen zumutet, wie sie sonst als Wirkung eigentlich nicht üblich sind.

Mein Herz ist wie die Sonne,
So flammend anzuseh'n,
Und in ein Meer von Liebe
Versinkt es groß und schön.

Es unterliegt ja sicherlich keinem Zweifel, daß es Wesen von äußerlich menschlicher Bildung geben wird, welche auch in diese Reimerei wie in ein Meer von Poesie „groß und schön" versinken: für diejenigen aber, die auch innerlich etwas vom Menschen abbekommen haben, kann sich in einem solchen Gefasel doch nichts anderes als ein geckenhaft verblödeter Sinn offenbaren, der unabläßig bemüht erscheint alles, Hohes und Niederes in der Welt, zu seiner unsterblich eitlen Selbstbespiegelung zu mißbrauchen. Nicht, daß der Versmacher hier an unrechter Stelle erschrickt und auch schon wieder einmal flennt, ist das lächerlichste daran — manche Menschen können vielleicht nicht anders als auf dem Kopfe stehen, wo andere Leute auf ihren Füßen bleiben: aber daß der vollendete Geck ganze Tagemärsche macht, nur um über seinem wirklichen, kleinen, albernen, saftleeren Herzen ein großes, blutiges zu malen und diese knallrote Pinselei auf weißer Weste mit der Flamme der untergehenden Sonne wetteifern zu lassen: das ist schon untermenschlich, das ist Äfferei.

Allen diesen dichterischen Späßen der Empfindsamkeit gegenüber gewährt es einen Trost zu wissen, daß ihre Fähigkeit zu täuschen an dem unverfälschten Gefühle des naiven Menschen ihre Schranke findet. Ohne sich erst Rechenschaft darüber zu geben, wird ein solcher jede Empfindelei ohne weiteres von sich weisen, weil dieselbe als natürlicher

*) Eine andere Lesart lautet: „War die meine schon verreckt!" Ich würde dieser den Vorzug geben, schon darum, weil sie einen guten, durch die Erfahrung erhärteten Sinn gibt: eine Liebe, die sich lange umsonst quält, stirbt zuletzt. Wohingegen die Nachricht, daß die Liebe vor dem Geständnisse der längst gewußten Gegenliebe tief erschrecken kann, hier zum erstenmal zwar seitens des „großen Dichters" — alias Sehers — aber sonst noch ganz unbeglaubigt auftritt.

Gegensatz ihm widersteht. Vor der Aufgabe, die mangelnde Leidenschaft in der Poesie künstlich zu ersetzen, müßte selbst ein größerer Verstand, als derjenige des kleinen Heine war — wird überhaupt ein jeder rein verstandesmäßige Versuch scheitern. Fast immer wird das Ende vom Liede ein ungewollter Aberwitz sein.

In letzter Stunde!

Schauspiel in drei Aufzügen.

Von J. v. Wildenradt.

(Akt III, Achter bis zwanzigster Auftritt.)

Achter Auftritt.

Der Fürst und Valentini kommen von links, Ersterer einen verschlossenen Brief in der Hand, den er auf der Szene dem Sekretär reicht.

Fürst. Sorgen Sie dafür, daß mein Handschreiben dem Präsidenten der Kammer sofort übergeben werde. Ich will einen letzten Versuch machen, bevor ich zu ernsteren Maßregeln meine Zuflucht nehme!

Valentini. Zu Befehl, Durchlaucht! (entfernt sich einige Schritte nach rechts, bleibt zögernd stehen.)

Fürst. Nun, was zögern Sie noch?

Valentini (mit sich selbst kämpfend). Durchlaucht, ich möchte, — ich habe, — Durchlaucht! (fängt immer stärker zu zittern an.)

Fürst. Was haben Sie, Mann, — was soll das seltsame Benehmen?

Neunter Auftritt.

Natalie kommt von hinten.

Fürst (erstaunt, halblaut für sich). Meine Tante! (laut zu Valentini). Gehen Sie, lassen Sie den Brief ohne Säumen besorgen; dann kehren Sie wieder!

Valentini ab, nach rechts.

Natalie (sich dem Fürsten nähernd). Verzeih, Chlodwig, wenn ich Dein Antlitz aufsuche. Ich weiß, daß ich Dir unwillkommen bin, aber ich nahe Dir in einer sehr ernsten Angelegenheit. Willst Du Deiner alten Tante Gehör schenken?

Fürst. Sprechen Sie, was führt Sie in die Residenz zu mir? (deutet auf einen Stuhl, die Prinzessin setzt sich.)

Natalie Du hast einen Sohn, Chlodwig!

Fürst (ironisch). Eine Thatsache, die mir in so feierlicher Weise nicht bestätigt zu werden brauchte!

Natalie. Ich hielt es trotzdem für nötig, Dich daran zu erinnern; denn auch dieses Kind hast Du vernachlässigt, wie seine Mutter, Deine Gemahlin, die ihm das Leben gab.

Fürst. Ich bitte, Prinzessin, davon Nichts weiter!

Natalie. Du hast Deinen Knaben vernachlässigt, sage ich. Während Du die Zeit in Gesellschaft Deiner Maitresse vertändeltest, wurde Dein Knabe krank —

Fürst. Wie, — und davon wurde mir Nichts gemeldet?

Natalie. Es wäre Deine Sache gewesen, Chlodwig, über das Wohl des Kindes zu wachen, dem Du die Mutter raubtest!

Fürst (erregbar). Nichts mehr von der Mutter! Was ist mit dem Kinde?

Natalie. Es liegt im Fieber, mit dem Tode ringend!

Fürst. Und das sagen Sie so ruhig? Lassen Sie mich zu ihm, zu meinem Knaben — (will ab nach hinten.)

Natalie. Bleib und hör mich erst zu Ende! Die Wärterin, in ihrer Verzweiflung, zog mich durch einen Boten ins Vertrauen! Ich kam, von niemand beachtet, ich sah die Zerstörung, welche eine furchtbare Krankheit in dem kleinen Wesen angerichtet hatte, und ich hielt es für meine Pflicht, die Mutter zu benachrichtigen. Unbekümmert um das Verbot, das Du selbst ausgesprochen, nahte Mathilde im Geleit Henriettes und Desjenigen, der ihr in dieser herben Zeit ein selbstloser Tröster war, der ihr allein Schutz gewähren kann, wenn ihr Gemahl, der Fürst dieses Landes, ihr ihn versagt. Mathilde, Henriette und Ferdinand weilen mit zwei Ärzten am Bett des Kleinen!

Fürst. Mathilde und Ferdinand, — ha! — (stampft mit dem Fuß.) Sie zeigen mir das Bild des Kindes, von Schmerzen gefoltert, und fesseln mir gleichzeitig den Fuß, den ich erhoben, um zu ihm zu eilen!

Zehnter Auftritt.

General Berghaus in großer Aufregung von rechts. Vorige.

Berghaus. Durchlaucht, eine schlimme Botschaft! Die Unzufriedenen haben plötzlich die Maske abgeworfen, Haufen verdächtigen Gesindels durchziehen die Stadt, die Stände haben sich in Permanenz erklärt; es gehen befremdliche Dinge vor und ich fürchte, daß der Auf-

stand sein Haupt bald genug drohend erheben wird. Ich bitte daher dringend um Verhaltungsbefehle!

Fürst. Thun Sie, was Sie wollen! Mein Kind, mein Sohn liegt im Sterben, — das ist eine Nachricht, die jede andere in den Hintergrund drängt!

Elfter Auftritt.

Valentini kehrt zurück, bleibt verlegen, von niemand beachtet, in der Nähe des Eingangs rechts stehen.

Berghaus. Verzeihung, Durchlaucht, der Erbprinz kann und wird wieder gefunden; doch eine verlorene Krone ist nicht so leicht zurück zu erobern. Es geht ein Gerücht, daß Graf Strehlen sich in der Stadt befinde, ja, daß selbst die verstoßene Gemahlin Eurer Durchlaucht es gewagt habe —

Natalie. Gewagt? — O, sie wird noch mehr wagen, mein Herr General, Ihm und allen Seinesgleichen zum Tort!

Berghaus. Man bringt die Anwesenheit des Exministers mit dessen Gelüsten nach Usurpation des Thrones in Verbindung; das Volk ruft nach ihm —

Natalie. Da hat das Volk sehr Recht! Ferdinand ist sein Freund, Ferdinand hat ein Herz für die Bitten und Leiden des Volkes, wo Andere nur Hohn und Verneinung haben.

Berghaus. Durchlaucht, ich bitte dringend, mich zur Verhaftung des Grafen und Niederwerfung des Aufstandes zu autorisieren!

Fürst. Der Graf befindet sich nur wenige Gemächer von uns entfernt, meine Gemahlin ebenfalls.

Berghaus (erstaunt). Die Fürstin, — der Graf, — und mit Ihrer Erlaubnis, Durchlaucht?

Fürst (bitter). Glauben Sie, daß man mich noch fragt, wenn man sich auf die breite Masse des Volkes stützen zu können glaubt! O, diese Krankheit meines Kindes kam meinem Bruder sehr gelegen!

Natalie. Was willst Du damit sagen, Chlodwig? — Hüte Dich, Deine Seele mit einer neuen Schuld zu belasten!

Berghaus. So lassen Sie mich Ihren Gedanken Worte leihen, Durchlaucht! Ich durchschaue das fein abgekartete Spiel. Ein Trank ist leicht beschafft, der dem Kinde das Lebensmark zerstört, und der präsumtive Thronerbe stellte sich bei Zeiten ein. Gelang es das erste Mal nicht, den Vater zu beseitigen, so gelingt es vielleicht diesmal, die Axt an die Wurzel des Baumes zu legen.

Natalie. Schweig Er, — Er, — o, ich habe keinen Ausdruck für Seine verächtliche Gesinnung! — Chlodwig, wenn in Deinem Herzen noch ein Funke von Liebe, ein Gefühl für Wahrheit und Ehre lebt, so weis' ihn von Dir, den haßerfüllten Versucher, welcher dem Edelsten und Besten ohne Scheu die Makel andichtet, die ihm selbst anhaften!

Fürst (in dumpfem Brüten). General, wenn Sie Recht hätten, — o, ein furchtbares Strafgericht!

Zwölfter Auftritt.

Ein Adjudant tritt in großer Hast rechts ein.

Adjudant. Verzeihung, Durchlaucht, — Excellenz, — das Volk rottet sich zusammen, bewaffnete Haufen sind gegen das Staatsministerium und das Polizeigebäude im Anzug —

Berghaus. Durchlaucht, Sie sehen, die Stunde drängt.

Fürst. So handeln Sie, General! Ich billige im Voraus alles! Lassen Sie die Truppen scharf laden, wenn nichts anderes helfen will, doch suchen Sie, der Revolte mit einem Schlage Herr zu werden, damit nicht unnötig Blut vergossen werde!

Berghaus. Endlich! Ich danke Ihnen, Durchlaucht! Kommen Sie, Herr Lieutenant!

Beide salutierend ab nach rechts. Es bleiben Natalie, Fürst, Valentini.

Natalie (warnend, beschwörend). Chlodwig, ruf den General zurück, beflecke Deine Hände nicht mit dem Blut Deiner Landeskinder, — es lastet genug der Schuld auf Dir. Sieh, die Schwester des Toten bittet Dich, Chlodwig, um Deines Vaters, um Deiner selbst willen, entfeßle nicht die Schrecken des Bürgerkrieges, ruf den General zurück!

Fürst. Ich thue nur, wozu andere mich zwingen. Auf ihr Haupt die Blutschuld, auf ihr Haupt die Folgen! Ich muß mir den Weg frei halten und die Stufen zum Thron Anderen versperren!

Valentin (eilt zitternd auf den Fürsten zu und wirft sich diesem zu Füßen). Durchlaucht, in dieser Stunde, Durchlaucht, — ich wurde durch einen Zufall Zeuge, — ein Komplott! —

Fürst. Natalie. Ein Komplott? — Reden Sie!

Valentini. Der General, — der Chevalier, — die Signora —!

Fürst. Was ist's mit den Dreien? — Fassen Sie sich, geben Sie acht auf ihre Zunge!

Valentini. Ein Bündnis gegen den Grafen, — gegen Sie selbst!

Fürst (kalt). Gegen mich? — Sie sind von Sinnen, Valentini, die Angst hat Ihnen den Kopf verwirrt!

Valentini. Nicht doch, Durchlaucht! Ich war mit im Bündnis, — Verzeihung, Durchlaucht, aber jetzt muß ich reden. Der General plant einen Staatsstreich, der General spielt unter einer Decke mit dem Chevalier und der Signora, — es sind lauter Spitzbuben, — Verzeihung, Durchlaucht, — ich habe sie oft gewarnt, — o, wenn ich nur reden dürfte!

Fürst. Ihre grenzenlose Verwirrung allein entschuldigt die sinnlose Sprache, die Sie führen. Ich bedarf Ihrer momentan nicht; gönnen Sie sich Ruhe, gehen Sie nach Hause!

Natalie. Chlodwig, wenn der Mund Valentinis in diesem Augenblick mehr Wahrheit für Dich hätte, als der des Generals!

Valentini. Gewiß, meine gnädigste Prinzeß, gewiß!

Fürst. Die Wahrheit wird heute durch einen anderen Mund verkündet!

(Man hört fernes Glockengeläut.)

Natalie (erschrocken lauschend) Das sind Sturmglocken! Chlodwig, hörst Du, wie sie heulen, wie sie Dich und Deine Kreaturen bei dem Ewigen anklagen!

Dreizehnter Auftritt.

Ein Offizier tritt rechts herein.

Offizier. Verzeihung, Durchlaucht, ich suche den General!

Fürst. Er verließ uns vor kurzem. Was haben Sie ihm zu melden?

Offizier. Die Stände haben den Brief Eurer Durchlaucht zurückgewiesen und den Erbprinzen als Fürsten, den Grafen Strehlen als Regenten ausgerufen. Das Staatsministerium und das Polizeigebäude sind in der Gewalt der Aufständischen, ein Teil der Truppen fraternisiert mit den Empörern, Wolfersdorf steht an ihrer Spitze!

Fürst. Die Rasenden! Das macht mich der letzten Rücksichten quitt! Der General soll Kanonen auffahren lassen; eilen Sie, bringen Sie ihm meinen Befehl. Ich selbst folge Ihnen nach!

Offizier. Noch eins, Durchlaucht! Es heißt in der Residenz, daß Graf Strehlen sich als Gefangener hier befinde. Machen Sie sich darauf gefaßt, daß, falls es dem General nicht gelingen sollte, die Revolte niederzuwerfen, die abtrünnigen Bataillone den Weg hierher nehmen. Wenn ich Ihnen gehorsamst raten dürfte, lassen Sie satteln und schlagen Sie die Straße nach —

Fürst. Ich sollte fliehen? Herr, sind Sie Offizier, daß Sie Ihrem

Fürsten einen so schimpflichen Rat zu erteilen wagen? — Aus meinen Augen! Und melden Sie dem General, was ich Ihnen befohlen!

Offizier ab nach rechts.

Vierzehnter Auftritt.

Der Fürst will nach hinten abgehen. — Der Graf tritt ein und geht rasch auf den Fürsten zu.

Graf. Chlodwig! (streckt ihm die Hand hin.)

Fürst. Gib mir Raum, — Verräter!

Graf. Nenne mich, wie Du willst; in dieser Stunde rechte ich nicht mit Dir. Denn Dein Knabe —

Fürst (außer sich). Du hast ihn getötet, Du und seine herzlose Mutter! Doch auch ihr sollt büßen, was diese Stunde mir raubt!

Graf. Nicht doch, Dein Sohn lebt, Dein Sohn ist gerettet, Chlodwig!

Fürst (als dürfe er seinen Sinnen nicht trauen). Gerettet! — Gerettet, hör ich recht? — Doch sie haben ihn ja zum Fürsten ausgerufen, die Empörer dort unten; und damit Du als Regent mich der Mühe des Herrschens überheben kannst, mußte der Kleine am Leben bleiben.

Natalie. Laß seine kränkenden Worte Dich nicht anfechten, Ferdinand; Du hörst nur das Echo der Verleumdungen, die General Berghaus ungestraft ausstoßen darf!

Graf (zu Chlodwig). Du solltest dem Allmächtigen auf den Knieen danken, daß er Dir und Mathilde ein Leben erhalten hat, dessen Dauer nur noch auf Stunden berechnet schien. Statt dessen, — doch ich will Dich nicht schelten, denn an mein Ohr hallt das Läuten der Sturmglocken und ich fürchte, zu einer traurigen Stunde bei Dir eingekehrt zu sein.

Fürst. Willst Du mich höhnen? — Dir gilt ja, was ihr eherner Mund verkündet, nach Dir rufen die Verräter, Dir bringen sie ihre Huldigung. Aber sie sollen sich verrechnet haben! Noch bin ich Herr und weiß mein Herrscherrecht zu brauchen. (Geht an die Thür rechts und ruft hinaus.) Die Schloßwache!

Ein Abteilung von sechs Soldaten tritt ein.

Fürst. Verhaftet diesen Mann!

Man hört ferne Schüsse. Die Soldaten zögern.

Graf. Bruder, was thust Du! — Der Aufstand greift um sich, — und Du sinnst auf Befriedigung Deines unnatürlichen Hasses!

Natalie. Chlodwig, wenn Du die Hand an Ferdinand legen

läßt, so überliefere auch mich Deinen Soldaten, denn auf meinen Ruf kam Dein Bruder hierher!

Fürst (knirschend). Thut Eure Schuldigkeit!

Valentini. Durchlaucht, — besinnen Sie sich! Berghaus hat Sie unerhört betrogen. Er war der Urheber jenes Attentates, — fragen Sie den Chevalier, fragen Sie die Signora!

Der Fürst steht sprachlos.

Graf. Was sagen Sie, Valentini? — Hörst Du es, Chlodwig, hörst Du? Nun wirst Du endlich an unsre Unschuld glauben! — Doch Sie, Sekretär, wo haben Sie die Beweise? Liefern Sie mir dieselben ohne Verzug!

Valentini. Mein Gott, ich habe nichts Schriftliches, ich kann nur einen heiligen Schwur leisten. Alles Unheil, das uns die letzten Monate brachten, ist das Werk des Generals!

Natalie. Diesmal spricht Er Wahrheit, vielleicht zum erstenmal in Seinem Leben! — Chlodwig, Du mußt auf Valentini hören!

Fürst (schwer atmend). Holt mir den Chevalier herbei, — sofort!

Ein Soldat ab nach rechts.

Fürst sinkt wie vernichtet in einen Sessel zusammen.

Graf. Armer Bruder, bethörter Mann! Gilt Dir die Aussage eines Abenteurers mehr, als das Wort Deiner nächsten Angehörigen, die Dich lieben trotz Deiner Fehler, die Dich retten möchten, Deiner eigenen Verblendung zum Trotz!

Fürst. Mich retten? — Es gab eine Zeit, in der ich an Deine bessere Einsicht, Dein edles Wollen glaubte. Doch die Maske ist längst gefallen, Du schürtest den Aufruhr, —

Graf. Du irrst abermals. Den Aufruhr schürten die Verworfenen, welchen Du sorglos trautest, — nicht ich! Wohl sah ich ihn kommen, doch der Versuch, ihn zu dämpfen, wäre vergebenes Mühen gewesen.

Fürst. Du wolltest es nicht; ewig lastet auf Dir dieser Vorwurf!

Graf. Nein, wenn mich ein Vorwurf träfe, wäre es der, nicht rasch und entschieden genug gegen Deinen Anhang, gegen Dich selbst aufgetreten zu sein. O, hätte ich es früher gethan; Dir und uns allen wäre vieles erspart geblieben.

Neue Schüsse, näher als zuvor.

Fünfzehnter Auftritt.

Berghaus mit gezogenem Degen, von einigen Offizieren begleitet, eilt von rechts in den Saal. Der Graf und Natalie treten in den Hintergrund; der Graf winkt Valentini, der zu den beiden tritt und ihnen Rede steht.

Berghaus. Durchlaucht, retten Sie sich, es ist die höchste Zeit. Das Leibregiment macht gemeinsame Sache mit den Aufständischen, sie rufen den Grafen Ferdinand zum Fürsten aus!

Fürst (nach hinten deutend und sich erhebend). Dort steht er, der wahre Inhaber der Macht! Die Treue meiner Offiziere haben Sie mir nicht erhalten können, — so beugen auch Sie sich vor dem Götzen der Menge, — was zögern Sie noch!

Berghaus. Ich? — Nimmermehr! Eher soll dieser Degen —! Doch fliehen Sie, Durchlaucht, ich beschwöre Sie; in der nächsten Minute schon könnte es zu spät sein!

Neue Schüsse, noch näher.

Fürst. Ich bleibe! Vertheidigen Sie die Krone, die Sie in den Kampf gezogen haben!

Berghaus. Wohlan, so sei Jener der Erste, der seine Überhebung büße. (zu den Offizieren) Ergreifen Sie den Grafen, — lebend oder tot!

Sechzehnter Auftritt.

Die Offiziere zögern. Wolfersdorf mit Soldaten und bewaffneten Bürgern dringt von rechts ein, den bloßen Degen in der Faust.

Wolfersdorf. Mir nach, Freunde! Das Leben des edelsten Mannes ist gefährdet, eilt, ihn zu retten.

Die Offiziere des Generals und die zuvor auf der Szene befindlichen Soldaten der Schloßwache werden von den Eindringenden umzingelt und zurückgetrieben nach links.

Berghaus. Ha, Wolfersdorf!

Wolfersdorf. Ergeben Sie sich, General! Ihre Sache ist verloren!

Berghaus. Nicht, so lange meine Hand den Degen zu führen vermag! Wehrt Euch, Verräther! (zu den eigenen Begleitern.)

Graf vortretend). Sind Sie wahnsinuig? — Zu mir, Wolfersdorf!

Wolfersdorf eilt auf den Grafen zu; seine Begleiter umzingeln Berghaus und entwaffnen ihn.

Bürger und Soldaten. Hoch, Graf Ferdinand, hoch, hoch!

Graf zu Wolfersdorf). Wolfersdorf, Sie an der Spitze dieser Schar?

Wolfersdorf. Ich mußte es, Excellenz! Es galt Ihre Ehre, Ihr Leben; ich wäre ein Undankbarer gewesen, wenn ich gezögert hätte!

Bürger und Soldaten. Hoch, Graf Ferdinand!

Sie führen die Überwundenen, unter ihnen Berghaus, nach links ab.

Der Fürst sinkt, das Antlitz mit der Hand bedeckend, in seinen Sessel nieder; der Graf schickt Wolfersdorf mit Natalie nach hinten ab, nachdem er zuvor auf den Fürsten gedeutet hat; Valentini nach links ab.

Siebenzehnter Auftritt.

Der Präsident der Ständekammer tritt, von Abgeordneten begleitet, rechts ein. Die letzten Bewaffneten ziehen sich an die Eingänge zurück.

Präsident (zu dem Fürsten gewendet). Wir nahen, Durchlaucht, um Ihnen die Abdankungs-Urkunde zu Gunsten des Erbprinzen, Ihres Sohnes, vorzulegen und bitten Sie, dieselbe zu unterzeichnen; es ist das einzige Mittel, die erregten Gemüter zu beruhigen, die Schonung des fürstlichen Besitzes zu garantiren und Ihr eigenes Leben zu schützen! (legt die Urkunde auf den Tisch, und wendet sich dann an den Grafen.) Sie, Herr Graf, den treuen Sohn des Landes und hochherzigen Freund des Volkes, bitten wir, im Namen des Unmündigen die Regierung zu führen und mit uns dahin wirken zu wollen, daß bessere Zustände eine Ära der Erholung und neuen Gedeihens für unser schwer heimgesuchtes Land herbeiführen. Die Entfernung des Generals von Berghaus, der Signora Montefiore, und des Chevaliers d'Estrées ist unerläßlich; wir hegen das Vertrauen, daß es nur dieses Hinweises bedarf, und daß mit der Rückkehr unserer geliebten Fürstin Versöhnung und Friede auch in das Herrscherhaus wieder einkehren werden!

Fürst (die Hand nach der Urkunde ausstreckend, fast tonlos). Geben Sie her! (will unterzeichnen.)

Graf. Halt, Chlodwig! Ein Wort zuvor! Du hast den verhängnisvollen Wahn gehegt, daß ich im Geheimen nach der Herrschaft trachte, Du hast noch schlimmeren Verdacht offen ausgesprochen, als jenes Attentat auf Dich verübt wurde, dessen Urheber nach Aussage Valentinis kein anderer, als General Berghaus, war.

Bewegung unter den Anwesenden.

Graf (fährt fort). Der Umstand, daß die Krankheit Deines Sohnes, das Eintreffen Deiner Gemahlin und meine eigene Ankunft mit dem Ausbruch des Aufstandes zusammenfielen, mußte Dich in Deinem unseligen Argwohn bestärken. Hier aber erkläre ich in Gegenwart der besten Männer Deines Volkes, hier schwöre ich bei den Manen unseres Vaters: Nie habe ich in unlauterem Gelüst Deinem Weibe nachgestellt, nie hat

mein Sinn danach gestanden, die Rechte des Bruders, Deine Rechte, Chlodwig, zu schmälern! Darum muß ich auch heute die Ehren zurückweisen, die mir Dein Volk entgegenbringt!

Fürst. Ferdinand, — Du —? (in ungeheurer Bewegung.)

Graf (zu den Deputierten). Vernehmen Sie mein Wort, meine Herren, und überbringen Sie es den Ständen! Ich kann nicht als Nebenbuhler meines Bruders auftreten und ich hoffe, daß es dessen nicht bedarf. Der Fürst ist jung und kraftvoll; die Erfahrungen dieser Stunde werden ihn, den durch schlechte Ratgeber Irregeleiteten, zur Einkehr zwingen, sie werden, sie müssen ihm ein Sporn sein, sich aufzuraffen und aufs neue um die Achtung und Liebe seines Volkes zu werben. Er hat gesehen, daß kein Fürst, und wäre es der mächtigste, seine Pflicht ungestraft vernachlässigen darf. Erwirken Sie meinem Bruder die Verzeihung der Nation und wenn Sie mich lieben, schenken Sie meiner Bitte Gehör, lassen Sie den Vater den natürlichen Vormund Ihres neuen Fürsten sein! Mit mir aber nehmen Sie, wie früher, als Staatsminister vorlieb und empfangen Sie mein Wort, sehen Sie mich selbst als Bürgen an für den vollkommenen Wandel meines Bruders zum Guten!

Die Deputierten ziehen sich zur Seite zurück und beraten unter sich.

Fürst (zerknirscht). Ferdinand, — Ferdinand, — was machst Du aus mir!

Graf. Ich greife in Deine Seele, Chlodwig! Ausscheiden möchte ich alles Gemeine, zusammenfassen alles Edle und Gute, das in Dir glüht. Du darfst nur wollen, Chlodwig, Du darfst nur Dir selbst vertrauen!

Fürst. O, ich bin ein Unwürdiger, ich habe das Recht mit Füßen getreten und kein Ohr für Deine Mahnungen, kein Auge für Deine selbstlose Liebe gehabt!

Achtzehnter Auftritt.

Soldat kommt von rechts, der Graf winkt ihm, zu nahen.

Soldat (meldet). Durchlaucht, der Chevalier ist nirgends zu finden; er soll entflohen sein mit — (stockt.)

Graf. Mit wem? — Vollendet, Mann!

Soldat. Mit der Italienerin!

Fürst. Mit Adelaide? — Weh mir, daß ihr Name hier jemals laut werden durfte! — (zum Soldaten) Es ist gut!

Soldat ab nach rechts.

Neunzehnter Auftritt.

Ein Offizier tritt von links auf, salutierend.

Graf. Was bringen Sie?

Offizier. Meldung, daß General Berghaus sich soeben erschossen hat!

Fürst. Auch das noch! — Er hat mich und sich selbst betrogen, der Unglückliche.

Winkt entlassend, Offizier ab nach links.

Präsident (tritt hervor). Herr Graf, wir nehmen Ihre Vorschläge an unter dem Vorbehalt ihrer Billigung durch die versammelten Stände. Der Selbstmord des Generals beweist seine Schuld, die Flucht des Chevaliers und jener Anderen ist mit einer Erfüllung unserer auf sie bezüglichen Bitte gleichbedeutend. Wir kehren in das Ständehaus zurück in der frohen Zuversicht, eine dauernde Versöhnung zwischen dem Fürstenhaus und dem Volk angebahnt zu haben!

Ab nach rechts.

Zwanzigster Auftritt.

Der sterbende Berghaus auf einem Sessel sitzend, von Valentini und einem Offizier gehalten, wird links durch Soldaten hereingetragen.

Berghaus (mit schwacher Stimme nach Atem ringend). Mein Fürst — ein Sterbender —!

Fürst (erschüttert). Berghaus, — unglücklicher Mann!

Berghaus. Ich ernte die Frucht meines Thuns; ich bin dreifach schuldig geworden. Verzeihung, mein Fürst, — Verzeihung, Graf, — ich — Allmächtiger, erbarme Dich mein! (sinkt tot zurück.)

Fürst. Schlafen Sie in Frieden! — — Er ist tot! Gestorben, ehe er seine Schuld sühnen konnte! — Führt ihn fort; er soll in der Stille bestattet werden!

Valentini. Mein Fürst, auch ich erflehe Ihre Verzeihung — und die Ihre, Herr Graf!

Der Graf reicht Valentini schweigend die Hand.

Fürst. Hüten Sie den Todten; ich grolle Ihnen nicht!

Valentini, Graf, Soldaten mit Berghaus ab nach links.

Fürst (an die Brust des Grafen sinkend). Ferdinand, — mein Bruder, verzeih und hilf, o hilf mir in dieser schweren Stunde!

Graf. Schenk mir nur Dein Vertrauen — und alles wird sich zum Guten wenden.

Ein altes Märchen

in Briefen.

Von Hermann Heiberg.
(Berlin.)

Nr. 1.

Erinnerst Du Dich noch, Mensch, daß wir uns einst totschießen wollten um das kleine Fränzchen mit den roten Haaren?

Nein, Du wirst es vergessen haben, da Du, gleich Leporello, ein schier unglaubliches Register aufrolltest. Und nicht nur in Spanien: tausend und drei! — —

Lieber, wie wund müssen Deine Lippen sein! Und auf dem Rüttli Deiner Erfahrung schwurst Du, nie zu heiraten! —

Wohl! Es muß auch Schmetterlinge geben, sonst würde der Most der Blumen in allzu vielen Kellereien umsonst aufgespeichert werden.

Ich aber, Freund, habe mich nun endlich entschlossen, die einsame Petroleumlampe und die Butterdose mit dem trübseligen Rest in die Ecke zu stellen. Ich habe mich verlobt! Ich erwarte nicht, daß Du nun gleich vor Überraschung einen Purzelbaum schlägst.

Ich weiß. In der Regel nehmen die Verlobten an, die Augen der ganzen Welt müßten sich auf sie richten. Wenn gar die Geburt des ersten zahnlosen kleinen Herren mit den ungeduldig strampelnden Beinen erfolgt, vergißt Mancher in seinem stolzen Selbstgefühl den wirklichen Schöpfer aller Dinge.

Nein, Freund, ich nehme die Sache als eine solche, welche jeden Tag passiert, aber da ich nun wirklich auf diesen, Küche, Keller und Dienstboten umfassenden Einfall gekommen bin, so will ich Dir doch wenigstens Mitteilung machen!

Vernimm in dem ganzen Ausdrucks-Überschwall meiner Gefühle, wie sie aussieht und mache kein Gesicht, wie der Mond, wenn er den Sirius anbellt. Es muß heraus!

Ihre sanfte Bescheidenheit könnte ein totes Vögelchen im Fensterbauer beschämen; um ihre Füße würde sie das Weib eines Mandarinen beneiden, und ihr rotschwellender Mund gleicht einer Pfirsichblüte. Ihre Augen — sie hat nämlich tiefblaue, mit dunkelschwarzen Augbrauen umrahmte Augen — sehen aus, als ob ein in dichtem Gebüsch versteckter Waldsee ein Paar Kinderchen geboren hätte, still, unschuldig, tief, geheimnisvoll — und doch bei Sturm und Sonnenschein, bei Tage und bei des

Mondes silberglänzender Behäbigkeit — gefährlich! Ich fiel, wie ein Trunkener, in diese wunderbaren Abgründe, und als ich zum Bewußtsein kam, lag ich an dem Schnee eines Halses, dessen Farbe das Gefieder der Schwäne beschämen würde. —

„Aber nun hören Sie auf, Herr Doktor Federico Lamprecht. Es ist genug!“ -- höre ich Dich sagen. Gut! Ich will meinen Hahn abdrehen und das Faß meiner Begeisterung auf Abbruch verkaufen. Aber eines muß ich Dir noch sagen, und sollte ich auf einem alten Lehnstuhl des Quinquecento festgebunden und totgekitzelt werden:

Ihr Haupt muß ich Dir beschreiben: Sie hat Haare, als brenne der Berg Ida und als züngelten kleine rote Schlangen in einem Champagnerrausch nach Liebe! —

So, nun weißt Du, daß sie ebenso wie Fränzchen, um die Du meine schöne, weiße Seele einst in die Unterwelt schaffen wolltest, — rote Haare hat.

Ich bin ganz tobsüchtig glücklich, dieses kleine, stille, demutvolle und unverdorbene Kind auf dieser abgeplatteten Himmelsinsel — Erde — gefunden zu haben.

Und nun, mein Herr, mache ich die Thüren meines Königreiches zu. Ich will zu Bett gehen und habe mir Schlaf und Traum mit Mohnblumenkränzen bereits bestellt. Sie warten!

Nachschrift: Also ernsthaft! Ich habe mich wirklich verlobt und Du kannst mir gratulieren. Sprich unglaublich viel Gutes gegen mich aus, wenn Du antwortest. Therese — so heißt sie — muß glauben, es sei Apollo, Jupiter und Mars in mir vereint. —

Und endlich noch eins: Sie hat Grübchen auf den Handflächen! Grübchen, die aussehen, wie Wiegen für Engel! —

Nr. 2.

Lieber Freund!

Dank für Deine Zeilen. Also Du kommst am Mittwoch zur Hochzeit? Ich freue mich, Dich wiederzusehen, als solle ich das Glück in einer Sandtorte verspeisen. Und gewiß, Du wirst sie schön finden. Wenn ich sie ansehe, dünkt mich, sie müsse einer seidenweißen Rose mit einem rosenroten Kelch entschlüpft sein, und sie liebt mich mit einer Zärtlichkeit, die mich wahnsinnig macht. Ich greife immer um mich, um irgend etwas in Bewegung zu setzen! —

Wäre ich Poseidon, ich würde den Atlantischen Ozean in meine Handflächen füllen und dem Himmel ins Gesicht spritzen. —

Also Mittwoch! Schätze mich bis dahin weiter. Es sei Dein einziger, schöner Beruf! —

Nr. 3.

Roßtrappe-Harz.

Wir kommen eben vom Felsen herab. Die Gegend lag vor uns, wie das Lächeln auf den Lippen einer Waldnymphe.

Meine kleine rote Venus sendet Dir einen Sack voll Grüße. Er ist zugeknotet! wenn Du ihn aber aufmachst, verwandelt sich jeder Gruß in ein geschwätziges Märchen, das Dir von unserem Glück erzählt!

Adieu, Theurer! Hoffentlich bist Du mit der Nachwirkung des Hochzeit-Champagners zufrieden gewesen. Wir sind bereits auf der Rückreise. In acht Tagen adressire die Briefe an: Doktor Federico Lamprecht Berlin W. Kurfürstenstraße ....

Nr. 4.

Berlin.

So spät beantworte ich Deinen Brief, Lieber! Aber nach unserer Rückreise gab es tausend Schubladen aufzumachen, um alle die Pflichten, die sich darin angesammelt, herauszuholen. Allerlei in der Einrichtung, Visiten hin und her u. s. w. u. s. w.! —

Und nicht zum Geringsten meine Berufsthätigkeit, die ich doppelt nachzuholen hatte, hielt mich vom Schreiben ab. Heute ist endlich einmal ein ruhiger Abend. — Ich habe meine Doktorklinge abgeschnitten und unter meinem Schilde steht das drohende: „Nicht zu Hause!“ —

Ich kann Dir nur sagen, Freund, daß ich mich unendlich glücklich fühle. Meine kleine Frau ist zierlich, hinreißend, liebenswürdig, häuslich, sanft, und was ihr vielleicht an anregendem Geiste abgeht, das ersetzt mir ihre Weiblichkeit.

Man müßte meine Schwiegermama in Spiritus setzen, um sie der Nachwelt aufzubewahren. Sie hat ihre Tochter vortrefflich erzogen. Kein unreines Stäubchen fiel in die Seele dieses Kindes. Und fast beschämend ist ihre Unterordnung und Sanftmut. Du weißt, ich bin ein heftiger Mensch! Als wir jüngst eine kleine Scene hatten, ging sie wortlos hinaus und ich fand sie weinend in ihrem Zimmer.

„Ich denke mir, Du könntest mich je weniger lieben!“ — sagte sie, als ich sie um diesen starken Ausbruch ihrer Empfindungen befragte. —

Nie habe ich ein weibliches Geschöpf gesehen, das im Verkehr mit Männern so züchtig verlegen, so mädchenhaft ist. Sie errötet, als sei ein Unschuld-Äderchen in ihrem Herzen gesprungen. Schon ein Blick scheint sie zu verwirren und ihre zarte Seele zu verletzen. —

Mit meiner Praxis geht es gut. Ich habe viele Patienten und bilde mir und ihnen ein, daß ich direct aus einer Rippe des Aeskulap geschnitten sei.

Also, alles in Ordnung und vollkommen glücklich! Schreibe doch einmal.

Immer entfernt und doch bei Dir.

Dein

F.

Nr. 5.

Mein lieber Freund!]

Es gibt Situationen, in denen der Humor eilfertig, wie vom Zuge erfaßte Schreibtischpapiere, zum Fenster hinauswirbelt! In einer solchen befinde ich mich, denn ich muß Dir melden, daß das kleine Männchen, welchem meine Frau das Leben gab, nach allerlei ängstlichem Atemholen die dunklen Augen für immer wieder schloß. Der Himmel konnte gar kein besseres Mittel ersinnen, mir meine Freude am Leben zu dämpfen. Verteufelt schlecht ist mir zu Mute; die Trauer sitzt in meinem Hause und grinst mich kalt an.

Ein Trost ist es noch für mich, daß meine Schwägerin bei uns ist. Sie kam zur Pflege ihrer Schwester, aber allerdings unter anderen Erwartungen. Statt ein lachendes Gesicht der Freude zu zeigen, hat auch sie einen schwarzen Mantel umgehängt, und mir graut schon, wenn ich, heimkehrend von den Patienten, die Klingel an meiner Wohnung ziehe.

Vor acht Tagen las ich noch in dem „Wintermärchen" Polyxenes Worte:

„Bin ich daheim, ist er mein Spiel für Scherz und Ernst, mein Spielwerk. Jetzt mein geschworener Freund, und dann mein Feind. Mein Höfling, mein Minister, mein Soldat.

Es kürzt mir Juli- zu Dezembertagen und heilt durch tausend Kindereien Gedanken, die sonst mein Blut verdickten." —

O, Mensch, wie hatte ich mich auf dieses Kind gefreut! Noch dazu war's ein Bube, und die Kinderfrau meinte sogar, er habe mir geähnelt, wie einem Conchinchina ihr jüngster Zweibeiniger. — Doch ernsthaft: Was alles meinten, glaubten, hofften wir nicht!

Lebe wohl! Eben ruft mich meine Schwägerin, übrigens ein vortreffliches, liebes, schönes Mädchen.

Nr. 6.

Euer Excellenz gefälliges Schreiben vom 18. d. Mts., in welchem Sie die freundschaftliche Zuvorkommenheit der Regierung, bei welcher Sie die Ehre haben, beglaubigt zu sein, bezüglich der Grenzregulierungsfrage zum Ausdruck bringen, habe ich s. Z. empfangen und verfehle nicht, Ihnen in der Anlage die Anschauungen hierorts zur näheren Kenntnis und weiteren Begutachtung zu übersenden.

So, hier hast Du eine, Deiner ausgezeichneten Persönlichkeit entsprechende diplomatisch formulierte Antwort, lieber Freund. Ich danke für Deinen gütigen Brief und meine, die Grenzregulierungen unserer Freundschaft bedürfen nach unserem letzten Austausch keines weiteren Ausdruckes.

Ich schreibe Dir diese Zeilen als Strohwitwer! Ein nicht übles, unter Umständen anheimelndes Wort! Denn die Abwechselung erfreut nun einmal das menschliche Herz, und sollte man auch seine Frau lieben, wie seinen Schlaf und die erste Zigarre nach einem schweren Diner.

Meine gute kleine Frau sitzt im Seebade, fängt Sonnenstrahlen im Walde und trinkt Ozon am Strande. Sie schreibt Briefe voll Entzücken und bedauert nur, daß ich, abgelöst von ihrem rosenfarbenen Schatten, wie ein Peter Schlemihl umherwandere.

Indessen, so schlimm ist die Sache nicht! Meine Schwägerin Daja, ich nannte Dir bisher noch nicht ihren mich entzückenden Vornamen, der ebenso viel Liebenswürdigkeit in seinem Klange aushaucht, wie sie wirklich besitzt — führt mir die Wirtschaft und ich entbehre nichts.

Sie holt aus ihrem Heiligenschrein die wunderbarsten Dinge hervor, und dieses seltsame Frauenzimmer zieht mich durch ihre amüsante Laune — sie hat sogar Esprit — so an, daß ich selbst den Kegelklub und meinen Donnerstag in die Ecke gestellt habe. —

Ich will Dir doch einmal eine Beschreibung von dieser Seitenlinie der Porschéels — Du weißt, meine Frau ist eine geborene Porschéel — machen: In erster Linie hat sie wunderbar schöne Nasenlöcher! Sie sehen aus, als ob der liebe Gott ein neues Patent erworben habe. Es ist eben etwas vollständig Abweichendes von der bisherigen Himmelsarbeit. Nicht klein, aber von einer besonderen Form; — sanft geschweift, im Grunde nur die anmutige kokette Andeutung einer Vertiefung der Nasenflügel!

Ferner hat sie jene gewissen Frauenhände, welche sich hinter seidenen

Roben verstecken und sich in einem fortwährenden verlegenen Schrecken zu befinden scheinen, daß sie so schön, klein und wohlgeformt sind. Dabei erröten sie aber nicht, vielmehr färben sie sich in ihrer Ratlosigkeit schneeweiß und zittern, als ob ihnen die Dinge, die sie berühren, Schmerzen einflößten.

Endlich hat sie zwei Schultern, die wie Ausruhpunkte für Liebesgötter aussehen. Ich wette, daß ihr mit der Zeit noch einmal selbst Flügel wachsen. Nur die kleinen, reizenden, himmlischen Bonvivants können solches Ebenmaß der Schulter-Linien aufweisen.

Und nun schließe ich. Lebewohl! Schreibe, bezahle das Porto und bessere immer noch mehr Deine moralischen Eigenschaften!

Dein

Lamprecht.

Nr. 7.

Unter dem Geröll der Winter-Amüsements begraben — nur meine Nasenspitze guckt noch unter dem Vergnügungs-Schutt hervor, — „ergreife“ ich nicht die Feder, sondern halte sie bereits zwischen Daumen und Zeigefinger und schreibe Dir endlich einmal wieder!

Du wirst kaum glauben, was ich Dir melde und doch habe ich Dir so viele Körnchen Wahrheit mitzutheilen, wie in eines Advokatenschreibers Sandfaß hineingehen.

Meine Frau kam schon nach dem Sommerausfluge sehr verändert zurück, erzählte mit geläufiger Extrapost-Zunge, wie man sie umschwärmt, bewundert, angesungen und angedichtet, kurz, ihr Herz vergiftet habe. — Ich hörte das alles an, wie einen Krankenbericht. Eine Mühle mahlt nicht immer, sie steht auch einmal wieder still. Ich erlebe das ja täglich. —

Aber es blieb nicht bei den Reminiscenzen, die man, wie „die Blumen von damals“, in ein Gedichtbuch legt, sondern sie begann allerlei Correspondenzen, und nicht nur mit jenen, die Ohrringe in den Ohren und Schleppen an den Kleidern tragen, sondern mit einem ganz ausgewachsenen männlichen Nachkommen des Herrn von Adam-Paradies. — —

Verzeihe, diese Nachahmung: berühmte Männer durch Wohnort-Zusatz interessant zu machen. In erster Linie hat doch unser Urvater darauf ein Recht.!

Anfänglich lachte ich. „Ein halbes Kind!“ erwiderte ich. „Meine Frau ist so gut, steht so fest zu mir, wie Hausstaub auf Mahagonimöbeln. Aber das, mein lieber Freund, glaube ich heute nicht mehr. Höre, was geschah:

Es erfolgten Auseinandersetzungen, in denen sie auch mir bittere Vorwürfe machte. Sie war empört über die Morgenschuhe, die Daja mir gestickt hatte und fand die Aufstellung ihrer Schwester Photographie auf meinem Schreibtische mindestens rücksichtslos. Es gab auch zwischen diesen beiden sehr ernste Erörterungen. Die Schwestern schieden mit einer Freundschaft, die an die schönen Beziehungen der Montecchi und Capuletti erinnerten. Und was weiter folgte?

Meine Frau, meine einstige stille, häusliche Frau hat der Vergnügungsteufel erfaßt. Ich höre nur von Roben und Spitzen, Soireen, Diners, Bällen; Verwünschungen gegen Schneider dringen täglich an mein Ohr, und wenn die Klingel ertönt, steht ein Mensch mit einer quittirten Rechnung über Blumen, Handschuh, Fächer, Fuhrwerk und sonstiges Gesellschafts-Beiwerk draußen.

Wo ist die schöne Zeit geblieben, in der Rosen und Granatblüthen dufteten, kleine, fröhliche Vögel zwitscherten und die Silberquellen unserer glücklichen Übereinstimmung rauschten!? Wir gingen durch einsame schattige Gänge und fanden diese abgeschlossene Welt schöner, als den Besitz der Karolinen und angrenzenden Meere. —

Vorbei! Und glaube nicht, daß meine Frau noch zu kurieren ist. Ich legte ihr die moralischsten Bücher auf den Nachttisch, sprach mit ihr in bewegtesten, eindringlichsten Worten und erinnerte sie, was wir uns gelobt und geschworen. Sie nickte nur mit dem Kopfe und erwiderte: sie sei fast den ganzen Tag allein, habe keine Kinder, fühle sich zu jung, um ein Klosterleben zu führen und finde meinen Hausrockpassionengeschmack lieblos und egoistisch.

Außerdem bewies sie mir, daß ich mich in Übertreibungen erginge. Wir brauchten nicht einen Pfennig mehr, als früher. Ein wenig Geselligkeit wünsche sich jede Frau und aus mir rede nur jene Hypochondrie, welche überhaupt das Erbteil meiner Familie sei. —

Mit vollkommener Apathie begegnet sie allen meinen Bitten und Befehlen und schon duldet sie meine Zärtlichkeiten, statt sie zu erwidern.

Ja, sage mir, Freund, ist das alles möglich? Bin ich in einem Traum, oder sah ich nur bisher nicht den täglich wechselnden Kleiderschmuck des Lebens?

Daja ist nicht wieder zu uns gekommen. Meine Frau erklärte, sie habe mich ihr entfremdet und schwur, sie nie wieder bei sich aufnehmen zu wollen. Heute nun machte sie mir selbst den Vorschlag, Daja möge uns besuchen, ein Vorschlag, den ich ablehnte, um jedwedem Grund zu einer Verstimmung aus dem Wege zu gehen.

Was bedeutet das Entgegenkommen? Dieses Rätsel bitte ich mir insbesondere postwendend, auf starkem Papier geschrieben, zu lösen, und deshalb schreibe ich, was ich eigentlich aus Schmerz, aus Scham und Enttäuschung niemandem, selbst Dir nicht, anvertrauen wollte. —

Nr. 8.

So, mein Freund! Setze Dich mit ernster Miene zurück und lies diesen Brief, und wenn Du je ein Herz hattest, dann wirst Du mit mir weinen. Auch Männer dürfen bisweilen weinen. Thränen sind emporsickernde Blutstropfen der Seele. —

Ich will Dir in dieser einsamen Nachtstunde alles erzählen, wie es gekommen ist und Du wirst entscheiden, ob ich in der Hängematte meiner Sorglosigkeit weiter schlafen durfte, oder zornig, empört, wie einst Simson die Säulen des Tempels zerstören mußte, wie es geschehen ist. —

Meine Frau ist nicht mehr bei mir! Ich habe sie ihren Eltern zurückgeschickt und mein Brief lautete:

„Ich nahm aus Ihren Händen einst voll Dank ein goldschimmerndes Gefäß, dessen halb geöffneter Verschluß von seinem köstlichen Inhalte schon mehr verhieß, als ich je zu begehren gewagt hatte.

Ich hütete es so gut, wie ich es verstand, mit aller Sorgsamkeit als ein anvertrautes, herrliches Gut, das ganz mein eigen sein und bleiben sollte.

Aber ich muß Ihnen nun doch das Gefäß zurücksenden. Das Gold war Kupfer, und da ich nun den Deckel völlig abhob, drang ein häßlicher Atem daraus hervor.

Ich danke für so viel Vertrauen, obgleich ich die Nachwirkung dieses Vertrauens, so oft und so viel ich in dem Katechismus meines Lebens nachblättere, nicht verdient zu haben glaube." —

Wir waren — ich nachgebend, weil ich hoffte, daß meine Frau endlich durch das Übermaß sich selbst zurückgewinnen, daß der Ekel sie auslugen lassen werde nach dem ruhigen Glück der Häuslichkeit — im Begriff, uns abermals für einen Ball zu rüsten, als das Mädchen einen Brief brachte.

Ich achtete darauf nicht weiter, weil ich als Absender einen der Lieferanten vermutete, und meine Frau zeigte auch eine Miene, die mich in dieser Annahme bestärkte.

Als wir nach Beendigung der Toilette eben im Begriff waren, den Wagen zu besteigen und die Treppe hinunterschritten, faßte sich meine Frau plötzlich an die Brust, hielt sich an dem Geländer fest und schrie

leiſe auf. Ganz erſchrocken umfaßte ich ſie und forſchte nur allzu beſorgt nach der Urſache. —

Aber ſie vermochte keine Antwort zu geben. Atemlos ſank ſie zuſammen und es blieb mir nichts anderes übrig, als ſie wieder in die Wohnung zurückzugeleiten.

Als ſie endlich Worte fand und ich ſie nach vorangegangenen Beſänftigungen fragte, ob es nicht beſſer ſei, von dem Ball fortzubleiben, pflichtete ſie bei und gab ſogar den Wunſch zu erkennen, ſich ſogleich ins Bett zu begeben.

Ihr Zuſtand war mir unbegreiflich. Die Symptome des Unwohlſeins konnte ich nur auf eine plötzlich geſtörte Herzthätigkeit zurückführen. Aber niemals hatte ſie bisher über Unbequemlichkeiten geklagt und meine Unterſuchungen ergeben auch nichts, was mich hätte beunruhigen können Ich hatte die Freude, daß ſie ſich bald wieder wohler fühlte, und da das der Fall und mich keine Sorge mehr beherrſchte, gab ich ihren Bitten nach, allein den Ball zu beſuchen. Manche Gründe der Rückſicht ſprachen dafür.

Sie ſelbſt erklärte, ſie habe ein großes Schlafbedürfnis und wolle nach dieſem Zwiſchenfall lieber verzichten. Ja, ſie wandte ſich, offenbar ſehr erſchöpft und ruhebedürftig zur Seite, während ich noch mit ihr überlegte und war ſchon eingeſchlafen, als ich wenige Minuten ſpäter, nachdem ich die Jungfer verſtändigt, nochmals zurückkehrte, um ihr eine letzte Gute Nacht zu bieten.

Als ich die Lampe ergriff und leiſe auftretend durchs Zimmer ſchlich, ſah ich ein Couvert, offenbar den Brief, welchen meine Frau an dieſem Abende erhalten hatte, neben ihrer raſch abgeſtreiften Ballrobe auf dem Fußboden liegen.

Meinem Ordnungsſinn folgend, hob ich ihn auf und wollte ihn auf ihre Toilette legen, beſann mich aber und ſteckte ihn in meine Fracktaſche.

Als ich mich ſpäter am Abend bei unſeren Freunden nach dem Tanze in ein Nebenzimmer zurückzog, um ein wenig auszuruhen, fühlte ich beim zufälligen Hineingreifen in die Taſche ein Papier, erinnerte mich nun des Briefes und guckte ihn arglos an.

Aber meine Aufmerkſamkeit ward ſchon nach den erſten Worten äußerſt rege und grenzenloſe Empörung folgte. Der Brief lautete:

Theure Thereſe!

„Wenn Du mich liebſt, gehe heute nicht auf den Ball, ſchicke aber Deinen Mann fort — — Steht heute 9 Uhr in dem dritten

Fenster nach der Straße die Lampe, komme ich! Sorge, daß die Etagenthür angelehnt ist. — Ich hoffe, meine Heißgeliebte, alles wird gut gehen. Ich liebe Dich und sehne mich namenlos nach Dir!

F. v. T."

Ich las diesen Brief mit verschleierten Augen und zitternden Lippen gegen zehn Uhr. Zehn Uhr zwanzig Minuten hatte ich mittelst einer Droschke mein Haus erreicht, stieg, einen Schlüssel zur Hinterthür benutzend, von der Gartenseite in meine Wohnung hinauf, fand die Dienstboten bereits schlafend, betrat leise den Korridor und öffnete die heiligen Räume meines Heims. Und hier, — hier — —!

Das Übrige weißt Du! Und ich muß jetzt auch schließen; eben werde ich zu einem Todkranken gerufen.

Adieu, mein teurer Freund! Ich wollte, ich läge unter der Erde! Der Ekel stieg mir zu hoch in die Kehle, und das Leben erscheint mir farblos, wohin ich blicke!

Dein treuer

F. L.

Eine Eisenbahnfahrt.

Skizze von Anna Rust.

(München.)

Ich war glücklich den Umarmungen, Abschiedshändedrücken und verschiedenen wohlgemeinten Wünschen meiner zärtlichen Verwandten nach einigem Dank- und Entgegnungsstammeln meinerseits in den nächstbesten Wagen entkommen und zwar in die ziemlich heiße Ecke eines Damenkoupees, hatte dort forschende Blicke aus acht Augen mit aller Wohlerzogenheit und Niedergeschlagenheit nicht bemerken wollen, und dann die Antrittsvisite der acht Augen, erst nachdem sie sich wieder zurückgezogen, erwidert.

Nr 1, die Augen mir gegenüber, saßen in einem Gesichte, das so trostlos nach Spießbürgertum aussah, daß selbst das kurz geschnittene Haar, das braune Herrnhütchen, der prätentiöse Reisemantel und einige andere Anzeichen einer versuchten Emanzipation nicht über die reinste Ausgabe einer alten Jungfer hinwegtäuschen konnten.

Nr. 2, die Augen, die mir den längsten und forschendsten Blick abgestattet hatten, gehörten zu einer ganz eigentümlichen Physiognomie.

Es lag etwas Lauerndes, Vampyrartiges in dem blaſſen Geſichte, den grauen Augen, die die Eigentümlichkeit hatten, ſich beim Beobachten weit aus den Höhlen zu drängen, während der Kopf ſich ſenkte; unterdrückte Leidenſchaft lag in den Naſenflügeln, die beim Sprechen vibrierten. Es waren eigentlich ganz regelmäßige, aber abſtoßende Züge, die Figur groß, ſchlank, gewaltſam ſteif aufgerichtet; die Dame repräſentierte auch hier in ihrer Seidenrobe, dafür war ſie Frau eines Offiziers. Ich hatte ſie während des Abſchiedes von meinen Verwandten einſteigen ſehen, ein Burſche trug ihr Gepäck und der ſchüchterne Gatte, der ſie fortwährend anlächelte, hatte ſie im Glanze ſeiner goldenen Knöpfe und Treſſen an den Wagenſchlag gebracht.

Da nun Nr. 3, das andere kleine Weſen in derſelben Ecke, mit ungewiſſen, unruhigen Äuglein, auch von einer Uniform an die Bahn begleitet worden war und nach ſichtbaren Liebesblicken und hörbaren Küſſen neben der Seidenen Anker gefaßt hatte, ſchien es der Gattin der einen, etwas höher geſtellten Uniform als eine ſchuldige Pflicht, der Gattin der ſubalternen einige ermutigende Worte zu ſagen; man war nun einmal ſo ohne Vorſtellung zuſammengewürfelt, und das rundliche, junge Weibchen konnte doch als gewiſſermaßen legitimiert gelten.

In der anderen Ecke, etwas im Schatten der zugezogenen Gardine, lag Nr. 4, eine unentwirrbare Maſſe von ſchwarzen Kleidern und menſchlichen Gliedern; deutlich ſah ich nur ein braunes, kleines Geſicht, mit ſehr weißen Zähnen, große, dunkle Augen, über die wollige Haarſträhne wie eine Mähne herunterhingen. Ich muß geſtehen, dieſe ſchwarze Kugel intereſſierte mich am meiſten vorderhand; ich beſchäftigte mich vorerſt herauszubringen, wie ſie ſich in der Ecke zuſammengerollt hatte. — Füße ſah ich keine, Hände nicht zu entdecken, wo die Taille aufhörte und der Unterkörper anfing, war mir ebenſo unklar, wie der Übergang von Bruſt oder Schultern zum Kopfe, ich konnte mit dem beſten Willen keinen Hals ſehen. Dann ſtrengte ich mein Gehirn weiter an, in welche Kategorie von Frauen ich ſie zu rangieren hätte, — ſie paßte mir in keine der aufgezogenen Schubladen deutſcher Ordnung. Alſo Ausländerin.

Für Franzöſin zu wenig graziös, zu unachtſam angezogen, Italienerin wohl der Nachläſſigkeit halber, aber nicht lebhaft genug, Südländerin mußte ſie ſein; — es lag etwas unglaublich Träges, Apathiſches in den dicken Augenlidern, der gekauerten Stellung. Sie beachtete weder die beiden, vom Himmel und vom Staate durch die Stellung ihrer Gatten bevorzugten Damen, noch mich ſonderlich, entrollte ſich auch nicht in ihrer Ecke. Mit der Emanzipierten ſchien ſie ſchon einige Zeit unterwegs zu

sein, denn sie nahm das von derselben angebotene Glas Wein mit stummem Danke an; ihre dicken, braunen Finger staken voll Ringe; sie fuhr sich ein paarmal durch ihre Wollsträhne und sank dann wieder formlos in sich zusammen, halbwach und schweigend wie wir alle, während uns der Zug unter Pusten und Schnauben nach München führte.

An der nächsten Station wurde die Koupeethüre rasch aufgerissen, der Kopf eines jungen Mädchens, anscheinend ganz niedlich, schaute herein, dann wurde die Thüre wieder zugeschlagen. Draußen stand die obligate Begleitung, die sich wie immer abmühte, noch ein paar Worte zu finden, und trotz aller Abwehr standhaft und gelangweilt aushielt, bis sich der Zug in Bewegung setzte. „Aber ich mag nicht ins Damenkoupee," schrie die Kleine draußen, „es ist mir zu langweilig." Der Bruder oder Vetter Student neben ihr lachte und die kleine Schwester auch. Der Papa, der bis jetzt von einem Fuß auf den andern getrippelt war und zwar mit Würde, zog einige Falten und da die Zeit kurz zu sein schien, schob er die widerspenstige Tochter wortlos wieder hinein. „Noch eine!" seufzten die Uniformen und rückten auf ihrem reservierten Platz instinktiv näher zusammen. Der Student reichte einen kleinen Koffer herein, den die Kleine schmollend hinauflegte; sie war über ihre Weigerung rot geworden und lehnte sich jetzt verlegen zum Fenster hinaus. Eigentlich ein hübsches Ding mit den hellblonden, kurzen Haaren und der schlanken Figur, höchst originell angezogen; man sah es dem alten Nilpferd von Papa, der in einem fort pustete und sich den Schweiß von der Stirn wischte, gar nicht an, daß er eine so zierliche Tochter hatte. „Nimm dich ja in Acht, mein Kind, in München, besonders vor der Abendluft," ermahnte der Hippopotamus und trat noch immer von einem Fuß auf den andern. Der Student lachte, daß ihm der Kneifer von der Nase fiel, die Kleine im Fenster sah ihn fortwährend an und lachte auch ununterbrochen. „Grüße alle ja nochmals," rief sie dem heiteren Vetter zu, wobei sie ihr verständnisvolles Lachen fortsetzten. — Dann gab es einen Ruck, der Zug fuhr weiter, die kleine Schwester lief noch einige Schritte mit. „Adieu Toni," schrie sie aus vollem Halse und schwenkte ihr Taschentuch; hierauf konnten wir das blaue Kleid mit der roten Blouse, das so „chic" aussah, auch von vorne bewundern, das Fräulein hatte sich neben mich gesetzt. — Besonders geistvoll sah der Blondkopf nicht aus, strebte aber sichtlich an, neckisch und auffallend zu erscheinen, der echte Backfisch mit zwanzig Jahren, den Kopf voll von der eigenen kleinen Person und der Männerwelt, in Kourmacher und Nichtkourmacher eingeteilt.

„Die Damen entschuldigen wohl, wenn ich rauche." Ich erschrak,

die Kugel hatte gesprochen, fast korrekt, mit etwas Accent, sie rührte sich auch; aus ihrer kleinen Reisetasche nahm sie Tabak und Zigarettenpapier und begann mit ihren kurzen Fingern zu drehen; sie hielt dabei die Arme fest an den Körper gepreßt, richtete sich kaum auf und ließ ihre dicke Unterlippe hängen. „Darf ich den Damen anbieten?“ frug sie, nachdem sie kopfnickend allseitig Gewähr zum Rauchen erhalten hatte. „Deutsche Frauen rauchen nicht,“ rief die Seidenrobe, sie richtete sich noch steiler in die Höhe und ihre Nasenflügel bebten; ihre rundliche Nachbarin war rot geworden bis hinter die Ohren, „nein, o Gott nein,“ flüsterte sie und streckte die eine Hand abwehrend aus. Der Emanzipierten hatte es die wässerigen Augen noch mehr zum Kopfe herausgetrieben vor Entrüstung. „Ich danke wirklich (sie sprach kurz abgebrochen mit etwas theatralischem Ton), Tabak wird meine Lippen nie berühren.“ Die Kleine neben mir kicherte, ich ahnte, daß sie nehmen werde; sie nahm schnell, wie wenn sie fürchtete, die Emanzipierte könnte ihr etwa den Tabak wieder entreißen, dann kam ich an die Reihe, die Kleine schaute mich wohlwollend an und betrachtete sich von nun als zu mir gehörig.

Die schwarze Kugel lächelte: „Sie sagen, deutsche Frauen rauchen nicht, sehen Sie hier die beiden Damen,“ wandte sie sich, fast zwischen jedem Wort an der Zigarette ziehend, zu der Aristokratie unseres Koupees. Es war mir höchst behaglich zu Mut. Der Tabak war vorzüglich, ich lehnte so mollig in den Kissen und wartete auf die Diskussion, die nun kommen mußte; auch die Kleine fand es scheinbar nicht mehr langweilig. Der Rauch unserer Zigaretten zog sich zwischen den feindlichen Parteien hin und her, ganz langsam legte er ironisch einen dünnen Nebelschleier um die Emanzipierte, so daß wir nur ihre froschähnlichen Augen sahen, die entsetzt auf uns Auswürflingen haften blieben. „In unsern Kreisen wird nicht geraucht,“ die höhere, „nein, nicht geraucht,“ die subalterne Uniform. „Die Männer verabscheuen die Zigarette im Frauenmund,“ dozierte die ältliche Jungfrau und hielt ihre Augen immer noch auf uns gerichtet.

Sollten wir nicht vernichtet sein in diesem erlauchten und hochmoralischen Kreise mit unsern Ausschweifungen?

„In meiner Heimat rauchen alle Frauen, alle Mädchen,“ — die Kugel amüsierte sich sichtlich und wünschte das Gespräch fortzusetzen. „Dafür sind Sie Ausländerin,“ kam es abweisend von den dünnen Lippen der Seidenen. „Gewiß, Spanierin, aber —“ „So, Spanierin?“ frug hastig, wie erleichtert die Emanzipierte dazwischen; es mochte auf der ganzen Reise wie ein Alpdruck auf ihr gelegen haben, daß sie ihre Neugierde in

der Richtung nicht hatte befriedigen können. „Wir rauchen den ganzen Tag," die Spanierin wieder, „ich finde es höchst angenehm, in der Hängematte zu liegen und zu rauchen." „Wir haben keine Zeit in Hängematten umher zu liegen und zu rauchen," ihre Gegnerin.

„Was thun sie sonst immer, meine Gnädige?" die Kugel sehr harmlos, an ihrer Zigarette drehend. „Deutsche Frauen sorgen für ihren Gatten und ihre Kinder." Ich wurde konfus; warum erhitzte sich die Seidenrobe so zusehends und warum gerierte sie sich als deutsche Frau? Das konnte ich mir nicht mit ihrem Gesichte vereinbaren, Hochmut, Engherzigkeit, Leidenschaft hatte ich gefunden, aber das nicht. Wozu die Komödie?

Die Kleine neben mir freute sich so über das Gespräch, daß sie die Beine heraufzog und mich fortwährend anblinzelte, die ältliche Jungfrau hörte mit offenem Munde zu und das kleine Weibchen hing ängstlich an den vorgesetzten Lippen.

„Das thun wir auch," meinte die Spanierin, „dazu braucht man aber nicht den ganzen Tag herumzulaufen; meine Sorge für die Kinder z. B. besteht nicht darin, daß ich sicher weiß, wenn sie sich ein Loch in den Strumpf gelaufen haben, oder ihre Nase geputzt gehört."

„Das Kleinste ist hier wichtig, wenn man es selbst und mit Liebe thut," lautet die Entgegnung in spitzkühlem Ton.

„Ich thue das nicht selbst, das machen andere besser für mich, ich bin übrigens auch krank, da kann ich nicht immer für meine Kinder sorgen."

„Dann können Sie an ihr Wohl denken."

„Das kann ich beim Rauchen und in der Hängematte auch," lacht die Kugel, „und wenn Sie krank sind, werden Ihre Gedanken auch keine Wunder thun."

„Sie werden mich doch nie verstehen," wünscht die Seidene das Gespräch zu beenden, „Sie sind eben keine Deutsche, wir leben nur für den Gatten und die Kinder;" sie wendet sich halb ab.

„Wir opfern uns immer, auch wenn wir unverheiratet sind," dabei seufzt die Jungfrau, „ich z. B. opfere mich der Kunst." — „Der Kunst?" sagt, nein, schreit in maßlosem Erstaunen die Kleine neben mir, wie wenn sie plötzlich eine Nadel gestochen hätte, „Fräulein, sind Sie Künstlerin?"

Nun war der Schwerpunkt in unsere Ecke verlegt, das Auditorium saß mit gemischten Gefühlen. „Ich will ja auch einmal Künstlerin werden ich bin noch in der Kunstschule, studiere aber auch mit N. (sie nannte den Namen eines sehr bekannten Künstlers); mit wem malen Sie?"

„Ich? — O — ich ſtelle ſchon lange aus, ich bin fertige Künſtlerin (es klang ſcharf und bewußt), aber welches Genre kultivieren Sie?“ Das Letzte klang etwas weicher, ſie mußte den Drang fühlen, die angehende Kunſtjüngerin etwas unter ihre bewährten Flügel zu nehmen.

Ich ſtudiere nur nach der Natur, immer zeichnen, unter Tags haben wir Kopfmodell und Abends ganze Figuren.“

„Sie ſind in einem Abendkurs, Sie zeichnen am Ende — Akt? Nein, nein, nein, das kann, das darf nicht ſein, ein ſo junges Mädchen!“ (O du jungfräuliche Seele, die nach grüner Seife richt!) „Ich hatte eine Ahnung, daß Sie Künſtlerin neuerer Art ſind, Sie haben ſo burſchikoſe Manieren!“

Nun kam aber die Gutmütigkeit, die unter der Schicht altjungferlicher Verknöcherung und gewolltem Genialſein ſchlief, wieder an die Oberfläche. „Mein liebes Kind, wie kommen Sie zu der entſetzlichen Idee, nackte Körper, ich wag' es kaum ausſprechen, wahrſcheinlich auch Männerkörper zu zeichnen?“ Sie ſchauderte, wie wenn ſie in unſerer jungfräulichen Kupeeecke einen Mann auftauchen ſähe, wirklich ohne Kleider.

Die höhere Uniform hatte ſich nach unſerem ausſätzigen Winkel gewandt, das Geſpräch ſchien ſie plötzlich zu intereſſieren. Meine Kleine fand nichts Komiſches in der Situation, obwohl ſie über den Eifer der alten Jungfrau lachen mußte, ſie ſprudelte doch in hohem Ernſt heraus: „Mein Lehrer findet, daß es zu meinem Studium nötig iſt, überdies iſt es rieſig intereſſant.“ Mit Überlegenheit ihre Partnerin: „Das iſt entſchieden Schwindel, ich ſtelle doch auch ſeit langem aus, ich verſtehe überhaupt nicht, wie ein moraliſches Mädchen dergleichen thun kann; was ſagen Ihre armen Eltern dazu?“

„O meine Eltern würden das auch ungeheuerlich finden, die verſtehen das nicht, aber ſie ſind nicht in München.“

„So wohnen Sie auch noch allein?“

„Nein, mit einer Freundin zuſammen, das iſt luſtig; wir haben viel Bekannte, kommen oft in Geſellſchaft, kennen ſo nette Herrn, es iſt ganz anders wie in der kleinen Stadt, wenn ich denke, wie ich da lebte!“

Die deutſche Frau ſah ſie mit gehäſſigem Blick an. Was hatte ihren Unwillen gegen dieſe jugendlich friſche Eintagsfliege erweckt? Konnte ſie ihr nicht verzeihen, daß ſie jünger und hübſcher war? „Sie werden doch keine Herrnbeſuche empfangen?“ frug ſie ganz unvermittelt aus ihrer bis jetzt neutralen Ecke heraus.

„Aber ganz gewiß, gnädige Frau,“ mit dunkelrotem Kopf die

Kleine, das schien sie wirklich zu ärgern; „es sind junge Künstler, denen wir sehr dankbar sein dürfen, wenn sie unsere Arbeiten korrigieren, wir sprechen von unsern Studien," sie wurde immer eifriger, als sie das beständige Kopfschütteln der ältlichen Jungfrau und den Hohn der Seidenrobe sah, sie sprach immer schneller, „es ist doch nichts als kameradschaftlicher Verkehr" — „Und da haben Sie das Rauchen gelernt," schaltet die fertige Künstlerin ein. „Wir musizieren auch zusammen, gehen aufs Eis, ins Theater, wenn sich auch alte Jungfern auf die Köpfe stellen!" Sie wagte in ihrem kindlichen Trotze sehr viel!

„Mein Kind, Sie sind auf einem falschen Wege, ich bedaure Sie sehr, was ich Ihnen sagen möchte, kann ich nicht hier sagen, da wir doch gewissermaßen Kolleginnen sind, besuchen Sie mich einmal, hier meine Karte."

Die Kleine hatte sie dankend genommen und mich schnell dabei angesehen. Sie schien noch ganz echauffiert von ihren Bemühungen, diesem Geschöpf aus einer andern Welt ihren Lebensgang klar zu machen.

Die Emanzipierte war wegen der schräg einfallenden Sonnenstrahlen von uns weg gegen die Mitte gerutscht, die Seidenrobe hatte mit der rundlichen Frau ein Gespräch begonnen, das so laut geführt wurde, daß man es im ganzen Kupee hören konnte, sie wünschte augenscheinlich die Beendigung unserer Konversation; daß sie aber auch mit solchen Leuten zusammenfahren mußte, wir waren doch gesellschaftliche Parias! Aber das in seiner Kunst gekränkte kleine Köpfchen neben mir ließ sich nicht stören, pappelte unbeirrt weiter und hielt hartnäckig in aller Erregung daran fest, daß es mir noch eine Ehrenerklärung schuldig sei; es mußte wohl ein unbestimmtes Gefühl in ihr aufdämmern, daß sie mir herzlich unbedeutend vorgekommen war. „Glauben Sie nicht, daß ich etwa mein Studium gleichgültig nahm, nein, nein," sie zog die Augenbrauen in die Höhe und machte ein wichtiges Gesicht, „mir ist es schon Ernst, Gott, Genie bin ich wohl keines, ich habe aber Auffassung für das Kinderleben, Geschick für Karikaturen, ich will später illustrieren, aber was versteht solch altmodische Schachtel davon." Sie fand ihre Unbefangenheit in ihrem Zorne wieder und streckte die Füße weit von sich. „Da sind die Berge," sagt sehr laut drüben die deutsche Frau. „Gehen Sie manchmal im Sommer ins Gebirge?" wagt zum erstenmal das Echo eine Frage. „Glauben Sie nicht, daß ich mein Studium vernachlässige, weil ich viel in Gesellschaft gehe, es ist so schön dort und ich bin so jung —" die Kleine. „O ja, ich bin immer in Tegernsee," höre ich die wieder drüben, „es ist wunderbar dort, man hat

ſo viel Komfort, es iſt nicht zu ſehr Land, man vermißt nicht den entſprechenden Umgang und kann ſich doch erholen.“ „Wiſſen Sie auch,“ meine Nachbarin wieder, „daß die alte Jungfer dort haarſträubende Sachen ausſtellt?“ Sie machte eine Bewegung mit der Fußſpitze in der Richtung der Emanzipierten, „hier merken Sie ſich ihren Namen, wenn Sie ja einmal etwas von ihr ſehen ſollten —“

„Mein Mann, nein, der bleibt nicht in Tegernſee,“ übertönte ſie die Stimme der Seidenrobe, „der macht langweilige Fußtouren, wir fünf oder ſechs feinere Familien haben unſer Enſemble im Kaffee am See, wir kommen zuſammen und arbeiten, machen manchmal einen kleinen Spaziergang, es iſt wirklich reizend!“

„Sehen Sie, ſehen Sie, die Berge!“ Die kleine unmoraliſche Abendſchülerin ſprang auf, „wie wunderbar!“ Wir fuhren mitten auf der Ebene; mit raſender Eile ſauſte der Zug dahin. Die Wälder und Wieſen tanzten, die ſteifen Pappelbäume bogen und wendeten ſich, ein ganzes Dorf drehte ſich im Kreiſe, nun lag ein anderes weit weg in einer Mulde, nur der Turm und einige Dächer ſchauten heraus, dann die wellige, weite Ebene, kein Hügel, nichts zwiſchen uns und den Bergen, nur Kornfelder, Äcker, Wieſen und Fruchtbäume. In hellem Dufte lag die lange Kette bis hinunter zu den Allgäuer Alpen im Abendſchein. Faſt ganz klar ſah man die Zacken, die Schneefelder, die jähen Abſtürze. Der Widerſchein der Sonne glühte in den Gletſchern und überhauchte ſie roſig; wie langſam und majeſtätiſch ſie ſich in dem allgemeinen Reigen neigten; gemeſſen und ruhig zogen ſie am Horizonte hin, nur manchmal verhüllt durch den ſchwarzen Rauch der Lokomotive. — Dann wirbelten wieder Kornfelder vorüber, ganze Streifen blutigroten Mohns ſchnitten die gelben Maſſen entzwei, am Bahndamme hüpften die Telegraphenſtangen, nickten die Glockenblumen. Ein Wärterhäuschen flog vorbei, der Wärter ſalutierte, ſeine Frau ſtand bei der flatternden Wäſche, hielt die Hand vor die Augen und ſah dem Zuge nach; auf der Landſtraße fuhren Wagen, die ſtill zu ſtehen ſchienen, dann kam ein Wäldchen vorüber, ein Bach, eine Mühle, ein Dorf und immer blieben die blauen Berge ernſthaft in dem allgemeinen Tanze. — Es wurde kühler, ein friſcher Luftzug blies über die Ebene, die Sonne ſank und betupfte den hellbläulichen Himmel mit Gold- und Glutflocken, die Berge waren ferner gerückt, nun mit einem Male nahm uns eine dunkle Waldwand das ganze Bild.

Die kleine Malerin hatte aus irgend einer Taſche ein Skizzenbuch genommen und zeichnete trotz der Wagenſtöße flott darauf los, den Kopf

bald links und bald rechts drehend, ganz die Unbefangene spielend. Ihre moralische Kollegin saß wie erstaunt inmitten ihrer Gedanken, die schwarze Kugel schlief und die beiden Damen tuschelten miteinander und sahen den Kunstembryo neben mir an. Es wurde Abend; wir näherten uns immer mehr der Stadt. Fabrikschlote tauchten auf, die Äcker wurden seltener, traten zurück. Die Bahndämme rechts und links waren nicht mehr mit den weißen Blütensträußen, den Kleeköpfen und gelben Rispen bewachsen, sie bestanden nur aus roter kahler Erde, die hier und da einen Grasbüschel trug. Es war wieder wärmer geworden, der Hauch der großen Stadt blies uns an, schon war sie sichtbar in ihrer Rauchwolke, die sich dicht und schwarz über den Dächern lagerte. Wie ein unförmlicher Klumpen drückten sich die Häuser zusammen, verschwommen schauten die Kirchen aus dem dicken Atem, den die Stadt aus ihren tausend Lungen sandte, hervor, nur die Doppeltürme der Frauenkirche reckten ihre schwarzen Kappen heiter und behaglich über den Nebel. Geleise um Geleise liefen nebenher, Wagen und Maschinen fuhren vorbei, ein Zug brauste uns entgegen. Überall waren schon die Laternen angezündet, grüne und rote Lichter flammten auf, Arbeiter in kohlenberußten blauen Leinwandanzügen stiegen quer über die Schienen; lange Wagenreihen standen auf den unbenutzten Geleisen, der heiße Qualm der vorbeipustenden Rangiermaschine schlug uns entgegen, unser Zug holperte und rasselte, grelles Pfeifen, heisere Signale übertönten das Gepolter; da tauchte ein hohes, weises Haus auf, dort eine Villa, ein grüner, schattiger Garten, dann verdeckten einförmige Gebäude wieder alles. Der Qualm der Bahn zog an den Fenstern vorüber, die Maschine schnaubte und pustete, ein Pfiff — und unser Zug fuhr langsam in die Halle mit ihrem milden elektrischen Lichte.

Der schwarze Knäuel in der Ecke entwirrte sich rascher als ich geahnt hatte, stülpte einen gedrückten, schwarzen Filzhut auf die verwirrten Haare und steuerte klein, schwarz und schwammig mit vielgereister Spürnase direkt auf die Restauration los; die keimende Malerin drückte mir vielsagend ein Stück Papier in die Hand, das ich später mit wirklich nichtssagenden Karikaturen unserer Reisegesellschaft bekritzelt fand, und verabschiedete sich sehr liebenswürdig, aber mit auffallender Hast von uns, ich sah bald im Gedränge ihre rote Blouse neben einem hellen Herrnjaquet auftauchen; die Emanzipierte stieg hoheitsvoll über meine Füße und schritt im Gefühl ihrer keuschen Weiblichkeit hinter den beiden Offiziersfrauen her; ich war die letzte. Noch in der Bahnhofhalle verabschiedete sich die Subalterne von der deutschen Frau, sie wurde von

einer ſtrammen Magd erwartet und auf dem Heimweg gardiert. Die Seidenrobe zögerte einen Moment, zog den Schleier über das Geſicht und bog in einen der Seitengänge rechts ein. Ich hatte denſelben Weg zu nehmen, um zur Pferdebahn zu kommen, ging achtlos in ziemlicher Entfernung hinter ihr; der Gang war nur wenig erleuchtet und ganz leer, deutlich hörte ich die Schritte vor mir, plötzlich klangen ſchwere Tritte dazwiſchen, ich ſtutzte, in dem dämmrigen Gang ſah ich die Umriſſe einer jugendlichen Männergeſtalt, die auf die Dame vor mir zukam. Die beiden verſchwommenen Geſtalten hielten eine Weile an, dann ſchritten ſie vereint weiter in dem beengenden Dämmerlicht des Ganges; mit einer bewußten, feſten Übereinſtimmung klangen die Tritte, ein Vorhaben, ein gemeinſamer Entſchluß ſprach aus jedem neuen Aufſetzen des Fußes. Ich ging ſchneller, die ſo plötzlich auftretende Figur des Liebhabers hatte mir endlich vollſtändige Klarheit gebracht, nun verſtand ich den Haß, der in Ton und Blick das kokette, hübſche Ding neben mir verfolgte; der Mann, in deſſen Arm ſich die deutſche Frau 'ganz verkroch, war ein noch ſehr junger, ſogenannter hübſcher Kerl, (ich ſah ihn flüchtig, als er eine der am Platze wartenden Droſchken herbeirief), eine Dutzendware, wie ſie in den meiſten Salons und Geſellſchaften zu treffen iſt, und welche die kleine Malerin gewiß mit Feuer kultivieren würde.

Die Droſchke fuhr fort, ehe ich in die Pferdebahn ſtieg. Es war eine wunderbare, laue Sommernacht; aus den Gärten an der Landſtraße kamen die ſüßlichen, ſchweren Düfte der Akazien, ein feuchter Hauch ſtrich über die Wieſen vom engliſchen Garten her.

Einſam und ſtill war mein Weg, nur die Nachbarkinder ſaßen vor der Hausthüre und wisperten. Das eiſerne Thor knarrte, der ſchwarze Hofhund Attila umwedelte und beſchnupperte mich. Unſer Haus lag dunkel und ruhig, mit weit geöffneten Fenſtern; aus dem Garten ſcholl gedämpftes Sprechen und Lachen.

In dem kleinen Zimmer auf der Rückſeite des Hauſes brannte die Lampe über dem gedeckten Tiſch, das Waſſer in der Theemaſchine brodelte, das Klavier war noch geöffnet wie ich es geſtern gelaſſen, meine Roſen ſtanden friſch in dem Glaſe neben meinem Teller, die hatte gewiß meine Mutter hingeſtellt. Sie wollte auf mich warten und war über dem Warten in ihrem Lehnſtuhl am Ofen eingeſchlafen.

Das offene Fenſter ſchnitt ein längliches Viereck aus dem dunkeln Nachthimmel mit ſeinem Sternengeflimmer, im Graſe draußen zirpte

eine Grille, ſchwieg eine Weile und begann aufs Neue; die große Uhr tickte behäbig, dann ſchlug ſie ſchnarrend neunmal, — meine Muttter erwachte. „Ah, da biſt du ja!“

Unſer Dichter-Album.

Nachtbild.

Rings tiefe Nacht, gewitterbang und ſchwül . . .
Ein ſchönes Weib wälzt ſich auf weichen Kiſſen;
In ihrer Bruſt kämpft mahnend das Gewiſſen
Mit ſünd'ger Luſt. . . . Sie ſpringt empor vom Pfühl.
Ans Fenſter lehnt ſie ihren ſchlanken Leib;
Der feuchte Blick irrt träumend in die Ferne.
Still iſt die Nacht, es blitzen nur die Sterne
Geheimnisvoll. — Was ſinnſt du, ſchönes Weib?
Die Liebe winkt! Was zögerſt du denn noch?
Dein Buſen wogt im ſehnenden Verlangen;
Zwei Arme ſind bereit dich zu umfangen,
Der Liebſte harrt — o komm, beglück' ihn doch!
Gedenkſt des Gatten du? er liebt dich nicht,
Du ſagſt es ſelbſt: er iſt ſo kalt, ſo ſtrenge,
Liebt nicht die Freude, haßt die laute Menge
Und lebt nur ſeiner Arbeit, ſeiner Pflicht.
Und du biſt jung; dein Blut rollt heiß und ſchwer
Und leben willſt du, leben und genießen.
Warum ſich in vier Mauern einzuſchließen?
Der Ehe Glück? Bah! das iſt ſchal und leer.
Der Treue Schwur — ſein Bruch ſoll Sünde ſein?
Ihn hat Verſtand, das — andere das Herz geſprochen,
Und Tauſende, ſie haben ihn gebrochen —
Wenn Liebe fehlt, der Himmel wird verzeih'n.
O komm! o komm! Die dunklen Roſen blühen,
Von ferne tönt der Nachtigallen Schlagen
So ſehnſuchtsvoll, als wollten ſie dir ſagen:
Die Flammen ſtille, die im Buſen glüh'n . . .
Ein leichtes Tuch rafft ſie vom Boden auf
Und ſchlingt es um die vollen weichen Glieder;
Dann beugt ſie ſpähend ſich zum Garten nieder:
Ein leiſer Gruß, ein Flüſtern dringt herauf.
Zur Thüre eilt ſie ſchnell — es iſt geſcheh'n,
Kein Engel mehr, der ſie vom Falle rette! —
Da ſtößt ihr Fuß an ihres Kindes Bette
Und tief erſchrocken bleibt ſie lauſchend ſteh'n.

Verschlafen fragt ein Stimmchen: „Wer ist da?
Bist du's Mama?“ — und mit erstaunten Mienen
Ein Lockenköpfchen guckt durch die Gardinen —
„Wo gehst du hin, Mama? Kommt der Papa?
Ich träumte just von ihm, er brachte mir
Viel schöne Spiele mit aus weiter Ferne,
Papa ist gut und ich hab' ihn so gerne —
Du auch Mama? — Ja, ja, das glaub' ich Dir“ —
Die Kleine plaudert's eifrig, unbewußt.
Das Mutterherz durchzuckt's mit tausend Flammen,
Lautschluchzend bricht das schöne Weib zusammen
Und preßt ihr Kind wild stürmisch an die Brust,
Bedeckt mit Küssen heiß sein Angesicht
Und netzt mit Thränen seine blonden Locken.
Die Kleine aber flehet bang erschrocken:
„Mama nicht weinen — bitte, weine nicht.“
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Verstummt ist längst der Nachtigallen Schlag,
Das Mondlicht flutet voll ins stille Zimmer
Und leise zieht auf seinem goldnen Schimmer
Des Friedens Engel segnend durchs Gemach.

Abensberg. Georg Schaumberg.

Thränenschleier.

Warum, wenn du erfüllt von hoher Freude,
Vor's Aug' dir Thränen ihre Schleier weben?
Daß dir der Erde trüber Anblick schwinde,
Damit du ganz magst dieser Welt entschweben.

Warum, wenn du bewegt von tiefem Schmerze,
Die Thränen reichlich dir das Auge trüben?
Damit du ganz magst in dich selbst versinken,
Daß Welt und Schmerz dir sterben und zerstieben.

Nur ein Trost.

Ein Trost nur ist's, der neues Licht kann schenken,
Wenn trüb Erinnern mir das Herz durchweht
Und noch einmal in bangem Deingedenken
Dein Leichenzug mir durch die Seele geht.

Kein Hoffen ist's auf glühe Erdenlüste,
Ist nicht der eignen Seele schwankend Licht,
Nein, als dein Auge mich zum letzten grüßte,
Daß du mir selbst gesprochen: Weine nicht.

Wien. Josef Kitir.

Bettlerliebe.

In ſtürmiſcher, grauſiger Wetternacht
Da trafen wir plötzlich zuſammen,
Ein Bettelkind ich, ein Bettelkind du,
Und Thränen im Auge uns ſchwammen.

Du zogeſt mich ſtill in dein Kämmerlein,
Wir ſchwelgten in wildeſten Wonnen,
Ein Bettelkind ich, ein Bettelkind du,
Bis taumelnd die Nacht war verronnen.

Darauf haben wir ſcheidend die Hand uns gereicht,
Wir konnten nichts weiter uns geben,
Ein Bettelkind ich, ein Bettelkind du,
Und vorwärts ins kreiſende Leben!

Wien. Fritz Burger.

Am Friedhof.

1.

Wo ſich thalwärts aus dem Dorf
Zwei der Straßen winden,
Liegt ein Friedhof ſtill und klein
Unter alten Linden.

An den roſt'gen Kreuzen blüh'n
Roſen zwiſchen Neſſeln
Und das Regenwaſſer ſteht
In den Weihbrunnkeſſeln.

Ein vergrämtes Weib ſah ich
Vor dem Thore kauern
Und ſie träumte wohl vom Glück
Hinter jenen Mauern.

2.

An dem ſchwarzen Kirchhofgitter
Blüht ein wilder Roſenſtock
Und daneben ſteht ein alter
Wetterfahler Opferblock.

Wo die roſtgebräunte Klammer
Schließt ein derber Eiſenſtift,
Steht geſchrieben: „Gebt den Armen"
Mit ſchon längſt verblaßter Schrift.

Stumm ließ deinen Ring ich gleiten
In des Steines dunkle Hut,
Holz den Armen für die Aſche
Meines Glücks und deiner Glut.

München. Heinz Oſſer.

Meſchucke.

Am Schilfteich ſitzt ein blaſſes Weib,
Gewandet nur in Lumpen.
Sie hält in ihrer magern Hand
Von Unſchlitt einen Stumpen.

Der hat gebrannt als Kerzenlicht
An einer ſchwarzen Bahre.
Es lag darauf der Sünde Kind
Mit langem feuchten Haare.

Das war ertrunken hier im Teich
Beim Spiel mit Waſſerroſen.
Die Mutter iſt derzeit verrückt
Vor Leid, dem liebeloſen.

Sie heißt bei Jung und Alt im Dorf
Nur die meſchucke Wine.
Der Bauer, wenn vorüberkommt,
Lacht dumm mit blöder Miene.

Sobald des Wegs der Pfarrer wallt,
Wird ſie beklafft vom Spitze,
Dann fährt ſie auf in Raſerei
Von dem gewohnten Sitze.

Der Pfarrer zog hinweg vom Ort
Auf eine fette Pfründe
Und predigt nach wie vor umſonſt
Gen Judentum und Sünde.

Noch immer grünt das Schilf im Teich,
Die Wine iſt geſtorben,
Die Schacherſippe wurde reich,
Die Bauern ſind verdorben.

München. Heinrich von Reder.

Die Finkin.

Im Buſche ſingt ein Diſtelfink
Gar fröhlich, froh und fein,
Der Vogel war ſo jung und flink,
Voll Unſchuld noch und rein.
Verona.

Da kam 'ne Finkin eines Tag's
Und zwitſchert': Bibibi!
Der Fink, der dacht', wohlan, ich wag's —
Verdorben war das Vieh.
Cornel Mark.

Moderne Xenien.

Wer mit lyriſchem Geſange
Stehen will in des Jahrhunderts Drange,
Muß in ſeines Lebens Tagen
Scharf geprägt ein Selbſt im Buſen tragen,
Muß dies Selbſt zum All erweitern,
Doch im All ſein Selbſt nicht laſſen ſcheitern,
Muß die Welt auf ſeine eigne Weiſe
Uns enträtſeln und entſiegeln
Und das Leben, wie es wechſelnd kreiſe,
Anders als in Alltagsköpfen ſpiegeln.
Aber wer uns nichts hat aufzuriegeln,
Eigenen Gehalts uns nichts zu ſagen,
Möge, da die Grazien ihn meiden,
Still beſcheiden
Steine ſtatt des Golds der Rede ſchlagen!

*

O Dichter, ich bitt' euch, ſeid heute nicht lyriſch,
Nein, um zu geißeln und zu verdammen,
Verfahrt nicht romantiſch, verfahrt empiriſch
Und ſeid ſatiriſch!
Vom Leder zieht mit Epigrammen!
Denn die ſind Schwerter und züngelnde Flammen,
Zu ehren, was göttlich, zu ſtrafen, was tieriſch,
Und Bosheit und Flachheit mit blutigen Schrammen
Zum Teufel zu ſchicken, woher ſie ſtammen.

*

Herrn Tiſtelchens Unſterblichkeit
Liegt außer allem Zank und Streit.
Wenn ſterben heißt: zu werden nichts,
Kann Tiſtelchen nicht ſterben;
Denn der iſt ſchon auf Erden nichts.

*

Nein, dichten heißt nicht ſtandieren,
Und macht ihr in metriſchen Bahnen
Euch auch als Renner breit,
Es bleibt nur ein lyriſches Zahnen,
Wofern ihr in Herzen und Nieren
Nicht tüchtige Männer ſeid.

Cannſtatt. Ernſt Ziel.

Mittſommer.

„Ich ſah dich, Freund, durchs hohe Saatfeld ſchreiten.
Du gingſt allein, dein Haupt nur überragte
Die Ähren, die das Abendrot vergoldet.
Doch beugteſt du von Zeit zu Zeit dich nieder
Und immer wieder warſt du ganz verſchwunden —
Nun ſage mir: was ſuchteſt du im Felde?“ —
Mein Freund, die hohe Saat hat dich betrogen.
Ich war allein mit einem — kleinen Mädchen.
Zu ihrem Munde beugt' ich mich hernieder,
Indes die goldnen Ähren uns verhüllten.

Luckau. Otto Erich Hartleben.

Dem Freunde.

Gramumdüſterte Seel', erwache
Vom Todesſchlaf,
Drin lang du gelegen,
Seit dich der Fluch des Lebendigen traf!
Thränenumflortes Auge, lache
Fröhlich dem neuen Morgen entgegen,
Der dir herrlich im Oſten tagt!
Denn dich begleitet auf allen Wegen,
Ob dich das Elend rings umzäunt,
Deines Lebens einziger Segen —
Der Freund!
O wie warſt du kleinmütig verzagt,
Da dich die hämiſchen Alten
Höhnten und ſchalten,
Spotteten all' des windigen Wichts,
Weisſagten und redeten gar in Zungen:
Aus dem gottvergeſſenen Jungen
Wird nichts!
Hättet's beinah' erraten,
Ihr Tanten und Paten!
Ja, wär' es auf euch nur angekommen,
Auf euer Geſchnatter,
Ihr Herren Gevatter,
Leicht hätt' es ein übel Ende genommen! —
Der Hunger ward mein Spielgeſelle,
Meine Amme die bittere Not.
Ich trank des Baches murmelnde Welle
Und aß ein Stückchen trocken Brot.

Doch ob ſie mich lockten und höhnten rings,
Ich ging nicht rechts und ging nicht links.
Ich folgte durch öde Wüſtenei
Dem Stern, der mir die Pfade wies,
Ob fröſtelnd kam die Nacht herbei,
Ob glutenheiß der Samum blies —
Ich eilte und eilte weiter und weiter
Und ſchaute im Traum das Paradies! —
Wer aber war der treue Begleiter,
Der nie von meiner Seite wich,
Deß Hand, wenn matt der Stern verblich,
Und meine Seele ſchier verzagte
Und bittere Reue am Herzen nagte,
Sanft über die heiße Stirn mir ſtrich?
Wer war's, deß Worte wie Regentropfen
Kühlend auf meine Seele fielen?
Wer hieß dies Herz weltfreudiger klopfen,
Dies Blut jungfriſch in den Adern ſpielen?
Wer hat mir in ſtiller Stund' entriegelt
Seines eigenen Herzens glänzenden Schacht,
Drin gern ſich die müde Seele beſpiegelt,
Wie der Mond im Meer um Mitternacht?
Doch ſtill, leichtfertiges Wort! Es ruht
Auf der Herzen Geheimnis ein zarter Schleier;
Und den zu heben, thut nicht gut.
Denn was in der Stunde heiliger Feier
Dem Freunde der Freund ſtillſelig vertraut,
Das kündet kein ärmlicher Menſchenlaut.
Und nur wer's ſelber an ſich erfahren,
Der ſpürt den Segen nach langen Jahren,
Wenn ſich die Seele in ſich verſenkt
Und treu des fernen Genoſſen denkt.
Da ſteigt ſie empor, die liebe Geſtalt:
Die Stirn, vom braunen Gelock umwallt,
Das blitzende Aug', der beredte Mund,
Wie er munter geplaudert in ſelbiger Stund',
Die Worte, der Klang und der Töne Fall
Und das helle Lachen — du hörſt ſie all';
Und ſpürſt du erſt, wie er die Hand dir drückt,
Dann biſt du ſo mürriſch und doch ſo beglückt!
Entſchwundener Zeiten roſiger Schein
Fließt tröſtlich ins dämmernde Leben hinein, —
Der Minne jugendgewaltige Luſt
Umzüngelt noch einmal die fröſtelnde Bruſt,
Und hinter dem lodernden Abendrot
Winkt lächelnd mild

Ein segnendes Bild —
Du weißt es nicht:
Ist es des Freundes Gesicht?
Ist es der Tod?

Leipzig. Edgar Steiger.

Der Alpenrosenstrauß.

Novelle von Cornel Mark.

(Verona.)

„Ein prächtiges Naturkind! Welch züchtig Wesen! Wie einfach in Sprache und Gebärde! Wie sinnig und demütig!"

Also sprach der Herr Konsistorialrat zu seiner graugekleideten Ehehälfte und grüngekleideten Tochter, zwei ehrenwerten Damen, welche ihres körperlichen Wesens trostlose Glätte nach vor- und rückwärts mit evangelischer Resignation trugen, einig und ähnlich, obwohl die eine vierzig, die andere zwanzig Jahre alt war.

Jene Weiblichkeit aber, welcher des hageren, adlernäsigen, scharfäugigen Pastors bewundernder Ausruf gegolten, war ein dralles, frisches Tyrolermädel mit roten Backen und kecken Augen, straffen Zöpfen und strammem Busen, mit Hüften wie ein Weltversprechen, mit einer Stimme, die so klar und hell klang, wie reines Zinn auf reinem Kupfer, und dazu von einer Behendigkeit, die feiner war, als die einer gewöhnlichen Kellnerin und anmutender, als die einer weltgewandten Dame.

Resei hieß das Mädel. Der alten Mondwirtin zu Blitzach am See Nichte war's.

Die konsistorialrätliche Familie trank Kaffee und aß Milchbrot, dick bestrichen mit süßer Butter und klarem Honig; sie saß an einem viereckigen Tische, — weißes Geschirr stand darauf, ganz vornehm sich abhebend von dem grellrot- und blaugeblumten Tischtuche. Sie selber aber, die konsistorialrätliche Familie, nahm sich an dem viereckigen Tische wie ein unregelmäßiges Dreieck aus.

Unweit davon, an einem runden Seitentischchen, saß eine kleine, geheimnisvolle Gestalt, die dem blonden, keck aufgedrehten Schnurrbart nach zu schließen, einen Mann bedeutete, im übrigen aber so gnomenhaft zusammengekauert war, daß auf ihrem Rücken eine schiefe Nachlässigkeit der Natur mit doppelter Lebendigkeit sich ausprägte. Ein Feuerwerk von

Geist und Schelmerei blitzelte aus den graublauen Augen, die hinter dem Zwicker hervorleuchteten, wie eine Entschuldigung für die Sünde an der Formenschönheit, welche die ewig rätselhafte Schöpfungskraft an diesem Manne begangen, der vielleicht nur deshalb boshaft und skeptisch geworden war, weil er ein fühlend Herz besaß, worin der rote Saft brodelte und brauste, heißer und heftiger, als in der Brust vieler Wohlgeformten.

Der kleine Mann erlauschte des Konsistorialrats nur für die Familienintimität gemünzten Ausspruch und dachte sich sein Teil, wobei er den blonden Schnurrbart nach aufwärts strich und hinüberblinzelte zur Resei, die eben zum drittenmale frische Milch auf den evangelisch besetzten Tisch auftrug. — Pastoren, ihre Frauen und Töchter lieben den Kaffee mit Andacht und Leidenschaft, heftig und unersättlich.

Der kleine Mann schlürfte ein Gläschen Enzianbranntweins, trotz der 22 Grad Réaumur über Null in der schattigen Laube des Mondwirtshausgartens, und beäugelte die schöne Resei — der Spitzbube!

Und er dachte: „Welch kernfrisches, liebprächtiges Mädel! Strotzend von gesunder Kraft und natürlicher Glut! Ein Freibrief auf ein Füllhorn voll Genuß! Welche lustausströmende Weiblichkeit! O frummer Pfarrherr, was verstehst du davon!“

Er war schlau, der kleine Mann mit dem Irrtum der Natur auf dem schmalen Rücken; er stand auf und ging von hinnen, fünfzig Schritte hinab zu dem dunkelgrünen See. Dort stieg er in ein Boot, warf dem langen Lorenz ein Guldenstück zu mit dem Befehl: „Rudere mich weit hinaus, ich möcht' schlafen!“

Der Lenzl ruderte ihn hinaus in den See, nach links zu, wo die alten und die jungen Fichten in sehnsüchtiger Verschlingung über den mürrisch-grauen Fels herab sich ins Wasser niederbeugen, als ob sie ewiges Leben trinken wollten aus den dunkeln Fluten. Dort griffen Lenzls Ruder in die leicht sich kräuselnden Wellen, und pfeilschnell glitt der Kahn über den Spiegel des Sees. Der kleine Mann aber lag ausgestreckt im Nachen, beide Arme unterm Kopf und schloß die Augen und träumte von der Resei kernhafter Frische und liebprächtiger Mädchenhaftigkeit.

Der Glückliche!

* * *

Desselben Tages um die achte Abendstunde, als die ersten Mondesstrahlen über die rauhen Felszacken des Urgebirges in den Seekessel nieder-

leuchteten, da saßen der Bucklige und die Pastorenfamilie wieder an den gewohnten Plätzen in der Laube des Mondwirtshausgartens. Die Evangelischen aßen andächtig frische Forellen, der kleine Mann verzehrte behaglich den zwiebelduftenden saftigen Rostbraten, den ihm die flinke Resei noch dampfend gebracht hatte. Konsistorialrats tranken zu dritt an einer Flasche weißen Tafelweins und erfrischten sich an dem dritten Kruge Selterswasser; der kleine Mann schlürfte das dritte Seidel roten feurigen Tyrolerweins und ließ die vor ihm stehende Wasserkaraffe unberührt.

„Befehl'n 's noch a Seid'l, Herr Baron?" redete ihn 's Resei an und ihre hellen Zähne blitzten zwischen den roten kußlichen Lippen.

„Versteht sich!"

Die Kellnerin flog mehr als sie ging, um des geschätzten Gastes Bestellung zu besorgen. Sie brachte den dunkelfunkelnden Wein, setzte sich dem kleinen Baron gegenüber und frug lächelnd: „Hat's Essen g'schmeckt, gnädiger Herr?"

Baron Alex, ein welterfahrener Mann, war zwar stets freigebig gegen hübsche Kellnerinnen; allein Resei's Dienstfertigkeit ist damit nur zum Teil erklärt — nicht ganz. Resei spürte ein sonderbares, scheues Gefallen an ihm.

„Vortrefflich!" erwiderte er. Dann wurde das Mädel abberufen, um die Pastorenfamilie in ihre Schlafgemächer zu geleiten.

Zurückgekommen zu dem einsamen Zecher, der immer noch ein Seidel bestellte und die schmucke Dirn zum Mittrinken einlud, plauderten sie eine lange, lange Weile gar heimlich und zutraulich. Des kühlen Nachtwinds leichtes Wehen machte das Laubwerk knistern. Des Sees Wellengang rauschte geheimnisvoll dazwischen und lautschallend bellte der Haushund, durch Vorüberziehende aus seiner trägen Ruhe aufgeschreckt. Der beiden Leutchen Geflüster blieb unverständlich, aber, als er sich erhob, da gab sie ihm die Hand und sagte, halblaut zwar, jedoch vernehmbar für seine Ohren: „In einer halben Stund', gnädiger Herr; die erste Thür' auf der linken Seit' neben der Küche."

Behend wie ein Wiesel entschlüpfte sie, und er begab sich schnurrbartdrehend in sein Schlafgemach. Waren's bloß des Weines Geister, die aus seinem pfiffigen Gesichte lächelten und kicherten?

* * *

Der Mond stand kerzengerade über dem Wirtshause. In der Kammer neben der Küche küßte die schöne Resei den kleinen, buckligen Baron zum hundertstenmal und flüsterte: „Du bist gar so a lieber Herr!“

An Reseis Kammerfenster aber klopfte schon eine Weile leise, dann stürmischer ein kerniger, stämmiger Bursche, der einen mächtigen Strauß vollaufgeblühter, taubenetzter Alpenrosen in der Hand hielt.

„Jessas, dös ist der Jörg!“ rief Resei plötzlich aus.

„Wer ist das, der Jörg?“ frug der Baron.

„Mein Schatz,“ gab sie zur Antwort.

„Schöne Geschichte!“ murmelte der Bucklige und wollte sich marschbereit machen, während der ungeduldig Außenstehende immer kräftiger ans Kammerfenster pochte.

„Bleib'n's nur stad, gnädiger Herr,“ ließ die Resei sich vernehmen und erhob sich von dem Lager; „i werd'n glei fortschick'n.“

Sie öffnete halb das Fenster und redete leise: „Jörg, wo kimmst denn du no so spat daher?“

Der Bursche versuchte sein Mädel durch das Fenster zu küssen: „Hob' frische Alpenrosen g'fund'n und do hob' i dir halt dös Sträußel bringen woll'n.“

Dabei reichte er ihr den Strauß und wollte sich zum Fenster hineinschwingen.

Sie aber hielt ihn zurück, gab ihm erst einen tüchtigen Schmatz und sagte dann: „Bist a guter Bua, mein lieber Jörg! Kimmst den weiten Weg von der Rainalm herunter —, bist wohl vier Stund' lang gangen — —“

„Hab schon bald a ganze Stund' länger braucht, Resei —; der Mond geht spat auf und im Finstern is's gar hart geh'n,“ unterbrach der treuherzige Bursche des Mädchens Rede.

„Du lieber Jörg!“ rief sie und küßte ihn wieder. Und wieder versuchte er's, sich übers Fenstergesimse zu schwingen.

„Nein, nein, Jörg!“ wehrte sie ihn ab; „'s geht heut' nit —, kannst nit zu mir kommen.“

„Ja, warum denn nit, Resei?“ frug er.

„Na, weißt', Jörg —“ erwiderte sie, „i kann dir's nit so recht sag'n —, aber —, weißt —, 's is ganz unmöglich — —! Du wirst mi schon versteh'n. 's nächstemal — —“

„Steht's a so?“ sagte er. „Ja, dann bin i freili umasunst den weiten Weg hergangen, dös haßt, just nöt umasunst, denn i hab di ja g'seg'n und bußelt und bin schon z'frieden damit. Jetzt aber geh' glei

wieder ins warme Nest, damit du dich nit etwan gar noch verkält'st. Pfirt di' Gott, Resei und b'halt mi liab!"

„Pfirt di Gott, Jörg, und schau, daß du guat auffikimmst auf d' Rainalm."

„Hab ka Sorg', Schatzerl," rief er zurück und schritt mit vorsichtigen Schritten den Fußpfad entlang, der knapp vom Mondwirtshaus ab bergan führt.

Die Resei aber kehrte zu ihrem buckligen Gaste zurück, legte den frischen Alpenrosenstrauß aufs Bett und flüsterte zärtlich: „Die Bleameln, Herr Baron, nimmst mit als an Andenk'n an d' Resei!"

Durch die stille Nacht aber erklang des abziehenden Jörgs helle Stimme:

„B'hüat Gott, lieber Schatz,
B'hüat Gott und bleib treu,
In mein'm Herz is dein Platz,
Du liabe Resei!!"

* * *

Am andern Morgen saß die Pastorenfamilie beim Kaffeefrühstück in der Laube, als der Baron mit dem Alpenrosenstrauß in der Hand erschien, nach rasch genommenem Morgenimbiß die Resei zu sich heranrief und seine Zeche berichtigte. Der Lenzl brachte den Handkoffer, der reisefertige Baron rief der Kellnerin „Auf Wiedersehn!" zu und ging dann an den See hinab, wo ihn der Lenzl nach dem jenseitigen Ufer zur Poststation ruderte.

Der Konsistorialrat winkte der Resei. „Wer war der kleine Herr, liebes Kind?"

„O —!" erwiderte das Mädel, „dös is gar a nobliger und braver Herr. Do, sög'n's —" und dabei wies sie auf ein funkelndes Goldstück in ihrer Hand — „er hat mir ein' Dukaten g'schenkt! Da muaß i glei a Mess' für ihn les'n lass'n bei die Franziskaner drüben in der Au."

„Resei, kimm glei!" ließ sich die polternde Stimme der Wirtin vernehmen.

„Bin schon da, Frau Mahm!" erwiderte die Kellnerin und schritt eilends dem Hause zu.

Der Konsistorialrat aber zündete seine Pfeife an und, da er ein gut und methodisch geschultes Gedächtnis besaß, wiederholte er seine gestrige Rede: „Ein prächtiges Naturkind! Welch züchtig Wesen! Wie einfach in Sprache und Gebärde! Wie sinnig und demütig, und —" er-

weiterte er heute den Spruch — „gottesfürchtig und fromm ist sie auch. Der Dukatenlohn wird Segen stiften. Das ist ehrbar Gnadengeld.“

„Ja, ja,“ pfiff eine Spottdrossel aus der Laube, „die Theologen aller Konfessionen übertrumpfen sich an Scharfsinn. Aber ein schlechter — Numismatiker ist der Herr Konsistorialrat doch. Gnadengeld, hi, hi!“

Darum.

Ein Stillleben.

Von Peter Hille.
(Pyrmont.)

Es gibt einen Tag, da fragt man sich: „Was haben die Bäume wohl?“

Es ist ganz ruhig. Sommerlich liegt die Flur, noch dicht sind die Wipfel. Da muß ein Gespenst durch die Natur gehen. Nach allen Seiten beugen die Bäume sich. Gewinsel, fast der Schrei einer menschlichen Angst.

Nun bewegen sie sich auch länger eintönig fort wie die Juden in der Synagoge. Dann kommt der Herbst noch lange nicht. Ein Tag wie der andere; sie spinnen sich hin in der Korpulenz der langsamen Abschräge, des während der Gewohnheit sich verlierenden Lebens.

Noch lange kann alles unverändert bleiben. Tag für Tag wandelt behaglich über die Fluren wie ein Eigentümer über sein Grundstück.

Aber die Natur wird nicht mehr froh. Sie leidet, leidet seit diesem Tage. Ihr widerfährt noch nichts. Alle Blätter sind noch grün. Sie lärmt nicht.

Ich besuchte einen Freund. Er war aus auf seinen Kalkwerken. Ich konnte mir denken, wie er dort umherging; von der roten schwitzenden Stirn schob er die graue Mütze zurück, um sich geschäftig zu krauen, wie man das gewöhnlich thut, über der linken Schläfe.

Er dachte dann lange, sah sich um, sprach ein wenig und ging dann weiter mit steifen, unten ausschlenkernden Schritten, die kleine Steine häufig aus dem Wege schleuderten.

Lauchartig riechende Gase mit dem graudurchsichtigen Rauche gleich den gesprenkelten, gleichsam plattgeschlagenen Flaschen, welche die Jäger so gern haben, stiegen aus den weißglühenden Kalkmassen.

Wie schwere Lastknechte, die Hand auf dem Gurt, standen die braunen Güterwagen auf dem Zweiggeleise und ließen sich beladen.

So empfing mich denn seine Frau. Müde, feierlich und fremd ruhte das Dorf. Denn hier war das Gut und davon ist ein Dorf getrennt wie ein anderer Stand. Der Stand eines anderen Lebens.

Einige Tauben flogen vom Dorfe ab und setzten sich blendend auf die sanft eingewölbten Scheunendächer. Sie fühlten sich hier mehr in ihrem Elemente.

Friedlich träge stand noch das Kaffeegeschirr. Um mich hatte ich die Kinder, die sich schnell mit mir befreundet hatten; eins hatte meine rechte Hand gefaßt, das andere die linke und ein drittes saß auf der Fußbank vor mir. Es hieß auch Maria. Ich aber war nichts weniger als ein Christus.

So ein hohler, blauer, fester, gleichsam gebauter Tag, wie der Sommerherbst sie hat.

Er scheint so leicht einzuschlagen; die Gewitter thun das auch, schlagen ihn ein.

Alles erscheint so nahe, so derb heran, aber auch dem Bruch so nahe.

Über die grünen Formen des Gartens ging das schwarze Gesteck einer Eisenbahnbrücke. Dahinter kletterte eilig dünnkittliger Buchenwald hinan. Wir sprachen ganz heiter, langsam, lebenbeschauend.

Da, ohne Anlaß, mit einemmale ihr Gesicht ganz bestürzt von Thränen. Wo sie hergekommen waren, wußte man nicht. Dann war es auch vorbei. Sie hatte nicht einmal geschluchzt. War wohl selbst bestürzt davon. So sehr hatte sie ein tiefer Grund, der Grund der Vergänglichkeit, das Leid der Welt geregt.

Bestürzt sahen die Kinder auf. Ich aber fragte nicht. Dem Reifenden sieht der Tod ins Gesicht. Ihr Mann hatte wohl nichts davon gespürt. Auch ich habe bis nun kein Zeichen weiter vernommen.

Berliner Theaterbriefe.

Von Conrad Alberti.
(Berlin.)

Verweilen wir einen Augenblick bei dem künstlerischen Bestande des „Schauspielhauses“ und des „Deutschen Theaters“, bevor wir zu den Zuständen des übrigen theatralischen Berlins übergehen. Über den neuen Intendanten und den neuen Direktor habe ich schon in meinem vorigen Briefe gesprochen und möchte an dieser Stelle nur noch einmal die Warnung wiederholen, der Zukunft allzu vertrauungsselig entgegenzusehen. So lange das ganze System an unserem Hoftheater nicht ein anderes wird, so lange bringt der bloße Personenwechsel wenig Nutzen. Beim Theater ist zwar der Direktor das System, nirgends erscheint die absolute Regierung des Einzelnen so notwendig und vorteilhaft, als bei der Bühne. Aber gerade bei dem Berliner Hoftheater, bei dem alles auf das Beamtenmäßige eingerichtet ist, kann der einzelne geschickte Leiter allein auch nicht den verfahrenen Zug wieder in das Geleise bringen. Die Stellung des Direktors des Schauspielhauses muß eine unabhängigere werden, die Grundsätze über Annahme der Stücke, Zusammenstellung des Repertoirs, Anstellung neuer Kräfte müssen hier vollständig geändert werden, wenn etwas Ersprießliches herauskommen soll. Und daß man sich zu solch' durchgreifenden Änderungen sobald verstehen wird, glaube ich nicht, trotz des besten Willens, den der neue Intendant unbedingt mitbringt. Es ist vollständig unmöglich, daß ein einziger Mann, noch dazu ein Neuling im Theaterwesen, zwei erste Bühnen der Residenz und drei große Provinztheater zu gleicher Zeit thatsächlich leiten soll. Die Leitung kann sich vielmehr immer nur auf das Geschäftliche und Repräsentative beschränken. In künstlerischer Hinsicht ist eine solche Kombination ein Unding!

Nun einige Worte über den künstlerischen Personalbestand unseres Hoftheaters. Die hervorragendste männliche künstlerische Kraft ist unbedingt Herr Maximilian Ludwig, aber sein Wirkungskreis ist ihm durch die Natur sehr beschränkt. Sie hat ihn für schwärmerische, ideale Helden geschaffen, die das Herz der Zuschauerinnen durch edle Haltung und vornehmes Profil zu erobern wissen. Sein „Hamlet“, sein „Max Piccolomini“, und auch einige Rollen im bürgerlichen Schauspiel wie der Advokat von Deckens in Lindaus „Gräfin Lea“ sind sein eigentliches Gebiet. Aber ihm fehlt die Fähigkeit, sich in einen nach mehreren

Seiten schillernden Charakter zu vertiefen, ihm fehlt die Wucht, die physische und moralische Kraft der fortreißenden Leidenschaft. Und bei Rollen wie „Ferdinand“ („Kabale und Liebe“) „Ruſtan“ („Traum ein Leben“) kixt ſein Talent schon vollſtändig. Einzelne häßliche Manieren, das fortwährende Schütteln und Werfen des Kopfes, eine näſelnde Sprache kommen dazu. Im ganzen wirkt er mehr durch ſeine vornehme und ſchöne Erſcheinung und Haltung, als durch ſein Spiel. Man hat jetzt für die leidenſchaftlichen Rollen, die Herrn Ludwig gar nicht liegen, Herrn Matkowski aus Hamburg engagiert. Das Fach des erſten Helden iſt an unſerer Hofbühne ſo gut wie unbeſetzt; denn Herr Nesper kann unmöglich als Vertreter desſelben gelten. Er bringt für dasſelbe zwar eine große derbe Geſtalt mit, aber außer derſelben auch rein gar nichts. Die Fähigkeit, den Geiſt einer Rolle zu erfaſſen, mangelt ihm vollſtändig. Sein „Wallenſtein“ war nach dieſer Richtung hin der kläglichſte Bankerott, ohne die Spur geiſtiger Größe ſank derſelbe zu einem gewöhnlichen pathetiſchen Deklamator herab. Das Fach der Charakterrollen ſpielt Herr Kahle, ohne alle äußere Mittel, behindert durch eine ungünſtige Figur, einen ſtarken Oberkörper, im Verhältnis zu dem die Beine zu kurz geraten ſind. Als Herr Kahle vor einer Reihe von Jahren nach Berlin kam, ſchwärmte die ganze Stadt von ihm. Er war damals ein feuriger, leidenſchaftlicher Schauſpieler, der ſich mit wahrer Inbrunſt in ſeine Rollen vertiefte und nicht ſelten durch den Ton ſtürmiſcher Leidenſchaft mit fortriß. Seitdem aber hat er, ohne Nebenbuhler an der Hofbühne wirkend und im Beſitze eines lebenslänglichen Kontraktes, es vorgezogen, ſein Feuer recht bedenklich zu dämpfen und das Studinm ſeiner Rollen auf das allernotwendigſte Auswendiglernen zu beſchränken. Man kann beinahe ſagen, daß er von Monat zu Monat bequemer wird und Rückſchritte macht. Es fällt ihm nicht mehr ein, ſeine Rollen bis auf das Kleinſte durchzuarbeiten, er löſt alles in hohle pathetiſche Deklamation auf. Sein „Narziß“, ſein „Manfred“ ſind dozierende Profeſſoren. Er gefällt ſich, aber nicht uns, in einem unverſtändlichen, leeren, unartikulierten Schreien, in dem jede Auseinanderſetzung der Rede, jede Spur von Charakteriſtik untergeht. Wie wirkt dagegen der Darſteller der zweiten Charakterrollen, Herr Krauſe! Wie weiß er Rollen wie „Spiegelberg“, „Tubal Schmook“ mit einer Schärfe der Charakteriſtik, einer Beſtimmtheit der Zeichnung, einer Fülle intereſſanter Einzelheiten auszuſtatten. Und alles das ohne die geringſten äußeren Mittel, nur durch das fleißigſte Nachdenken und das eingehendſte Studium. Gemütliche alte Philiſter und Juden gelingen ihm ganz be-

sonders; leider reicht seine physische Kraft nicht für erste Rollen aus. Er ist auch ein vortrefflicher Lehrer und hat der deutschen Bühne manche talentvolle junge Kraft zugeführt. Ab und zu verfällt er wohl einmal in den Fehler der Karikatur, aber dann nur in dem Bestreben, seine Gestalten möglichst scharf und bestimmt hinzustellen. Er ist eben einer der wenigen Schauspieler am Schauspielhause. Ähnliches läßt sich von Herrn Vollmer sagen, der für komische Rollen ein wirkliches natürliches Talent besitzt, dessen Humor nicht, wie bei den meisten Komikern ein erquälter ist, sondern seinem Wesen entspringt. Ein sehr verständiger und besonnener Darsteller ist Herr Sauer. Er weiß sicher und vornehm aufzutreten. Sein Octavio Piccolomini erschien mir als die beste Leistung des ganzen Wallenstein-Abends, und das ist doch die schwierigste Rolle des Stückes. Leider fehlt ihm für kraftvolle und leidenschaftliche Rollen der überzeugende Ton; er wird sich auf das angedeutete Fach beschränken müssen. Damit bin ich mit den männlichen Darstellern des Schauspielhauses zu Ende; denn was sonst noch an demselben wirkt, der asthmatische, nach jedem Wort dreimal Atem holende Herr Oberländer, der gänzlich unbedeutende Herr Keßler oder Herr Liedtke, der einer verflossenen Generation angehört, will ich als guter Berliner Lokalpatriot lieber mit Schweigen bedecken.

Unter den Damen ragte vor allen Fräulein Klara Meyer hervor. Sie ist das weibliche Seitenstück zu Herrn Ludwig. Wie jener wirkt sie durch eine vornehme, wahrhaft aristokratische Erscheinung, die sie auch außerhalb der Bühne auszeichnet, und in allen Rollen, in denen sie nicht mehr zu sein braucht als schön und vornehm, ist sie vortrefflich. Dagegen gebricht es ihr vollkommen an Leidenschaft und an der Fähigkeit scharfen, geistigen Durchdringens der Rollen. Sie ist immer anmutig und gefällig, niemals bedeutend. Das hervorragendste natürliche Talent unter den Damen ist jedenfalls Fräulein Conrad, von einer Munterkeit und Frische, einem tollen Übermut, der in der vornehmen Langweile des Schauspielhauses geradezu erquickend wirkt. Wie weiß die kleine Künstlerin oft durch ein Wort, einen Blick zu wirken! Von welch' köstlicher Schelmerei ist ihr Puck im „Sommernachtstraum", ihre Franziska in der „Minna von Barnhelm"! Leider ist sie der unglücklichen Ansicht, daß man, um als vortreffliche Künstlerin zu gelten, sein Talent nur auf der Bühne glänzen zu lassen brauche, und daß Triumphe, außerhalb derselben errungen, keiner schlechten Schauspielerin zu künstlerischem Ruhm verhelfen. Naive Anschauung! Mit ihr macht man in Berlin nicht Karriere. Auch die größte Künstlerin wird in Berlin nicht über einen

engen Kreis hinausdringen, wenn sie es verschmäht, ihre liebenswürdige Persönlichkeit den einflußreichen Kreisen der oberen oder unteren Regionen gegenüber einzusetzen. Das verstand und versteht eine Reihe von weiblichen Kräften des Hofthaters besser, als die genannte Künstlerin, der sie zwar in Rücksicht auf ihre Leistungen nicht bis zur Schulter reichen, neben und vor der sie sich aber durch einen hohen Grad von — sagen wir — Lebensklugheit zu behaupten wissen. Da ist von den älteren Mitgliedern Frau Kahle, die, so lange sie noch Fräulein Kessler war, sehr viel von dieser Lebensklugheit besaß und derselben eine bedeutende Stellung an der Berliner Hofbühne verdankt. Hätte ihr Sinn unglücklicherweise die Bescheidenheit ihres Talents gehabt, wer weiß, ob sie jemals zu derselben gelangt wäre. Da ist unsere Diamantenprinzessin Jenny Groß, durch nichts strahlend, als durch den Glanz ihrer Toiletten und Juwelen, deren sie auf dem schlichtesten Balle für einige hunderttausend Mark zur Schau zu tragen pflegt, eine Dame, die sich in den Kreisen der Sportswelt großer Popularität erfreut und der man nie mit leeren Händen zu nahen wagen darf — ich meine natürlich, ohne ihr Lorbeeren zu streuen. Da ist Fräulein Odilon, deren Gastspiele auf der Charlottenburger Rennbahn entschieden erfolgreicher sind, als ihre Darstellungen in ihrem allabendlichen Wirkungskreis am Schillerplatz, welche das Mittelmaß in nichts überragen. Die Nebenbuhlerin des Fräulein Klara Meyer ist Fräulein Anders, eine lispelnde Liebhaberin, die als Thekla und Klärchen selbst das genügsame Publikum unseres Hoftheaters in die unbändigste Heiterkeit versetzte. Aber Herr Annno scheint in der That ein Kind des Glücks zu sein. Kaum daß er sein Amt angetreten, so verlobt sich die genannte Künstlerin und dürfte nun wohl dem allgemeinen Brauche folgen und der Bühne entsagen. Im übrigen dürfen Sie nicht glauben, daß unser Hoftheater etwa nur, wie ich oben anzudeuten schien, ein Heim ist für Damen, welche den Sport und die Sportsleute lieben; es fehlt demselben nicht an erfreulichen Erscheinungen, welche die Kunst als eine ernste Sache auffassen. Eine solche Schauspielerin ist Fräulein Schwartz, vielleicht eine der ehrlichsten Darstellerinnen unseres Hoftheaters. Jeder ihrer Leistungen merkt man es an, daß sie auf dieselben die größte Mühe verwendet. Leider ist ihr Talent klein, aber sie weiß es gut auszunutzen. Ihre „Gräfin Terzky“ war eine Heldin mit dröhnendem Pathos, wo sie, besonders im ersten Akte, schneidende Ironie entwickeln sollte. Wie eine Herrscherin ob allem Volke ragt Fräulein Stollberg hervor. Wäre ihre Hünengestalt um die Hälfte kleiner, und ihre Begabung etwa um dreiviertel größer, als

beide sind, so möchte das Verhältnis ein annehmbares sein. Geradezu betrübend aber ist es, in diesem Wirkungskreise eine Darstellerin wie Frau Niemann-Seebach zu sehen und den unglücklichen Versuchen beizuwohnen, durchaus eine Ruine für ein Prachtschloß auszugeben. Die gewaltigen Erfolge, die Frau Seebach zu verzeichnen hatte, als sie noch Liebhaberinnen spielte, kamen hauptsächlich auf Rechnung ihrer zarten bestrickenden Erscheinung — ihres wundervollen, wie eine Silberglocke tönenden Organs und der ganzen keuschen Anmut, die über ihre Darstellungen ausgegossen war, weit weniger der charakteristischen Schärfe der Darstellung und des geistigen Erfassens der Charaktere. Mit den Jahren sind natürlich alle jene Reize verschwunden, und die Mängel treten um so deutlicher hervor. Jetzt spielt sie kleine Rollen mit großem Pathos, komische Alte ohne Humor; für Heldenmütter hat sie zwar das Mütterliche, aber nichts Heldinnenhaftes. Man sieht, dem Gesamtkörper unseres Hoftheaters fehlen viele sehr wichtige Fächer, andere sind vollständig mangelhaft besetzt, unter den vorhandenen Kräften befindet sich nicht eine wahrhaft große und bedeutende Individualität, und im Zusammenspiel fehlt jeder einheitliche Stil.

Eine neue Bühnendichtung von Hermann Lingg.

Besprochen von M. G. Conrad.

„Die Bregenzer Klause." Schauspiel in fünf Aufzügen. (München, Theodor Ackermann.) Zum erstenmal aufgeführt im Münchener Hoftheater am 3. Dezember 1887.

Hermann Lingg ist ein gefeierter Meister der lyrischen und epischen Dichtung. Sein Name ist der glänzendsten einer in der vaterländischen Litteratur. Jedes seiner Werke ist ein Ereignis im Gebiete des Schönen. Auch in seinem Schaffen für die Schaubühne offenbart sich die nämliche hohe Dichterkraft, die männliche Energie in der Auffassung der Probleme, die kunstgeweihte Hand in der Wahl der Stoffe. Ja, man tritt mit besonders hoher Erwartung an seine dramatischen Schöpfungen heran, weil sich schon in seinen epischen Dichtungen ein eminent feuriger, zu dramatischen Donnerschlägen drängender, mit äußerster Wucht die Katastrophe

meisternder Geist ausspricht. In seiner monumentalen „Völkerwanderung“ sind Szenen von vollendeter Plastik und Rundung, umflutet von wahrhaft dramatischer Luft. Kein Zweifel, Linggs Natur ist auch nach der Seite der Bühnendichtung aufs stärkste veranlagt.

Wenn die Wirkung seiner Stücke trotzdem hinter der Wirkung seiner lyrischen und epischen Dichtungen zurückbleibt, so ist der Grund hierfür in Verschiedenem zu suchen. Zunächst in der Ungeduld des von blitzartig überraschend wirkenden Theatereffekten der französischen und französierenden Bühnenmache verwöhnten Publikums. Da ist es der liebevoll ins Breite ausführende Epiker, der dem Dramatiker die Gunst des Publikums oft zwischen den prägnantesten, wirkungsvollsten Auftritten verscherzt: die Zuschauer wollen bloß Zuschauer sein und in leidenschaftlich fortstürmender Handlung schwelgen, während der Dichter gerade jetzt geduldige, feinsinnige Hörer für eine behagliche Abschweifung lyrisch-epischen Stils erwartet. Das ruhigere Tempo einer poetisch stimmungsvollen Episode wird von dem unruhvollen Publikum nun sofort als „Länge“ empfunden. Solche „Längen“ enthält auch das neueste Schauspiel Linggs — und es wäre Aufgabe der Regie, die mit ihrem Publikum rechnen muß, da sie dasselbe nicht von heute auf morgen aus seinen schlechten Gewohnheiten reißen kann, diese „Längen“ unter Mitwirkung des Dichters zu mildern durch geeignete Kürzung oder Umstellung der gefürchteten Stellen.

Ein anderer Grund für schwache Wirkung liegt darin: der Dichter Lingg gibt auch als Dramatiker in seiner Sprache hie und da zu reichlich Poesie, besonders in den Monologen. Das ist angesichts eines im Grunde unpoetischen Publikums übelangebrachte Verschwendung. Kommt solchen poetischen Stellen nicht die poetische Stimmung des Hörers entgegen, so wirken sie wie ein im Regen angezündetes Feuerwerk. Hier müßte nun die Kunst der Darsteller mit weiser Berechnung der Chancen des Erfolges einsetzen, um durch beschleunigtere, herzlichere und möglichst anspruchslos-natürliche Redeweise über die Langweile hinwegzuhelfen, welche das heutige Publikum vor der Wortpoesie auf der Bühne empfindet.

Leider ist dies bei der ersten Aufführung der „Bregenzer Klause“ auf der Münchener Hofbühne nicht geschehen. Von den Herren Fuchs und Sturm, welche die schwedischen Hauptleute spielten, und von Fräulein Bland, welche die „Kriegsfurie“ Marfisa darstellte, wurde zu wenig natürlich gesprochen und zu viel akademisch deklamiert. Es wird neuerdings überhaupt wieder ein erkleckliches mehr in Deklamation geleistet. Das ist vom Übel. Konventionelles „Loslegen“ in schönklingender

Deklamation mag dem Schauspieler bei dem weniger kunstsinnigen Publikum frommen und als Reizmittel auf kurze Momente betäuben, aber zuletzt muß der Dichter die Zeche bezahlen. Nach solchen pompösen Deklamations-Leistungen überfällt das Publikum eine um so fieberhaftere Ungeduld nach sensationeller Handlung — und tritt diese nicht ein, ist die Abspannung und Enttäuschung um so ärger.

Ein so hochgearteter Dichter wie Hermann Lingg erhebt gar nicht den Anspruch, mit den modischen Stückschreibern um die Wette in jedem Augenblicke zu fesseln, zu überraschen und im Geschwindschritt den großen Effektszenen zuzuhasten; er geht seinen vornehmen Gang und verläßt sich auf die Weisheit des Darstellers, sich durch beschleunigteres Tempo mit der Ungeduld des Publikums abzufinden. Hätte z. B. die Rolle des dämonischen Weibes Marfisa — deren Dämonie freilich vom Dichter nur mehr angedeutet, skizziert, als ausgeführt ist — in den Händen einer Herzfeld-Link gelegen, gewiß wäre manche Szene schneidiger und packender herausgekommen. Fräulein Bland ist eine hervorragende Schauspielerin, aber man kann nicht von ihr erwarten, daß sie mit einer Rolle Großes wirke, die außerhalb ihrer Natur und ihrer spezifischen Begabung liegt. Ihr hätte z. B. die Rolle der Pia gebührt, die durch Fräulein Mayer gar nicht zur Geltung kam.

Damit hätten wir einige der Gründe angedeutet, welche bei der ersten Aufführung des neuesten Linggschen Bühnenwerks einem bedeutenden Erfolg im Wege standen. Andere Gründe, in der Führung der Dichtung selbstliegend und vielleicht durch keine noch so vortreffliche Darstellung vollkommen zu besiegen, treten schon bei der Lektüre des Buches erfolgstörend hervor. Zunächst ist das Drama zu reich an Handlung und Handlungsmotiven, ohne einen festen Mittelpunkt zu besitzen, von dem alles ausgeht und zu dem wieder alles zurückführt. Dem Titel nach wäre die Erstürmung der „Bregenzer Klause“ (durch den Schwedenführer Wrangel am Ausgang des dreißigjährigen Krieges) als ein solcher Mittelpunkt zu nehmen. Und hier, in der Vorbereitung, im Verlauf und Ausgang des Sturmes auf die unbezwungene Tyroler Veste, welche dem ehrgeizigen Soldaten den Weg nach dem Süden versperrt, liegen auch die treibenden Motive des Stückes; allein sie sind so mit Nebenmotiven durchsetzt, daß sie nicht zu freier, das Ganze beherrschender Entfaltung in straffer logischer Folge gelangen können. Es geschieht so viel und vielerlei neben und durcheinander, daß man oft den Faden verliert und sich fragt: wohin jetzt — und warum? Welchem Spiel soll man seine ungeteilte Teilnahme zuwenden: dem des soldatischen Ehrgeizes des alten

Generals — dem der Liebe und des Wagemutes der beiden jungen Hauptleute — dem der Koketterie, der Diplomatie und der Liebe der „Kriegsfurie“ Marfisa — dem der Rache, der Vaterlands- und Vaterliebe des alten Bauern und improvisierten Kastellans — dem des intimen Familiendramas der Gräfin Montfort und ihrer engelschönen Tochter Pia?? Denn sie alle zerren und durchkreuzen unser Interesse, aber sie konzentrieren es nicht auf einen festen Punkt. Wir werden schließlich unwirsch: zum Teufel, was soll's denn mit dieser pikanten Marfisa, mit dieser schönen, dämonischen Lagerhexe? Ah, der grimme Degen Falkenburg, der sich wie ein blöder Schäfer jahrelang von ihr an der Nase herumführen läßt, während sie jetzt plötzlich ihr lüsternes Auge auf seinen Kameraden, des Feldherrns Sohn, wirft, der wiederum der kleinen, unschuldigen Pia nachstellt, — ah, jetzt wird der grimme Degen einen barbarischen Eklat herbeiführen und die falsche Kokette zermalmen! Bewahre! Er läßt sie nach einer langen Ansprache laufen, weil — je nun, weil alle sie laufen lassen. Das Schicksal kommt dazwischen und fegt sie, die wir drei Akte hindurch für eine Hauptsäule der Handlung gehalten, im vierten Akte hinter den Kulissen weg. Eine Kapitalszene, wie sie mit der Leiche des geliebten Reinhold im Bodensee versinkt — es ist Weihnacht, das Eis bricht ein — allein wir sehen nichts davon, die Geschichte wird uns bloß im fünften Akt erzählt. Jammerschade. Auf die Bühne gebracht, hätte diese Szene ganz gewaltig wirken müssen und die Marfisa hätte Gelegenheit gefunden, ihre Dämonie, von der nur immer geredet wird, einmal ausgiebig vor unseren Augen zu entfalten. Auch die Erkennungsszene zwischen Vater und Sohn (Kastellan und Hauptmann Falkenburg) obwohl sie recht gut wirkte und echtes Dichterfeuer sprühte, hätte noch besser ausgenutzt werden können durch straffere Fassung und Kürzung der langen Zwiegespräche, in einem Augenblicke, wo die Seele des Zuschauers überhaupt schon voller Spannung war für den rasch entscheidenden Fortgang der kriegerischeren Ereignisse und nur ein halbes Ohr für die Enthüllung des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn erübrigte, eine Enthüllung, die dem aufmerksamen Zuschauer ohnehin nichts sagt, was er nicht im Anfang des Stückes schon erraten hätte.

Wir zweifeln nicht im geringsten, daß, wenn sich der bewährte Dichter zu einer teilweisen Umarbeitung des Stückes entschließen könnte, aus der „Bregenzer Klause“ ein Werk würde, das nicht nur der Litteratur zu hoher Zierde gereichte, sondern auch auf jeder Bühne eines großen, glänzenden Erfolges sicher wäre.

Aus dem Kunstleben.

Das Jahr 1887 hat auf dem Gebiete der Malerei vielleicht keine andere Schaustellung zuwege gebracht, die sich an geschichtlicher und künstlerischer Bedeutung mit der in Berlin stattgefundenen Ausstellung zeitgenössischer Bildnisse von Franz von Lenbach hätte messen können. Der Berliner Menzel und der Münchener Lenbach sind an Talent und Energie die zwei hervorragendsten Bahnbrecher und Bannerträger der realistischen Richtung — im Gegensatz zu der noch immer die Masse verführenden konventionellen, akademischen, idealistischen oder wie immer die aus der Abwendung von der Natur und ihrer Wahrheit geborene Afterkunst genannt werden mag — sie sind die beiden Feuersäulen, welche vor dem auserwählten Volke der wirklichen Talente im Schaffen, Fördern und Genießen hergezogen sind, um den Weg aus der Wüste der Schul- und Modethorheiten in das gelobte Land freier, selbstherrlicher Kunstübung zu zeigen. Als der Dritte im Bunde dürfte der gewaltige Anselm Feuerbach genannt werden, hätte ihn nicht das Verhängnis seiner Erziehung und Gewöhnung immer wieder vom festen warmen Mutterboden der Natur in die kalte Luft der ideal-formalen Richtung getrieben. Künstlerisch mehr und mehr vereinsamend, von seinen Landsleuten, den Künstlern wie Kritikern, hundeschlecht behandelt, ist sein Einfluß auf die moderne vaterländische Kunstentwickelung nicht hoch anzuschlagen. Neben den Reklame-Meistern und Glückspilzen der heutigen Pinselgenossenschaft ist ein still-genialer Unglücksmensch wie Feuerbach eine geradezu tragische Erscheinung. Überhaupt diese Schicksalsfamilie der Feuerbäche . . .!

Das umfassendere, das weiteste Gebiet mit seinem bildnerischen Geiste beherrschende Talent ist Adolf Menzel eigen; Lenbachs Energie hat seine größte Kraft auf dem kleinsten Punkte gesammelt: in der Spezialität der Bildnismalerei. Damit hat er freilich eine Meisterschaft als Spezialist erreicht, der in diesem Jahrhundert wohl keine andere mehr die Palme streitig machen wird.

Daß Lenbach im Drange, sich an charakteristischer Ausdeutung und Darstellung der geistigen Individualität selbst zu übertreffen und in der Offenbarung psychologischer Geheimnisse das Äußerste zu erreichen, die ganze Menschenfigur mehr und mehr vernachlässigt und alle nachschaffende Kraft seiner scharfsinnigen Entschleierungskunst auf den Kopf zusammengedrängt hat, ist ebenso erklärlich wie bedauerlich. So hat er Seelenbilder von geradezu unheimlichem Zauber der Individualisierung geschaffen, die aber leider auch aufgehört haben, vollkommene Menschenbilder zu sein. Es rächt sich immer, wenn der Künstler seine Ausdrucksmittel so zusammenpreßt, daß, wenn er, wie in der Porträtmalerei, Kopf und Augen fertig herausgebracht hat, überhaupt mit seinem Latein zu Ende ist und mit den anderen schönen Sachen, durch welche die Natur in fein bedeutsamer Weise zu uns spricht und ihre interessanten Merkmale steigert, nichts mehr anzufangen weiß. Die erschreckliche Vernachlässigung der Hände auf den Lenbachschen Bildern, um zunächst dies Eine anzuführen, ist mit Recht zu einer ständigen Klage der Kritik geworden. Auf dem großen Papstbilde z. B., welch eine Karikatur von Hand hat er dem geistvollen, in allen Gliedern charakteristisch, elegant und zierlich gebauten Leo XIII. angeheftet! Und dazu noch in einer Pose und in einem Lichte, welche das Auge des Beschauers mit Nachdruck auf sich ziehen.

Eine andere Schwäche der Lenbachschen Brust- und Kniestücke liegt darin, daß sie nie mit einiger Sicherheit die Figur in ihrer charakteristischen Eigenart der leben-

digen Bewegung erraten lassen. Die riesenhafte, in gebietender Erscheinung einherschreitende Heldenfigur Bismarcks z. B. wird man aus keinem einzigen Bilde herauszulesen vermögen. Der sitzende Bismarck in der Neuen Münchener Pinakothek macht geradezu den Eindruck eines vierschrötigen, plumpen, kurzgegliederten Körpers, zu dem nur stumpfe, grobe Bewegungen gedacht werden können, ohne jeden ritterlichen Adel, wie er doch in Bismarcks lebendiger Heldenerscheinung ebenso imposant wie reizvoll zur Erscheinung kommt.

Und das Bild des sitzenden und sinnenden Döllinger mit den auf den Schenkeln ruhenden ineinander geschlagenen Händen, erweckt es nicht die Vorstellung einer wuchtigen Figur mit markigen Bewegungen, sobald der Mann mit dem gewaltigen Kopfe aus seinem Nachdenken auffährt und mit der Energie voller Lebensgröße vor uns hintritt? Wie sehr hat der Künstler unsere Phantasie irregeführt! Was sehen wir in Wirklichkeit? Eine kleine, schmächtige Figur mit vorsichtig abgezirkelten Bewegungen, in jedem Zug die Gewöhnung klösterlicher Disziplin und priesterlicher Zurückhaltung; ein stiller Gelehrter und Grübler, der bei aller Überzeugungskraft gar nichts Gebietendes und Überwältigendes in seinem Gehaben hervorkehrt.

Selbst Lenbachs eminente Kopfmalerei hat uns noch nicht davon abbringen können, daß sich die Physiognomie einer Persönlichkeit, am wenigsten einer genialen, welthistorischen, im Antlitze *nicht* erschöpft. Wenn es nach dem Schillerschen Wort wahr bleibt, daß es der *Geist* ist, der sich den *Körper baut*, so können wir die charakteristischen Spuren und Bezeugungen dieses Geistes umsoweniger in dem Kopfe allein resumiert finden, je reicher, charakteristischer und eigenartiger dieser Geist von der Natur ausgestattet ist. Gewiß: aus der Ferne gesehen, machen den Wald die Wipfel, die Kronen — aber gehören nicht zur vollen Charakteristik der Eiche, der Tanne, der Buche, der Cypresse auch die abweichende Bildung des Stammes, der Rinde, die Konstruktion des Geästes? Habe ich die vollkommene Physiognomie einer Eiche, wenn ich mir nur ihre Krone abbilde?

Gut, aus der Ferne gesehen, machen die Menschheit nur die Köpfe aus. Aber sobald ich mir den Einzelmenschen vornehme, spricht nicht nur sein Auge, nicht nur sein Kopf zu mir von der Art und den Geheimnissen seiner Beseelung — und Vieles bliebe mir verschlossen, wenn er mir nur den Kopf durch ein dunkles Loch zusteckte und alles Übrige verborgen hielte.

Ich kenne die neunundneunzig Gründe, die man zu Gunsten der Köpfe und der Kopfmalerei anführt, aber ich bleibe trotzdem dabei, Lenbach hat uns in seinen berühmten Porträts nicht die zeitgenössischen welthistorischen *Persönlichkeiten* geschildert, sondern uns nur eine Sammlung von zeitgenössischen welthistorischen *Köpfen* gegeben, an die wir alles übrige Notwendige *hinein-* und *hinzusehen*, eben weil wir als mitzeitige und mitinteressierte Mitlebende die erreichbar umfassendste Kennerschaft der ganzen Persönlichkeit mitbringen und dem malenden Seelendeuter und Charakterforscher in jeden einzelnen Zug mit der Fülle unseres miterlebten Wissens zu folgen vermögen.

Daß den Meisten die Kopfmalerei vollkommen als Kunst- und Deutewerk genügt, hat darin seinen Grund, daß uns die konventionelle Lüge der Repräsentation, die z. B. unseren Bildhauern gestattet, bei einer Statue den Leib von einem ixbeliebigen Modell zu nehmen und nur den echten Kopf aufzusetzen, — für das feinere Bedürfnis vollkommener Lebenswahrheit überhaupt abgestumpft und allen Betrügereien und Maskeraden in der modischen Verhüllung und Fälschung der persönlichen Erscheinung, im

geistigen und leiblichen Sinne, so leicht zugänglich gemacht hat. So sind denn die Ehrlichsten schon herzlich froh, wenn in dieser Welt der Vermummungen und Täuschungen sich endlich wieder einmal ein kühner und tiefsinniger Künstler gefunden hat, der wenigstens die Gesichter ohne konventionelle Betrügerei malt, im Ausdrucke der Augen die verhüllenden Schleier vom „Spiegel der Seele" wegzieht und zu dem Menschen spricht: „Schön oder nicht — das bist du! Reizend oder nicht — das habe ich als deinen Charakter erkannt!"

Lenbach hat die geschichtsfähige Welt auf den — Kopf gestellt, ein kongenialer Meister wird nach ihm kommen, der sie auch wieder auf die Beine stellt. Für seinen Ruhm hat der Münchener Spezialist einstweilen genug gethan.

M. G. Conrad.

Die Aufführung des indischen Schauspiels „Urvasi" im Münchener Hoftheater war besonders hinsichtlich der dekorativen Ausstattung ein Ereignis für alle Freunde phantastischer Bühnenpracht. Nur durch die wahrhaft königliche Munifizenz eines Ludwig II. konnte die Feendichtung Kalidasas eine solche bewundernswerte Inszenierung erfahren. Die bayerischen Königsstücke der vielberufenen Separatvorstellungen haben, soweit sie bis jetzt dem allgemeinen Theaterpublikum zugänglich gemacht wurden, nicht immer rückhaltlosen Beifall gefunden. Ganz abgesehen von der scharfen Kritik, die sich der litterarische Teil gefallen lassen mußte — im Heigelschen „Hohenschwangau" mit unbezweifelbarem Rechte — hat man auch die Pracht der Ausstattung bemäkelt, ihren Kunstwert verkleinert. Mit „Urvasi" ist die Kritik entwaffnet. Prunkvolleres, zugleich aber Poetischeres und dem Charakter der Dichtung Angemesseneres hat bis jetzt sicher noch keine deutsche Bühne ihren Zuschauern vorgezaubert. Den Rahmen der holden Dichtung, einem Hohenliede der Liebe und Treue, gesungen dem schönen König Pururava und seiner geliebten Himmelsjungfrau Urvasi, bildet die Märchenwelt Indiens mit ihrer wundersprühenden Natur; die Szenerie hebt mit den Schneegipfeln des Himalaja an, entrollt die Geheimnisse des Urwaldes in einer Reihe der entzückendsten Veduten mittels einer meisterhaft gemalten Wandeldekoration und stellt die Räume des Königspalastes mit seinen Galerien und Terrassen in den überraschendsten Beleuchtungen dar. Ein Fest der Phantasie, wo wirklich der Dichter mit dem König schwelgt. Die Kunststadt München kann sich zu diesem unvergleichlichen Schaustück aus dem Vermächtnis des Idealisten auf dem Throne gratulieren. Fritz Hammer.

Zur Geschichte des Schillerpreises! Der preußische Kultusminister macht bekannt, der Kaiser habe genehmigt, daß die Erteilung des zum Andenken an Schiller gestifteten Preises für dramatische Dichtkunst in Ermangelung eines aus den Jahren 84, 85 und 86 herrührenden vollkommen geeigneten Werkes in diesem Jahre nicht stattfinde, für die nächste dreijährige Periode der Geldpreis daher verdoppelt werde. Seltsam. Nach den Berichten der Zeitungen war man versucht zu glauben, daß der einzige Dramatiker Paul Heyse in den letzten drei Jahren allein so viele und erfolgreiche Werke für die deutsche Bühne gedichtet habe, daß ihm alle irgendwie verfügbaren Preise zufallen müßten. Und nun soll nach dem Urteile der höchsten preußischen Stelle auch dem Meister Heyse kein „vollkommen geeignetes Werk" gelungen sein? Wer soll denn in Deutschland überhaupt noch diese Preis-Trauben pflücken, wenn sie sogar einem Heyse zu hoch hängen? Erich Stahl.

Einer der am heillosesten vom Mißgeschick, d. h. von der menschlichen Dummheit und Niedertracht gequälten Märtyrer deutscher Kunst war der als Libretto-Dichter,

Komponist, Dirigent, Schauspieler und Sänger fast gleich ausgezeichnete Schöpfer von „Zar und Zimmermann“, der erfolgreichen und für die Theaterkassen so ergiebigen Oper, deren fünfzigjähriges Jubiläum kürzlich von einer Reihe vaterländischer Theater mit Glanz gefeiert wurde. Nur Berlin, wie man versichert, die Hauptstadt der deutschen Kunst und Litteratur, glänzte an dem Jubiläumsabend nicht: das königlich preußische Opernhaus setzte statt der Jubel-Oper irgend eine abgeleierte italienische Musikkomödie auf ihren berühmten Spielzettel. Lortzing, der verhungerte, zerschundene Lortzing — mein Gott, das ist doch nicht der Mühe wert; da ist doch so ein pfiffiger italienischer Musikmacher und Tantièmen-Hamster ein ganz anderer schneidiger Kerl, mit dem man Staat machen kann! Was? — Die Münchener Musikakademie hat in ihrem letzten Odeonskonzert ein kühnes Programm gebracht. Numero Eins: des neunzehnjährigen Richard Wagner Versuchs-Symphonie — eine ganz wackere Schülerarbeit, Numero Zwei: die monumentale Neunte des Meisters aller Meister Ludwig von Beethoven. Diese Nebeneinanderstellung eines der reifsten und großartigsten Kunstwerke aller Zeiten und einer Jugendarbeit eines Komponisten, der auf einem ganz anderen Gebiete als dem der Symphonie seine spätere Meisterschaft übte, wirkt zu sensationell, um rein künstlerisch anzusprechen. Für die künstlerische Erziehung des Publikums halten wir diese historisierenden Pikanterieen für unangemessen. Will man ja einmal durch Gegensätze verblüffen und zugleich erziehend wirken, so stelle man die Jugendarbeit des genialen Wagner mit der Jugendarbeit irgend eines modernen genialisierenden Kapellmeister-Komponisten zusammen — und man wird merken, wie und wo ein echter Prinz aus Genieland sich ankündigt und wo der Kapellmeister-Barthel den Most holt.

Fritz Hammer.

Kunst-Zeitschriften.

Der von unserem verehrten Mitarbeiter Ferdinand Avenarius in Dresden begründete „Kunstwart“ verspricht nicht nur eine Vermehrung, sondern eine wirkliche Bereicherung unserer Kunst-Litteratur zu werden. Wir kennen keine Zeitschrift, die, redaktionell gewissenhaft vom ersten bis zum letzten Wort durchgearbeitet, in so kraftvoll ausgeprägter Weise den geistigen Stempel ihres Herausgebers trägt, wie dieser vielseitige und doch so harmonische „Kunstwart“. Die bis jetzt erschienenen Hefte schütten ein ganzes Füllhorn der interessantesten Aufsätze, Berichte und Kritiken aus allen Gebieten des Schönen vor dem Leser aus. Die originelle Zeitschrift verdient die weiteste Verbreitung und aufmerksamste Beachtung.

M. G. Conrad.

Dr. Wilhelm Lausers „Allgemeine Kunstchronik“ in Wien zeichnet sich auch im neuen Jahrgang durch reizvolle Abwechselung im litterarischen wie durch feinsten Geschmack im illustrativen Teile aus. Sie ist gleicherweise dem Fachmann und dem Dilettanten, dem Gelehrten und der gebildeten Familie als eine Fundgrube künstlerischer und kunstwissenschaftlicher Anregungen wärmstens zu empfehlen.

Erich Stahl.

Vom Büchertisch.

Philosophische Litteratur.

Über A. Spirs „Gesammelte Werke“ (vier Bände, Leipzig bei J. G. Findel) bringt die „Gegenwart“ vom 17. September einen anonymen Artikel, der mit feuilletonistisch-koketter Geschwätzigkeit den deutschrussischen Denker als „ein scholastisches Gespenst“ abzuthun sucht. Die genauere Musterung dieser namenlosen Leistung hat zu folgenden Ergebnissen geführt:

Unter einer scholastischen Philosophie versteht man in erster Linie doch nur eine solche, welche bloß mit abstrakten Begriffen operiert. Nun braucht man aber nur die Einleitung zum ersten Bande der Spirschen Schriften zu lesen, um zu sehen, daß Spir als eine Hauptaufgabe der Philosophie die Erforschung der Dinge, wie sie wirklich sind, die Konstatierung der Thatsachen in ihrer vollen Reinheit, hinstellt — und diese Forschung bildet einen großen Teil des Inhalts der Spirschen Schriften. Soweit kann also von Scholastik nicht die Rede sein. Als die andere Hauptaufgabe bezeichnet Spir die Erforschung der Gesetze des Denkens. Vielleicht ist gerade das, was Spir über diese Gesetze aussagt, so geartet, daß es dem anonymen Kritikus bei flüchtiger Lektüre den Eindruck des Scholastischen machen konnte.

Übrigens muß man freilich die Spirschen Auseinandersetzungen über diesen Gegenstand für eitle Scholastik ausgeben, weil es sich sonst herausstellen würde, daß man sich außer stande fühlt, das Grundgesetz seines eigenen Denkens zu verstehen, selbst nachdem es aufs klarste und ausführlichste auseinander gelegt worden ist.

Hier eine Zwischenbemerkung. Von allen bekannteren Denkern hat bis jetzt vielleicht Herbart allein den Sinn des Grundgesetzes unseres Denkens erfaßt und eingesehen, daß das Denken, seiner Natur gemäß, nur einfache und unveränderliche Gegenstände zu begreifen vermag. Da aber die Erfahrung in Wahrheit keine solche Gegenstände bietet, so setzte Herbart die Aufgabe der Philosophie darein, die Erfahrung dem Denkgesetze gemäß zu berichtigen. Die Erfahrung berichtigen zu wollen, ist nun freilich ein thörichtes Unterfangen, aber das Wunderlichste an der Sache, war daß der gute Herbart, der die gesamte Erfahrung wirklich nach dem Denkgesetze zu korrigieren unternahm, zugleich das Vorhandensein aller dem Denken eigenen Gesetze geleugnet, die Erfahrung für die einzige Quelle aller Erkenntnis erklärt hat!

So schwer ist es, in diesem Punkte nicht zu straucheln. Das Beispiel Herbarts muß uns zur Milde stimmen — auch dem anonymen Kritiker der „Gegenwart“ gegenüber, dem vollends alles, was in Spir das Grundgesetz des Denkens betrifft, so unverständlich wie Hebräisch oder Chinesisch geblieben ist. Jeder nach dem Maße seiner Kraft!

Und wie großartig mag sich der Gegenwartsphilosoph vorgekommen sein, als er Spirs Lehre mit einem „engen Stübchen“ (S. 187) verglich! Wir lassen gerne jedem seinen eigenen Kopf und seine ehrlichen Zweifel und Bedenken — aber spricht sich die Selbständigkeit persönlichen Philosophierens bei einem vornehmen Geiste in dieser Form aus? Und dann: steht dem „engen Stübchen“ der Spirschen Lehre nicht auch die ganze Welt offen? Zeichnet sich nicht die Spirsche Philosophie gerade dadurch aus, daß sie keine erwiesene Thatsache ausschließt noch auszuschließen braucht, weil sie auch scheinbar unverträgliche Sachen (wie die Physik und die Religion, die Anerkennung der Thatsache, daß unser Ich ein bloßes Phänomen ist, mit der Anerkennung der morali-

schen Verpflichtung und Verantwortlichkeit) ohne Zwang versöhnt, wobei sie freilich zugleich die Unsinnigkeit einer metaphysischen Erklärung der Dinge nachweist.

Zuguterletzt: wie mag sich der anonyme Kritikus herausnehmen, gegen einen ernsthaften, ehrlichen, philosophischen Schriftsteller wie Spir den ungeheuerlichen Vorwurf zu erheben, daß er „hundert Seiten aus Mill und Spencer" abgeschrieben habe? Erhebt man aber einen solchen Vorwurf, so ist man auch verpflichtet, sofort den Beweis der Wahrheit anzutreten. So lange der namenlose Kritikus diesen Beweis nicht erbracht, muß er sich's gefallen lassen, von gewissenhaften, feinfühligen Lesern, die im Punkte der Ehre keinen Spaß verstehen und in der philosophischen Litteratur ausreichend Bescheid wissen, der Lüge und Ehrabschneiderei geziehen zu werden. Also gefälligst herausgerückt mit den „hundert Seiten", die Spir aus „Mill und Spencer" „abgeschrieben" haben soll!

Daß wir persönlich einem vollen, kräftigen Ton in der Kritik durchaus nicht abgeneigt sind, wissen unsere Leser aus langjährigem Umgang; nur fordern wir, daß er sich in den Grenzen der litterarischen Wohlanständigkeit und vor allem der Wahrheit halte. Zumal wenn, wie im vorliegenden Falle, schlechterdings keine Herausforderung vorliegt, so daß man sich mit übermäßiger Gereiztheit oder gebotener Notwehr entschuldigen könnte, wenn man nicht glatt mit der Wahrheit auskommt oder zum Grobian wider Willen wird.

Sehr viel entschuldbarer dünkt es uns, wenn ein Schwärmer wie Max Seiling, der Sammler der „Perlen der pessimistischen Weltanschauung" (München, bei Theodor Ackermann) in seiner neuesten Schrift „Mainländer, ein neuer Messias" (München, ebenda) „eine frohe Botschaft inmitten der herrschenden Geistesverwirrung" verkündigt und im Eifer der Rede nicht jedes Wort auf die Goldwage legt; denn es ist nicht der Dünkel der Gelehrsamkeit, der ihn zu harten Wendungen verführt, noch die querköpfige Pedanterie des patentierten Meisters vom philosophischen Gewerbe, die ihn ungerecht gegen Andersdenkende werden läßt: es ist die wunderbare, abgöttische Liebe zu seinem „Messias", die seine Zunge und seine Feder lenkt.

Übrigens irrt Max Seiling, wenn er annimmt, daß sein „Mächtiger des Geistes, der unter uns aufgestanden, noch so gut wie unbekannt" sei. Ich erinnere mich, schon vor zwölf Jahren in Neapel ein Häuflein deutscher Freidenker in der dortigen Pestalozzi-Loge über Mainländers „Philosophie der Erlösung" diskutieren gehört zu haben, und ich selbst habe damals Veranlassung genommen, in den Anmerkungen zu meinem Buche „Humanitas" (Zürich, Schabelitz) die Leser auf den genialen Dichter-Philosophen Philipp Mainländer aufmerksam zu machen. In den langen Jahren meiner Wanderungen im Auslande habe ich allerdings die Litteratur über Mainländer und dessen Schriften selbst aus den Augen verloren, und als ich nach der späten Rückkehr in die Heimat von der Schwester Mainländers dessen kritische Abfertigung der Philosophie Eduard v. Hartmanns zugestellt erhielt, wurde mir durch den überhitzigen und überlauten Ton des jugendlichen Streiters die Freude an seinem glänzenden Talent sehr vergällt. Ihres Sieges gewisse Überzeugungen des Weltweisen müssen sich viel ruhiger vortragen, wenn sie ihre Wirkung auf reife Männer nicht beeinträchtigen wollen. Hat mir damals die kritische Kampfesweise Mainländers die gute Stimmung für ihn verdorben, so muß ich gestehen, daß ich sie durch die von edelster Begeisterung durchwehten Auseinandersetzungen Seilings wieder in voller Reinheit gewonnen habe. Ich glaube, daß Seilings Schrift „Mainländer, ein neuer Messias" trotz ihres unnötig geschraubten Titels den Werken seines Meisters manchen braven, zu weiterer Propaganda aufgelegten Leser ge-

winnen wird. Ich selbst werde mit Freuden die nächste Gelegenheit ergreifen, die Freunde unserer „Gesellschaft" über den merkwürdigen Menschen und Denker Mainländer (Pseudonym für Batz) gründlicher zu unterrichten. Inzwischen sei Max Seilings „frohe Botschaft" allen Liebhabern einer anregenden, gedankenreichen Lektüre wärmstens empfohlen.

Für Gebildete, deren Lese- und Denkgewohnheiten sie noch nicht mit der strengeren philosophischen Litteratur Vertrautheit gewinnen ließen, ist ein ganz vortreffliches Vorbereitungsbuch erschienen, dessen außergewöhnlich glückliche Darstellung den Geschmack und die Freude an philosopischen Schriften in weiteren Kreisen zu verbreiten und zu erhöhen berufen ist. Es ist dies das zweibändige Werk Dr. Franz Staudingers „Die Gesetze der Freiheit" (Darmstadt, L. Brill), wovon der erste Band „Das Sittengesetz" im Frühjahr erschienen ist. Staudingers Untersuchungen über die wissenschaftlichen Grundlagen der Sittlichkeit, der Erkenntnis und der Gesellschaftsordnung zeichnen sich sowohl durch den Reichtum der Beobachtungen und feinsten Aperçus, wie durch die seltenste Klarheit, Anschaulichkeit und ruhige Ebenmäßigkeit des Vortrags aus. Keine Spur von glitzerndem Originalitätsflitter, von ödem Gelahrtheitsprunk: aber auf jeder Seite gediegenes Wissen in anregendster, edel volkstümlicher Darbietung. Jedoch nicht bloß um unpersönliche, lehrhafte Wissensvermittelung handelt sich's, sondern auch um Gemüts- und Herzensbildung, um Steigerung unseres geistigen und sittlichen Wohlbefindens durch tiefere, geläuterte Erkenntnis der Gesetze unseres sittlichen und intellektuellen Lebens. Das umfangreiche Buch (387 Seiten) ist sehr übersichtlich geordnet und in eine Reihe von Kapiteln geordnet, die sich bei wiederholter Lektüre auch außer dem Zusammenhange wirkungsvoll genießen lassen. Einzelne Kapitel, wie „Die Umwandlung der Weltanschauung und ihre Folgen", „Die falschen Ideale" u. v. a., sind ohne jede aufdringlich moralisierende oder erbauliche Tendenz von einer Weihe der Gesinnung, die uns im besten Sinne ergreift.

In welchem Umfange und mit welchem Gewichte Staudingers verdienstvolles Werk selbständige Lehrmeinungen philosophierenden Originaldenkens vertritt, wird sich erst abschließend schätzen lassen, wenn der zweite Band vorliegt. Vorläufig aber haben wir gar nicht nötig, seinen besonderen Wert nach dieser Richtung aufzuspüren; es ist viel wichtiger, daß es in der oben angedeuteten Weise eine unmittelbare, reiche Wirkung übe. Möge es bei weiter Verbreitung in die rechten Hände gelangen!

M. G. Conrad.

Dramatische Litteratur.

„Therese Raquin" von Emil Zola, verdeutscht von J. Savits. Niemand wird diesen Bühnengestalten echtes Leben absprechen; es sind ganze Menschen bis ins Kleinste, und wenn Zola sie nicht gleich von innen herausarbeitet wie Ibsen, so arbeitet er sie dafür von außen hinein und durch bis in die innersten Winkel ihrer Seele. Bei Ibsen entspringen die Handlungen der schärfsten psychologischen Vertiefung der Charaktere, bei Zola erraten wir deutlich die seelischen Triebfedern durch den Gang der Maschine, der dargestellten Handlung. Logische Motivierung und strikte Durchführung der Idee hier wie dort, Offenlegung der geheimsten Fasern menschlichen Geistes und menschlicher Leidenschaften, dramatische Kraft und Fülle und das edle hohe Streben nach Wahrheit und Moral, nicht der Moral, welche die moderne konventionelle Gesellschaft zusammenknetet, sondern derjenigen, die den Erdball zusammenhält. Nie ist der

„Fluch der bösen That“ gewaltiger und zermalmender in die Erscheinung getreten, als in diesem Werke Zolas.

Die dramatische Durchführung dieses Satzes vom „Fluch der bösen That“, daß der Mörder mehr vor dem Richter in der eigenen Brust, vor dem Schreckgespenst der Reue und Gewissensbisse zittert als vor dem irdischen Gesetz — ist das nicht Moral, ewige Moral? Herrn Leo Berg, der im Augustheft dieser Zeitschrift eine Berliner Aufführung der „Therese Raquin“ rezensierte, ist das allerdings nicht klar geworden; er sucht mühsam in dem Stücke nach der Moral und damit seiner Existenzberechtigung und findet sie nicht — eh bien, la voilà! Oder nicht? — Ferner nennt er die Form desselben roh, ich kann das nicht finden und ich gehöre gerade nicht zur äußersten Linken des Realismus, die um jedes poetische Wort einen Umweg macht; ich verlange sogar Poesie in jedem, ganz besonders in dem naturalistischen Kunstwerk. Aber sollen ein paar Mörder mit einander sprechen wie Paul und Virginie? Und sind die Liebesszenen dieser beiden von Überkraft strotzenden, von sinnlicher Glut lodernden Menschen nicht so dezent wie möglich gehalten? Also „Therese Raquin“ ist infolge seiner Brutalität bühnenunfähig, aber die übertünchte Brutalität einer „Theodora“, die verführerische Nachtszene in „Fedora“, die über tausend Klippen keck hintanzende „Cyprienne“ dürfen Triumphe ernten? Laßt doch neben diesen vornehmer erzogenen Schwestern auch das ungebildete, rohe, aber in seinem wilden Liebesdurst ihnen vollständig gleiche Weib aus dem Volke Therese Raquin leben! Besonders in der vortrefflichen Übersetzung des Münchener Regisseurs Savits, der die paar equivoquen Stellen des dritten Aktes, bei welchen vielleicht die unverheirateten Dämchen zum konventionellen Unschulds-Schein die Fächer vors Gesicht halten dürften, meisterlich gemildert hat und bei einer Aufführung auch vielleicht manches Krasse im vierten Akte für die sensiblen Nerven unserer modernen Zuhörer noch zurechtmodeln wird. Ich für mein Teil, wenn ich ins Theater gehe, will ein volles farbenglühendes Stück wirklichen Lebens sehen, keine durch die Zauberlaterne moderner Vorurteile erzeugten Nebelbilder. Und wenn Shylock sein Messer wetzt und ein Pfund Fleisch aus seines Feindes Brust begehrt, ist Euch das auch zu kraß?! Bei einer neuen Auflage des Buches möge nicht übersehen werden, den falschen Ortsnamen Saint-Ouen in Saint-Ouen zu verbessern.

„Die Merowinger“ von Detlev von Liliencron. (Leipzig, W. Friedrich.) Liliencron hat diesmal bis in die graueſten Vorzeiten eines altfränkischen Königshauses zurückgegriffen, um einen noch nicht dramatisch ver- oder zerarbeiteten historischen Stoff zu finden. Die Merowinger — ja, das ist kein tendenz-patriotischer Alltagsstoff! Es ist nur schade um die oft meisterliche Konzeption, die Kraft und Wucht der Sprache, die fast immer reizvoll, im besten Sinne eigenartig ist. Auch die Handlung ist dramatisch, wenn auch manchmal nicht bühnentechnisch aufgebaut, denn daß der eine auftritt, einen Monolog hält, zur Koulisse abläuft, um dem andern Platz zum Auftreten zu machen und gleich darauf wieder zu diesem andern zurückzukehren, um sich mit ihm in einen Dialog einzulassen, das bringt zwar Unruhe auf die Bühne, aber kein stetig bewegtes Bild wirklicher Handlung; es macht eher den Eindruck eines Marionettenspiels, bei welchem der Theatermeister nicht zu viel Puppen auf einmal dirigieren kann. Durch Verschiebung des Szenenbaues müßte eine stärkere Zusammenfassung der Handlung erstrebt werden — denn es ist Bühnengesetz, daß keine handelnde Figur ohne Grund auf- und abtritt. Selbstgespräche zu führen ist aber kein genügender Grund, die Bühne für sich allein zu usurpieren, ebensowenig wie es zum Abgang genügt, daß man das Feld für einen andern räumen muß. Auch wirkt es fragwürdig, daß der

Dichter die greise Heldin des Stückes zur Bezeichnung ihres hämischen Charakters mit einem „grunzenden“ Lachen behaftet; das ist unästhetisch, und schwerlich wird sich eine Schauspielerin herbeilassen, auf der Bühne zu „grunzen“. Hier liegt eben die Grenze zwischen Bühnen- und Romanstil — das Drama verträgt selbst das Rohe Schaudererregende, aber niemals das Unästhetische, Ekelhafte. Natürlich wird der Darsteller diese Klippe sorgfältig vermeiden, selbst wenn sie der Dichter vorzeichnet.

Es ist bedauerlich, daß ein so reich begabter Dichter wie Detlev von Liliencron so wenig vorsichtig in der Wahl seiner dramatischen Stoffe ist, obzwar es wieder für die charaktervolle Kernnatur des Dichters spricht, nur das zu packen und auszugestalten, was seine ganze Seele füllte und den vollen Einsatz seiner Künstlerkraft forderte. Allein wer für das Theater dichtet, muß doch schließlich auch ein wenig an das Theater und an die Bedingungen theatralischer Wirksamkeit denken! Die Lösung eines dichterischen Problems allein thut's im Bühnen-Drama nicht.

L. Willfried.

Ein Preiswerk.

„Das Studium der Geographie“ in und außer der Schule; preisgekrönte Preisschrift von Anton Stauber, Professor am Realgymnasium zu Augsburg; Verlagshandlung von Gebrüder Reichel in Augsburg. Ein Buch von 170 Seiten mit 20 000 Mark zu honorieren, das kommt freilich in Deutschland nicht leicht vor. Aber in Belgin ist es geschehen. Dort herrscht ein bildungsfreundlicher Fürst, der einen jährlichen Preis von 25 000 Francs zu Gunsten der besten Werke über bestimmte Themata ausgesetzt hat, und der Preis von 1885 ist derjenige, welchen Stauber errungen hat. Nach der gestellten Aufgabe war zu zeigen, welche Mittel anzuwenden und welche Maßnahmen zu ergreifen sind, um das Studium der Geographie populär zu machen und den geographischen Unterricht in den Lehranstalten der verschiedenen Stufen zu fördern. Bei der Lösung dieser nicht eben schwierigen Aufgabe behandelt der Verfasser mit Recht zuerst den geographischen Unterricht, weil dessen Förderung das bedeutendste Mittel ist, das Studium der Erdkunde überhaupt populär zu machen. Er gibt allgemein methodische Erörterungen, betont den naturwissenschaftlichen Grundcharakter der Geographie, empfiehlt die Ritterschе Methode, die er leider nicht eingehend genug bespricht, und weist auf die notwendigen Hilfsmittel des geographischen Unterrichts hin. Darauf folgt die Erörtung desselben an den Volks- und Mittelschulen, wobei die belgischen Verhältnisse berücksichtigt werden, und daran schließt sich die Behandlung der geographischen Wissenschaft an den Hochschulen. Die Wünsche des Verfassers betreffen u. a. die Heimatskunde, die Stellung der Geographie an den humanistischen Gymnasien, die geographischen Seminare, und verdienen alle Beachtung. Das Studium der Geographie außer der Schule konnte verhältnismäßig kurz besprochen werden. Die Mittel zur Förderung des erdkundlichen Sinns im Volk sind ja bekannt genug, und dieselben würden in Deutschland gewiß nicht zum Gegenstand eines großen Preisausschreibens gemacht werden. In Belgin ist freilich noch viel zu thun, um die Volksaufklärung zu begünstigen, und deshalb erscheint auch dort die Unterstützung des geographischen Studiums in und außer der Schule sehr wünschenswert. Das Ausschreiben des belgischen Ministeriums vom Jahre 1885 rief sechzig Arbeiten aus siebzehn Nationen in acht Sprachen hervor. Daß in dem großen Wettkampf unser Landsmann Stauber den Sieg davon getragen, erfüllt uns mit großer Freude und läßt uns zugleich wünschen,

daß die Fürsten Deutschlands dem Beispiel des Königs von Belgin huldvollst nacheifern möchten. H. Solger.

Graf von Schacks Lebensbuch.

„Ein halbes Jahrhundert." Erinnerungen und Aufzeichnungen. In drei Bänden. Mit dem Porträt des Verfassers. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. Wenn ein Schriftsteller wie Graf Schack von der Menge mehr dem Namen als dem Werke nach gekannt ist, so liegt der Grund hierfür hauptsächlich in der Distanz der Geister: Schack hat sich vom Beginn seines Schaffens bis heute zu immer freierer, vornehmerer Universalität der dichterischen Anschauung erhoben und den ganzen Lokal-Nützlichkeits- und Verehrungs-Kram seiner Zeitgenossen weit hinter sich gelassen. Da das deutsche Volk, wie jedes andere, durch die nivellierenden Bestrebungen unserer herrschenden Erziehungspolitik vielmehr Bildungspöbel als wahrhaft Gebildete produziert, so ist es erklärlich, daß sich die Masse der schulzwänglich Gebildeten nicht zu seiner Höhe des Dichtens und Trachtens zu erheben vermag, gleichwohl aber repräsentativen Bildungsfirnis genug besitzt, um den Namen des von den Besten Gekannten und Gefeierten mit Achtung und Verehung zu nennen. Wenn man die erstaunliche Summe der schöpferischen Thätigkeit dieses hohen, glänzenden Geistes überblickt, denkt man unwillkürlich der Anselm Feuerbachschen Worte: „Ein ganzes Füllhorn schöner Gaben ist bereit auszuströmen, wenn jemand sich die Mühe nehmen wollte, nur die Hand hinzuhalten." In Paranthese: zwischen den beiden hohen Einsamen, dem Dichter Schack und dem Maler Feuerbach waltet eine merkwürdige Verwandtschaft der Art und des Maßes schöpferischer Kraft; beide erstreben die ideale Verwirklichung des von allem Konventionellen und Momentangiltigen losgelösten Reinmenschlichen im erhabensten Natursinne; beide wandeln festen Schrittes ihre eigene Bahn dem Lichte entgegen, das ihnen aus der Höhe der menschheitlichen Ideale entgegenleuchtet — unbekümmert um das Getriebe der Kleingeister und Kleinmeister, die mit vergnüglichem Lärm im Dunkeln tappen und sich ihrer flüchtigen und nichtigen Erfolge bei der Menge gar unbändig freuen. Aber in großem Irrtum wäre befangen, wer da glauben wollte, Graf Schack hätte kein Herz für sein Volk, keine innige Anteilnahme an dessen politischen Schicksalen, an dessen geistigen und sittlichen Aufgaben! Nein, sein hohes, jugendfeuriges Interesse am Entwickelungsgange seines Volkes überflügelt weitaus die Tendenzbegeisterung jener Parteigrößen, welche in Parlaments- und Zeitungsfehden ihren Krafteinsatz zur Erhebung des Vaterlands erschöpfen und Wunder meinen, was sie gewirkt haben, wenn sie den wahren Ruhmesträgern einer Nation, den geistigen Blutzeugen erster Größe, den Dichtern und Künstlern, das karge Almosen einer flüchtigen Anerkennung im Vorbeigehen zugeworfen. Gar viele Seiten dieses an wunderherrlichen Schilderungen und ebenso starkgeistigen wie gemütvollen Betrachtungen überreichen Buches sind mit dem besten Herzblut eines wahrhaften Patrioten geschrieben. Ja, es ist ergreifend, mit welcher Wärme der Empfindung dieser stolze, unabhängige Geist, der durch eindringende Studien wie durch die seltene Kraft seiner Phantasie ein Heimatberechtigter aller Kulturen und aller Jahrtausende geworden, dem Kampfe seines Vaterlandes gegen äußere und innere Feinde während der großen politischen Schicksalswende der siebziger Jahre folgte. Sehr bemerkenswert ist die kritische Stellungnahme Schacks zu den neueren Richtungen in Wissenschaft, Poesie und Kunst. Können wir auch unsere abweichende Auffassung in manchen wichtigen Punkten nicht verhehlen, so müssen wir

doch die Milde und Vornehmheit der Gesinnung bewundern, die aus seinen Kritiken leuchtet. Das dreibändige Werk auch nur annähernd zu analysieren, ist bei dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit des Inhalts unmöglich. Ausdrücklich zu versichern, daß es von Anfang bis zu Ende meisterhaft geschrieben und daß es eine Lust ist, dem Autor Seite für Seite durch die bunte Fülle seiner Aufzeichnungen zu folgen, wäre fast eine Beleidigung für den gebildeten Leser, der die herrliche Sprache Schacks bereits aus irgend einem seiner zahlreichen Werke kennt. Nur das sei zum Schlusse geraten: wer dem noch so vielfach verkannten Dichter und Gelehrten Schack menschlich näher kommen und — im Ibsenschen Sinne — einen echten Adelsmenschen kennen lernen will, der greife rasch zu diesem Lebensbuche „Ein halbes Jahrhundert", er kann des erhebendsten Genusses in weihevollen Lesestunden sicher sein.

M. G. Conrad

Zur Frauen-Litteratur.

„Die Frau im gemeinnützigen Leben." Archiv für die Gesamtinteressen des Frauen-Arbeits-, -Erwerbs- und -Vereinslebens im Deutschen Reich und im Auslande. Herausgegeben von Amélie Sohr und Marie Löper-Housselle. Stuttgart. Verlag von W. Kohlhammer. 4 Hefte. Diese interessante Zeitschrift, die jetzt im 2. Jahrgang steht, tritt klar und kräftig dafür ein, daß der Frau im gemeinnützigen Leben der ihr gebührende Platz neben dem Manne eingeräumt werde. Sie behandelt nicht einzelne Zweige des gemeinnützigen weiblichen Wirkens, wie z. B. Krankenpflege, Lehrthätigkeit je ausschließlich, sondern den ganzen Umfang desselben im öffentlichen wie im privaten, im gewerblichen wie im häuslichen Leben. Den sogenannten falschen Emanzipationsbestrebungen (Gleichstellung der Frauen mit den Männern im politischen Leben, aktive Beteiligung an der Tagespolitik ꝛc.) tritt das Archiv mit Entschiedenheit entgegen. Die Zeitschrift, die durch vorzügliche Mitarbeiter nicht nur in allen Gegenden Deutschlands, sondern auch im Ausland (England, Amerika, Italien ꝛc.) unterstützt wird, können wir als reichhaltig und gediegen allen, die sich für gemeinnützige Bestrebungen interessieren, warm empfehlen. Allzu ängstlichen Gemütern, sowohl unter den Lesern wie unter den Mitarbeitern dieser vortrefflichen Zeitschrift, sei ein Aufsatz in der „Edinburgh-Review" über weibliche Erziehung ans Herz gelegt. Wir entnehmen demselben, daß es in den vereinigten Staaten Nordamerikas 48 weibliche Advokaten giebt. Vier Damen sind in New-York als Notare angestellt. Drei andere, Dr. Susan Stockhouse, Dr. Clara Marshall und Dr. Mary Millets sind Mitglieder der Sanitätsbehörde zu Philadelphia. In dieser Stadt haben außerdem acht Ärztinnen ein Jahreskommen von je 20 000 Dollars, zwölf von 10 000 und zweiundzwanzig von 5000. Mrs. Frank Leslie, die thatkräftige Besitzerin und Leiterin eines großen Verlagsgeschäftes, wird die „Mutter der illustrierenden Presse" genannt. Von den Beamtinnen in England sind 700 im General-Postdienst, 1000 im Telegraphenamt und mehrere Tausend in den verschiedenen Telephon-Bureaus beschäftigt. — Ferner berichtete jüngst die englische Zeitschrift „Nature", daß drei russische Ärztinnen vor einigen Jahren in Taschkend, der Hauptstadt der Provinz Turkestan, eine Klinik zum Besten mohammedanischer Frauen eröffnet haben. Dieses Unternehmen hat sich als ungemein segensreich erwiesen, da es den muselmannischen Damen bekanntlich verboten ist, sich an einen Arzt zu wenden. In den letzten zwölf Monaten belief sich die Zahl der Konsultationen auf 15 000. — — Wenn sich nun auch eins nicht für alle schickt und

z. B. dem jungen Amerika manches zum Heile gereicht, was dem greisen Europa Gift wäre, so dürfen wir doch auch die große Sache der Frauenerhebung nicht immer bloß vom bürgerlich-hausmütterlichen Standpunkt des alten Deutschlands beurteilen.

Marie Conrad-Ramlo.

Unterhaltungslitteratur.

Martin Schleich ist der 1881 verstorbene altbajuvarische Schriftsteller, Verfasser einer Anzahl zum Teil jetzt noch auf der Bühne lebender Volkslustspiele, der insbesondere als Herausgeber und Redakteur des humoristisch-satirischen Wochenblattes „Münchener Punsch" jahrzehntelang die bayerische Welt in Atem hielt und wohl auch in Norddeutschland noch unvergessen ist. Sein letztes, leider unvollendet gebliebenes Werk ist der humoristische Roman „Der Einsiedler", der nach längerem Schlummer von Dr. M. G. Conrad zum größeren Teile in der „Gesellschaft" unter dem Titel „Der Jude von Cäsarea" veröffentlicht und nunmehr auch in Buchform herausgegeben worden ist. (Franz in München).

Ich weiß eigentlich nicht, ob ich das gottlose Buch für den Geschenktisch empfehlen darf, und frommen Seelen jedenfalls möchte ich nicht zureden; denn das Buch geißelt — wenn man von dem liebenswürdigsten heitersten Schalk dies harte Wort brauchen darf — geißelt gerade das Übermaß von Frömmigkeit, die welt- und sinnenfeindliche Fleischabtöterei, die in den ersten Zeiten des siegreichen Christentums Mode wurde, und wahrlich auch den Heutigen noch nicht gänzlich aus dem Blut verschwunden ist. Dieser arme Einsiedler Marcian, der Held des Romanes, — wie ernst ist es ihm, zum Heil seiner Seele den Leib langsam abzutöten unter Geißeln und Psallieren! Schließlich bringt ers auch fertig. Und das ist der Punkt, wo wir mit dem verdienstvollen Herausgeber, der zwei abschließende Kapitel hinzugefügt hat, nicht einverstanden sind: der Abschluß stimmt nicht ganz zu der fröhlichen Heiterkeit, die wir dem selbstquälerischen Helden gegenüber vorher niemals verlieren. Der gute Marcian hätte wohl verdient, von seiner seelischen Krankheit zu genesen und die Braut, der er mit so großer Energie entronnen ist, endlich doch heimzuführen. Wie herrlich hätte sich diese Bekehrung schildern lassen! Und der einsichtigere Leser hätte sich noch etwas Schönes dabei gedacht: daß nämlich auch die Menschheit noch, wie dieser Marcian, den Rest der dummen Krankheit ganz hinausschwitzen werde.

Aber auch so ist es ein köstliches Buch. Nicht den eigentlichen Witz darf man darin suchen, über den man laut hinauslacht, wohl aber Humor, der uns im innersten Herzen erfreut. Wie oft habe ich seelenvergnügt über dem Buch beim Lesen vor mich hingelacht. Ich möchte noch manchem dies Vergnügen gerne gönnen. G. Cristaller.

Petri Kettenfeier Rosegger! Seltsam, wie der Name, ist der dichterische Habitus dieses österreichischen Naturburschen voll Wiener Gemütlichkeits-Raffinement in der deutschen Litteratur. Backhendl mit Edelweiß garniert: Quellwasser mit Schaumwein verschnitten. Hartlebens Verlag hat soeben den vierundzwanzigsten Band (fast 500 Seiten!) der gesammelten Roseggerschen Schriften ausgeboten: „Allerhand Leute". Enthält an die fünfzig kürzere Erzählungen, Anekdoten, Schnurren, Skizzen. Alles fürtrefflich, echt roseggerisch. Fritz Hammer.

„Eine Heimstätte". Roman von F. von Fritsch, 1888. Verlag von W. Friedrich, Leipzig. Ein sozialer Roman von Frauenhand, der die Frage der unehe-

ichen Kinder behandelt. Die Liebe ist ein Dämon, dem der Mensch nicht entrinnen kann, und hat er ihn gepackt, dann macht er ihn wie oft zum Verbrecher. Ist es nicht etwa ein Verbrechen, Menschen zu verschulden, denen man keine gewissenhafte Pflege, keine Erziehung, keine gesellschaftliche Stellung geben kann oder will? Viele tausende von Findlingen kommen jährlich ums Leben, weil ihnen die nötige Obsorge und Nahrung fehlt. Die Findlingschaft liefert immerfort Material für die Prostitution und das Vagabundentum an die Gesellschaft ab.

Da die Menschen lange noch nicht frei genug über die Folgen der Liebe denken, so daß sie das uneheliche Kind gleich dem ehelichen offen anerkennen, schützen und erziehen würden; da wir noch das Joch einer durch allerlei traditionellen Unsinn erschwerten Eheschließung dulden müssen, so ist es ein guter Gedanke, in einem Roman für die Errichtung von „Heimstätten" einzutreten, wo Findlinge gepflegt und zu nützlichen und glücklichen Menschen erzogen werden. Gelingt es auch nicht gleich, den angestrebten praktischen Zweck zu erreichen, so regt doch das Buch zum Nachdenken über einen wichtigen sozialen Punkt an, dem man sonst gerne aus dem Wege geht. Jedenfalls ist der Roman, bei all seiner konservativen Zartheit in der Darstellung, eine Ohrfeige gegen das Standesvorurteil und die konventionelle Lüge.

Paul Andow.

Nordausche Sensations-Litteratur.

„Die Krankheit des Jahrhunderts". Von Max Nordau. Zwei Bände. Leipzig. Verlag von B. Elischer. 1888.

Ein Roman, der vor allem die in der Zeit des Fabrikbetriebes der Litteratur ziemlich seltene Eigenschaft besitzt, weder langweilig noch nach der Schablone gearbeitet zu sein. Allerdings ein Roman, der nicht ganz hält, was er seiner ganzen Anlage nach verspricht: ein Bild der Zeit zu geben. Immerhin bietet der erste Band eine originelle, wenn auch paradoxale Beleuchtung der Jahre 1870—1878. Die Hauptpersönlichkeit des Romanes ist eine edle, dem praktischen Leben abgewandte Natur, ein leidenschaftsloser, übersinnlicher „Denker" — leidenschaftslos, bis ihm das Weib begegnet, das ihn zu verführen, aber nicht zu fesseln versteht. Ja, der glücklich-unglückliche Dr. Wilhelm Eynhart findet die Widerlegung seiner skeptischen, weltentsagenden Philosophie in den weichen Armen einer glutvollen Spanierin. Die alte Geschichte vom Doktor Faust, „der's mit der Hölle hat gewagt, vor einem Weiblein jetzt verzagt, das viel zwar hat an Leibeszierden, doch noch viel mehr an Liebs-Begierden", wie's bei einem erfahrenen Lyriker heißt.

Geistvoll ist sie und schön, treu und berauschend zugleich, — aber ihre Vergangenheit ist es, die ihm den Genuß ihrer Gegenwart vergällt. Mit so anerkennenswerter Kunst diese Episode gezeichnet ist, — sie reicht nicht von ferne heran an die künstlerische Gestaltung fast des gleichen Problems in Daudets „Sappho", beiläufig einem der psychologisch feinsten und ergreifendsten Kunstwerke unserer Zeit. Die Schilderung dieses problematischen Verhältnisses ist bei Nordau nur eine Episode, allerdings die interessanteste, nicht der Roman selbst. Die Charakterzeichnung ist im ganzen eine sehr gelungene — wir sehen die meisten der auftretenden Personen leibhaftig vor uns: so den tiefsinnigen Philosophen Doersling, den Verfasser der „Philosophie der Befreiung", den prächtigen Doktor Schroeter, die leichtsinnig-kokette Loulou, die sphinxhafte Pilar. Nur Doktor Eynhart selbst scheint mehr ein Paradigma, ein

Experiment zu den Sentenzen und Paradoxen Nordaus, als ein lebendiger Mensch zu sein. Die ewige Reflexion desselben, über alles und jedes, seine innere Haltlosigkeit, dabei der Anspruch des großen, originalen Denkertums ohne dessen Dokumentierung, bewirken, daß uns Eynhart weniger interessiert, als der Verfasser wünschen mag. Nordau geht von der — am geistvollsten von Schopenhauer formulierten These aus, es gebe zwei Sorten Menschen: Thatmenschen und Gedankenmenschen (Verkörperung des Willens oder des Talentes). Eine Vereinigung beider in einem Individium sei undenkbar. Diese These ist jedoch nicht so unumstößlich, als sie auf den ersten Blick zu sein scheint, — aber selbst ihre Richtigkeit vorausgesetzt, ist sie im Buche Nordaus nicht durchgeführt. Denn der tragische Held des Gedankens — Eynhart — geht geistig an dem Liebeskonflikt, physisch bei der Rettung eines Kindes zu Grunde. Nicht der Gedanke, sondern der Zufall tötet den Denker. Eynhart ist eine krankhaft angelegte Natur, aber eine andere Frage ist, ob er gerade die Krankheit des Jahrhunderts repräsentiert? Gewiß ist es eine Krankheit, vor lauter Reflexion nie zur That zu kommen, ewig zu reden und nie zu handeln; vor allem aber ist es eine litterarische Krankheit, stets den wollenden, aber nie den könnenden, stets den träumenden, aber nie den vollbringenden Mann zu schildern. Es bezieht sich diese Bemerkung weniger auf Nordau, der in seinem Roman ja auch die andere, praktische Seite der Menschennatur (allerdings ein wenig stark karikiert!) dargestellt hat, als auf die Mehrzahl der modernen Romanschreiber überhaupt, soweit dieselben die gebildeten Klassen zu schildern versuchen. Bemerkenswert aber ist es und für pessimistisch angelegte Leser sehr niederschlagend, daß der eingefleischte Gegner des pathologischen Romans, der einst grollenden Naturalisten zurief: sie sollten endlich einmal das Buch vom gesunden Menschen schreiben, selber einen die Pathologie schon an der Stirne tragenden Roman „die Krankheit des Jahrhunderts" verübt hat . . .

„Jeglichem kommt sein Tag" — die Hauptsache ist nur, daß auch die modische Sensation davon ihr Teil bekömmt. Und man muß sagen, in diesem Punkt hat sich auch der Romanzier Nordau nicht lumpen lassen. Julius Brand.

Zolas „La Terre".*)

Hab' „La Terre", die verbotne, gelesen,
In Einem Zug von Anfang bis zu Ende;
Bin drüber sehr entrüstet gewesen
Und wusch wie Pilatus in Unschuld die Hände,
Denn solch' brutale Dorfgeschicht'
Las ich bis nun mein Lebtag nicht.

---

*) Ich benützte zur Besprechung die in Budapest, Verlag von G. Grimm, 1888 erschienene autorisierte Übersetzung von Armin Schwarz, unter dem Titel: „Mutter Erde".

Die „Mutter Erde" soll die Feinheiten und Gemeinheiten von „La Terre" mit größter Schärfe wiedergeben.

Die Übersetzung ward in Österreich konfisziert; „La Terre" zirkuliert frei.
A. L.

Und doch! . . .
Ob greulich
Und abscheulich:
Das Buch packt *noch*,
Trotz Pilatus-Reinigung und Beten,
Wie das Werk eines echten Poeten.

Kann es nie und nimmer vergessen;
Bin wieder und wieder gesessen
Und las das verteufelte Buch;
Und noch immer hält mich verzaubert ganz
Dies Gemisch von Gemeinheit, Genie und Glanz!

Wien. Alfred Teniers.

„La Terre". Roman von Emil Zola. Wieder ein Werk aus einem Guß, wie wir gewohnt sind, es von ihm nicht mehr anders zu erwarten. Ich weiß nicht mehr, war es auf dem Titelblatt einer Broschüre über Zola, oder in einem Pariser Witzblatt, wo der Autor abgebildet war, ruhig und fest dahin schreitend durch die gaffende, gröhlende, geternde Menge, ohne nach links oder rechts zu schauen, unberührt von Lob und Tadel, seine Werke, einen Band um den anderen, hinter sich schleudernd. So oft ich ein neues Werk dieses Meisters in die Hand nehme, steht im Geiste jenes vielsagende, den *Kern* von Zolas Wesen treffende Bild vor mir. Und ich bin immer wieder der Bewunderung voll. Welche Kraft, welche Konzentration des ganzen Könnens, und welch weise Beschränkung!

Warum fesseln uns die Bilder der alten Meister so viel mehr als die der Modernen, warum können wir uns so viel länger drein versenken? Weil jedes einzelne, behandle es welchen Stoff immer, uns als ein Ganzes, Abgeschlossenes entgegentritt, aus dem die geistige Sammlung des Schöpfers spricht, sich auf uns überträgt, uns packt und keine Zerstreuung zuläßt. — Zola, dieser Modernste aller Modernen (in den Augen des Publikums wenigstens, das sich ja auch noch aufschwatzen läßt, er sei ein Effekthascher im niedrigsten Sinn des Wortes! —) mutet mich nicht anders an als einer jener starken, geschlossenen Geister vergangener Zeit. In diesem vorliegenden neuesten Werk ganz besonders muß ich ihn mit Tenier und den alten Niederländern vergleichen. Er zeichnet da diese Bauern, ihr Denken, Thun und Treiben mit derselben Kraft, Naturwahrheit und Unerschrockenheit, wie jene Alten ihre Szenen aus dem *wirklichen* Volksleben gezeichnet und gemalt haben. Keine Salonlektüre natürlich, denn es ist weder pikant, noch schlüpfrig, noch sentimental, und hat für ein größeres Publikum fast keinen stofflichen Reiz. Es ist einfach großartig und grauenhaft wahr. Nur *ernste* Geister werden es *genießen*. Es soll aber damit nicht gesagt sein, daß Zola in „La Terre" uns *nur* oder vorwiegend die düsteren Seiten des französischen Bauernlebens zeige. O nein, er ist ja viel zu sehr *wahr*. Er läßt eben alle wie sie sind, ohne sie im geringsten herzurichten und zuzustutzen. Drum läuft da alles so natürlich durcheinander, der Herzlose, Grausame und der Wohlthätige, Gemütvolle, der *böse* Verbrecher und der *gutmütige* Strolch und Schurke voll urwüchsigen Humors. All diese Menschen sind so sehr *wahr*, daß *nichts* uns an ihnen überrascht, selbst nicht einmal ihre Verbrechen. Es fließt einfach alles so ganz natürlich aus ihrer Eigenart, aus ihrer Umgebung und den Verhältnissen, worin sie sich bewegen. Das Zolasche Kunstwerk kommt mir vor, wie ein einfach bereitetes, kräftiges

Gericht, ohne pikante Sauce und andere, den Gaumen künstlich reizende Zuthaten. Und so muß es einem gesunden Gaumen schmecken und so wird ein gesunder Magen es vertragen.

Daß die Übersetzung bei uns polizeilich verboten ist, kann mich aus künstlerischen Rücksichten mehr freuen als ärgern. So was sollte eigentlich immer nur in seiner vollen Urwüchsigkeit, in diesem Fall also in der Ursprache genossen werden. Zudem enthält es wirklich Vieles, was nur in einer kulturüberreifen romanischen Sprache schlankweg beim Namen genannt werden darf, ohne abstoßend zu wirken. In deutscher Sprache, der Sprache eines jüngeren, empfindlicheren Kulturvolks, wäre dieses Viele nur gemein und unerträglich. Fritz von Bruck.

Zur Besprechung liegen vor:

Amélie Godin, Gedichte. Mit Bildnis. München, Theodor Ackermann.

Paul Baehr, Neues Buch der Lieder. Halle a/S., Otto Hendel.

Emma Brauns, Christiana von Goethe. Leipzig, W. Friedrich. (1 M.)

Arthur Zapp, Naturalistische Unterhaltungs-Bibliotheck. Berlin, Laverrenz. Band 1: Lügen der Ehe. Band 2: Wie junge Mädchen lieben. Band 3: Die Armen und Elenden. (à 1 M.)

Streifzüge auf den Gebieten des geistigen Lebens. Weimar, Hermann Weißbach. (1. Band, 1. Heft 25 Pf.)

Charlotte Lady Blennerhassett, Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Litteratur. Mit einem Porträt. Berlin, Gebr. Paetel. (1. Halbband 5 M., 2. Halbband 7 M.)

Max Duncker, Abhandlungen aus der neueren Geschichte. Leipzig, Duncker & Humblot.

L. Anzengruber, Wolken und Sunn'schein. Gesammelte Dorfgeschichten. Berlin und Stuttgart, Spemann.

Franz Woenig, Vom Wegrande. Ein neuer Liederstrauß. Leipzig, W. Friedrich. (1 M. 25 Pf.)

Bayard Taylor, Lars. Norwegisches Idyll. Deutsch von Margarethe Jacobi. Stuttgart, Robert Lutz.

H. Billinger, Aus meiner Heimat. Stuttgart, Spemann.

Heinz Hoffmeister, Von Capri nach Jerusalem. Tagebuchblätter. Berlin, Richard Wilhelmi.

Chr. Muff, Das Schöne. Ästhetische Betrachtungen. Halle a S., R. Mühlmann. (2 M.)

(Fortsetzung folgt.)

Redaktions-Post.

Litt. Zentral-Verein in Leipzig. Sie würden uns durch regelmäßige Übersendung Ihrer Jahresberichte sehr verpflichten. Den Bericht über Ihr erstes Vereinsjahr haben wir mit dem größten Interesse gelesen.

J. L. in Berlin. Der Reichshauptstadt thäte ein Litt. Zentral-Verein not,

wie er seit 5. September 1885 in Leipzig besteht. Der erste Jahresbericht enthält überaus interessante Vortrags-Skizzen über Conrad, Bleibtreu, Kretzer, v. Amyntor, Seidel, Jordan, Greif, v. Wildenbruch u. a. Ihre Einladung zu einem Cyklus von Vorlesungen aus dem Gebiete modern-realistischer Dichtungen haben wir mit Freuden empfangen. In Verona hat C. Mark Vorlesungen über den Realismus in der neudeutschen Litteratur gehalten und Proben aus den Werken von Bleibtreu, H. v. Reder, Greif und Conrad („Die Frau Majorin" aus „Lutetias Töchter") dazu gegeben. Das ist wenigstens ein verheißungsvoller Anfang!

J. H. in Berlin. Für Ihre Zwecke dürfte sich besonders die seit Neujahr in Riga erscheinende neue deutsche Zeitung, die von Gustav Pipirs und John Korff herausgegebene „Düna-Zeitung", eignen. Dieselbe betrachtet als eine ihrer Hauptaufgaben, das litterarische Interesse in den baltischen Provinzen zu pflegen und namentlich die neueste deutsche Litteratur dem deutsch-russischen Leserkreise in sorgfältigen kritischen Besprechungen zu vermitteln.

R. H. in Graz. Dergleichen Lebensbilder machen sich als Novellenkapitel recht gut, sind aber zu selbständiger Darbietung wenig geeignet. Sie haben eine so sichere Beobachtungs- und Darstellungsgabe gezeigt, daß wir von Ihnen gern einmal eine impressionistische Novelle lesen möchten.

F. H. in Paris. Die „Räuberhauptleute" sind ein sehr glücklicher Einfall, nur sind wir mit der Ausführung nicht einverstanden. In dieser Form können wir nicht zum Abdrucke raten. Dies gilt auch von der Novelle. Ein solcher Vorwurf verlangt gewissenhafte Durcharbeitung, wenn ein wahrhaft künstlerischer Eindruck erzielt und nicht bloß eine These bewiesen werden soll.

Redaktion des „Kunstwart" in Dresden. Sie schreiben im „4. Stück" gelegentlich der Besprechung der Münchener Gismunda-Aufführung: „In einer Vorrede verbreitet sich der Verfasser (Pöhnl, Deutsche Volksbühnenspiele, 2 Bände) über ‚Unser nationales Volksbühnenspiel', ohne irgend etwas Neues zu sagen, mit einem Größenwahn, dessen staunenerregende Wirkung auf uns nur die der Thatsache übertrifft, daß Baron Perfall in München die Widmung der Bände angenommen hat." Wir glauben, daß Sie da Ihre Empfindung ein wenig übertreiben. Wenn, wie im vorliegenden Falle, die Buch-Widmung nur einen Akt höflicher, in der Form vielleicht nicht ganz glücklicher, Dankes-Erstattung darstellt, kann man dem ritterlichen Sinne des Barons von Perfall kein ablehnendes Verhalten zumuten. Artigkeit gegen Artigkeit! Die Annahme einer Widmung schließt doch nicht mit zwingender Notwendigkeit ein, daß man auch für den gesamten Inhalt des Gewidmeten die Verantwortung mit übernehmen müsse? Zudem geben Sie ja selbst zu, daß die übelberüchtigte Pöhnlsche Vorrede trotz vielfachen Unsinns Lesenswertes enthalte, ja, daß sie den Eindruck erwecke, „daß wir es zwar mit einem höchst verschrobenen und von maßloser Autodidakten-Überhebung durchwachsenen, aber doch talentvollen Kopfe zu thun haben". Im Übrigen: Heil und Gruß dem schneidigen „Kunstwart"!

R. B. in Berlin. Doch, doch! Schlagen Sie gefälligst das „Magazin" auf Nr. 10, 1884. Als wir vor drei Jahren eine einfache Buchhändleranzeige von Sinnetts „Exoteric Buddhism" im Anschlusse an den vortrefflichen Du Prelschen Originalartikel „Das weltliche Kloster" brachten, wurde unsere „Gesellschaft" des Renegatentums, der Bestechung und anderer schöner Sachen bezichtigt. Von wem? Von deutschen Aufklärern, Freidenkern, Freimaurern — kurz, von Leuten, die niemals den Mund voll genug nehmen können, wenn es in Fortschritts- und Freiheits-Phrasen zu schwelgen

gilt! Um von diesen unduldsamen Nächterlingen in ihrem Unfehlbarkeitswahn keine weiteren Belästigungen zu erfahren, wenigstens so lange als die „Gesellschaft“ noch im härtesten Kampfe um ihr Dasein stand, haben wir damals aus Gründen der Selbsterhaltung zu dem freidenkerischen Unfug geschwiegen. Unser inneres Interesse an der wachsenden Bedeutung der buddhistischen Geisteswelt ist darum nicht erloschen. Inzwischen trösten wir uns mit Schiller, der ja auch die „schwärmerische Verschwommenheit“ so weit getrieben hat, in seinem berühmtesten Liede die Stufenleiter der Wesen zu besingen, die da reicht

„Höher stets und höher,
Vom Mongolen bis zum griech'schen Seher,
Der sich an den letzten Seraph reiht.“

Einem nationalen Oberklassiker macht man schon das gütige Zugeständnis, so „dummes Zeug“ im Vorbeigehen straflos zu verüben. Gruß!

M. J. in Basel. Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike. Herausgegeben von Jakob Bächtold (Stuttgart, Kröner, 1885). Einleitung Seite 5: Paul Heyse hat „Die Reise ans Meer“ mit vollem Bedacht weggelassen. Heyse motiviert so: „Der Dichter entläßt uns mit einem so starken Gefühl der Enttäuschung über die fehlende Pointe, daß wir trotz des Nachworts, welches eine Art Entschuldigung stammelt (!), doch nur glauben können, es sei auf eine Neckerei des Lesers von vornherein abgesehen gewesen.“ Hierzu sagt Bächtold sehr richtig: „Aber gerade in diesem Fehlen der Pointe besteht ja der Hauptspaß!“ Je nun, Freund Heyse verstand nun eben diesen Hauptspaß nicht — darum fort mit dem ganzen Stück aus den „Gesammelten Werken“. Gott schütze mich vor meinen Freunden, zumal wenn sie Herausgeber und Vorredner spielen. Julius Grosse könnte auch ein Liedchen davon singen, wenn er einmal den Freundschaftsdienst genau musterte, den ihm Heyse als Befürworter der bekannten lyrischen Auswahl geleistet.

Veritas in Nürnberg. Sie schreiben uns: „Ein mehr wort- als geistreicher Rechtsrat und ein Volksschullehrer legen im „Fränkischen Kurier“ ihre musikalischen Ansichten in Form von Kritiken nieder. Der Letztere dehnt nun seine Wirksamkeit weiter aus. Im gestrigen Kurier (22. Dez.) widmet er Ihnen einige Spalten. Daß der Schullehrer mit der deutschen Sprache auf etwas gespanntem Fuße lebt, werden Sie daraus ersehen u. s. w.“ Ihre aufmerksame Mitteilung hat uns veranlaßt, das betreffende Feuilleton „Ein geschmackvoller sogenannter Schriftsteller“ zu lesen. Es wird uns schwer zu glauben, daß der anonyme Zusammenstoppler dieser traurigen Schmieralie dem sittlich wie litterarisch als gleich tüchtig bekannten Nürnberger Volksschullehrerstand angehören soll. Die moralischen Qualitäten, die aus diesem namenlosen Machwerk hervorleuchten, lassen auf einen journalistischen Wegelagerer und Staudenhecht, aber nicht auf einen berufsmäßigen Volksbildner schließen. Welchem Stande diese namenlose Jammerseele offiziell auch angehören möge, uns nimmt nur das Eine Wunder, daß eine anständige Zeitung vom Range des „Fränkischen Kurier“ die Bildung und den kritischen Verstand ihrer Leser so gering taxiert, um solche Schmieranten und Ignoranten in ihrem Feuilleton überhaupt zuzulassen. Auf Grund des Preßgesetzes haben wir der Redaktion des Nürnberger Blattes folgende sachliche Berichtigung eingesandt: „Im Feuilleton des Donnerstag-Abendblattes des „F. K.“ vom 22. Dezember behauptet der anonyme Verfasser des Artikels „Ein geschmackvoller sogenannter Schriftsteller“, daß meine Feder „Gift und Schlamm gegen unsere

besten Schriftsteller spritze". Meine kritische Thätigkeit hat mich nie in die Lage gebracht, etwas so Unsauberes und Strafwürdiges zu thun; denn eine persönliche, von der landläufigen Kritik abweichende Meinung über den Wert gewisser Dichter wird kein einsichtiger, gebildeter Ehrenmann mit „Gift und Schlamm" identifizieren. Hochachtungsvoll Dr. M. G. Conrad, Chefredakteur." Herrn Dr. jur. Eberhard, verantwortlicher Redakteur des „Fränk. Kurier" in Nürnberg.

Redaktion des „Fränk. Kurier" in Nürnberg. Nachdem Sie unsere sachliche Berichtigung im Donnerstag-Abendblatt vom 29. Dezember 1887 zum Abdruck gebracht, sehen wir uns zum regelrechten Abschluß dieser Angelegenheit gezwungen, den anonymen Verfasser des Schmähartikels im Feuilleton Ihrer Zeitung vom 22. Dezember für einen feigen Lügner und litterarischen Ehrabschneider zu erklären, so lange er nicht mit voller Nennung seines Namens aus unsern Schriften den Beweis für seine Behauptung erbringt, daß unsere Feder „die besten deutschen Schriftsteller mit Gift und Schlamm bespritzte". Für die persönlichen Beschimpfungen und gassenjungenhaften Ungezogenheiten, womit der Anonymus sein Feuilleton spickte, haben wir an dieser Stelle nichts als den Ausdruck tiefster Verachtung.

Gräfin P. in P. bei Ostrowitt. J. G. in Ischia. F. M. in Saalfeld. Wir müssen bei dem ganz unglaublichen Angebot von novellistischem Material um so strenger an unserer wiederholt an dieser Stelle bekannt gegebenen Regel festhalten, daß wir unaufgefordert eingesandten Manuskripten gegenüber keinerlei Verantwortung übernehmen, am wenigsten die, umfangreiche und oft sehr undeutlich geschriebene Geschichten von Autoren zu lesen, welche unsere Zeitschrift und deren Bedürfnisse gar nicht kennen und doch womöglich umgehende, ausführliche Kritik und postalische Erledigung ihrer Einsendungen beanspruchen. Die Redaktion kann sich unmöglich für Dinge interessieren, die sie weder gewünscht noch sonstwie hervorgerufen hat und lehnt wiederholt und nachdrücklichst die zugemutete Beschäftigung mit Manuskripten ab, für die sie keine andere Verwendung als den Papierkorb weiß. Wir können redaktionell nur solche Beziehungen pflegen, die sich auf vorherige Anfragen gründen. Unaufgefordert eingesandte unbrauchbare Manuskripte werden unter keinen Umständen von uns zurückgesandt. Dies nach den unaufhörlichen Belästigungen zur gütigen Darnachachtung.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von Emil Herrmann sen. in Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Unter der Presse befindet sich von

M. G. Conrad:

Was die Isar rauscht.

Roman.

Früher erschienen von demselben Autor:

Madame Lutetia. Neue Pariser Studien. Preis br. M. 6.—

Lutetias Töchter. Pariser-deutsche Liebesgeschichten. Preis br. M. 5.—

Totentanz der Liebe. Münchener Novellen. Preis br. M. 6.—

Flammen. Für freie Geister. Preis br. M. 5.—

Die Emancipirten. Lustspiel in 4 Akten von **M. G. Conrad** und **L. Willfried.**

☞ Durch jede Buchhandlung zu beziehen. ☜

Heinrich Nitschmann.

Wie die Franzoſen das Reich der Venus entdeckten.

Kulturhiſtoriſche Skizze von Herman Semmig.
(Leipzig.)

I.

So ſagen wir, die Franzoſen nennen es mit einer ſonderbaren Prüderie, die ihrem Nationalcharakter ſo ganz zuwider läuft und die ſie ſich nicht eingeſtehen wollen, die Renaiſſance. Nun, es iſt ja wahr: die ſchönen Künſte des Altertums erwachten zu dieſer Zeit in Frankreich wieder; Baukunſt, Bildhauerei, Malerei und Dichtkunſt verjüngten ſich in dem Jungbrunnen der Antike, wenn auch die Poeſie in allerlei Illuſionen befangen blieb. Nur der Geiſt der freien Forſchung — das will man ſich noch immer verhehlen — erwachte nicht mit den Künſten. Zwar war derſelbe auch im alten Griechenland nur das Eigentum einer Minderheit geweſen und die freien Denker, die ihr Volk einer reineren höheren Erkenntnis der Gottheit und der Welt zuführen wollten, fielen ſchon damals der Prieſterherrſchaft und dem Pöbelwahn zum Opfer; ſie wurden verbannt oder zum Tode verurteilt. In Rom waren die Augurn einflußreicher als die Philoſophen und der Aberglaube des römiſchen Volkes iſt zum Sprichwort geworden. Schlimmer aber als je im Vaterlande des Anaxagoras und Sokrates wurde Philoſophie und Forſchung in Frankreich verfolgt und unterdrückt, und doch brüſtete ſich dasſelbe ſchon damals die Leuchte der Welt zu ſein, an der Spitze der Ziviliſation zu ſtehen. Es iſt ihm gelungen, die Welt zu täuſchen, wenigſtens zu blenden, und darum kann man es nicht laut genug betonen und wiederholen, daß die franzöſiſche Renaiſſance nur in dem Wiedererwecken der ſchönen Sinnlichkeit des Altertums beſtand.

Gerade im Zeitalter der Renaissance flackerten die Scheiterhaufen, auf denen die freien Denker und die Protestanten brannten, am lustigsten; nicht die antike Philosophie, sondern der wütendste katholische Fanatismus beseelte Frankreich im sechzehnten Jahrhundert und Paris wurde der Sitz der Ligue. Wohl gab es einige aufgeklärte Geister, die dem Scheiterhaufen entgingen; Rabelais und Montaigne sind zwei der hervorragendsten. Aber der erstere verhüllte die Kühnheit seiner Gedanken in allerlei Possen, wie man von Plato gesagt hat, er habe seine mit dem offiziellen Volksglauben in Widerspruch stehenden Ideen nur deshalb in die mystisch angehauchte poetische Bildersprache gekleidet, um nicht das Schicksal seines Lehrers Sokrates zu erleiden. Montaigne war auch nicht zum Märtyrer geboren, obgleich er, seinem Jahrhundert weit voraus, „den Menschen" selbst sich zum Gegenstand seines Nachdenkens genommen hatte; der Schlußsatz, zu dem er gelangte, war das skeptische „que sais-je?" So wußte er geschickt sich zwischen den streitenden Heeren der Religionskämpfe hindurchzuwinden. In einem dritten, einem Landsmann Montaignes, in dem früh gestorbenen Etienne de la Boëtie, war der republikanische Freiheitssinn des Altertums wiedererwacht; wenn indes sogar auch der Ligue das Königtum nicht unverletzlich schien, so hat doch die ganze französische Geschichte, wie sie sich seit und aus der Renaissance entwickelt hatte, in dem ungeheuerlichen Despotismus eines Ludwig XIV. gegipfelt. Die schönen Künste blühten auch unter diesem wieder, aber der freie Gedanke fand kein Asyl in Frankreich, er floh nach Holland und England. Die Philosophie des Descartes, die im ganzen Auslande begeistert aufgenommen wurde, mußte sich in Frankreich verstecken; der höfische Bischof Bossuet und andere Fanatiker, Feinde des Protestantismus, glänzten am litterarischen Himmel des „großen Königs", der selbst ein Knecht der Jesuiten war; die überzeugungstreuen Jansenisten von Port-Royal wurden bis ins Grab verfolgt; Jurieu und Bayle, die kühnen protestantischen Geister, lebten flüchtig im Ausland. Die Regierung Ludwigs XIV. hat keinen Historiker hervorgebracht; Saint-Simon erschien erst gegen das Ende, 1691, um den Richterspruch eines Tacitus, nicht als Demokrat des achtzehnten Jahrhunderts, sondern als Grandseigneur über den Hof von Versailles zu fällen. Es gab geniale Dichter, aber sie wurden von diesem Hofe entwürdigt Freilich, Boileau hatte ja gesagt:

Un Auguste aisément peut faire des Virgiles!

Statt der Philosophie herrschte in Frankreich der katholische Fanatismus, die geistige Entwickelung verkümmerte; „un homme né chrétien et

Français se trouve contraint dans la satire; les grands sujets lui sont défendus" (Wer als Christ d. h. Katholik und Franzose geboren ist, fühlt sich in der Satire gebunden; die Behandlung großer Gegenstände ist ihm verwehrt), hatte der geistreiche Schriftsteller La Bruyère gesagt. Die Republik Calvins, Genf, die am schärfsten mit Rom und dem Mittelalter gebrochen hatte, war der radikalste Bannerträger dieses Bruches geblieben, vor der Hand allerdings noch unter rein konfessioneller Fahne; im protestantischen Holland und England entwickelte sich dann auf dem Boden der Gewissensfreiheit der freie Gedanke; hier zündeten Montesquieu und Voltaire das Licht der Aufklärung an, das Frankreich erhellen sollte, aus Genf brachte J. J. Rousseau dem französischen Volke den „Gesellschaftsvertrag". Wir wiederholen: in Frankreich selbst hat sich die Renaissance auf die Wiedererweckung der schönen Künste beschränkt, die nur zu oft nichts als Dienerinnen der Sinnlichkeit waren, so unter den Valois des sechzehnten Jahrhunderts wie unter Ludwig XIV.; bei diesem aber wurde der Schmetterling der Renaissance zur ekeln Raupe, auf die schmachtende Liebesidylle mit Louise de la Vallière folgte die gemeine Buhlschaft der Montespan, die schöne Sinnlichkeit war in gemeine Grobsinnlichkeit ausgeartet, um dann unter der Herrschaft der Maintenon in widerlicher Prüderie und Heuchelei zu verenden.

Wenn nun auch die französischen Staats- und Gesellschaftsformen, wie sie nach dem Mittelalter sich aus der Renaissance herausgebildet hatten, unter den Einwirkungen der protestantischen Freiheit zusammengestürzt sind, so hat sich doch jene Auffassung der Renaissance dem Charakter, den Sitten und der Litteratur der Franzosen unauslöschlich aufgeprägt. In der Baukunst ist zwar in neuerer Zeit eine Rückkehr zu dem mittelalterlichen, romanischen wie gotischen Stile vielfach eingetreten, besonders seitdem vor etwa vierzig Jahren oder früher der Gründer „der wissenschaftlichen Kongresse" Frankreichs (d. h. der Provinz), Herr de Caumont, den mächtigen Antrieb zum Studium der Archäologie gegeben hatte; der Adel im Lande restauriert seine Landsitze gern im Stile der Kreuzfahrerepoche, während die aufstrebenden bürgerlichen Kreise dem modernsten englischen Geschmack huldigen. In der Malerei hat die sinnliche Glut der Renaissance ihren glänzendsten Vertreter nicht in Paris, sondern in Wien gefunden: Makart war es. Zwar blühte eine Zeitlang in Frankreich die sogenannte „Neugriechische Schule", deren Gründer der Bretagner Hamon war (grundlegend war sein allerliebstes Ma soeur n'y est pas 1853), aber sie ging früh an manierirter Geziertheit und Genrebildnerei unter. Geht man indes sonst dem geistigen Wesen, wie

es sich bei den tonangebenden Kreisen im gesellschaftlichen Verkehr und der schönen Litteratur ausspricht, auf den Grund, so wird man immer ein Echo der Renaissance vernehmen. Dies zu schildern, ist Aufgabe der Litteraturgeschichte, die sich von der Kulturgeschichte nie trennen sollte. Es genüge hier anzudeuten, daß das Wort amour oft unverkennbar in dem antiken Sinne aufgefaßt ist, wonach es den Charakter einer dämonischen Leidenschaft trägt; wenn ein Roman „l'amour à quarante ans" betitelt ist, so ist unter dem Worte amour nur die sinnliche Glut, nicht die Sympathie der Seelen zu verstehen, und der Roman schildert nur einen Ausflug aus dem alltäglichen Geschäftsleben in das Reich der Venus. Ganz dem Gesagten gemäß setzt Gounod in seiner Oper „Faust und Margarethe" an die Stelle der Walpurgisnacht ein Bacchanal bei der Göttin der Schönheit. Unser Tannhäuser ging nun zwar auch in den Venusberg und allerdings hat im Mittelalter auch in Deutschland Venus der h. Jungfrau Maria die Herrschaft streitig zu machen gesucht. Aber etwas anderes ist es um den Kultus der antiken Schönheit in der Renaissance und den Venusdienst im Mittelalter. Tannhäuser wurde in seinem süßen Zauberbann von „christlicher Reue" gequält, die Liebe zur Venus erschien ihm „sündhaft". Diese religiösen Bedenken blieben der französischen Renaissance fern, um den Gegensatz von Christentum und Heidentum kümmerte sich diese nicht, ohne darum jenem in der offiziellen katholischen Fassung zu entsagen; in dieser Inkonsequenz liegt das charakteristische Merkmal der französischen Zivilisation, wie sie aus der Renaissance hervorging, sinnliche Glut und katholischer Fanatismus paarten sich zusammen am Hofe der Valois. Wer etwa aus dem Studium der alten klassischen Schriftsteller den Geist der freien Forschung auf das kirchliche Leben übertragen wollte, wurde verbrannt; in der antiken Welt erblickten die Franzosen bei ihrem leidenschaftlicheren Temperament nur das Reich der Venus. Wie entdeckten sie dasselbe? Dies gilt es hier zu erzählen.

* * *

An dieser Entdeckung war mittelbar der prosaisch nüchternste König von Frankreich, der ärgste Lästerer der Frauen, Ludwig XI., Schuld, und zwar durch die verkehrte Erziehung, die er seinem Sohn und Nachfolger, Karl VIII., angedeihen ließ. Man sagt, Ludwig XI. habe dessen Erziehung absichtlich verwahrlost; zuerst außer sich vor Freude, einen männlichen Nachkommen zu haben (es waren ihm vorher zwei Töchter, die starkgeistige Anna und die sanfte mißgestaltete Jeanne geboren), habe

er ſich ſeiner eigenen Miſſethaten gegen ſeinen Vater erinnert und gefürchtet, ſein Sohn könne einſt ebenſo an ihm handeln. Das arme Kind wuchs in dem finſtern Schloſſe Ambroiſe, in das Ludwig, nachdem ſeine Nachkommenſchaft geſichert war, ſeine Frau und Töchter geſperrt hatte, faſt ohne Spiele auf; Frauen waren ſeine einzige Geſellſchaft; was er von ihnen lernte, war Zärtlichkeit, Leichtgläubigkeit und raſch lodernder Enthuſiasmus, Eigenſchaften, die mehr ſchwächlich machen als ſtark. Die einzigen Männer, die dem Dauphin zuweilen in der Ferne ſeine Zukunft, als Herrſcher zeigten, waren ſein Kammerdiener, de Vesc, und Briçonnet, ein Kaufmann der Biſchof geworden war, habgierige, niedere Seelen; ſie erzählten ihm von Rom, den Cäſaren, von Karl dem Großen, den Paladinen des Mittelalters, und flößten ihm ſo, ohne es zu ahnen, die Leidenſchaft der Eroberungsſucht ein. Verhängnisvolle Leidenſchaft! Zu ſpät beſann ſich Ludwig auf ſeine Pflicht, ſeinen Sohn und Nachfolger in Sachen der Regierung zu unterrichten; die kurze Unterredung, die er am 21. September 1482 mit ihm hatte, machte den begangenen Fehler nicht wieder gut. Auch ſetzte Ludwig das meiſte Vertrauen in ſeine älteſte Tochter Anna, das geiſtige Abbild ihre Vaters. Wie dieſelbe die Politik ihres Vaters als Regentin mit energiſchem Geiſte weiterführte, das zu erzählen, gehört nicht hierher. Die letzte politiſche That der Madame la Grande, wie man Anna genannt hat, war die Vermählung ihres Bruders mit Anna, der Tochter des letzten Herzogs der Bretagne, wodurch die Einverleibung dieſes Herzogtums in den franzöſiſchen Staat angebahnt wurde; ſie zog ſich hierauf als Herzogin von Bourbon in das Privatleben zurück.

Annas Rücktritt von der Regierung bezeichnet einen der wichtigſten Wendepunkte in der Geſchichte Frankreichs, ſeiner Geſittung und Kunſt, beſonders auch in dem Hofleben und dem Verkehr der Damen an dieſem Hofe. Karl VII., der Großvater Karls VIII., hatte unmittelbar nach dem Märtyrertode der Jungfrau, durch ſeine Liebſchaften mit Agnes Sorelle u. ſ. w. ein Vorſpiel von dem gegeben, was Frankreich nun erleben ſollte; aber dieſe Liebſchaften waren nur harmloſe Schäferſpiele gegen das Treiben, das ſich nun entwickelte, und ſtatt der verſtändig beſchränkten Politik Ludwigs XI., die erſt von Heinrich IV. und Richelieu wieder aufgenommen wurde, zog jetzt die Abenteuerluſt am königlichen Hofe ein.

Die verkehrte Erziehung, die Karl dem Achten eine phantaſtiſche Richtung gegeben hatte, that jetzt ihre Wirkung; der dreizehnjährige König träumte von den Heldenthaten und Fahrten der Paladine Karls des

Großen. Die Gelegenheit dazu bot sich bald: Italien, das zerrissene, bedrückte, bedrohte Italien verlangte einen Helfer, einen Retter. Schon Dante rief nach einem Fremden, um seinem Lande die Einheit zu geben; der deutsche Kaiser war sein Cäsar. Der Prophet Savonarola, Lombarde von Geburt, Florentiner durch freie Wahl, rief den Franzosen, Karl VIII., herbei. So rief Italien auch in unsern Tagen wieder Frankreich zu Hilfe, der französische Cäsar wollte ihm freilich nur die bundesstaatliche Einigung geben, es gründete sich seine Einheit selbst. Aber die partikularistischen Pestbeulen, an denen es im fünfzehnten Jahrhunderte siechte, waren damals zahlreicher, grauenhaft bis zum Ekel: überall kleine, eitle, glanzsüchtige Höfe, die ihre Unterthanen auffraßen und von ihren Hofschranzen wieder gefressen wurden; die Hofpoeten und Künstler aber besangen und verherrlichten den Glanz und Ruhm, den das erdrückte Volk seufzend bezahlte. In Neapel hatte der König Ferdinand, außer der furchtbaren Steuerlast, einen Schacher mit allem, was sich essen läßt, eingerichtet. Das Elend ward immer entsetzlicher, man erwartete etwas wie das jüngste Gericht! Zu den ungeheuern Schwierigkeiten im Innern gesellte sich die Gefahr von außen: im Westen drohte Spanien mit der Eroberung; hätte es gesiegt, so würde es die Inquisition mitgebracht und Italien in eine Wüste verwandelt haben, wie es selbst zur Wüste ward; im Osten drohte die asiatische Barbarei, die Eroberung durch die Türken. Da war denn die Eroberung durch die Franzosen doch noch vorzuziehen, ähnlich wie wir im dreißigjährigen Kriege die Schweden zu Hilfe riefen.

Ludwig XI. hatte seinem Sohne die Ansprüche des Hauses Anjou auf Neapel vererbt, und als nun Ludwig Moro, der gern seinen Neffen Jean Galeazzo Sforza vom Herzogsstuhle zu Mailand verdrängt hätte und darum von dessen Schwiegervater, dem König von Neapel, bedroht wurde, den König von Frankreich ebenfalls zu Hilfe rief, da brach der letztre mit seinen abenteuersüchtigen Edelleuten auf und zog hinunter in das sonnige üppige Land der Schönheit.

Wohl hatte die verständige Anna ihrem Bruder abgeraten und zu ihm gesagt: „Du wirst eine lange Reue teuer bezahlen," alle bejahrten Politiker in seiner Umgebung wiesen ihn auf den Norden hin, dort gälte es Frankreich sicher zu stellen. Umsonst; selbst die junge Königin, deren stolzes Selbstgefühl (nach einigen) den Einfluß Annas auf die Regierung ihres Gemahls nicht hatte dulden wollen und daher den Rücktritt der Regentin bewirkt hatte, vermochte nichts über den Schwärmer Karl, der nicht nur die Krone von Neapel schon auf seinem Haupte fühlte, sondern

auch von der Vertreibung der Türken aus Konstantinopel träumte und sich zum Kaiser des Orients, zum Wiederhersteller des christlichen Königreiches Jerusalem zu machen wähnte. Nicht aber Christi Grab gewann der Schwärmer, wohl aber verirrte er sich in das Reich der Venus.

In schnellem Lauf
Durchzog ich Frankreich, das gepriesene
Italien mit heißem Wunsche suchend.
. . . . . Wie ward mir, Königin!

ruft der Schotte Mortimer, der der Puritaner dumpfe Predigtstuben hinter sich gelassen hatte, vor Maria Stuart aus. Ein gleich starker, aber rein sinnlicher Zauber umfing die Franzosen, als sie durch Italien hinunter nach Neapel zogen. Im August 1494 war Karl aufgebrochen, am 22. Februar 1495 war er in Neapel; kaum aber hatte er sich hier zum König von Neapel, Kaiser vom Orient und König von Jerusalem krönen lassen, als ein gewaltiger Bund seiner Feinde ihn zwang, alles Gewonnene wieder aufzugeben. Eiliger als der Triumphzug war der Rückzug, den er sich durch den Sieg bei Fornoue am 6. Juli 1495 erkaufen mußte.

Wir lassen hier alle politischen Händel beiseite, erzählen auch nicht, wie Karl in Italien infolge seiner ritterlichen Schwärmerei für die Damen anders handelte, als an seiner Stelle sein staatskluger Vater gehandelt hätte; nur des frommen Patrioten Savonarola wollen wir noch mit Rührung gedenken, der so freudige Hoffnung auf den König von Frankreich gesetzt hatte und nun seinen Feinden in die Hände fiel, die ihn am 23. Mai 1498 auf dem Scheiterhaufen enden ließen. Karl that nichts für ihn, vergaß, einmal auf französischem Boden, alles was hinter ihm lag. Brantôme erzählt: „Karl hatte nicht den Hang seines Vaters (nämlich die Frauen zu verlästern); denn man sagt von ihm, daß er in Worten der mäßigste und anständigste König gewesen sei, den man je gesehen, und daß er niemals weder Mann noch Frau mit dem geringsten Wort von der Welt beleidigt habe. Ich überlasse es also dem Leser zu denken, ob die schönen Damen unter seiner Regierung, die sich belustigten, nicht gute Zeit hatten. Er hatte sie auch sehr lieb und erwies ihnen viel Artigkeiten, zuviel sogar; denn als er von seinem Zuge nach Neapel sieg- und ruhmreich zurückkehrte, verlor er seine Zeit mit solchen Artigkeiten, Liebkosungen, Vergnügungen und Turnieren, die er ihnen zu Liebe in Lyon gab, dermaßen, daß er nicht mehr an die Seinigen gedachte, die er im Königreiche Neapel zurückgelassen hatte, und sie Städte,

Schlösser und Reich verlieren ließ, die doch fest hielten und die Arme nach ihm ausstreckten, um Hilfe zu erhalten. Man sagt auch, daß diese zu große Genußsucht Schuld an seinem Tode war."

Sonderbar! Dieser Brantôme, der doch von Grundsätzen der Moral soviel wie nichts weiß, spricht hier einmal, ohne es zu wissen noch zu wollen, klar und ruhig die volle Wahrheit aus: in den Armen der Sirenen vergaß König Karl seine Pflicht, vergaß der Schwärmer, der die Barbaren aus Europa hinauswerfen wollte, den ein ganzes Volk als Befreier begrüßt hatte, sein ritterliches Ideal und ging im Schlamm des sinnlichen Genusses unter. Wir haben zur Zeit der ritterlichen oder höfischen Poesie d. h. des Minnegesangs Rittertum und Minne in Frankreich wie in Deutschland in gleicher Narrheit und Schwelgerei untergehen sehen: man denke bei uns nur an den Frauendienst Ulrichs von Lichtenstein. Es genügt eben nicht von noch so schöner Schwärmerei besessen zu sein, es bedarf auch des Verstandes und der Moral, um dem Leben Schönheit und Würde zu geben, um ein edles Ziel nicht nur zu erstreben, sondern auch zu erreichen. Das aber haben die Erzieher des französischen Volkes, die Könige, ebenso wenig bedacht, wie es ihre Hofpoeten bedachten, wie es die Pariser Romanschreiber, Dramatiker und Lebemänner bedenken; bei diesen geht dann, nach dem derben Ausdrucke Zolas, der die Dinge schildert wie sie sind, Liebe und Leben in der „adoration du sexe" unter; die französische Renaissance führt zuletzt zur Kameliendame und zur Nana.

Michelet aber, der zarte, begeisterte, idealdurstige Geschichtschreiber Frankreichs, hat dies nicht gesehen; er konnte freilich von sich wie Faust sagen: „Zwei Seelen wohnen ach! in meiner Brust". Einerseits erkannte auch er, daß Frankreich damals in Italien die Rolle eines Retters übernehmen konnte, daß die Aufgabe, die sich der Schwärmer Karl gestellt hatte, keinen Spott verdiente. „Ein doppelter Fanatismus, sagt er, bedrohte Italien, der spanische und der muselmännische; grauenvoll wäre ihr Einbruch in Italien gewesen, Frankreich war das Gegengewicht. Das war seine Rolle, seine Sendung. Die Minister Karls, die ihren Herrn als das Haupt Europas gegen die Türken darstellten, verdienen nur darum Tadel, daß sie der Ausdauer ermangelten." Und als nun Karl Italien wieder verläßt, stellt Michelet den Patrioten Savonarola als den Propheten hin, der ihm die Strafe Gottes dafür verkündet, daß er seiner Sendung untreu geworden sei; Savonarola verkündet ihm, daß er in seiner Familie getroffen werden würde, und das traf ein: beide Söhne

Karls starben im zartesten Alter;*) er prophezeite nachher noch seinen nahen Tod und auch das traf ein. Und doch hat im Grunde für Michelet Karls Verrat an seiner politischen Sendung nichts zu bedeuten dem köstlichen Gewinne gegenüber Italien entdeckt, das Kleinod der Renaissance gefunden zu haben.

Wir haben uns anderswo**) über den Wert dieser französischen Renaissance, über die Vergötterung der schönen Form ausgesprochen, die der Reformation ganz entraten zu können meinte, aber das Urteil des Deutschen könnte Frankreich gegenüber verdächtig erscheinen (obgleich Michelet sich oft in unvermeidlichem Widerspruch mit sich selbst — denn er war eine zu ideale Natur, um die Hohlheit jener schönen Form nicht zu fühlen — und, wie auch sein Freund Laurent Pichat, sich in glücklicher Übereinstimmung mit dem Verfasser dieses befindet); so möge denn Michelets Anschauung von jener Epoche hier zusammengefaßt werden.

„Spanien mit seinem düstern Genius war keineswegs der geliebte Jünger Italiens, keineswegs der Dolmetsch, der der Welt das Verständnis dieses schönen Landes eröffnen sollte. Frankreich dagegen, dessen Geist sich noch nicht entschieden hatte, das noch schwankend und darum um so gelehriger war, befand sich in der günstigsten Stimmung und Lage, um in dies Verständnis eingeweiht zu werden. In seinem brennenden Verlangen aus diesem Kelch zu trinken, hätte es das gesamte Italien in sich aufnehmen wollen; es nahm das Böse wie das Gute von ihm an. Oft sogar zog es das Böse vor. Gleichviel, es durchtränkte sich durch und durch mit dem befruchtenden Geiste Italiens, nahm ihn ganz in sich auf, wandelte sich um. Und doch ging es nicht in ihm auf, nicht in ihm unter. Ganz im Gegenteil, es fand seine eigene Originalität in dieser Berührung; es wurde das, was es an sich ist, zum Heile Europas und des menschlichen Geistes, ich meine: das lebendige Organ der Renaissance. Weder die Spanier noch die Deutschen begriffen Italien."

Zum Heil Europas! Das ist ein großes Wort. Und wenn man dann sieht, wie Frankreich im eigenen Lande die Renaissance aufgefaßt

---

*) Der Leser, der etwa die reizende Stadt Tours besuchen sollte, versäume nicht, das Grabdenkmal der beiden Kinder in der dortigen Kathedrale zu sehen, es ist ein schönes Zeugnis der künstlerischen Entwickelung Frankreichs.

**) S. Kultur- und Litteraturgeschichte der französischen Schweiz und Savoyens. Von Dr. Herman Semmig. Zürich. Trübsche Buchhandlung 1882.

hat, schüttelt man bedenklich den Kopf. Man wird über die Entschiedenheit auffahren, mit welcher der Franzose den Deutschen von damals das Verständnis Italiens abspricht. Allerdings sahen dieselben darin nicht das, was die Franzosen 1494 darin erblickten; die Gebildeten unter unsern Landsleuten jener Epoche sahen in Italien nur das wiedererwachende Altertum, die antike geistige Welt erschloß sich ihnen. Und dabei wollen wir gleich betonen: der deutsche Genius hat ein tieferes innigeres Verständnis für die ruhige naive Schönheit des Altertums als der französische, kein Franzose hätte eine Goethesche Iphigenie dichten können; dagegen hat der französischer Genius die geschichtlichen Übergangsepochen, in denen eine Nationalität an sich selbst Kritik und Satire übt, besonders die Epochen der verfeinerten, krankhaften Civilisation schärfer erfaßt als der Deutsche. Ebenso darf man sagen, Deutschland hat (im allgemeinen) Griechenland besser verstanden und nachempfunden, Frankreich dagegen Rom; erst in neuester Zeit hat Deutschland einen Mommsen, Frankreich einen Leconte de Lisle hervorgebracht. Noch aber hat kein Franzose Deutschland richtig verstanden, so sympathisch auch Einzelne wie Victor Cousin, Edgar Quinet, Jules Michelet auf das Studium unseres Genius eingegangen sind. Das Werk der Frau von Staël ist das Werk einer Schweizerin; es behandelt übrigens nur das zeitgenössische Deutschland, die Rückblicke darin genügen nicht zum vollen Verständnis.

Zum Heil Europas! Wir wiederholen das Wort, und lassen nun Michelet weitersprechen; es ist ein eigentümlicher Kommentar, den seine weitere Erzählung liefert.

„Wie das Heer, so der König, sinnlich, leidenschaftlich. Schon in Lyon hatte er sich offenbart; er amüsierte sich hier so, daß man kaum glaubte, er werde noch bis über die Alpen kommen. Und als er drüben war, als der Herzog von Mailand ihm mit einem Gefolge von Damen entgegengekommen war, amüsierte er sich abermals so, daß man wieder glaubte, er werde nicht weiter kommen. In Asti konnte er auch nicht weiter, er wurde krank. Die Entdeckung Italiens hatte den Unsrigen den Kopf verdreht; sie waren nicht stark genug, um dem Zauber zu widerstehen.

Entdeckung ist das richtige Wort. Die Gefährten Karls VIII. waren nicht weniger erstaunt als diejenigen Christophs Columbus.

Die Provençalen ausgenommen, welche Handel und Krieg oft hinübergeführt hatten, hatten sich die Franzosen ein solches Land, ein solches Volk gar nicht vermutet, ein Land der Schönheit, wo die Kunst,

die zu einer so glücklichen Natur die Pracht von so viel Jahrhunderten hinzugefügt hatte, das Paradies der Erde verwirklicht zu haben schien. Der Gegensatz gegen die Barbarei des Nordens war so stark, daß die Eroberer von der Neuheit der Dinge geblendet, fast eingeschüchtert wurden. Vor diesen Gemälden, diesen marmornen Kirchen, diesen köstlichen mit Statuen bevölkerten Weingärten, vor diesen lebenden Statuen, diesen schönen blumenbekränzten Mädchen, die mit Palmen in der Hand ihnen die Schlüssel der Städte entgegenbrachten, blieben die Franzosen stumm und bestürzt stehen. Dann brach ihre Freude in lärmende Lebhaftigkeit aus.

Die Provençalen, welche die Kriegszüge nach Neapel mitgemacht hatten, waren entweder zu Meer oder auf dem Umweg der Romagna und der Abbruzzen angekommen. Kein Heer noch war, wie das Karls VIII, die via sacra, die Straße der fortschreitenden Offenbarung hinabgezogen, die den Wandrer von Genua oder Mailand über Lucca, Florenz und Siena nach Rom führt. Die hohe erhabenene Schönheit Italiens besteht in diesem Crescendo von Wundern, von den Alpen bis zum Ätna.

Ist man, nicht ohne Schauer, durch das Thor des ewigen Schnees eingetreten, so findet man einen ersten Ruhepunkt, voll Größe, in der anmutigen Majestät der lombardischen Ebene, dieses glänzenden Gartenbeetes voll von Ernten, Früchten und Blumen. Dann folgt Toskana, die fein gezeichneten Hügel von Florenz flößen ein köstliches Gefühl von Eleganz ein, das der tragisch feierliche Anblick von Rom in heiligen Schauer umwandelt . . . Ist das alles? Ein lieblicheres Paradies erwartet uns in Neapel, eine neue Aufregung, wo die Seele wie vor dem Gipfel der Alpen sich wieder hoch aufrichtet vor dem rauchenden Kolosse Siziliens.

Das Weib ist der Inbegriff von allem, das Weib ist die ganze Natur. Die schwarzen Augen Italiens, im allgemeinen mehr kräftig als sanft, tragisch ernst und ohne Kindheit (selbst im zartesten Alter) übten auf die Männer des Nordens einen unbesiegbaren Zauber aus. Dieses erste Zusammenstoßen zweier Rassen war ein gerade so blinder Akt, wie die hastige Berührung von zwei chemischen Elementen, die sich unvermeidlich verbinden. Als aber der erste leidenschaftliche Ausbruch vorüber war, trat auch die Überlegenheit des Südens an den Tag; überall wo die Franzosen eine Zeitlang verweilten, fielen sie unvermeidlich unter das Joch der Italienerinnen, die aus ihnen machten, was sie wollten. Karl VIII. erlag ihnen überall, oft aus Sinnlichkeit, oft aus Empfindsamkeit, fast bis zum Tode . . . .

Etwas Ungeheures hat sich jetzt vollzogen. Die Welt war umgewandelt. Wie so? Was haben wir denn gesehen? Eine junge Armee, ein junger König, die beide weder sich noch ihren Feind kennen, durchziehen im Galopp Italien, halten bei der Meerenge inne, und kehren dann ebenso schnell und, den Durchbruch bei Fornoue ausgenommen, ohne etwas verrichtet zu haben, wieder heim, um ihre Geschichte den Damen zu erzählen.

Weiter nichts, allerdings. Aber das Ereignis ist darum nicht minder gewaltig und entscheidend. Die Entdeckung Italiens hatte auf das sechzehnte Jahrhundert unendlich mehr Wirkung als diejenige Amerikas. Alle Nationen folgen nun Frankreich nach, sie werden ihrerseits in das Verständnis Italiens eingeweiht, sie sehen klar im Lichte dieser neuen Sonne.

Aber hatte man denn nicht schon hundertmal die Alpen überschritten? Ja wohl, hundertmal, tausendmal. Aber weder die Reisenden, noch die Kaufleute, noch die Söldnerscharen hatten den Eindruck der Offenbarung mit heimgebracht. Diesmal war es das ganze Frankreich, ein kleines vollständiges Frankreich (Leute aus jeder Provinz und jedem Stande), das nach Italien versetzt wurde, das Italien sah, empfand und sich durch jenen sonderbaren Magnetismus, der niemals dem einzelnen Individuum eigen ist, assimilierte.

Seltnes und seltsames Phänomen! Frankreich war in allem zurück (das Kriegsgerät ausgenommen); Italien dagegen befand sich fast schon wie mitten im sechzehnten Jahrhundert. Jene Barbarei stößt eines Morgens in aller Unbesonnenheit auf diese hohe Zivilisation; zwei Welten, mehr noch, zwei Zeitalter, die so fern von einander zu liegen scheinen, stoßen zusammen; ein Funke blitzt, und aus diesem Funken steigt die Feuersäule auf, die man Renaissance genannt hat . . .

Frankreich unter Karl V., genannt der Weise, war so platt in seiner „Weisheit“ und Prosa; Frankreich unter Ludwig XI., mit seiner Posse vom Advokaten Patelin,*) war so ganz und gar spießbürgerlich, verlachte und verachtete alle Größe unter dem einen wie dem andern war dieses nämliche Frankreich so vollkommen mittelmäßig, daß es gar nicht mehr wußte, was Mittelmäßigkeit ist.

Es läßt sich nicht leicht erraten, wenn dieser Zustand aufgehört

---

*) Posse, worin sich alles gegenseitig bestiehlt, ein wahres Handbuch der Spitzbüberei, wie der französische Litterarhistoriker P. Albert sich ausdrückt; der Anfang der französischen Komödie.

haben würde, wäre nicht Frankreich einmal instinktmäßig in einem lebhaften jugendlichen Aufschwung über die Mauer der Alpen gesprungen, hätte es sich nicht in eine Welt der Schönheit, zum mindesten des Lichtes gestürzt, in welcher nichts mittelmäßig, nichts platt, nichts prosaisch oder spießbürgerlich war, in welcher sogar das Häßliche oder Ungeheuerliche zur Höhe der Kunst erhoben ward. Frankreich fand bei dieser Berührung etwas von seiner angeborenen Natur wieder, es empfing dadurch wieder die Fähigkeit zum Großen . . . Von diesem Tage an gehen zwei große elektrische Ströme durch die Welt: Renaissance und Reformation. Der eine, vertreten durch Rabelais und Voltaire, durch die politische Revolution, entfernt sich vom Christentum; der andere, vertreten durch Luther und Calvin, durch die Puritaner und die Methodisten, bemüht sich, sich demselben wieder zu nähern.

Dies ist das allgemeine Resultat. Aber beachten wir auch das besondere, das darum keine minder tiefe Bedeutsamkeit hat: Eine Nation, die das bedeutendste Organ der Renaissance ist, kennzeichnet sich zum erstenmal. Die Welt lernt jetzt erkennen, was Frankreich ist, im Guten wie im Bösen. Der Franzose unter Karl VIII. und Ludwig XII. ist aber der Typus für die Männerwelt (l'homme vrai) des damaligen Europas, er tritt mehr hervor, ist besser gekannt als der Mann jeder andern Nation. Die Ausschweifung der Franzosen jener Zeit war dem ganzen sechzehnten Jahrhundert gemeinsam, nach der langen Heuchelei und der gezwungenen Enthaltsamkeit mußte sie ausbrechen. Sie war die ungestüme Jagd nach Genüssen, eine blinde Liebeswut, die nichts achtet, die das beschimpft, was sie liebt und begehrt. Das Weib hat seine Revanche. Infolge einer natürlichen Reaction, infolge seiner Sanftmut und Gewandtheit bemeistert sich das Weib dieser brutalen Gewalt und regiert sie. Dies Jahrhundert ist das der Herrschaft der Frauen, besonders in Frankreich.*) Frauen wie Anna und Margaretha, Diana (de Poitiers), Katharina von Medici, Maria Stuart, bringen in dieses Jahrhundert Aufruhr, Sittenverderbnis und Sittenverfeinerung.

Durch sie werden nicht nur Kunst, Litteratur, Moden und alles was Form hat, umgewandelt, Grund und Boden des Lebens selbst er-

*) Warum besonders in Frankreich? Auch in Deutschland tritt das Weib wieder in seine Rechte ein, aber auf andre Weise: die „Revanche" ist symbolisch vertreten durch die Ehe der Nonne Katharine mit dem Mönch Luther. In Frankreich selbst findet Michelets Darstellung keine Anwendung auf den Mittelstand, das Bürgertum.

leidet eine Umwandlung . . . das Weib nimmt in diesem Moment Besitz vom Manne; das Weib scheint sein Spielzeug, seine Kriegsgefangene zu sein und wird doch sein Verhängnis."

So beurteilt Michelet diese Umwälzung. Ganz gewiß, unsre deutschen Landsknechte sahen in Italien nicht das, was die Kriegsgefährten Karls VIII. darin sahen; sie blieben zehn Jahre in Italien, ohne italienisch zu lernen, ihre Lust war die Zecherei. Noch im Kriege von 1870—71 erkannten die Franzosen an (ich habe die Erklärung gedruckt vor Augen), daß die deutschen Trnppen, mit höchst seltenen Ausnahmen, sich nicht gegen das weibliche Geschlecht vergingen. Der Eindruck, den Italien und die Italienerinnen auf die Franzosen machten, entsprach dem lebhafteren Temperament dieses Volkes, das beweglichere Klima macht dasselbe reizbarer, empfindlicher für den Genuß, das Blut fließt rascher in seinen Adern. Aber Michelet begeht, wie schon angedeutet, einen Irrtum durch seine Verallgemeinerung, er schränkt zwar zuletzt die Herrschaft der Frauen „besonders" auf Frankreich ein, aber wer sind hier die Vertreterinnen der Frauenherrschaft? Königinnen und königliche Mätressen. Ich habe die Chroniken mehrerer größeren und kleineren französischen Städte durchgelesen, aber in den bürgerlichen Kreisen keine Spur von jener Berauschung der Sinne gefunden, wie Hof und Edelleute sie mit aus Italien brachten. Und von wem spricht Brantôme, wenn er die Ausschweifungen des sechzehnten Jahrhunderts erzählt? Immer ist es „une grande dame".

Die Wirkungen dieser Berührung Frankreichs mit Italien traten vorzüglich im sechzehnten Jahrhundert hervor. Die Kriege in und um Italien dauerten noch unter den drei auf Karl VIII. folgenden Regierungen fort; eine der verhängnisvollsten Folgen derselben war die Vermählung des Sohnes von Franz I. mit Katharine de Medici, der Nichte des Papstes; unheilvoller ist selten weiblicher Einfluß gewesen, als der, den diese Italienerin auf die Wohlfahrt und Sittlichkeit in Frankreich ausgeübt hat. Überhaupt muß wohl beachtet werden, daß, wenn auch die leidenschaftlichere Natur der Franzosen jener Zeit Brandstoff genug mit sich trug, der leicht Feuer fing, die italienische Zügellosigkeit doch das böseste Beispiel gab. Welch abscheulicher Lasterhaftigkeit die vornehmen Italienerinnen ergeben waren, ersieht man aus Brantôme; in solcher Schule konnte die vornehme französische Gesellschaft nichts Gutes lernen.

Dieses sechzehnte Jahrhundert mit seinen Wollüsten und blutigen Gräueln hätte doch die einseitige Begeisterung des genialen Michelet für die Renaissance einigermaßen mäßigen sollen. Er verschleiert ja keines-

wegs den leidenschaftlichen Charakter der französischen Invasionsarmee und hätte daher erkennen sollen, daß derselbe eines Zügels bedurfte. „Kannte Savonarola, als er Karl VIII. zur Lösung des italienischen Problems herbeirief, kannte er dieses noch barbarische, aber keineswegs naive Frankreich, das hier den Richterspruch sprechen sollte, aber dazu weder die Einsicht des reifen Alters noch die instinktmäßige Geradheit der Kindheit mitbrachte, wohl aber eine blinde Gier nach Genuß, einen mörderisch ungestümen Durst nach Lust und Zerstörung? Genießen oder töten, so war dieses Frankreich."

Genießen oder töten, Lustschwelgerei oder Mord, das war im Zeitalter der Renaissanc am französischen Hofe an der Tagesordnung. Und doch sieht Michelet das Ungenügende dieser Renaissance, ihr Unvermögen die wahre Gesittung zu begründen, nicht ein. Und doch begnügen sich überhaupt die Franzosen damit. Noch in der jüngsten Zeit hat ja der Pariser Romanschreiber E. Zola den „andern elektrischen Strom", den Protestantismus, unter Schmähungen als ein Unglück für Frankreich verworfen;*) nun ja: auch sein Roman Nana, auch die Kamelienbame ist eine Konsequenz der französischen Renaissance; Zola ist der Brantôme des neunzehnten Jahrhunderts, er wie A. Dumas Sohn finden ihren höchsten, künstlerisch genannten Genuß darin, „das Leben der galanten Damen" des heutigen Paris zu beschreiben.**) Für sie besteht die Kunst in der Verherrlichung der schönen Form und der Lustschwelgerei, wozu sie verlockt. In der Malerei hat, wie wir schon gesagt haben, diese Renaissance einen genialen Vertreter, genialer als Zola und Dumas, in Makart gefunden: eine sinneberauschende Farbenschwelgerei, eine „adoration du sexe" (nach Zolas Worten) durch Pinsel und Palette, aber ohne geistigen Gehalt. Ist Makart oder Brantôme der Autor der „Satirfamilie"? Übrigens konnte nur aus Wien, aus keiner andern Stadt, ein Makart hervorgehen; Wien ist diejenige Stadt, die am innigsten in künstlerischer und sozialer Beziehung mit Paris

*) Wenn Zola nur das moderne Puritanertum meint, das auch in ästhetischer Beziehung an geistiger Beschränktheit leidet, so ist seine Kritik nicht ungerechtfertigt; aber dieses ist nicht der wahre Ausdruck des Protestantismus; es ist nur eine Verkümmerung desselben, verschuldet durch den Fanatismus des 16. Jahrhunderts; der wahre Protestantismus hat einen Shakespeare, einen Lessing u. s. w. hervorgebracht.

**) Das gilt freilich nur für die erste Hälfte von Zolas Thätigkeit; später hat er sich auch gewissenhaft mit den sozialen Problemen beschäftigt.

sympathisiert, diese Hauptstadt des völkerreichen Österreichs ist stark mit heißem, üppigem Orientblute gesättigt und schöne Frauengestalten fachen dort die Glut der Verehrung für die schöne Form an.

(Schluß folgt.)

Neue Übersetzungs-Proben.

Von Heinrich Nitschmann.
(Elbing.)

Aus dem Englischen.

Heimat und Vaterland.

Von James Montgomery.

Es gibt ein Land, ein stolzes Land der Wonne,
Geliebt vom Himmel mehr denn alle Welt,
Wo heiterer, denn sonst, erstrahlt die Sonne,
Und paradiesisch blinkt das Nachtgezelt, —
Ein Land der Schönheit, Wahrheit, Mannheit, Tugend,
Voll weisen Alters, liebewarmer Jugend.
Der vielgereiste Seemann, welcher gerne
Auf holde Fluren blickte in der Ferne,
Hat nie ein Reich, so hehr, so schön geseh'n
Und fühlte nie so reine Lüfte wehn;
Allüberall zog ein magnetisch Regen
Erinnernd jenem Pole ihm entgegen.
Und dieses Land, des Himmels Lieblingsflur,
Mit seinem Volk von edelster Natur, —
Es birgt ein Stückchen Erde, reich an Segen,
Ein Plätzchen, wie kein andres süß und wert,
Wo Männer, wo Gebieter Kron' und Schwert
Und Prunk und Hochmut still beiseite legen,
Wo Bruder, Freund, Gemahl, wo Vater, Sohn
Ein Blick vereint, ein weicher Liebeston.
Hier herrscht das Weib; und Mutter, Tochter, Frau
Bestreun mit Blüten dir die Lebensau:
In ihres Auges klarem Himmel ruht
Dein treuer Schutzgeist engelrein und gut.
Des Hauses Pflicht zu üben ist ihr Streben,
Indes des Hauses Freuden sie umschweben.

„Wo findet man das Land, das Stückchen Erde?“ —
Biſt du ein Mann, als brav und treu erkannt,
Dann wirſt du fühlen: Jenes Stückchen Erde
Iſt dein Daheim, das Land dein Vaterland!

Aus dem Holländiſchen.

Der Epheu.

Von J. Cats.

Wenn Epheu einen Baum umfängt,
Sich an die ſchlanken Äſte hängt
Und um die grüne Rinde ſchlingt,
Dann ſcheint's, daß er ihm freundlich winkt,
Dann ſcheint es, daß das Kraut ihm nickt
Und liebend nach dem Baume blickt.
Doch wiſſe, Freund, die Ranke frißt
Und bohrt am Stamm mit arger Liſt.
Und immer tiefer greift ſie ein,
Verzehrt allmählich Mark und Bein;
So wird die junge Eiche bald
Ein dürres Holz, vor Jahren alt.
Dann ſteht ſie da gleich einem Stock,
Gleich einem unbelebten Block,
Vom loſen-Freunde arg betrogen,
Der ihm die Treue nur gelogen.

Ihr, die ihr dieſen großen Wald,
Das iſt, die weite Welt durchwallt,
Wißt, daß nicht jeder treu es meint,
Der äußerlich als Freund erſcheint;
Daß hinter einem milden Lachen
Oft eigennütz'ge Pläne wachen,
Daß oft ſchon hinter heiterm Spaß
Ein tiefer Haß verborgen ſaß.
Drum laßt euch nicht zu ſchnell bewegen,
Wenn man euch Liebe trägt entgegen,
Habt erſt auf alle Taſchen acht,
Bevor ihr neue Freundſchaft macht,
Denn wer den Freund wählt nach dem Schein,
Büßt leicht den Freund und alles ein.

Aus dem Slaviſchen.

Pſalm 3.

(Krakauer Pſalter 1558; Kochanowski.)

Herr, wie viele Feinde ſind
Rings um mich erſtanden,
Die ſich alle arg geſinnt
Gegen mich verbanden!
Und wie manche Stimme ſpricht
Zu der armen Seele:
Rettung iſt beim Vater nicht,
Auf ihn nimmer zähle.

Aber du erhebſt mein Haupt,
Das von Kummer ſchwere, —
Du, an den ich ſtets geglaubt,
Wachſt ob meiner Ehre:
Ja, mein banger Klageton
Wird zu dir ſich ſchwingen,
Herr, zu deinem hehren Thron
Wird mein Flehen dringen.

Süßer, ſanfter Schlummer ſchließt
Abends meine Lider,
Denn ich weiß: du wachſt und ſiehſt
Schützend auf mich nieder. —
Und ſo naht denn allerwärts,
Naht ihr wilden Scharen:
Nimmer bebt vor euch mein Herz,
Gott wird mich bewahren!

Kaſſubiſches Volkslied.

Der Schuſter.

Hab' mich als Schuſter etabliert,
Hab' hundert Stiefel blank poliert,
Sei's Herr, ſei's Diener, Arbeitsmann,
Man ſetzt umſonſt ſein Geld nicht dran.

Mein Werk iſt ſtark, ſo iſt es Pflicht,
Ich ſchone auch den Pechdraht nicht;
Und tanzteſt du die ganze Nacht,
Mein Stiefel wird nicht klein gemacht.

Die Menſchheit mehrt ſich Tag für Tag,
Das gibt mir reichlichen Ertrag.
Die Gänſe treten barfuß an,
Verſtänd'ge haben Stiefel an.

Auf aller Arbeit Segen ruht,
Wenn den Verdienſt man nicht verthut.
Ich bin aufs Alter auch bedacht,
Drum ſei dem Pfriem ein Hoch gebracht.

Serbiſches Volkslied.

Mägdlein am Quell.*)

Langſam du Quell, —
Und du, o Roſe mit verſchämten Wangen,
Blühe nicht zu ſchnell;
Will, eh' du welkſt, o Holde, dich fangen.

Bin recht in Not,
Wem wohl vor allen ſolch Geſchenk gebühret,
Mutter, ach! iſt tot,
Die Schweſter hat ein Fremder entführet.

Brüderlein ritt,
In fernem Krieg ſein gutes Schwert zu zücken,
Ach! der Freund zog mit,
Wie möchteſt den, o Röslein, du ſchmücken.

Original-Dichtung.

Prolog.

Aus H. Ritſchmanns „Hogia", altpreußiſches Epos in ſechs Geſängen. Danzig, Th. Bertling, 1885.

Ihr Bergeshöhn, ihr Thäler, Auen, Bäche,
Du Eſtenmeer, auf deſſen dunkler Fläche
Ich oft den Kahn gelenkt, vom Weſt beſchwingt,
Du ferne Salzflut, welche unermeſſen
Am Horizonte wie ein Lichtmeer blinkt, —
Euch konnt' ich nie, ach, nirgends euch vergeſſen.
Du meiner Heimat heißgeliebte Erde,
Ihr ebne Marſchen, weit, voll Üppigkeit,
Ihr Hallen, die in erſter Jünglingszeit
Ich oft durcheilt auf ungeſchultem Pferde —
So jugendfriſch wie ich — das ich bemeiſtert,
Verſchmähend Sattel, Zügel oft. Begeiſtert
Betrat ich dich, o Hochwald, dann allein,
Allein und doch im innigen Verein
Mit ihm, der ein allewig Lied geſungen,
Wie niemals es ein Sterblicher erfand:
Homer, aus andern Welten uns geſandt, —
Mit ihm auch, der von Gotteshauch durchdrungen
In hehren Oden ſich emporgeſchwungen, —

---

*) Eine Kompoſition dieſes Volksliedes für eine Singſtimme mit Pianoforte von Heinrich Ritſchmann (Op. 8) iſt bei Challier in Berlin erſchienen.

Mit dir dann, Frühlingsbarde, Kriegesheld. —
Ich fühlte wunderbar mein Herz geschwellt,
Das, von Natur und Kunst zugleich bezwungen,
So süß bezaubert ward zum erstenmal,
Dem Falter gleich im Maiensonnenstrahl,
Daß ich im Geist das Irdische verließ,
Nun selbst erfindend jugendliche Lieder.

Ihr Stätten wart mein Glück, mein Paradies, —
Ihr seid es noch, euch sehn die Augen wieder,
Die lange nur auf andern Fluren ruhten.
Was ich geschaut in manchem fremden Reich,
Die Thäler, Auen, Felsen, Wasserfluten —
Ich fand sie schön nur, fand ich euch sie gleich.
Nun kehrt' ich wieder, fühl' in eurer Nähe
Vom Odem alter Zeiten mich umweht;
Und was ich fühle, was ich wiedersehe,
Was mir das Herz erhebt, wie ein Gebet,
Was mir ins Ohr gerauscht die grünen Hallen, —
Soll jetzt von meiner Laute Saiten schallen.

Die jüngere Schwester.

Novelle von Rudolf Schmidt.

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Johann Langfeldt.

Der menschliche Ehrgeiz steckt sich ein äußerst verschiedenes Ziel. Sehen Sie her: „Heute starb nach kurzem Krankenlager an der Lungenschwindsucht meine geliebte Tochter, die Trödlerin Fräulein Olivia Terkelsen — —“ Der Ausdruck „Trödlerin“ wurde in der Todesanzeige als eine angemaßte bürgerliche Ehrenerklärung benutzt; Mutter wie Tochter hatten volle vier Jahre hindurch vergeblich einen harten Kampf gekämpft, um ihre Mitmenschen zu bewegen, ihnen eine solche aus freien Stücken zu geben.

Im Adreßbuch stand das leichtfertige Ding unter dieser Bezeichnung allerdings aufgeführt; im gemeinen Leben dagegen wurde dieser Titel ihr wohl eigentlich nur von ihrem Hauswirt beigelegt, dem schlauen Patron, der von seiner Stube den doppelten Mietzins erhob, und dann von einigen Botenfrauen. Die meisten bezeichneten sie in einer Weise, die nicht ganz so bürgerlich klang.

Es war in Amtsgeschäften, daß ich die Bekanntschaft Olivias machte; und da sie und die Mutter schon lange vor Eröffnung ihres Trödelhandels dieselbe Stube bewohnten, so reicht die Bekanntschaft wohl ein Dutzend Jahre zurück.

Stellen Sie sich ein blutjunges Ding vor, mit breitem, ewig lächelndem Gesicht, braunen Ringellocken, stumpfer Nase und ein paar kaffeeschwarzen Augen, in denen Gutmütigkeit und ein oberflächlicher Sinn sich deutlich abspiegeln — und Sie haben die Olivia von damals. Ich entsinne mich unseres ersten eigentlichen Gespräches so deutlich, als wäre es gestern gewesen.

Es war an einem Tage, da ich den Steuerzettel zu präsentieren hatte. Olivia wollte gerade ausgehen. Sie trug ein neues flottes Sommerkostüm, einen ungarischen Hut und lackierte, vorn ausgeschnittene Schuhe, deren hohe Absätze einen förmlichen Schwindel in mir erregten. Olivia war stets bei Kasse. Sie zog ein elegantes Portemonnaie heraus und zahlte mir den Betrag auf den Tisch, ohne zu murren.

Sie wollte aber gern ein bischen plaudern.

„Meinen Sie nicht auch, Herr N., daß der Magistrat einem armen Mädchen wie mir das bischen Gas und Straßenpflaster gern umsonst geben könnte?“ fragte sie, mit der Sprache gerade herausgehend und ohne eine Spur von Selbstironie oder Affekt.

Ich wußte natürlich ganz gut, was sie meinte, wollte sie aber am liebsten nicht verstehen.

„Jedenfalls verbrauchen Sie mehr davon als die meisten anderen Leute!“ sagte ich.

Sie brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Sie meinen, ich streife viel umher! — Aber ist es bei alledem nicht spaßig, daß ich an die Stadt Abgaben zahlen muß?“

Sie berührte eine für mich äußerst peinliche Frage. Von jeher ist es mir schwer angekommen, wenn ich zu Damen mußte, deren Einkünfte nach eigener Angabe in der Steuerrolle ohne die geringste Andeutung irgend eines Erwerbszweiges verzeichnet stehen; und schon seit vielen Jahren war's meine Ansicht, daß meine hohen Vorgesetzten am besten thäten, diesen verirrten Schafen ihre kommunalen Annehmlichkeiten umsonst zukommen zu lassen. Ich hatte indes keine Lust, es Olivia zu sagen.

Zum Glück kam jetzt die Mutter dazu, ein ältliches verschrumpftes Frauenzimmer, mit welchem Olivia eine auffallende Ähnlichkeit hatte, — nur lag in den kaffeebraunen Augen der Mutter ein Ausdruck verhaltener

Bitterkeit. Bei Olivia hätte man lange darnach suchen können, wie sie denn Gemütsbewegungen überhaupt nicht zu kennen schien; ich glaube, sie war von dergleichen Schwächen so ziemlich frei, dabei aber ein herzensgutes Geschöpf.

Die Mutter sah nach der Uhr; — es war eine Taschenuhr, Silber und vergoldet.

„Im Brief stand dreiviertel, Olivia, und nun ist es halb," sagte sie in geschäftsmäßigem Tone. „Du mußt dich beeilen!"

Sie nickte mir gemütlich zu und fegte auf ihren beängstigenden Absätzen die Straße hinunter. Die Mutter begleitete sie ein Stück Weges, es war reiner Zufall: sie sollte die Tochter keineswegs abliefern. — Olivia war groß genug, um allein hinzufinden.

Ein paar Tage darauf begegnete ich Olivia an einer Straßenecke. Sie hatte ein halberwachsenes Mädchen bei sich, — eine verjüngte Ausgabe ihrer eigenen Persönlichkeit von einer geradezu unheimlichen Ähnlichkeit: dieselbe breite Fratze mit dem ewigen Lächeln, dieselbe Stumpfnase, dieselben Augen wie Kaffeesatz, derselbe Glanz, aber mit einem merkwürdig nichtssagenden Ausdruck. Ich wußte, was die Mutter gewesen, ich wußte, was Olivia war, und ein tiefes Mitgefühl erfaßte mich bei dem Gedanken an das, was dem armen Ding bevorstand.

Olivia hat es mir wahrscheinlich ansehen können.

Sie blieb stehen.

„Es ist meine Schwester aus Kjöge," sagte sie. „Sie weiß von nichts," setzte sie leise hinzu. „Bitte, sprechen Sie ein paar Worte mit ihr."

Olivia hat es mir jedenfalls anmerken können, wie wenig ich mich im Grunde geschmeichelt fühlte, auf offener Straße von ihr angeredet zu werden. Sie hatte es aber offenbar nötig, in Gegenwart der Schwester mit einem respektablen Menschen auf bekanntem Fuße zu stehen. Der Ausdruck im Kaffeegrund ihrer Augen war ein so ehrlicher, die Bitte kam so treuherzig heraus, daß ich es nicht über mein Herz brachte, ihr dieselbe abzuschlagen.

„Nun, mein Kind, wie gefällt es Ihnen denn in Kopenhagen?" fragte ich.

„O, ich wäre am liebsten immer hier," versetzte das Mädchen, „besonders, wenn ich so fein wie Olivia gehen könnte."

Olivia war heute nicht so herausfordernd angezogen wie sonst; ihre Kleidung war aber immerhin flott, und die hohen Absätze fehlten auch nicht. Wenn die jüngere Schwester auch sehr ordentlich gekleidet

ging, so war ihre Tracht im Verhältnis zu der Oliviens doch eine auffallend ärmliche.

„So 'was mußt du nicht sagen, Mathilde!“ bemerkte Olivia mit einem gewissen Eifer. „Kjöge ist just ein kleiner, netter Ort.“

„Du möchtest vielleicht in Kjöge sein?“ fragte die Kleine schnippisch.

„Mit mir ist es ein ganz ander Ding!“ antwortete Olivia in gemütlichem Tone. „Ich bin nun einmal an Kopenhagen gewöhnt. Aber wir dürfen uns nicht länger aufhalten, wir wollen heute noch nach der Gemälde-Ausstellung und ins altnordische Museum.“ — —

„Besten Dank auch, weil Sie mit uns sprechen wollten!“ flüsterte sie, indem sie näher an mich herantrat.

Sie streckte ihre behandschuhte Rechte aus, wurde aber ein bischen verlegen, nachdem sie es gethan hatte.

Ich drückte ihr die Hand und lüftete meine Mütze. Die Gemüsehändlerin drüben im Thorweg ärgerte sich, wie ich sehen konnte; ich that aber, als wenn ich es gar nicht bemerkte. Ohne mit den Verhältnissen bekannt zu sein, fühlte ich, daß ich das arme Ding in einem guten Bestreben unterstützt hatte.

Meine Neugier war jetzt rege geworden; ich suchte mir Kunde zu verschaffen, was leicht genug war. Aus dem Leben derartiger Geschöpfe fliegen stets größere oder kleinere Partikelchen gleich Nebelstreifen in der Luft umher. Es stellte sich in der That heraus, daß das leichtsinnige, in Unehre geborene und im Schmutze erzeugte Mädchen einen herrischen Kampf kämpfte, um die Schwester vor einem Schicksal zu bewahren, das ihr selber — und hierin lag eben der Widerspruch — keineswegs als ein unerträgliches vorkam.

Die Mutter war natürlich nie verheiratet gewesen und sank dem Laster frühzeitig in die Arme. Der Vater war ein adeliger Leutnant von der Garde. Mit einer gewissen Kunstfertigkeit hatte sie ihn an sich zu fesseln gewußt, viel länger, als es von vornherein seine Absicht gewesen war. Offenbar litt er darunter, der arme Leutnant, — er besaß aber nicht die erforderliche Energie, um sich von dem Weibsbild loszureißen.

Als sie ihm aber eines schönen Abends am Walle begegnete, mit einem anderen Frauenzimmer am Arme, und deshalb auf öffentlicher Promenade mit der vorgezogen Nebenbuhlerin ein Zungengefecht begann, da erkannte er auf der Stelle, daß jetzt die schönste Gelegenheit sei, das Weibsen loszuwerden. Ein paar Kameraden waren zugegen; zuerst brachen die Herren in ein wieherndes Gelächter aus. Dann erklärte

unser Leutnant, daß dergleichen Auftritte „ehrenrührig“ für ihn wären und Oliviens Mutter erhielt sofort ihren Laufpaß.

Als sie ihn mit Briefen bestürmte, drohte er mit der Polizei und ließ ihr monatlich eine kleine Unterstützung auszahlen, die an demselben Tage aufhörte, da Olivia konfirmiert wurde.

Die Mutter war keine weiße Lilie gewesen, als sie die Bekanntschaft des Gardeoffiziers machte. Mit schnellem Übergang glitt sie in den ekelhaftesten Sumpf, den man sich denken kann. Als Olivia zehn Jahre alt war, hatte Frau Terkelsen das Unglück, mit einer zweiten Tochter niederzukommen. Es war indes noch Glück dabei. Sie wußte nämlich einem alten, dürren Knast von Großhändler einzureden, daß er der Vater von der kleinen Göre sei, ein Manöver, das ihr einen jährlichen Tribut einbrachte, weit größer als der, welchen der Gardeoffizier spendete.

Ob sie den Offizier jemals hat leiden mögen, kann ich nicht sagen; nachdem die Geschichte aber ein Ende gefunden, bildete sie sich ein, ihn aufrichtig geliebt zu haben, und, wie sie meinte, entschuldigte das ihre ferneren Schlechtigkeiten zur Genüge. Olivia besaß ein paar gute Augen, und was sie nicht selber sah, das trugen ihr in stichelnden Bemerkungen wohlgesinnte Weiber zu. Infolge einer schon früh entwickelten Kenntnis des Lasters ging sie ganz von selber zu dessen Ausübung über, ohne daß es der Mutter eingefallen wäre, sich diesem zu widersetzen. Einer ausgelassenen Nußschale gleich tänzelte sie den schmutzigen Strom der Gesellschafts-Kloake hinunter, kreuzfidel, ohne eine Spur von Selbstachtung und zugleich ohne die Gabe, den Mangel derselben als einen Stachel zu empfinden. Sie ließ sich niemals aus ihrer guten Laune herausbringen; sie faßte ihren Beruf auf als ein Fatum, und wie die Stoiker des Altertums ließ sie sich vom Fatum hinwegführen.

Mutter und Tochter betrieben ihr Geschäft gemeinsam, wahrscheinlich haben beide oft dieselben Liebhaber gehabt.

Dann traf es sich, daß beide ungefähr um dieselbe Zeit krank wurden. Sie lagen in einem Zimmer, jeder in seinem Bette. Wie unsere Apotheker-Statistik aufweist, gehörte die Krankheit, an der beide darniederlagen, keineswegs zu den ungewöhnlichen, man verliert aber ungern viele Worte über dieselbe. Rücksichtlich dessen, was folgt, wird man aber gut thun, ihre Beschaffenheit in monte zu haben.

Mutter und Tochter lagen also in ihrem Bett, schmauchten Zigaretten und stellten philosophische Betrachtungen über das Leben an, ohne sich das Geschehene mehr zu Herzen zu nehmen denn so manches andere.

Die jüngere Schwester war damals sieben Jahre alt.

Eines Morgens stützte Olivia sich plötzlich auf den Ellbogen, drehte sich mit geübten Händen eine frische Zigarette aus Shag-Tabak und sagte:

„Was meinst du, wenn wir Mathilde davon abhielten?"

„Ja, ich habe selber schon daran gedacht!" antwortete die Mutter.

Man behandelte die Sache wie einen bloßen Einfall, ohne eine Spur von Gemütsbewegung. Der Entschluß wurde aber festgehalten.

Sie waren kaum auf den Beinen, als sie Mathilde zu einem Onkel nach Kjöge schickten, der von nichts wußte und es folglich wohl bleiben ließ, aus der Schule zu plaudern.

Von der Seite her stand also nichts zu befürchten. Schlimmer war's indes, wenn das Mädchen, wie es alljährlich ein paarmal geschah, nach Kopenhagen kam und ihr Quartier natürlich im Hause der Mutter aufschlug. Dann mußte, wie Olivia sich unumwunden ausdrückte, sie und die Mutter „fasten". Man besuchte Museen und Theater zweiten Ranges. Jeder Herrenbesuch wurde abgewiesen oder mit dem Mantel einer unechten Gesellschaftlichkeit zugedeckt, ein Vorgehen, in welches die Betreffenden sich allemal mit einer gewissen verlegenen Gelassenheit zu schicken wußten.

Mathilde war nicht bloß äußerlich das ausgeprägte Ebenbild der Schwester, sie besaß auch denselben schlaffen, widerstandslosen Charakter, und wiewohl Kjöge ein ruhiger Ort ist und dem Onkel so reichliche Monatsgelder zuflossen, daß er das Mädchen in eine anständige Bürgerschule schicken konnte, so war sie, wie Olivia sich ausdrückte, doch „in keiner Weise zurück" — das lag so im Blute! Wenn Mathilde das Konfirmationsalter erreichte, ohne etwas zu ahnen, so hatte das in Oliviens ungenierter Offenheit seinen Grund.

Individuen wie Olivia und deren Mutter kommen außerhalb ihres Erwerbszweiges natürlich nur mit Menschen in Berührung, die der niedrigsten Volksklasse angehören und leben folglich in einer Atmosphäre, die aus einem Gemisch von boshaften Klatschereien und gemeiner Unterthänigkeit besteht. Die Botenfrau, die für fünfundzwanzig Öre ein in entsetzlicher Schrift abgefaßtes Billet dem einen oder anderen ältlichen Herrn übermittelte, der seinerseits fünfzig gab, titulierte Mutter und Tochter schlankweg Frau und Fräulein; wer keinen Profit aus ihnen zog, belegte beide mit einem ganz anderen Namen und knauserte nicht mit demselben. Und da sich in den anstoßenden Häusern eine geradezu erschreckliche Anzahl von solchen Weibern fand, so waren die nicht benutzten Botenfrauen natürlich in der überwiegenden Mehrheit. Über all diese widerhaarigen

Gemüter trug Olivia, dank ihrer gutmütigen Offenherzigkeit, den Sieg davon.

Nicht nur die „Freunde“ des Hauses wußten um das Bestreben der Mutter und Tochter, das heranwachsende Mädchen von dem Sumpfe fernzuhalten, in welchem sie sich augenscheinlich so wohl befanden, auch der Nachbarschaft war dasselbe bekannt. Gerade dies allgemeine Eingeweihtsein bewirkte ein vollständiges Gelingen. Sobald Mathilde zum Besuch herübergekommen war, ließ man die Waffen ruhen, und gerade die schärfsten und giftigsten Zungen des Hinterhauses trugen am eifrigsten Sorge, daß jeder seine Weisheit für sich behielt und nichts verlauten ließ, was Mutter oder Schwester in ein verdächtiges Licht hätte stellen können. So sind die Menschen!

Unter gewöhnlichen Verhältnissen konnten weder Olivia noch die Mutter sich vor der Thür sehen lassen, ohne daß eine oder mehrere der für den Botendienst nicht benutzten Matronen, wie es sich gerade traf, aus dem Hinterhalt hervorschossen und ihrem Übermaß an Galle in einem Schwalle von gegenseitigen Fragen und Bemerkungen Luft machten. Die Mutter hörte sie in der Regel mit verbissenem Grimme an, was die Sache nur verschlimmerte, während Olivia mit einem breiten Grinsen zustimmte. „Ganz recht, Frau A., ganz recht!“ Es war just, wie wenn die Angelegenheit irgend eine Person auf dem Monde anginge.

Und ich glaube wirklich, daß sie nichts Besonderes dabei fühlte; — das Mädchen war in unbegreiflicher Weise organisiert.

Sie harrte aber tapfer und ehrlich auf ihrem Posten aus und bewog die Mutter, dasselbe zu thun, — ständig ohne irgendwelche Spur von Affekt und mit jenem unfaßlichen Gleichmut, der nun einmal ein besonderes Merkmal ihrer Persönlichkeit bildete.

Olivia entfaltete sich mit den Jahren zu einer blühenden Stockrose der vulgärsten Sorte, die Mutter wurde alt und welk, bis sie schließlich, wenn ich so sagen darf, à la suite gesetzt und zu einer Art Duenna wurde. Doch hatte sie keineswegs über die Tochter zu wachen, im Gegenteil, in der Regel war sie es, welche die Besucher hereinließ und durch welche die Hotelknechte, die sich in Oliviens Abwesenheit einfanden, den nötigen Bescheid erhielten. — Das Mädel stand nämlich mit den Portiers und Kellnern der meisten größeren Gasthöfe in steter und lebhafter Verbindung und wurde viel begehrt.

Endlich war die Zeit gekommen, da Mathilde konfirmiert werden sollte.

Daß man die Feier nicht zu Hause begehen konnte, darüber waren

Mutter und Tochter vollkommen einig In schwarzseidenem Kleide mit dazu passendem Hut und Mantel, ein kostbares Gesangbuch in Händen haltend, reisten beide am Morgen des hohen Festtages nach Kjöge. Wie Olivia sich in ihrer barocken Redeweise auszudrücken liebte, hatte sie in der Regel „zum Wasser ziemlich weit", trotzdem überkam sie in der Kirche eine ungewohnte Rührung, und sie vergoß etliche wirkliche, unverfälschte Thränen. Der Pastor sah anerkennend und ermunternd nach ihr hin und sagte bei der Handauflegung einige rührende Worte über die Liebe und Fürsorge, mit welcher Mutter und Schwester jeden ihrer Schritte überwacht hätten. Wie viel Wahres darin lag, das ahnte er wohl nicht, der gute Mann, wenn er es aber gewußt hätte, so würde er die Worte sicherlich vermieden haben!

Die Beredsamkeit des Pfarrers gab Olivia neuen Anlaß, das Schnupftuch hervorzuziehen, und die Mutter folgte ihrem Beispiel. Beim Fortgehen aber warf sie einem betreßten Bevollmächtigten an der Hardesvogtei in der Kirchenthür ein paar Blicke zu, die den armen Menschen fieberartig erregten und ihn nötigten, zur Beruhigung einen längeren Spaziergang am Strande zu unternehmen.

Mathilde sollte als Kammerjungfer zu einer alten verwitweten Baronin, die in der Nähe von Kjöge wohnte. Bevor sie aber ihren Dienst antrat, wollte sie durchaus auf ein paar Tage nach Kopenhagen, um ins Theater zu gehen und sich zu kurzweilen. Mutter und Schwester gewährten ihr den Wunsch.

Dieser Besuch sollte den Anlaß dazu liefern, daß Olivia Trödlerin wurde.

Olivia empfing ein- oder zweimal wöchentlich einen alten Etatsrat mit weißer Halsbinde und weißem, ehrwürdigem Haar. Er hätte mit Bequemlichkeit ihr Großvater sein können. Am gewohnten Vormittag stellte er sich auch diesmal ein. Solchen alten, ehrwürdigen Kunden, der mit Geschenken und kleinen Aufmerksamkeiten nicht kargte, konnte man unmöglich von der Thür weisen, wie viele kürzlich konfirmierte Schwestern denn auch im Hause sein mochten. Man hatte ihn in seinem gewohnten mit Samt überzogenen Lehnstuhl zum Sitzen gebracht; derselbe war ebenfalls eine „kleine Aufmerksamkeit" seinerseits. Als Olivia sich weigerte, auf seinem Schoße Platz zu nehmen, wie sie's sonst that, wunderte er sich. Da ging die Thür auf und die Konfirmandin trat ein.

Eine Vorstellung wäre überflüssig gewesen; ein einziger Blick auf das runde, breitwangige Gesicht gab dem Etatsrat hinlängliche Aufklärung. Der ehrwürdige alte Mann fühlte sich beim Anblick dieses blut-

jungen Stückes Menschenkind wunderbar belebt, und seine glanzlosen Augen fingen an, unter den Brillengläsern förmlich zu funkeln.

„Ei, ei, wen haben wir denn da? Eine jüngere Schwester?“ und er streckte dem Mädchen väterlich die Rechte entgegen, — sie zitterte. „Konfirmand? Jaso! Weiß von nichts? Hi, hi! Komm einmal her zu mir, mein Püppchen, und laß uns ein bischen plaudern!“

Weshalb hätte Mathilde zu dem freundlichen, alten Herrn nicht hingehen sollen? — Sie ging.

Der freundliche Greis zog aus seiner Börse ein Zehnkronenstück hervor und ließ die blanke Goldmünze vor den Augen des Mädchens funkeln.

„Nimm das als Konfirmationsgeschenk, mein Mäuschen! Dann gibst du mir aber auch einen Kuß?“

Weshalb hätte Mathilde solchen lieben alten Etatsrat nicht küssen sollen? — Sie küßte ihn.

Die welken Lippen des Etatsrates bebten, und dem eingesunkenen Brustkasten entfuhr ein Seufzer, der deutlich verriet, daß ihm nach weiterem verlange. — —

Olivia setzte aber eine so seltsame Miene auf. Von einer Fortsetzung konnte keine Rede sein. Es trat eine Pause ein, die nahezu unbehaglich wurde.

Die einzige, welche die kleine Episode nicht zu kümmern schien, war Mathilde; sie stand am Tische und hatte sich im Anblick der Goldmünze verloren.

— „Mathilde, Mutter ruft dich; mach schnell!“ sagte Olivia mit einemmale.

Mathilde hatte zwar nichts gehört; sie ging aber. Und die Mutter wußte sie festzuhalten; sie glaubte, Olivia habe ihre ganz besonderen Gründe, um ein Alleinsein mit dem Etatsrat zu wünschen.

So war es auch; nur waren die Gründe anderer Art, als die Mutter wähnte.

„Sie haben wohl ein Gusto nach frischem Lammfleisch?“ sagte sie gerade heraus, ohne eine Spur von Erregtheit. „Aber mit Mathilde ist es nichts!“

„Mein Täubchen ist eifersüchtig?“ meinte er etwas verlegen. — Er merkte, daß er sich auf ein gefährliches Gebiet hinausgewagt und wollte das Ganze in Scherz verkehren.

„Ach wo!“ sagte Olivia in demselben Tone wie vorhin. „Aber Mathilde soll davon bleiben, so haben wir's bestimmt!“

Olivia trug nicht den geringsten sittlichen Ernst zur Schau, und doch merkte der Etatsrat, daß das Ganze Ernst sei. In demselben Augenblick dämmerte ihm eine dunkle Ahnung auf, daß er es hier mit einem Vorsatz zu thun habe, den er, in seiner Eigenschaft als hochachtbarer Jubelgreis mit einer Unzahl von Ehrenbezeugungen für geübte Bürgertugenden, offiziell nur billigen könnte.

„Aber, Herzchen — wer denkt denn daran! Ich begreife in der That — — es ist wirklich außerordentlich hübsch — — ein Vorsatz, den jeder rechtlich denkende Mensch nur — — hm! — Ich wollte ja auch nur ein wenig plaudern, mein Herz!"

„Ja, ja, das kennen wir!" antwortete Olivia mit derselben Unumwundenheit. „Hier im Hause bleibt's aber bei dem alten Braten, oder die Geschichte ist alle!"

Der Etatsrat war anderthalb Jahre hindurch in dem Hause ein- und ausgegangen und hatte durchaus nicht den Wunsch, die Bekanntschaft aufzugeben. Dieser niederschmetternden Offenherzigkeit gegenüber fühlte er sich seltsam verlegen. Er verzweifelte daran, das rechte Tempo zu finden. Dann fiel ihm plötzlich ein, daß er ja zu einer Versammlung müsse; — daheim, im Wohnzimmer bei seiner Frau Gemahlin, war dies seine gewöhnliche Ausrede, heute bediente er sich derselben zur Abwechselung Olivia gegenüber.

Mit gewohnter Bereitwilligkeit half ihm Olivia die Gummi-Galoschen an. Dann hielt sie ihm den Pelzrock hin, steckte zuerst den einen dünnen Arm ins Ärmelloch, darauf den anderen und zog ihm schließlich, während der Etatsrat mit seinen welken, knöchernen Fingern vorne selber zuknöpfte, den schwellenden braunen Kragen hoch in den Nacken herauf. Endlich stülpte sie ihm die schwarzen, mit Lammwolle gefütterten Handschuhe über die Hände und sorgte dafür, daß ein Finger nach dem anderen gehörig niedergedrückt ward.

Der Etatsrat setzte den Hut auf und klopfte Olivia mit seinen schwarzen, glänzenden behandschuhten Händen die fleischigen Wangen.

„Nicht böse, Kind, nicht böse!" sagte er zärtlich. — „Wo war's noch eben, daß mein Schätzchen das Armband mit der großen Perle gesehen hatte? In der Wendenstraße? — Wollen sehen, wollen sehen! — Olivchen ist ja selbst eine Perle, hi, hi! — Krieg' ich einen Kuß zum Abschied? — Danke, mein Herzchen, danke! — Und nicht wahr, nun ist mein Püppchen nicht mehr böse, ich wollte ja auch nur ein bischen plau—"

Es fiel ihm plötzlich ein, daß Olivia ja wisse, was er unter Plau-

dern verstehe; er ließ den Satz unvollendet. Wie er aus der Pforte heraustrat, trug er eine Würde und einen Anstand zu Schau, der vielleicht dadurch verstärkt wurde, daß Olivia, infolge eines mit der Muttermilch eingesogenen Grundsatzes, keine Gegenwohner hatte, der aber in jedem Falle vornehmer und vertrauenerweckender Natur war.

In der Küche fragte Mathilde die Mutter:

„Was macht er eigentlich hier, der alte Etatsrat?"

„Er kommt in Geschäften, mein Kind!" antwortete die Mutter.

„Läßt der Etatsrat denn Kinderzeug nähen?" fragte Mathilde weiter.

Um den Schein zu wahren, hatte Olivia in der Stube eine Nähmaschine stehen, auf welcher sie in jedem zweiten Jahre einen Kinderanzug fertigte. Sie kam in demselben Augenblick mit den Tassen heraus, aus welchen der Etatsrat Salep getrunken hatte.

„Nun freilich!" sagte sie. „Er nimmt sich armer Kinder an."

„Ein netter alter Herr, dieser Etatsrat!" meinte Mathilde. — „Darf ich mir für die eine Krone Schokolade kaufen?"

— Als Olivia und die Mutter allein waren, sagte erstere:

„Wir werden schon einen Handel anfangen müssen, wenn Mathilde nichts merken soll."

Das Ergebnis ihrer Beratung war ein Trödelgeschäft. Die Lage war allerdings keine günstige, aber die Wohnung zu wechseln, kam ihnen keinen Augenblick in den Sinn. Dagegen schafften sie sich eine Menge von Trödelgegenständen an und holten beim Magistrat die Erlaubnis ein, das Geschäft betreiben zu dürfen. Den Etatsrat hatte der Plan lebhaft interessiert und er hat sicherlich brav blechen müssen, um ihn ins Werk zu setzen. Am Tage der Eröffnung hielt er eine kurze Ansprache, in welcher er Olivia „sein liebes Kind" nannte und ein paar ernste Worte über den Schein und die Welt sagte.

Soweit die letztere von den biederen Damen des Hinterhauses repräsentiert ward, trug das Trödelgeschäft entschieden nicht dazu bei, sie versöhnlich zu stimmen. Im Gegenteil, die eigentliche Hetzjagd nahm jetzt erst ihren Anfang, gerade, als ob Olivias wirklicher Beruf von neuem entdeckt worden wäre und ein durchaus neugeborenes sittliches Ärgernis gegeben hätte. Daß die paar Bilder und Leuchter, welche man in die Fenster gestellt hatte, eine derartige Wirkung auf die Nerven ausgeübt haben sollten, ist nicht wohl anzunehmen. Dagegen ist es nicht unmöglich, daß die Art und Weise, wie die Mutter bei jeder Gelegenheit mit dem Wort „Tröd-ler-in" um sich warf — mit einem wohlgefälligen

Verweilen bei den letzten Silben — etwas Aufreizendes an sich hatte. Es war ihr ein wahres Labsal, das Wort in den Mund zu nehmen. Sie schien in dem Wahne zu stehen, als ob dasselbe in geheimnisvoller Weise eine Art sozialer Wiedergeburt in sich schließe, und das hatten unsere wackeren Damen im Hinterhause bald weg.

Eins wurde aber inne gehalten: allemal, wenn die Schwester nach der Haudtstadt kam, hielt man reinen Mund; Mathilde merkte nie etwas: der „Handel" erfüllte seine Bestimmung.

Im übrigen ist über die Art und Weise, wie Olivia ihren Handel betrieb, nicht viel zu sagen. Es geschah selten, daß ein unerfahrener Käufer den Weg zu ihr fand, und fand er ihn, so hat er in den meisten Fällen sicherlich nicht gefunden, was er suchte; dagegen dürfte der eine und der andere etwas gefunden haben, was er nicht suchte. Eines Tages kam ein blutjunger Student herein, um einen Schaukelstuhl zu besichtigen. Nachdem Olivia sich davon überzeugt hatte, daß er wirklich des Stuhles wegen gekommen, überließ sie ihm denselben vor lauter Rührung sechs Kronen unter dem Einkaufspreis. Hocherfreut gelobte der junge Mensch beim Fortgehen, das Geschäft unter seinen Bekannten aufs beste zu empfehlen und wunderte sich nicht wenig, als ihn Olivia mit einem breiten Grinsen ersuchte, um des Himmels willen das zu unterlassen.

So vergingen vier Jahre. Unter anderen „Freunden" hatte Olivia ebenfalls die Bekanntschaft eines Kapitäns zur See gemacht, mit welchem sie getroffener Verabredung gemäß zur Kasino-Maskerade sollte, und zwar in einem Phantasie-Kostüm, das sich der Kapitän selber ausgedacht hatte. In dieser Tracht wollte er sie dann ein paar maritimen Freunden vorstellen. Dann kam ein Brief aus Kjöge, welcher die Mitteilung enthielt, daß Mathilde sich verlobt habe und in den nächsten Tagen mit ihrem Verlobten nach der Stadt kommen werde.

Der Bräutigam war ein Kiek-in-die-Welt mit einem hellen Milchsuppen-Gesicht, das von etlichen spärlichen Flaumhaaren eingerahmt wurde, die einen Backenbart vorstellen sollten. Er war der Sohn seines Vaters und seines Gewerbes Kunstdrechsler. Der Vater hatte ein dreistöckiges Haus am Marktplatze stehen und betrieb ein ziemlich bedeutendes Kunstdrechsler-Geschäft, das der Sohn nach ihm übernehmen sollte. So war es bereits seit vielen Jahren bestimmt gewesen.

Es war eine ausgezeichnete Partie, und dann setzte es dem ganzen Werke die Krone auf.

Die Anstrengungen der beiden Frauenzimmer, während des Besuches ein ehrbares Äußere zu wahren, waren unglaubliche. Wie ge-

wöhnlich hielten die ehrenwerten Matronen des Hinterhauses reinen Mund. Trotzdem hätte unser junger Kunstdrechsler notwendig etwas merken müssen, wenn er in derartigen Dingen nicht allzu grün gewesen wäre. Mutter und Tochter trugen nämlich beide jenes eigentümliche Gepräge, das ein einigermaßen geübtes Auge auf den ersten Blick zu deuten vermag. So ging alles aber gut bis auf den vorletzten Tag.

An dem Tage sollte die Maskerade stattfinden. Vergebens hatte Olivia ihren Marine-Kapitän um Aufschub gebeten, sie erhielt den kurzen und dürren Bescheid, daß es bei der Verabredung bleibe. Dagegen würde es sich wohl einrichten lassen, daß sie das Kostüm bei der Schneiderin anlege und „zivil" nach Hause zurückkehre. — Einem derartigen „Freunde" etwas abzuschlagen, wäre Thorheit gewesen, und zudem ging Olivia für ihr Leben gern auf eine Kasino-Maskerade.

Dann fügt es der Zufall, daß die Droschke auf dem Königsneumarkt anhalten muß und Olivia ihre unmaskierte, ewig grinsende Fratze zum Fenster herausstreckt, um zu sehen, was es gibt. Drüben auf den Laufsteinen beim Denkmal geht unser Kunstdrechsler. Er erkennt sie, und das Phantasie-Kostüm macht einen seltsamen, unerklärlichen Eindruck. Dann hört er hinter sich eine höhnische Bemerkung. Es ist eine der ehrenwerten Damen des Hinterhauses, die giftigste Zunge von allen. Das Unglück will, daß sie den jungen Menschen früher nicht gesehen hat und folglich nicht weiß, wer er ist. Als sie bemerkt, daß der feine junge Herr ihren Worten Gehör schenkt, kramt sie ihren ganzen Vorrat an Geschichten und Zusätzen aus, obschon die bloße Wahrheit vollauf genügt hätte.

Wahrscheinlich würde sie noch eine gute Weile im Text fortgefahren sein, wenn nicht der Bursche plötzlich in die Worte ausgebrochen wäre: „Gott, wie unglücklich Sie mich machen, Madame!" und sie, sprachlos vor Erstaunen, stehen gelassen hätte.

Am selben Abend war er zum Thee eingeladen. Um die Abwesenheit der älteren Tochter zu erklären, hatte man einen passenden Vorwand ausgeheckt. Er kam aber nicht, und erst am folgenden Tage um halb zwölf Uhr langte mit der Post ein Schreiben an, so groß und dick, daß der Mutter ganz ängstlich zu Mute ward. Und statt es Mathilden zu übergeben, kam sie zu Olivia herein, die noch im Bette lag. Sie hatte den ganzen Vormittag gehustet und sich unwohl gefühlt; das Phantasie-Kostüm hatte bei den Freunden ihres Kapitäns allerdings Glück gemacht, aber luftig war es gewesen: Olivia hatte sich eine gehörige Erkältung auf den Hals geladen!

Ohne die geringste Achtung vor dem Briefgeheimnis riß Olivia den Brief hastig auf. Er war in „Drei Hirsche“ geschrieben und füllte einen ganzen Foliobogen. Der verliebte Kunstdrechsler sprach zuerst ein Langes und Breites über „den schönsten Traum seines Lebens“, dann ging er dazu über, ein ebenso Langes und Breites von „seinen alten Eltern“ zu erzählen und daß er's nicht übers Herz brächte, sie „zu betrüben“. Dann folgte die Bemerkung, daß es ihm geradezu unmöglich sei, „an die schreckliche Botschaft zu glauben, die er vernommen habe“, daß er ihr aber doch wohl Glauben schenken müsse! Dann sprach er noch einmal von der Rücksichtnahme, die er seinen „alten Eltern“ schulde und meinte, daß es ihr Tod sein würde; anstatt sie aber in die „Gruft zu betten“, ziehe er es vor, sein Lebenlang unglücklich zu werden, es wäre nun einmal „der schönste Traum und die schönste Hoffnung seines Lebens gewesen, die in so schmerzlicher Weise“ u. s. w. u. s. w. — Auf allen vier Folioseiten wurde das Thema variiert, und dann hatte er noch die Ränder der beiden letzten mit einer langen Nachschrift bekritzelt.

Kaltblütig zündete Olivia das Licht an, das sie stets auf ihrem Nachttische stehen hatte, um sich, während sie im Bette lag, mit Bequemlichkeit eine Zigarrette anstecken zu können. Mit der gleichen Kaltblütigkeit faltete sie das Schreiben zu einem wahren Ungeheuer von Fidibus zusammen, den sie so lange in die Flamme hineinhielt, bis er bis auf den letzten Rest verkohlt war.

„So, und nun besorge mir 'ne Droschke!“ sagte sie und war mit einem Sprnnge aus dem Bette.

„Aber, Olivia, du bist ja —“ wandte die Mutter ein.

„Schnickschnack!“ versetzte Olivia.

Unter den gewohnten Verhältnissen dauerte es eine geraume Weile, bevor Olivia in die Kleider kam; als die Droschke unten hielt, war sie indes vollständig fertig. Zu allem Glück war Mathilde ausgegangen und konnte also keine Fragen stellen.

„Nach den ‚Drei Hirschen‘!“ rief Olivia dem Kutscher zu.

Sie traf unsern jungen Kunstdrechsler mit roten, verweinten Augen auf seinem Zimmer an. Er schwamm in Thränen. Als er Olivia gewahrte, schrak er zusammen.

„Man nicht ängstlich!“ sagte sie. „Ich werde Sie nicht auffressen. Was man Ihnen von mir und Mutter erzählt hat, ist richtig; Mathilde steht aber außenvor und hat keine blasse Ahnung von allem. Es kommt also nur auf Sie an und sie kriegt nix zu wissen.“

Der Kunstdrechsler atmete tief auf. Er hatte sich in die jüngere

Schweſter unheilbar verliebt, und ſelbſt die tief geſunkene Ausgabe der breiten, runden Züge und kaffeebraunen Augen, die er vor ſich ſah, war nicht im ſtande, die Liebe aus ſeinem Herzen zu verdrängen.

Er brummte etwas in den Bart von ſeinen alten Eltern — eine Wiederholung deſſen, was im Briefe geſtanden hatte.

„Wenn Sie man ſelber reinen Mund halten, ſo brauchen Ihre Eltern keine Silbe zu erfahren," antwortete Olivia. „Mutter und ich werden Kjöge mit unſerm Beſuch verſchonen, und Mathilde kann in ihrer Stellung bleiben, bis die Hochzeit ſein ſoll. — Wir werden uns auch von der Hochzeit fern halten."

„Sie ſind der edelſte Menſch unter der Sonne!" rief der Kunſtdrechsler begeiſtert aus.

„Nu, mit dem Edelſein iſt's nicht weit her!" verſetzte Olivia. „Aber Mathilde ſteht außenvor, und das iſt die Hauptſache."

Ein entſetzlicher Huſten befiel ſie.

„Ich muß nach Haus und zu Bett!" ſagte ſie. „Alſo heute Abend, und reinen Mund gehalten!"

Die Droſchke brachte Olivia ſchnell nach Hauſe. Sie war aber kaum in die Wohnſtube getreten, als ein Fieberfroſt ſie ſchüttelte. Nachdem ſie ſich ins Bett gelegt, überfiel ſie ein neuer Huſten, der ſie zu erſticken drohte.

Man ſchickte nach dem Arzte, er erklärte die Krankheit für eine heftige Lungen-Entzündung und verhehlte nicht, daß ihr Zuſtand ein bedenklicher ſei.

Spät am Nachmittag kam ich in Amtsgeſchäften. Olivia war jahrelang ihr eigener Kaſſenmeiſter geweſen. Dazu kam noch, daß die Mutter in der letzten Zeit angefangen hatte, Ratafia zu trinken, nur das Geld für den Krämer ging durch ihre Hände.

„Laſſe Herrn N. 'reinkommen!" hörte ich drinnen Olivia ſagen.

Man ließ mich hinein. Sie ſaß aufrecht im Bette, in weißer Nachtjacke, den Kopf in die Hand geſtützt. Auf jeder Wange glühte ein roter Fleck. Ihre weißen, durchſichtigen Finger ſammelten den kleinen Betrag aus der Börſe zuſammen. Sie war aus Perlmutter und eleganter, als die alte geweſen.

„Ich glaube kaum, daß ich das Pflaſter nach dem noch öfters treten werde," ſagte ſie und auf ihrem Geſicht zeigte ſich das gewohnte unverzagte Grinſen.

Obgleich der Tod ihr seinen Stempel aufgedrückt hatte, waren Humor und Verwegenheit dieselben geblieben.

„Was meinen Sie, Herr N., sollte es wohl einen Gott geben?“ setzte sie hinzu.

„Das ist eine Glaubenssache!“ versetzte ich.

„Wir wollen aber 'mal annehmen, daß es einen gibt,“ fuhr sie in dem alten gemütlichen Tone fort. „Nicht wahr, dann muß er auch am besten wissen, wie es uns Menschen hier auf Erden bestimmt worden ist, und dann kann er unmöglich strenge sein — was meinen Sie?“

„Wollen Sie nicht lieber einen Pastor fragen, Fräulein Terkelsen?“ fragte ich.

„Damit er mir die Hölle recht heiß mache? — Na, ich danke! — Fräulein, sagen Sie? 'n nettes Fräulein! Aber Mathilde weiß von nichts was ab! Und heute Nachmittag kam von seinem Alten ein Brief, daß er ebenso gut gleich Hochzeit machen könnte. Das ist man gut, besonders, wenn ich abmarschieren sollte. Denn, im Vertrauen gesagt, im Grunde ist das Ding nicht viel besser als ich. Aber wir haben sie doch davor bewahrt. Ob er das nicht aufgeschrieben haben sollte, der da oben?“

Ich erwiderte nichts.

Meine Verlegenheit schien Olivia in die beste Stimmung zu versetzen.

„Wie's scheint, krieg' ich die Sachen eher klein als Sie!“ meinte sie munter. — „Sie müssen entschuldigen, daß ich Sie damals auf der Straße anhielt. — Wollen Sie mir wohl Ihre Hand zum Abschied geben?“

Ich war aufs tiefste erschüttert, sie war heiter und wohlgemut — bis an ihr Ende verharrte sie in der Form, in welche das Leben sie nun einmal gegossen hatte.

In der vordern Stube stand der junge Kunstdrechsler neben Mathilde.

„Sie ist der edelste Mensch unter der Sonne!“ sagte er und drückte mir die Hand, unbekümmert darum, daß wir uns zum erstenmal sahen.

„Ob das nicht ein bischen übertrieben ist?“ meinte Mathilde. — Sie faßte die Sache mit Ruhe auf.

„Nein, Herzchen, das ist es nicht! Nun verstehst Du mich nicht,

aber warte nur, bis Du vor Gott und Menschen meine kleine Frau geworden bist, dann wirst Du mir schon recht geben."

— Am folgenden Morgen starb Olivia. Wie Sie aus der Todesanzeige ersehen, nannte die Mutter sie „Fräulein" und „Trödlerin" Zum erstenmal erregte die Bezeichnung keinen Widerspruch; selbst die gehässigsten Zungen des Hinterhauses eiferten um die Wette, die Verstorbene Trödlerin zu nennen.

Nachmittags begegnete ich dem Kunstdrechsler; er kam mit einem wahren Ungeheuer von Kranz angeschleppt, der mindestens seine zwanzig Kronen gekostet hatte. Da er seiner Braut gegenüber durchaus reinen Mund halten mußte, so drängte es ihn, sein Herz mir gegenüber zu erleichtern, ich kam ja so gelegen. Zuerst lieferte er einen ausführlichen Bericht über die Begegnung auf dem Königs-Neumarkt, dann sprach er von Olivias Besuch in den „Drei Hirschen" und mit dem Drange eines wenig entwickelten Menschen, sich beständig derselben Wendung zu bedienen, schloß er, indem er mir krampfhaft die Hand drückte, mit den Worten:

„Sie war der edelste Mensch unter der Sonne!"

Mathilde mochte recht haben: vielleicht war's ein bischen übertrieben. Und doch steckte in diesem sonderbaren Mädchen verschiedentliches. Mir war sie ein Rätsel; aber wie ich sie geschildert habe, so war sie: wer Lust hat, mag sich also aufs Raten legen!

Bisweilen, wenn ich an den immerwährenden Kampf zurückdenke, den Olivia und ihre Mutter kämpften, um die jüngere Schwester vom Verderben fernzuhalten, fallen mir die Worte des Dichters ein

„ — — vom weißen Fleck
auf der Brust eines schwarzen Kamels."

Das Gleichnis hinkt allerdings: Olivia und die Mutter mit, gehörten keineswegs zu den eigentlichen schwarzen Kamelen des menschlichen Lebens.

Auf die Mutter paßt das Bild jedoch insofern, als jener weiße Fleck wahrscheinlich ihr einziger war. Offenbar ließ sie sich ihrer Zeit von Olivia nur ins Schlepptau nehmen; als aber Mathilde versorgt war, da glaubte sie, jeder weiteren Verpflichtung überhoben zu sein.

Wenige Tage, nachdem der Kunstdrechsler mit seiner Verlobten abgereist war, kam der Vater nach Kopenhagen und hatte eine lange, ernste Unterredung mit der Mutter. Der weiche Mensch hat natürlich nicht dicht halten können, er hat mit der ganzen Geschichte herausmüssen.

Das Reſultat war, daß ſie, gerade, wie die verſtorbene Tochter es gewollt hatte, irgend etwas vorſchützte, um von der Hochzeit fern zu bleiben, zu welcher man ſie der Form wegen eingeladen hatte.

Am Hochzeitstage ſchickte der Schwiegerſohn einen mächtigen Palmzweig, der für Oliviens Grab beſtimmt war. In ſeiner Begleitung fand ſich ein langes Schreiben, in welchem er über den Platz loslegte, den ſie jetzt im Chorus der Seligen einnähme.

Die Mutter las jedem, der's hören mochte, das Schriftſtück vor. Im übrigen ſetzte ſie den ſtarken Verbrauch von Ratafia, ſowie den Trödelhandel im alten Stile fort. Sie hat ein vollbuſiges und pralles Mädchen als Gehilfin angeſtellt. Der Etatsrat kommt, gebückt und abgelebt, in ihr Haus wie ehedem, und wahrſcheinlich hat er mit Oliviens Nachfolgerin „geplaudert“.

Triſtan und Iſolde-Studien.

Von Karl von Reichert.
(München.)

„Doch auf des Parnaſſes Gipfeln
Mit den dankbaren Poeten,
Wandern unter Lorbeerwipfeln
Arm in Arm die — Interpreten.“

Zu unterſuchen: wie zwei zeitlich von einander weit entlegene Poeten denſelben Stoff verſchieden oder einheitlich empfunden, wie ſie ſchließlich, jeder nach ſeiner Art, nach Zweck und Bedürfnis, vor allem als Kind ſeiner Zeit, ihn zurecht gemodelt und techniſch verarbeitet haben, hat einen ganz eigenartigen, immer neuen Reiz für jeden kritiſch und kulturhiſtoriſch veranlagten Beobachter.

Indeſſen iſt unſere deutſche ſchöne Litteratur nicht gerade allzu reich an ſolchen Beiſpielen, als deren bekannteſtes wohl aber die Bearbeitung der Cardenio- und Celinde-Fabel durch A. Gryphius, Achim von Arnim und Immermann hier erwähnt werden darf.

Die vorliegende Unterſuchung beſchäftigt ſich aber mit zwei durch nicht weniger als volle ſechs Jahrhunderte von einander getrennten Poeten.

Sie zielt auf eine zumeiſt kulturhiſtoriſche Analyſe keiner Geringeren, als Gottfried von Straßburgs und Richard Wagners Triſtan

und Isoldedichtungen, — Schöpfungen, die so recht dazu angethan sind, die ganze unendliche Differenz modernen und mittelalterlichen Kultur-Lebens an einem höchst drastischen Beispiele zu erweisen, eine Aufgabe, die wir uns heute als hauptsächlichstes Ziel zu setzen verstattet haben.

Dabei hoffen wir allerdings den beiden großen, viel verkannten und viel geschmähten Poeten noch eine Seite abzugewinnen, die manchem neu, vielen höchst unglaubwürdig, einigen wenigen aber doch vielleicht überzeugend scheinen wird.

Im übrigen sind wir hierbei sogleich auf den begründeten Einwurf gefaßt: Daß eine solche kulturhistorische und psychologische Untersuchung an sich ein Unding sei, da ja ein mittelalterliches episches Gedicht und ein moderner R. Wagnerscher Opern-Text schon von vornherein ganz unmöglich mit einander verglichen, folglich auch ebenso wenig kritisch analysiert werden könnten. An sich ungleichartige Größen, lehrt die Mathematik, Cornelius und Makart, Joseph Haydn und R. Wagner, können ganz unmöglich zu einander in Relation gesetzt werden.

Ganz abgesehen davon, daß auch ursprünglich ins Auge gefaßter Zweck, erste Anlage und äußere Form der beregten Dichtungen jedem derartigen kritisch-analytischen Versuche sich aufs allerentschiedenste widersetzen müßten.

Erstens aber haben wir es bei der R. Wagnerschen Dichtung ja nicht mit einem „Opern-Texte" im gewöhnlichen traditionellen Sinne und Charakter dieses Wortes, sondern vielmehr mit einer künstlerischen Schöpfung zu thun, deren ganze äußerliche und inhaltliche Eigenart schon vollen Anspruch darauf erheben kann, ernstlich gewürdigt, ernsthaft kritisiert, d. h. also auch mit ähnlichen zeitgenössischen oder älteren Werken verglichen zu werden.

Zweitens sodann kann es sich bei der von uns geplanten Untersuchung natürlich nicht um eine Vergleichung des Epos und des Wagnerschen Musik-Drama-Textes, sondern einzig nur um eine Analyse ihres inneren kultur-historischen Kernes, um die Eruierung ihrer inneren geistigen Familienverwandtschaft handeln. Eine Prozedur, die aber bekanntlich auf alle Kunstprodukte Anwendung findet und schlechterdings unerläßlich genannt werden muß, wenn Kunstkritik überhaupt denn notwendig einmal geübt werden soll.

Wenn ein derartiger Versuch nun stofflich schon manches Interessante gewährleistet, so dürfte er gerade dem eifrigen und überzeugungstreuen Wagnerianer noch in dem Grade erwünscht und willkommen sein, als zumeist diese Schöpfung seines Meisters und Herrn viel öfters mehr

nur einer dunkeln ſympathiſchen Ahnung, als einem wirklichen tieferen klareren Verſtändniſſe ihrer eifrigen Leſer begegnet.

Stellen und Allegorieen nämlich, wie die folgende, in welcher „der Tag“ — der überhaupt Iſoldens tiefſtes Liebesleben, zugleich wieder alles dem Liebesbunde Triſtans und Iſoldens Feindliche und Störende bedeutet — z. B. auch noch mit der Vaſallentreue Triſtans gegen Marke (conf. S. 45) ſymboliſiert wird, können nur bei genauerem Studium des Gottfriedſchen Vorbildes verſtanden und in ihrer künſtleriſchen Berechtigung überhaupt noch gewürdigt werden.

Dies gilt natürlich noch in vermehrtem Grade von den blinden und unehrlichen Gegnern Wagners, die ſich bei genauerer Prüfung meiſtens gar nicht Zeit und Mühe genug nehmen, mit ihm „in Dichters Lande“ zu gehen und nun einmal zuzuſehen, was er denn überhaupt wollte.

Solchen Fanatikern war freilich gerade der Triſtan-Text des Meiſters die wohlfeile und ſtets ſo bequeme Gelegenheit, dieſe gewiß ganz eigenartige Dichtung mit allem nur möglichen Spott und Hohn zu überſchütten, reſp. ihn kurzweg für eine „Ausgeburt höheren Blödſinns und damit — Baſta“ zu erklären. Genau ſo wie auch in der Medizin immer noch von „larvierten“ Krankheiten die Rede iſt: aber wo ſind die Larven?

Schwierige Stellen, wie die folgenden:

„Des Schweigens Herrin
Heißt mich ſchweigen:
Faſſ' ich, was ſie verſchwieg,
Verſchweig' ich, was ſie nicht faßt,“

ferner das bekannte, ſo unendlich viel belachte und geſchmähte: „Nie-Wieder-Erwachens wahnlos hold bewußter Wunſch“, mochten allerdings dazu angethan ſein, ſolche extremſte Urteile zu zeitigen, die alles andere freilich, aber nur keine Urteile waren.

Alle dieſe beklagenswerten Unzulänglichkeiten und Mißverſtändniſſe ſcheinen ſich uns, wie bemerkt, vorwaltend nur aus der Unbekanntſchaft mit dem mittelalterlichen Triſtan zu erklären, für deſſen ſeltene Kenntnis und Verbreitung im Publikum nun wieder die folgenden Gründe und Veranlaſſungen namhaft zu machen ſind.

Erſtlich: die nicht geringen Schwierigkeiten der mittelalterlichen Sprache, Empfindung und Denkweiſe, die durch den Gebrauch einer guten Text-Überſetzung zwar unſchwer behoben werden, den ganzen Hochgenuß der Originaldichtung dagegen auch wieder in Frage ſtellen.

Dann aber vor allem: die ganz unendlich ermüdende, echt epische Breit- und Weitschweifigkeit Gottfrieds, mit welcher erst die ganze Vorgeschichte der Eltern des Helden, wenn immer möglich, ab ovo berichtet, endlich und endlich erst zur Biographie und weiteren Entwickelung des wirklichen Helden gelangt wird.

So wären z. B. in der ganz ausgezeichneten H. Kurtzschen „Übertragung und Beschließung" neben einer 96 Seiten langen sehr bedeutenden „Einleitung" nur pränumerando schon volle 215 Druckseiten in Groß-Oktav zu erledigen, ehe Tristan nach Isolden entsandt, ehe die in R. Wagners Musik-Drama behandelte Fabel überhaupt nur in Szene gesetzt wird. Anforderungen an die Geduld und Ausdauer des Lesers, die eben doch nicht jedermanns Sache und Geschmack sein möchten!

Sei es uns darum gestattet, zunächst das Gottfriedsche Gedicht von einer bestimmten kulturhistorischen Seite aus etwas näher zu betrachten, womit sich noch einige andere Gesichtspunkte und die praktischen Nutzanwendungen auf den Wagnerschen Tristan dann notwendig von selber ergeben. Haben wir hierbei aber erst einmal gezeigt, daß das Epos des Straßburger Meisters nicht ganz und gar der immoralische gott- und sittenlästernde Popanz sei, den man von mancher Seite aus ihm zu machen versucht hat, so dürfte sich auch unsere jetzt schon vorgetragene Thesis: „daß der Wagnersche Tristan in jeder Beziehung unserem modernen Sittlichkeitsbedürfnisse ganz unendlich mehr entspreche, unserem modernen poetischen Gerechtigkeitsgefühle ganz außerordentlich mehr Genüge leiste", unschwer bestätigt finden.

Es scheint sich das freilich von selber zu verstehen und wenig verdienstlich zu sein. „Jeder Poet ist ja doch immer mehr weniger das Kind seiner Zeit und vermag selbst bei aller noch so großen Originalität niemals gänzlich die Schranken zu überspringen, den zwingenden Bann abzustreifen, den Kultur und andere Einflüsse seiner Zeit auf ihn ausüben."

Das ist nun unzweifelhaft richtig, das ist ein Argument von ganz schwerwiegender Bedeutung!

Die wenigsten Kunstfreunde haben indessen eine klare Vorstellung davon: in wie hohem Grade und wie vielfältig der Gottfriedsche „Tristan" diese unsere modernen sogenannten moralischen Gefühle und Traditionen beleidigt, was noch dazu merkwürdigerweise viel weniger von den sexuellen Vergehungen, als von der rein charakterologischen Seite seiner Helden Geltung und Richtigkeit hat.

Natürlich erklärt sich diese Thatsache zunächst aus der ganz großartigen Verschiebung, welche besonders unsere sexuellen und moralischen

Begriffe seit Gottfried bis heute in stetiger Metamorphose erlitten haben. Die Naivität, mit welcher frühere Jahrhunderte diese Dinge betrachtet und z. B. selbst den Gefangenen die Wohlthat eines wöchentlichen „Frauengeldes" zuzuweisen für richtig erachteten, ist uns ja vollkommen abhanden gekommen. Dafür sind wir denn auch glücklich auf einer „Höhe des sittlichen Standpunktes", resp. auf einem Prüderie- und Scheinheiligkeitsgipfel angelangt, der gar nichts zu wünschen mehr übrig ließe, wenn er nicht durch die bekannten Londoner Entjungferungs-Skandalgeschichten eine freilich recht — eigentümliche Beleuchtung erfahren hätte.

Außerdem muß dann sicherlich die französische oder englische Originalquelle, aus welcher Herr Gottfried schöpfte, für so manchen lüderlichen, allzu ungeschminkten Naivitätsexzeß seiner Darstellung verantwortlich gemacht werden. Verirrungen, die uns indessen immer noch gesünder und damit auch entschuldbarer anmuten, als z. B. die raffinierte Ehebruchs-Litteratur des modernen Seine-Babels, als der angequälte, outrierte und blasierte Pessimismus, das ganze hysterisch-problematische Gebahren gewisser moderner deutscher Poeten.

Deshalb skandalisiert uns denn persönlich auch die Unterschiebung der gutmütigen Brangäne in der Hochzeitsnacht Isoldens nicht im mindesten. Dagegen wird sofort unsere ganze moderne ästhetische Hyperästhesie durch die störende Ausführlichkeit und göttliche Naivität Gottfrieds affiziert, mit welcher er unmittelbar nach Brangänen nun auch noch die wirkliche Frau Isolde von Herrn Marke „stark geminnet und gesichert" werden läßt. Eine Szene, die nach allen sexuellen Antecedentien etwas wirklich recht Peinliches für unser persönliches Zartgefühl hat.

Noch schmerzhafter werden dann namentlich unsere hochgeschraubten Begriffe und Träumereien von „ritterlichem Mittelalter" ernüchtert, ja mit Füßen getreten, wenn wir durch das ganze Epos einen Zug ränkevoller Schlauheit gewahren, einen Zug berechnetster, stets nur egoistischsten Zwecken bewußt dienender Verstellungskunst immer sich durchflechten sehen. Und diese Erscheinungen würden sich für uns mit Schopenhauerschem „Mitleide" groß gesäugte Menschenkinder noch beträchtlich verletzender und abstoßender gestalten, wenn sie uns nicht von dem großen Herzenskenner Gottfried als so echt menschlich bedingt und begründet dargestellt würden, daß sie schon damit allein uns entschuldbarer werden und an Herbe verlieren.

Davon ein Beispiel!

Tristan und Isolde sind endlich einmal von König Marke, dem armen, immer wieder betrogenen Gatten und Oheim, vom Hofe verbannt

und des Landes verwiesen worden. Nur „mit mäßiger Not und kühlem Herzeleide“ nehmen sie Abschied und ziehen sich dann, einzig von dem getreuen Kurwenal begleitet, in die von Tristan entdeckte „possure à la gent amant“, d. h. in eine früher von verliebten Riesen bewohnt gewesene prächtige Grotte zurück, die als solche übrigens — wie auch der weiße Hirsch, der Marke später zu dieser Höhle führt — für das hohe Alter der Tristans-Sage sehr beweisend genannt werden muß.

Dann entsenden die beiden Liebenden den treuen Kurwenal wieder nach Markes Hofburg mit der Angabe, daß sie nach Irland geflohen seien. Eigentlich aber soll sich Kurwenal nur vergewissern, ob König Marke nicht doch irgend einen argen Rat oder irgend eine arge That „auf ihr Leben richtete, daß er das gleich berichtete“.

Dies alles würdigen, begreifen und billigen wir.

Daß beide aber später dann, durch Markes Jagdlärm sehr unliebsam nach ihrer Grotte zurückgescheucht, nun wieder das gemeinsame Lager besteigen, aber „wohl manche Spanne“ jetzt von einander entfernt sich lagern; daß Tristan sogar ein bloßes Schwert zwischen beide legt, nur um à tout prix für ihre fortgesetzte Unschuld und Sittenreinheit Propaganda zu machen; solches unwürdiges, dazu einfach abgeschmacktes Gebahren verstößt ganz entschieden gegen unser ganzes modernes besseres Empfinden.

Auch ist diese ganze Farçe so plump und durchaus unwahrscheinlich angelegt, daß Herr Marke wirklich nach allen Antecedentien ein König „Menelaus der Gute“ gewesen sein müßte, wenn er sich für die Glaubwürdigkeit dieser kindischen Schwert-Komödie hätte erwärmen können.

An den Offenbachschen Operetten-König gemahnende Züge hat Gottfried Herrn Marke — wohl aus Schuld der wälschen Quelle — ohnehin schon zu viele verliehen. Herr Marke ist alles, nur kein beleidigter Gemahl, Ritter und Fürst. Er ist einer der gutmütigsten, leichtgläubigsten Hahnreis, welche die ganze ältere schöne Litteratur kennt, und entfaltet dabei eine „schwachmattige“ Versöhnlichkeit, Seelengröße, ein Taubenherz und einen Edelmut, der uns heutigen Tages einfach unmöglich, der uns fast schon — borniert erscheint.

„Nun will ich euch das Ende sagen,“ spricht er sehr zornig, „ich will die Schande und das Leid, das ihr mir nun so lange Zeit zu meiner Not habt angethan, nicht länger treiben mit euch fortan. Ich will die Schmach von euch beiden von Stund an nicht mehr leiden. Auch will ich dies Verbrechen an euch so sehr nicht rächen, als ich mit Rechte sollte, so ich mich rächen wollte. Neffe Tristan, meine Frau

Iſot, daß ich euch beiden dafür den Tod oder ein Herzeleid anthu', da ſeid ihr mir zu lieb dazu!"

Welch ein Edelmut! Aber auch welche unmännliche Schwäche, die Herrn Marke denn auch nicht einmal zu einem einzigen tapferen Dolchſtoße ſich ermannen läßt, als er bald darauf Herrn Triſtan und Frau Iſolden im Baumgarten ſchlafend, in flagranti ertappt: „Mit Armen in einander geſtrickt, wie Schlang und Schlange, ihre Wange an ſeiner Wange, ihr Mund an ſeinem Munde, Arme und Hände, Bruſt und Schultern beide ſo nahe zu ſeinem Leibe gedränget und geſchloſſen und wäre ein Werk gegoſſen von feſtem Erz, von Golde ſchwer, man fände nie und nimmermehr einen feſteren Fug und Schluß darinne."

Wir haben uns lange gemüht, für dieſe doch ganz auffällige Unmännlichkeit Markes noch irgend eine andere plauſible Erklärung zu finden, wenn ſie nicht, wie erwähnt, zumeiſt in dem engliſchen Vorbilde Gottfrieds bedingt und begründet liegt oder aber noch ganz anders zu erklären ſein dürfte. Und zwar damit, daß der Herzens-Minnezauber, welcher die beiden Liebenden ſo feſt aneinander kettet; daß der Abglanz der alles verſöhnenden, innigen, treuen und wahren Liebe dieſes Heldenpaares endlich auch auf ſeine ganze Umgebung von Einfluß und Wirkung iſt, ſo zwar, daß ſelbſt Markes berechtigter Zorn vor ſolchem Wunder entwaffnet und zu dieſer unmännlichen Schwäche entnervt würde.

Ob dieſe unſere mit aller Reſerve vorgetragene Vermutung übrigens nicht zu viel zwiſchen den Zeilen geleſen hat, zu viel „hinein geheimniſſen" will, wagen wir natürlich nicht zu entſcheiden, um uns dagegen für jede beſſere, mit Wohlwollen und in parlamentariſcher Form vorgetragene Belehrung im voraus ſchon dankbar zu nennen.

Noch weniger „ritterlich" als Herr Marke benimmt ſich — nach unſeren heutigen Begriffen — und zwar gerade bei dieſer bedenklichen Affäre der „Held Triſtan".

Als er nämlich erwachend — „weiß nicht nach welchen Mühen" — Herrn Marke eben „vom Bette" gehen ſah, da ſprach Triſtan:

„Ach Gute, was habt ihr gethan, getreuliche Brangäne? Weiß Gott, Brangäne, ich wähne, dies Schlafen geht uns an den Leib!" Dies iſt ſein erſter Gedanke.

Darum rüſtet er ſich denn auch allſogleich zum Abſchiede. Keineswegs aber, wie man doch glauben ſollte, nun zugleich auch zu einem letzten heldiſchen Verzweiflungskampfe, in welchem er zu Iſoldens und Markes Füßen ſein Verbrechen ſühnen will, worauf dann ſeine ſchöne Complice ihrerſeits ſofort aus gebrochenem Herzen noch ſtirbt. Nein,

ganz und gar nicht. So unpraktisch dachte das dreizehnte Jahrhundert nicht. Solche romanhafte theatralische Schluß- und Knall-Effekte, solche moderne sentimentale Rührmittel widerstreiten vielmehr direkt der ganzen gesunden, ja derbgesunden naiven Realistik dieses Säkulums.

Darum läuft denn auch „der Held" Tristan — so schmerzlich uns diese seine vollendete Unritterlichkeit zu konstatieren fällt — einfach nur eilends davon nach seiner Herberge, zieht im vollen Trab mit seinem Ingesinde wohl gegen den Hafen hinab und entflieht mit dem ersten Schiffe, das er fand, mit seiner ganzen Massenie hinüber zur Normandie!!

Wie anders bei R. Wagners Tristan, dem vielgeschmähten, wo mit des schuldbedeckten Helden schwerer Verwundung durch Melot unser modernes poetisches und ethisches Gerechtigkeitsgefühl aufs ausgiebigste befriedigt, der öffentlichen Moral das dringend geforderte blutige Sühnopfer bereitwilligst geschlachtet wird.

Von ganz anderer Energie als Marke und Tristan, aber von noch unadeligerer, von geradezu empörender, niederträchtiger Gesinnung und Denkweise erweist sich Isolde, die Süße, die Holde.

Die Unterschiebung Brangänens in der Hochzeitsnacht nämlich macht ihr ständige, nicht unbegründete Sorge. „Sie fürchtete sehr zu aller Zeit, Brangäne möchte zu Marken seit etliche Liebe tragen und ihm am Ende sagen die Schmach und die ganze Märe klar, alles wie es ergangen war."

Sie zittert für ihre Existenz, für ihre Ehre und königliche Reputation und beschließt darum die schlimme Zeugin ihrer Schuld trotz aller höchsten ihr von Brangäne damals doch bewiesenen Treue und Aufopferung aus dem Wege zu räumen, ein echtes Weib, eine echte grausame, niedrig gesinnte Tyrannin!

Zu diesem Zwecke dingt Isolde selber zwei englische „unbekannte" Knechte, denen Gold und die Rittersporen verheißen werden, wenn sie den Befehl der Königin ausführen.

Und selber dann lockt sie das ahnungslose Opfer ihrer Tücke und Arglist unter dem Vorwand, ihr gewisse Kräuter und Wurzeln gegen ihre — Migräne, wie man heute sagen würde, zu holen, in den Wald hinein, weil es ihr, Isolden, „sonst ans Leben ginge!"

Da nun bethätigt Brangäne das non plus ultra von blindster rührendster, heutigen Tages aber uns vollkommen unverständlich gewordener Vasallen-Treue!

Sie stirbt lieber, als daß sie auch nur mit einem Worte ihre

heimtückische, arge Herrin und Gebieterin verriete, sie erduldet alles eher, als daß sie auch nur mit einer einzigen unedlen Anspielung den Ruf, das Geheimnis Isoldens bloß stellte.

Sie behauptet vielmehr, sich auch nicht der kleinsten Schuld gegen ihre Fraue bewußt zu sein. Es wäre denn: „nur allsoviel, was ich doch nicht verhoffen will", daß ihr die Königin um eines „Gewandes" wegen zürnte.

Da beide nämlich von Irland fortfuhren, hätten sie beide „zwei Gewand" besessen. Die „hatten wir uns beiden erwählt und ausgeschieden von anderem Gewand; die führten wir vom Lande: zwei Hemden, weiß wie lauter Schnee".

Auf der Überfahrt sei nun aber Isolden von der Sonne so heiß geworden, so „daß sie in den Tagen kaum etwas mochte tragen als nur ihr Hemd alleine, daß weiße und das reine. Also war ihr das Hemde lieb; daß sie es trug und so lange trieb, bis daß es übertragen gar und seine Weiße getrübet war".

Brangäne aber hatte das ihrige klüger und bedachter heimlich in ihrem Schreine „in reinen weißen Falten verborgen und gehalten", so daß sie es bei Isoldens Vermählung dieser, wenn auch „vielleicht nicht willig" leihen konnte. Das sei die einzige Schuld, deren sie sich gegen ihre Herrin bewußt wäre. „Und ist's nicht das, so weiß Gott, daß ich nimmermehr noch ihr Gebot noch ihr Begehr gering geachtet habe . . . auch sei ihr mein Tod vergeben! Die Seele befehl ich in Gottes Wacht, den Leib in eure Hand und Macht."

Solche rührende Treue und offenkundige Unschuld rührt denn auch die beiden Mörder, so daß sie Brangänen das Leben lassen und sie zunächst auf einem hohen Baume im Walde fest binden: „Daß sie die Wölfe nicht nähmen, bis daß sie wieder kämen."

Sie weisen Isolden dann die Zunge eines „Vogelhundes", statt, wie bedungen, jene Brangänens, zum Zeichen der vollführten That und berichten ihr ahnungslos die ganze durchsichtige Hemden-Allegorie vom Anfang bis zum Ende fort und verschweigen auch nicht ein Wort.

„Mehr nicht?" sprach da Frau Isolde und ward wie Schnee — „nein Fraue!" Isolde rief: „Weh und Waffen über dieses Leid! Unselige Mörder die ihr seid, was habt ihr angefangen? Ihr müsset beide hangen! . . . Ich hab euch befohlen meine Magd in eure Hut und Pflege, sie zu hüten auf dem Wege . . . . die müßt ihr mir wieder geben, oder es geht euch an das Leben!", eine Ausflucht, ein Raisonnement, welches selbst den beiden Mördern ein bischen zu stark ist.

„In Treuen sprachen sie zur Hand, Fraue, euer Herz und euer Mut, die sind nicht lauter und sind nicht gut; eure Zunge die ist sehr mannigfalt!“, Züge, die in der That so sehr an merowingische blutige Zeiten und Vorbilder gemahnen, daß wir ihnen sicherlich einen auf sehr hohes Alter der Tristan-Sage hinweisenden Charakter beimessen dürfen!

Psychologisch scheint uns aber selbst dieser Egoismus der „grimmen, mörderischen“ Isot immer noch verständlicher und menschlich näher gerückt, als die sofort dann stattfindende Versöhnung zwischen Brangäne und ihrer Herrin. Gottfried schildert sie indessen als mit großer Selbstverständlichkeit sich vollziehend wie folgt:

„Und da sie zur Isolden kam, Isolde sie in die Arme nahm und küßte sie auf Wang und Mund zu einer und derselben Stund ..... seit waren Brangäne und Isold im Herzen und im Sinne so voll Treue und Minne, daß sie nicht mehr auf Erden konnten geschieden werden .... Brangäne stand da am Hofe wohl, der Hof war ihres Lobes voll, sie war da wert bei allen und trug niemanden Gallen im Herzen nicht noch mit der That.“

Eine selbstlose Treue und ein Edelmut, den wir für ein komplettes psychologisches Unding halten müßten, wenn wir nicht an Herrn Hagen von Tronje ein ähnliches höchst charakteristisches Beispiel überkommen hätten!

Mit den eben geschilderten charakteristischen Zügen haben wir aber noch bei weitem nicht die noch übrigen ethischen und ästhetischen Unschönheiten und Verirrungen unserer Helden, in specie Tristans und Isoldens, berührt.

So z. B. das berühmte Gottesgericht, welches Gottfrieds Sarkasmus mit dem: „Vertrauen auf Gottes höf'sche Zucht“ und mit dem: „viel tugendhaften Christ, der hantierlich wie ein Eremit ist“, zu einem recht pikanten Ausfalle gegen die heilige und alleinseligmachende katholische Kirche reizt. So auch nicht die geradezu cynische Keckheit und Unverfrorenheit, mit welcher das minnetrunkene Liebespaar Herrn Marke-Menelaus immer neu wieder zu betrügen und seiner verbotenen Liebe kühn sich zu erfreuen weiß.

Wir glauben gerade hier oftmals auf ganz moderne, auf echt Wieland-Heinesche Züge zu treffen und einem so üppigen, genial liederlichen Kolorite zu begegnen, daß wir recht wohl begreifen, wie dieses farbensatte Gemälde des triumphierenden Ehebruches von mehr sitten-

ſtrengen, als künſtleriſch und objektiv denkenden Beurteilern mit Acht und Bann belegt werden konnte.

Eine Lektüre alſo für höhere Töchterſchulen, ein Litteratur-Genre, wie es z. B. von Dr. M. G. Conrad in ſeinen Werken ſo energiſch bekämpft wird, iſt dieſe Dichtung nun allerdings nicht.

Aber man hat doch auch wieder vielfach in ihrer Verurteilung des Guten zu viel gethan. Man hat vollſtändig überſehen, daß unſere deutſche Litteratur eine noch viel ſchlimmere Ehebruchsgeſchichte an ihrem treuen mütterlichen Buſen hegt: Goethes „Wahlverwandtſchaften“, in welchen in der bekannten Liebesſzene zwiſchen Eduard und Charlotte ein Gipfel der Kühnheit, ein Raffinement des pſychiſchen Ehebruches mitten im Vollgenuſſe des legitimen ehelichen Liebesglückes erreicht wird, gegen welches die ſämtlichen ſexuellen Exzeſſe des Gottfriedſchen Liebespaares kindlich, gegen welches der naive Realismus des mittelalterlichen Autors nahezu — harmlos wirkt. Dies nebenbei.

Alle Tadler ſind dagegen auch wieder über die großartigen Vorzüge und Schönheiten, über die geradezu ſtaunenswerte pſychologiſche Tiefe, die wunderbare poetiſche und beſonders auch ſprachliche Geſtaltungskraft des Gottfriedſchen Werkes einig, daß wir gerne darauf verzichten wollen, ſelbe auch für unſere Perſon noch des näheren hier zu beleuchten. Doch ſind wir von ihnen ſo ſehr durchdrungen, daß wir das Gottfriedſche Epos, als Dichtung, auch von R. Wagner für in keiner Weiſe erreicht erachten.

Dies ſcheint uns ſprachlich ſowohl, wie beſonders nach Seite der waldfriſchen, urwüchſigen, ganz wunderbar anmutenden Naivität Gottfrieds zu gelten, von der wir im Wagnerſchen Triſtan nur ſeltene und da nicht ſehr bedeutende Anklänge entdecken können.

Wagners ganze ſcharf ausgeprägte dichteriſche Individualität mochte wohl auch gerade dieſer heiteren lyriſchen Seite Gottfrieds in dem Maße widerſtreben, als ſeine hauptſächlichſte poetiſche Komplexion doch vorwaltend grader, pathetiſcher, dramatiſcher Natur genannt werden muß.

Deshalb mochte der Meiſter ſich denn auch viel mehr von dem tragiſchen, als von dem naiv-lyriſchen Kerne des Gottfriedſchen Werkes angezogen fühlen, womit natürlich — abgeſehen von dem Kompoſitionszwecke — eine total andere Ausgeſtaltung und Verarbeitung des Stoffes bedingt und gegeben war.

Zumeiſt dürfte aber Wagners Einflechtung modern-philoſophiſcher, d. h. Schopenhauerſcher Elemente, jene unmittelbare herzwarme und herzen-

gewinnende Wirkung seiner Dichtung geschmälert und vielfach geschädigt haben, die wir so wonnesam von der göttlichen Ursprünglichkeit und lebenswarmen Plastik seines Straßburger Vorgängers zu verspüren glauben.

Der nämlich kennt keine Sentimentalität (conf. S. 65—76 des Wagnerschen Textbuches!), der entwickelt auch nicht eine Spur der Nirwana-trunkenen, göttlich ew'gen Urvergessens-Anwandlungen (conf. S. 71), sondern ist vielmehr von alle dem das direkte, lachende, das realste irdischste Gegenteil!

Alles das hindert jedoch nicht im mindesten, daß nicht R. Wagner trotzdem von dem großen Real-Idealisten des dreizehnten Jahrhunderts aufs intensivste affiziert und von ihm zumeist zu einer der großartigsten seiner grandiosen Schöpfungen inspiriert worden ist.

Überall läßt sich im Tristan denn auch erkennen, wie tief und verständnisinnig Wagner in den Geist und das innerste Wesen seines großen Vorbildes einzudringen, sich ihm, soweit es seine dichterische Individualität überhaupt zuließ, zu assimilieren bereit war.

Am meisten scheint er sich Gottfriedscher Art und Empfindung übrigens in der 1. Szene des II. Aufzuges zu nähern, wenn Isolde dringend Brangänen anliegt, die „warnende Zünde" zu löschen: „Das Zeichen, Brangäne! O gib das Zeichen! Lösche des Lichts letzten Schein! Daß ganz sie sich neige, winke der Nacht! Schon goß sie ihr Schweigen durch Hain und Haus; schon füllt sie das Herz mit wonnigem Graus: o lösche das Licht nun aus! Lösche den scheuchenden Schein, laß meinen Liebsten ein!"

Ebenso in der prächtigen Stelle:

„Dein — Werk? O thör'ge Magd! Frau Minne kennteſt du nicht?
Nicht ihrer Wunder Macht?
Des kühnsten Mutes Königin, des Welten-Werdens Walterin,
Leben und Tod sind ihr unterthan, die sie webt aus Lust und Leid,
In Liebe wandelnd den Neid.
Des Todes Werk, nahm ich's vermessen zur Hand,
Frau Minne hat meiner Macht es entwandt"
u. s. w.,

Verse, welche die Wärme, Ursprünglichkeit und natürliche leidenschaftliche Kraft des mittelalterlichen Originals gewahren lassen, im III. Akte erst wieder — nach unserem Empfinden — bei der Stelle: „Das Schiff, siehst du es nicht?" ꝛc. noch einmal erreicht werden.

Wir sagten: „nach unserem Empfinden!" Denn nach unserem

heutigen bestimmten Dafürhalten gibt es in aestheticis ganz sicherlich keinen Kunstkanon, gibt es gar keine anderen greifbaren Gesetze und Regeln, als einzig nur unser persönliches Empfinden, unser ganz subjektives Miß- oder Wohlgefallen!

So allein nur ist es auch erklärlich, möglich und denkbar, wie ein Homer und Gottfried von Straßburg, ein Aeschylos, Gryphius, Shakespeare und Friedrich Schiller, ein Jos. Haydn, Beethoven und Richard Wagner sich entwickeln und trotz aller kolossalischen persönlichen, kulturellen und ästhetischen Verschiedenheiten dennoch so Schönes und Großes zu schaffen im stande waren (conf. E. Kulke).

In solcher, wie wir glauben, ruhiger und möglichst objektiver Auffassung und Betrachtung der Dinge müssen wir denn auch verzichten, die weitere subjektive Umgestaltung der Tristan-Fabel durch R. Wagner so weit zu verfolgen, als dieses hochinteressante Thema sich eigentlich thatsächlich verfolgen und besonders psychologisch zergliedern ließe. Wir beschränken uns vielmehr darauf, die Wagnersche Dichtung noch einmal und zwar mit allem Nachdrucke als in hohem Grade unserem modernen Schönheits- und Sittlichkeitsgefühle entsprechender und zusagender zu bezeichnen, als das Gottfriedsche Werk, was besonders von der viel maßvolleren Zeichnung Markes, Isoldens und Tristans gesagt sein soll.

Unsere modernen Sitten- und Splitterrichter werden diese unsere Behauptung vielleicht paradox finden. Sie werden sich möglicherweise sogar unwillig von uns abwenden und an dem „überflüssigen Mohren-Weißwaschungsversuche“ nicht teilnehmen wollen, weil man die Mohren Gottfried und R. Wagner einfach eben „nicht weiß kriegen kann!“

Gleichwohl denken wir unbeirrt zunächst den Nachweis zu liefern: daß Gottfried schon besser als sein Ruf ist, womit uns die praktische Nutzanwendung nach allem von uns bisher Beigebrachten für den Wagnerschen Tristan ganz von selbst sich ergeben muß.

Man ist eben unseres Erachtens bisher viel zu sehr darauf pikiert gewesen, in Gottfrieds unsterblichem Epos nichts, als einzig nur eine genial-lüderliche Apotheose der bloß sinnlichen und dazu noch ehebrecherischen Liebe erkennen zu wollen.

In dieser Voreingenommenheit und tendenziösen Einseitigkeit hat man aber eine ganze Summe von Gesichtspunkten und Thatsachen übersehen, die so recht dazu angethan sind, unsere kühnen, ja vielleicht extrem scheinenden Thesen zu bestätigen.

Wir nennen als solche vor allem die so wichtige, ja höchst wichtige Einleitung zu Tristan und Isolde, das ästhetische und ethische Glaubens-

bekenntnis Gottfrieds, welches gerade nach dieser Seite hin unsere volle ruhige kritische Würdigung verdient.

In der That hat denn auch selbst der sittenstrenge und parteiliche Wolfgang Menzel recht wohl herausgefühlt, daß es sich bei dem Gottfriedschen Werke um ein ganz eigenartiges, ethisches und ästhetisches Problem handle. „Es liegt in der menschlichen Natur, die Freiheit der Liebe zu verteidigen gegen den Zwang der Ehe," sagt Menzel, „die Vorrechte der Schönheit gegen die Anmaßungen des Häßlichen oder Gemeinen, den genialen Raub gegen das philisterhafte Monopol." („Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit", Teil I, S. 354.)

Aber bei genauerer Prüfung brauchen wir nicht einmal nach einem solchen willkommenen Strohhalme, nach einem solchen kraftgenialischen Rettungs- und Entschuldigungsmittel zu greifen. Das „Verbrechen" der beiden Liebenden muß nämlich zumeist auf die langen Beziehungen derselben schon vor Tristans Brautfahrt nach Irland zurückgeführt werden. Es ist schon auf den Zeitpunkt zurück zu datieren, wo Tristan noch von Morolds „getupptem" Schwerte wund, die Hilfe der heilkundigen Mutter Isoldens listig aufsuchte, als „Tantris" die Gunst der ersteren in so hohem Grade sich zu gewinnen weiß, daß er längere Zeit als Isoldens Lehr- und Hofmeister verwendet wird.

Damals hatte er seine schöne und begabte Schülerin übrigens auch in der „neuen" Kunst, die „wir nennen Moralitas (!), die Kunst, die lehret schöne Sitte", neben anderen Fertigkeiten unterwiesen, so daß sie zumeist durch Tristans Verdienste: „süßgemut" geworden war, von „Sitten und Geberden gut, konnte manch schönes Saitenspiel, schöner Geschicklichkeiten viel, Briefe und Schanzunen dichten, ihre Dichtung sichten und schlichten, sie konnte schreiben und lesen!"

Können wir uns da noch wundern, daß sie diesen höfischen und vortrefflichen Lehrmeister und Helden bei der berühmten Splitter-Entdeckungsszene nicht erschlug?

Können wir glauben, daß auch Tristan völlig ungerührt von der Schönheit und den anderen vielfachen Reizen der blonden Isolde während dieses ganzen Zeitraumes geblieben sei?

Bedarf es noch lange eines „Minne schaffenden" Liebetrankes, um es begreiflich zu machen, daß dieses edle, mit allen Vorzügen des Körpers und der Seele gleichmäßig geschmückte Menschenpaar von der Natur selber für einander geschaffen war, ganz notwendig von selber sich finden und lieben mußte?

Dazu noch die Seereise! Dazu noch der Umstand, daß Herr Tristan

schon seiner hofmännischen Pflicht gemäß: „sich wohl versah, daß er der Schönen wäre ein Trost zu ihrer Schwere" und aber: „so oft, als es erging, daß er mit Armen sie umfing gar süße und gar leise und aber nur in der Weise wie ein Mann seine Herrin soll".

Nehmen wir zu alle dem noch den ganzen weiteren Liebes-Entwickelungsprozeß hinzu, wie er in feinstpsychologischer Weise von Gottfried vor unseren Augen genetisch entfaltet wird, so glauben wir ein Recht zu der Annahme zu besitzen, daß die beiderseitigen Beziehungen des vielgeschmähten Liebespaares viel tiefere, innigere, mit einem Worte auch durchweg edlere gewesen seien, als man gewöhnlich zu glauben und anzunehmen geneigt ist.

Der ganzen von Gottfried gelieferten Zeichnung und Schilderung nach war es eben keineswegs nur der flüchtige, im Augenblicke des vollbefriedigten Liebesgenusses auch schon wieder verrauschte Reiz der bloß sinnlichen, bloß nur geschlechtlichen Liebe.

Es war vielmehr der Zaubertrank der echten, rechten und wahrhaftigen Minne, von dem sie gekostet hatten! Es war das Mysterium jener denkbar innigsten und vollkommensten Seelen- und Körperharmonie, die in der vollständigsten Sichselbstentäußerung, in dem gegenseitigen gänzlichen Ineinander-Aufgehen gipfelnd, eben darum auch die denkbar edelste, idealste Liebesverbindung zwischen Mann und Weib bedeutet.

Daß Meister Gottfried nun selber auch den Begriff eines solchen idealen Liebesverhältnisses seines Paares besessen, daß er vollauf das tiefste Wesen und die ganze Bedeutung dieser wahren und einzigen echten Minne gekannt habe, das scheint uns schon aus dem einen sehr bedeutsamen Umstande hervorzugehen, daß er seiner „immoralischen" Liebesgeschichte selber sittlich erziehende Kraft und Wirkung beimißt, wenn er sagt: „Uns ist noch heute gern vernommen und immer süß aufs neue ihr innigliche Treue, ihr Lieb und Leid, ihr Wonn' und Not; und sind sie auch schon lange tot, ihr süßer Name der lebet doch; es soll der Welt zu gute noch lange ihr Tod und immer leben, den Treubegehrenden Treue geben, den Ehrbegehrenden Ehre tragen, ihr Tod muß sich zu allen Tagen uns Lebenden lebend und neu erweisen; denn wo man je noch höret preisen ihre Treue, ihrer Treue Lauterkeit, ihr Herzelieb und Herzeleid, ist's aller edlen Herzen Brot: hiermit so lebt ihr beider Tod!"

Auch sind wohl sehr beweisend für unsere idealere Auffassung der

„unsittlichen" Liebeswelt Gottfrieds seine folgenden so außerordentlich bedeutsamen Einleitungsworte:

„Ich wende an eine Unmüßigkeit, der Welt zu liebe meine Zeit und edlen Herzen zu einer Labe, den Herzen, die ich im Herz habe, der Welt, zu der mein Herze hält. Nicht mein' ich ihrer aller Welt, nicht die, von der ich höre sagen, sie könne nicht Not noch Schwere tragen und wolle nur in Freuden schweben; die laß' auch Gott mit Freuden leben! Doch dieser Welt und ihrer Art bleibt meine Rede gern gespart. Ihr Leben und meines scheiden sich!"

Diese herrlichen Zeilen gewinnen aber noch dadurch ganz bedeutend an Gewicht und an Tiefe, daß sie von Gottfried höchst wahrscheinlich gegen seinen großen Gegner Herrn Wolfram von Eschenbach und damit überhaupt gegen den ganzen höfischen, minnesingerlichen Frauendienst seiner Zeit gerichtet sind.

Man empfindet geradezu den lebhaften Eindruck, als ob er mit jener Stelle diesem ganzen geschraubten, schließlich auch in bloßen äußerlichen Formalismus erstarrten, höfisch-exklusiven Minne-Dienste mit allem Bewußtsein begegnen wollte. Wir glauben den ganzen Nachdruck zu verspüren, mit welchem er dieser ungesunden Empfindungs-Erotik die ganze kernhafte Realität der echten kosmopolitischen Minne, mit welchem er der bloßen ritterlichen Liebes-Tändelei das tiefste Wesen jenes urdeutschen idealsten Liebes-Bündnisses entgegensetzte, dessen Basis und Schlußstein die „Treue" ist, das einzig der Tod nur zu scheiden und trennen vermag.

Dieses für unsere „Rettungs-Zwecke" hochwichtige, weil ja unzweifelhaft sittliche Moment der Treue glauben wir in dem Wagnerschen Tristan viel weniger kraftvoll und nachdrücklich verwertet zu finden. Eine Thatsache, die sich übrigens allein schon aus der großartigen Formverschiedenheit der beiden Werke genügend erklären ließe. Dort nämlich: behaglichste Breite und gemächlichste Weitschweifigkeit, penibelste Ausführlichkeit und feinste psychologische Miniaturmalerei. Hier dagegen: im großen derbe tüchtige Züge, dramatische Prägnanz, scharf umrissene, in letzter Linie immer auf den musikalischen Zweck Bedacht nehmende bloße Typen und herbe Kontouren.

Aber noch zweier Thatsachen möchten wir zum Schlusse unserer Studien hier Erwähnung gethan haben, welche für das vollausgeprägte Sittlichkeitsbewußtsein Gottfrieds ein sehr gewichtiges Wort reden dürften:

„Brangäne sprach: das reue Gott, daß so der Teufel seinen

Spott mit uns dreien gemachet hat!" und: „laßt diese Schande unter uns drei'n verschwiegen und verblieben sein!"

Zwei Stellen, die jedenfalls für die klare Sittlichkeitskenntnis des vielgeschmähten Autors zu zeugen geeigenschaftet sind.

Welche versöhnende und veredelnde Kraft solche Liebe und Treue wie die Tristans und Isoldens schließlich zu entfalten, auf die so außerordentlich feinfühlige und zarte Seele des Volks-Bewußtseins auszuüben vermag, das kann am besten aus der reizenden Sage erschlossen werden, der zufolge eine Rose und Rebe auf den Gräbern der beiden Liebenden wuchsen, die sich zärtlich, untrennbar zusammenneigten.

Damit wären wir denn endlich am Ende unserer Studie angelangt, die nur hoffentlich nicht eine sehr unfreiwillige Bestätigung des prächtigen Gottfriedschen Spruches gewesen sein soll:

„Klar leuchten, wie auf goldnem Grund,
Das Urteil und die Kunst im Bund.
Doch tritt der Neid in ihren Bund,
Da geht Urteil und Kunst zu Grund!"

Eine moslemitische Kef-Nacht.

Raucher-Arabesken von Alexander von Muschlitz.

(München.)

An der Straße zwischen Kairo und Alexandrien liegt Tantah, berühmt durch seine Moschee el Bedaui, ein kunstvoller Tempel im graziös-duftigen arabisch-maurischen Stile. Von einem frommen Süd-Araber-Scheik gestiftet, reich dotiert und dessen Namen tragend.

Im gebenedeiten Schatten der Moschee-Mauern sollen bedrängte kinderlose Haremsfrauen und allzu üppige Odalisken durch die Fürbitte ihres Schutzpatrons el Bedaui, des nun im Paradiese Mahomeds fromm schwelgenden Süd-Araber-Scheiks — nicht umsonst zu Allah flehen.

Süße Ahnungen strahlen aus ihren schönen dunkeln Augen mit den stolzen Brauen und den langen tiefschwarzen Atlaswimpern, geheimnisvoll überschattet von frommer Kontemplation. Liebeslust und junges Mutterglück verklären die Züge.

Den Blick sehnsüchtig, wie traumverloren nach Tantah gewendet, murmeln ihre von Mastix duftenden roten Lippen, an die hölzernen

Stäbe der Harems-Gitter liebesbrünstig gepreßt: „Allah Akbar, Gott ist groß!“

* * *

Doch wie in den böhmischen Heil-Quellorten zu Marien- und Franzensbad, weht auch über Tantah stets ein leiser Föhn von schwülen Ziscleleien, angefacht von den Visiten-Basilios, den Marabuts, Eunuchen, den russisch-asiatischen sage-femmes, — den gefürchteten Rivalen der Hakin-Auguren.

* * *

Da entsteht in den Gemächern einer gähnenden luxuriösen Harems-Langeweile ein intimes Raunzen und müdes Lachen einer vornehmen Odalisken-Welt.

Und mancher ehrwürdige Familien-Name wird durch den Hauch der Vipern — so nennt der mekkanische Mahomedaner seine Frauen Schwiegermütter — vergiftet und zu Grunde gerichtet, namentlich nach dem strengen Fastenmonate des Ramadan und den darauf folgenden pompös verrauschenden Festlichkeiten.

* * *

„Said jachawaya!“

„O guten Tag, Herr!“ — so tönte bei 29 Grad Celsius im Morgenschatten der monotone Gruß des Barbarino, eines Thürhüters zu Tantah mir unterwürfig entgegen, als ich die Schwelle einer vornehm gelegenen Okela reisemüde überschritt und endlich in ihre kühle Flur gelangte.

Das Landhaus stand in einem großen Stücke kultivierten Gartenlandes, das mit einer hohen Mauer sorgfältig umgeben war.

Daraus ragten, erhaben schön, turmhohe Cypressen, Cedern und schlanke Dattelpalmen in den duftig blauen Äther; ihre tiefschwarzen Schatten fielen, gigantisch verlaufend, auf den bereits im heißen Sonnenbrande glühenden Straßenstaub.

* * *

Der Eigentümer dieses klosterstillen Heims war auch der Besitzer von den berühmten Tabakpflanzungen zu „Genidze“, in der türkischen Provinz Kavala gelegen. Doch thöricht, wer glaubt, im Orient derartige feine Tabake und Zigarretten als Fremder leicht zu erwerben.

Nirgends wird ja mehr Unfug mit türkischen Tabaken und Zigar-

retten getrieben, als gerade im Orient selbst. Wie man die feinen Kabinetsweine bequemer und relativ echt in jenen Ländern und ihren Metropolen erhält, wo sie nicht gebaut werden — ähnlich verhält es sich mit den nikotinfreien edlen türkischen Genidze-Tabaken, dessen feinste Sorte „Mursal" genannt wird: man erhält sie in zweifelloser Qualität eher von einem Griechen in München, bei dem bayerischen Hoflieferanten Pan C. Papastathis, als im Reiche des Halbmondes.

* * *

Nach einem erquickenden Bade saß ich, behaglich eine köstliche Mursal-Zigarrette rauchend, auf der schattenkühlen und lauschig stillen Okela-Galerie in einem fashionablen Wolseley-Chair. Wie ehrlich schlug da wieder einmal ein zerfetztes Menschenherz!

Zu meinen Füßen lagen die Teppichbeete mit glühenden Rosen und Agaven, wie in roten Flammen zwischen unschuldigen weißen Blütenkelchen züngelnd.

Nervös brummende Hummelbären, bunte Schmetterlinge, graziöse Libellen gaukelten und liebelten darüber hin.

Es war eine verwirrende Farbenpracht in der zitternden Sonnenluft, durchflutet von dem süßen Dufte der Orangen und Limonen, der blühenden Pfirsiche und Mandeln, deren Stämme von Myrten reich umbuscht. Märchenhaft wölbten sich im Hintergrunde des Gartens die Pinien-Kronen wie dunkle Wolken über einem Harmes-Kiosk.

Ein zaubrischer Frieden lag über dieser verborgenen Welt. Süße Vogelstimmen lockten aus den Jasminbüschen.

In einer Grotte, beschattet von einem harzduftenden Haine von Mastix-Bäumen, Therebinten-Pistazien und gelbblühendem Lorbeer, plätscherten die Wasser kleiner Quellen, in tiefschmalen Rinnsalen den Garten lebhaft durchfurchend, um die herrlichen Fruchtstämme seiner Oliven und Feigen, mit edlem Weingehänge üppig umschlungen, zu laben.

Welch' bizarre und doch so wohlthuende Kontraste von Sonnenlicht, Blätterschatten, und düfteschwerer Luft vereinigten sich in dieser übersatten Orient-Natur!

Dumpfes Brausen zirpender Manna-Cikaden, — das Summen der von den Blüten trunken heimkehrenden Bienen vereinte sich zu einem betäubenden Akkord.

Es war wie ein Hochzeits-Adagio selig schwärmender Insektenwelt in einem Stückchen Paradies mahomedanischer Gartenkultur; eine Traum-

Arabeske zu dem genossenen „Kef“, von arabischer Gastfreundschaft moslemitischer high-life dem fremden Wanderer geboten.

* * *

Allmählich begann die kurze Abenddämmerung des Orients sich über Tantah und seiner großen Waarenmesse herabzusenken.

Obgleich der Sklavenhandel, wie der Haschisch-Schmuggel, von der Regierung zu Kairo strengstens verboten ist — so blüht er doch im Schatten des Pantoffels seines Scheik-ul-Islam, der nicht weniger mächtig, als sein römischer Pendant, an dem schon so viele papierene Kulturkampfunsterblichkeiten gescheitert sind.

* * *

Tausend Zelte mit ungezählten Kamelen und Eseln aller Arten lagerten gleich einer müd gehetzten und im Ersterben noch aufseufzenden Parlamentarier-Horde, die ihre Leithammel verloren, vor Tantah.

Es war ein kaleidoskopisch zusammengerüttelter Riesen-Komplex aller möglichen moslemitischen Völkerschaften, durchsetzt von gewinnsüchtigen Händlern europäisch-christlich-jüdischer Mischlingsrassen.

* * *

Aus den Zeltgassen schalten, zu den Klängen der rauschenden Tampurzias rezitiert, alte mahomedanische Volkslieder in melancholischer Monotonie. Mild verklärend schien der Vollmond über die geisterhaft leuchtende Moschee el Bedaui, von Gestalten in Burnussen und Haïks irrwischartig umhuscht.

Auf einmal zuckte blitzartig ein farbenprächtiger Strahlenbüschel über den nächtlich dämmernden wolkenfreien Horizont — und feierlich erhaben sank der purpurglühende Sonnenkoloß in das ferne Meer.

Da zitterte durch die seidenweiche Nachtluft der langgezogene Abendsegen, der näselnde Gebetsruf des Muezzin von der Galerie seines Minarets: „Der Friede sei mit euch — und Allahs Gnade spende seine Segnungen.“

Es war Nacht.

Es triumphierten die Sterne.

In den Zeltgassen verlöschten die Öllampen der großen Bazare.

Die Gluten der Heerdfeuer ergrauten zu Asche.

Grabesstille umpfing die Welt von Tantah, dem arg verliebten.

* * *

Da lief noch eine drollige Gestalt an dem Minarete vorüber, laut hinaufkichernd und den näselnden Gebetsruf des Muezzin noch einmal nachäffend: „Der Friede sei mit euch — und Allahs Gnade spende seine Segnungen — und wenn du alter Lump von einem Muezzin etwas bei dir hast, — dann herunter damit!“

Es war ein mekkanischer, stark von Mastixextrakt angesäuselter Marabut, in einem gestreiften halbseidenen Damenhaik phantastisch vermummt.

Nun war es wieder still. Doch meine ganze fromme Illusion ging verloren, als dieser trunkene Faun wie ein Zirkus-Clown an mir vorüber wankte und zickzackartig längs dem Schatten einer Gartenmauer dahinstäubte und auf einmal hinter dem Gerölle eines alt verfallenen Backofens spurlos verschwand.

* * *

„Pst!“ zischte eine Stimme aus einem stillen Gauklerzelte.

„Salem aleikum! Herr, willst du nicht die schwarzen Lilien vom Ganges, mit Aischa, ihrer Königin sehen?“

Ich wurde mit dem alten Indier handelseinig, nachdem die Verständigung durch ein englisch-französisches Kauderwelsch endlich gelungen war.

Nun führte er mich in ein besonderes kleineres Zelt, das in dem größeren mit einem besonderen Ausgange raffiniert versteckt war.

Gedämpft fiel das Vollmond- und Sternenlicht durch eine ausgeschnittene, kreisrunde Zeltöffnung, die mit einem verblichenen roten Seidenlappen zugedeckt war.

An einer Querstange hingen, leise schwingend an Kettchen, kleine aus Silber getriebene, brennende Öl-Lämpchen, mit Ambra parfümiert.

Nackte indische Mädchen lagen auf kostbaren Teppichen und kauerten auf zusammengehäuften üppigen Schiamseiden-Polstern.

Schön waren ihre dunklen Gesichtchen; die Augen von samtartigen schwarzen Wimpern schlummerstill halb geschlossen; die Hände zart gefärbt; rund und glatt die zarten Gelenke der Beine.

Verborgen rauschten im Takte die gedämpften Tampurzias und Triangeln zu den kurzen Rythmen verklingender Mandolinenweisen.

Jetzt erhoben sich die dunklen Gangesblumen von ihrem Lager, umhüllten sich mit Silbermuslin-Schleiern und umschwebten gleich Elfen ihre Königin: Aischa.

Wie die tanzende Salome vor dem alten Könige Herodias, so

ſtand Aiſcha in dem wogenden Elfenkreiſe, bald ſich rhythmiſch wiegend, bald feierlich ſchreitend. Auf einmal entfaltete ſich die ganze Mädchenſchar zu einem die Sinne berückenden Bilde einer verführungsvollen Fantaſia.

„Heiliger Scheik el Bedaui!“ War das ein altteſtamentariſcher frommer Opfertanz?

Mir ſchwand die Unterſcheidungskraft kritiſcher Vernunft. Ein Stärkerer hätte vielleicht die Definition gefunden: ſein graziöſes Gemiſch von lüſternem Bajaderen-Kankan und zukunftsmuſikaliſchem Sylphiden-Idyll!“

* * *

Der Tanz war zu Ende. Die Öllämpchen flackerten in den letzten Zügen. Die Mädchen waren wie in einer Verſenkung verſchwunden. Auch der alte Indier hatte mich verlaſſen. Mutterſeelenallein ſaß ich noch lange in der Polſterecke einer breiten niedrigen Bank, deren Sitz von Schalmeienrohr geflochten, und rauchte die neunundneunzigſte Zigarrette in dieſer denkwürdigen Nacht.

Die kleine Mouche.

Von Bernhard Hoff.

Deutſch von Emil Jonas.

Der Zug hält mit einem Stoß durch alle Koupees, und die „kleine Mouche“ hört trotz ihres Fieberſchlummers den Lärm der Wagenthüren, die auf- und zugeſchlagen werden, und die Rufe der Schaffner.

„Mama, iſt das jetzt Paris?“ ſagt ſie mit müder Stimme, indem ſie den Kopf von ihren Kiſſen emporhebt.

„Noch nicht, kleine Mouche,“ ſagt die Mutter, indem ſie ſich über ſie hinabbeugt und ängſtlich ihr Geſicht — dieſes ſchmale, magere Geſicht betrachtet, das der Mutter ſtündlich kleiner und magerer erſcheint, und ſie ſammelt die Kiſſen wieder um ſie: „Noch nicht, kleine Mouche, aber jetzt ſind wir bald dort . . .“

„Du ſagſt ſtets: bald,“ erwidert die kleine Mouche und ſchließt dann ihre müden Augen, die ihr brennen.

Und der Zug beginnt wieder zu laufen, ſchüttelnd und ſtoßend, ſo daß die kleine Mouche in ihren Kiſſen ſeufzt.

„Wie viele Stunden sind es jetzt?“ sagt sie.

„Siebzig . . .“

„Siebzig . . . nicht mehr . . . es wird niemals mehr . . .“ Die kleine Mouche zählt an den dünnen Fingern . . . Dann sind es noch sieben Stunden bis Paris,“ sagt sie.

„Ja, nur sieben Stunden bis Paris . . .“

„Wie es doch fern ist . . . Bukarest . . .“ Die kleine Mouche beginnt zu rechnen und zählt Stadt auf Stadt; aber dann wird sie müde von all den fremden Namen, die sie kaum auszusprechen vermag, sie seufzt matt und liegt wieder still zwischen ihren Kissen.

Die Mutter sitzt ihr gegenüber, bleich, mit gefalteten Händen im Schoße und lauscht dem Atemzuge der kleinen Mouche.

„Mama!“

„Ja, Mouche — mein Kind.“

„In diesem Jahr können wir wieder zum Wettrennen gehen.“

„Ja, mein Kind, in diesem Jahr können wir zum Wettrennen gehen.“

„Erinnerst du dich des Jahres? Wir sangen ‚meine‘ Operette — wir konnten während des ganzen Sommers nicht schließen — da war ich zum Wettrennen — mit dem kleinen Prinzen — in einem Wagen voll Rosen — und wir tranken Champagner im Wagen — und der kleine Prinz stand auf dem Tisch und hielt schreiend eine lange Rede — — und dann plötzlich“ — die kleine Mouche lacht; ihr Lachen ertönt fast wie ein trockener Husten — „fiel er in alle Rosen hinein, mit den Beinen in die Höhe . . . der dumme kleine Prinz . . .

Und Benning, erinnerst du dich seiner — der lange englische Kutscher — mit den roten Kotelettes — er, den wir vom Herzog von Gramont bekamen — er hatte einen Kranz von Rosen um seinen Hut — er wurde ganz betrunken und fluchte gar sehr oben auf seinem Bock, und wir schrieen im Wagen vor Angst, als wir heimkehrten . . .

Alle Lichter waren längs der Boulevards angezündet, als wir heimfuhren . . .“ Die kleine Mouche schweigt und liegt lächelnd da. „Ob der kleine Prinz jetzt in Paris sein mag?“ sagt sie nach kurzer Pause.

„Er ist vielleicht in Dieppe.“

„Dann schreiben wir ihm . . . o“ — und die kleine Mouche reicht der Mutter die brennende Hand — „es wird alles wieder gut . . . wenn wir nach Paris heimkommen.“

„Ja — dann wird es wieder gut werden . . .“

„Ich war es, die heimzukommen verlangte, liebe Mama,“ sagt die

kleine Mouche. „Was kümmen mich die Ärzte? Ich wußte wohl, daß es gut werden wird . . .“

. . . Ja, es war die kleine Mouche gewesen, die heim nach Paris wollte, fern von dem häßlichen Lande Rumänien, wo sie krank geworden war, indem sie vor „lauter Räubern“ singen mußte, heim nach Paris, wo die kleine Mouche in „ihrer Operette“ gesungen hatte . . .

Der berühmte Libretto-Verfasser hatte sie eines Abends in der ersten Reihe im Chor gesehen, wo sie stand und lächelte, ihre weißen Zähne zeigte und viele komische Grimassen machte, durch die sie stets die anderen jungen Mädchen in der Werkstatt der Madame Laplanche, wo sie Blumen machten, zum Lächeln brachte . . . und als der Akt vorüber war, ging er hinter die Kouliſſen zur kleinen Mouche, die in einer Ecke eine Apelsine verzehrte.

„Wie heißen Sie, Fräulein?“ fragte er.

„Kleine Mouche,“ erwiderte sie, sah von ihrer Apfelsine zu ihm empor und lachte.

„Kleine Mouche? Ach so! . . .“ er blickte sie an, sah die kleine, runde Figur und dieses neckische Koboldsgesicht und sagte: „Können Sie singen?“

„Hm!“ erwiderte die kleine Mouche mit dem Munde voll von einem Stück Apfelsine; „ich singe für . . .“

Am nächsten Vormittag wurde die kleine Mouche aufgefordert, zum Direktor zu kommen, und sie mußte ihm und zwei oder drei anderen alten „Nußknackern“ unten im Parket zwei Lieder vorsingen; sie klatschten in die Hände und riefen Bravo, und der Herr vom vorigen Abend sagte, daß er eine Rolle für sie schreiben würde . . .

Und dann sang die kleine Mouche in „ihrer Operette“ — während eines ganzen Jahres — dreihundertmal — ein ganzes Jahr.

„Wir wollen wieder in der Rue Rochefoucauld wohnen,“ sagt die kleine Mouche von ihren Kissen, „vielleicht können wir das alte Haus bekommen, . . nicht wahr, Mama? Es war so schön heimisch in Nr. 7.“

Die kleine Mouche denkt an das schöne Puppenhotel in der feinen, stillen Straße mit dem Speisesalon und der Spiegeldecke, wo man gelärmt, gelacht und getanzt hat — während vieler Nächte, so daß es die ganze Straße erweckte — und an den kleinen Salon, der schwarz tapeziert war, wo sie so steif wie eine Herzogin in dem großen Stuhl in der Ecke saß und „chers messieurs“ zu den Reportern und den Herren der verschiedenen Wohlthätigkeitskomitees sagte . . .

„Wie sie uns doch die Thür einliefen, Mama!“ sagt die kleine

Mouche; „kannst du dich dessen erinnern? ... Ach Gott, Herr Taupasin, der stets atemlos davonstürzte und immer falschen Bescheid gab, und der Kirchenvorsteher!“ — und die kleine Mouche versucht sich in den Kissen aufzurichten, so belebt wird sie bei dem Gedanken an den „Kirchenvorsteher“ — „der kleine, kugelrunde Kurzbein, der stets in Schweiß gebadet schien und der mich schließlich dahin brachte, daß ich für die neue Kapelle der Nonnen sang ...“

Die kleine Mouche lacht laut bei dem Gedanken, daß sie zu Gunsten der Kapelle der Nonnen gesungen habe ... dann bekommt sie einen Hustenanfall und sie preßt die Hände gegen ihre Brust und sinkt zurück in die Kissen ...

„Das war während der letzten Zeit,“ sagt sie matt, „bevor das andere Stück ...“

„Ja, das war während der letzten Zeit,“ sagte die Mutter seufzend.

Das „andere Stück“ — die kleine Mouche nennt sie nie anders, die zweite Operette, die nach „der ihrigen“ kam — und die nur dreimal ging ...

„Die drei Male!“ ...

Und ohne mehr zu sprechen, denken sie beide, Mutter und Tochter, an das „andere Stück“ und an dessen drei Abende ... als die kleine Mouche verzweifelnd unter Zischen und Pfeifen sang, bis ihr vor Schreck die Töne im Hals erstickten und sie ganz versteinert mit steif ausgestreckten Armen dastand, als wollte sie das Geschrei des rasenden Publikums abwehren ...

Der Vorhang ging auf und er fiel und wie im Schlaf sah die kleine Mouche den Saal mit den vielen Köpfen, hörte den Lärm wie ein dumpfes Gemurmel, sie sah ihre Mutter hinter den Kouliſſen stehen, erstarrt, mit ausgebreiteten Armen, als wollte sie sie umfangen, wenn sie fiel ...

Und der Lärm fuhr immer fort — das ewige Zischen und Pfeifen, welches sich über den ganzen Saal zerstreute ... Paris war der kleinen Mouche überdrüssig geworden.

... Die kleine Mouche fühlt es wie einen Stachel in ihrer Brust: „Erhebe mich,“ sagt sie, „erhebe mich ein wenig, Mama.“

Die Mutter erhebt sie ein wenig mit ihren Armen, und während sie sie im Sitzen aufrecht hält, küßt sie sie auf die Stirn, die von kaltem Schweiß bedeckt ist ...

„Weshalb weinst du?“ sagt die kleine Mouche.

„Ich weine nicht . . . jetzt wird es ja wieder gut — alles . . .“

„Ja,“ sagt Mouche, „wenn wir heimkommen.“

Und matt legt die kleine Mouche ihr Haupt auf die Kissen. Sie ist so müde.

Wie lange sie auch gereist sind — wie weit umher sie doch gekommen sind — während vier Jahre — in allen Ländern — gegen Süden und gegen Norden — wo sie in „ihrer“ Operette gesungen hat!

Ja, die kleine Mouche kann wohl müde sein . . . Und dann die Schmerzen, die immer schlimmer wurden, und die Sehnsucht — die Sehnsucht draußen in den fremden Landen . . . und der Husten jedesmal, wenn sie sang!

Die Stunden vergehen. Die kleine Mouche liegt still und schlummert, die Mutter kniet nieder und lauscht ihrem Atemzuge — er ist so schwer und schwach, und es pfeift in ihrer Brust . . .

Der Zug stößt und stöhnt. Draußen über die Gegend wird es finster . . . Die Mutter der kleinen Mouche kniet fortwährend vor ihrem Kinde.

„Mama!“

„Ja, liebe Mouche.“

„Wo sind wir jetzt?“

„Jetzt sind wir bald dort . . .“

„Bald!“ . . . Die kleine Mouche seufzt und sie beginnt die Decke, die die Mutter um sie geschlagen hat, bis ans Kinn hinaufzuziehen mit zitternden, unruhigen Fingern.

Sie schlummert wieder.

Hin und wieder schüttelt sie die Kälte, und die Mutter, die vor ihr kniet, fühlt angsterfüllt ihre Hände, die kalt sind, und die Füße unter den Decken, die wie Eis sind . . .

Und sie liegt und murmelt einige alte, halbvergessene Gebete und ringt die gefalteten Hände.

Der Zug hält wieder, und der Kondukteur schlägt die Wagenthüre auf, so daß die kleine Mouche erwacht beim Ruf der Zeitungsverkäufer: „Le Figaro! Gil Blas! Le Figaro!“ — und sie fährt empor.

„Mama . . . sind wir da?“

„Ja, das ist die letzte Station . . .“

„Mama“ . . . die kleine Mouche hält sich aufrecht und stützt sich auf die Arme — „dann müssen wir uns ankleiden . . . wir können doch nicht so nach Paris kommen.“

„Aber . . . Mouche . . . du . . . bist viel zu angegriffen . . .“

„Gewiß nicht, Mama“ . . . Mouche setzt die Füße auf den Boden, während sie die Hände gegen die Brust preßt — „Wo sind die Stiefel, Mama? . . . Zieh mir die Stiefel an“ . . . Die Mutter kniet nieder, nimmt die Stiefel und knöpft sie voller Angst um die todeskalten Füße der kleinen Mouche . , . „und den Mantel, Mama . . . es ist am besten, den Mantel zu nehmen“ . . . die kleine Mouche versucht zu lächeln . . . „im Mantel sieht man nicht, wie mager ich geworden bin . . .

Und Mama — den roten Schleier . . . willst du ihn binden?“ . . . Mouche hält das müde Haupt empor, während die Mutter den Schleier um den Hut bindet — „Dank! es ist gut . . . gib mir den Spiegel — den kleinen Spiegel . . .“

Mouche bekommt den Spiegel, und sie hält ihn einen Augenblick in ihren kraftlosen Händen. Sie sieht ihr Gesicht, das steif und unkenntlich ist, und die Augen, die in tiefen Höhlen brennen.

„Nein,“ sagt sie, und der Spiegel gleitet auf den Boden hinab, „der kleine Prinz wird mich nicht erkennen.“

Sie sitzt ein wenig zusammengebeugt, sich an den Sitz klammernd:

„Sieht man Paris?“ sagt sie und zittert vor Kälte in ihrem Pelz.

Die Mutter steht am Fenster; heimlich trocknet sie ihre Thränen mit der Gardine des Waggons.

„Noch nicht, Mouche.“ . . .

„Sieht man es jetzt?“

„Noch nicht.“ . . .

„Sieht man auch keine Lichter?“ sagt sie, und plötzlich erhebt sie sich, umfaßt die Mutter und hält sich aufrecht.

„Laß das Fenster herunter,“ sagt sie, „ich will sehen.“ . .

Und aus dem Koupeefenster gebeugt — während der rote Schleier weithin flattert — sieht die kleine Mouche am Horizont eine lichte Wolke. Es sind die Lichter von Paris.

Und mit einem Seufzer fällt sie zurück — sie streckt die Arme aus: „Mama — wo bist du? . . . Mama . . . die Lichter . . . Mama!“

Und schlaff fallen die Arme herab, und der Mund öffnet sich weit . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Paris — Paris — Paris! Ein Strom vom Licht des Bahnhofs fällt in die Koupees. Die Thüren werden geöffnet, und die Gepäckträger schreien. —

Die Mutter der kleinen Mouche hört es nicht. Still jammernd liegt sie gebeugt über der Leiche ihrer Tochter.

„Unter flatternden Fahnen.“*)

Von Heinrich von Reder.
(München.)

Da „presch“ er daher auf dem knochigen Holsten-Gaul, mit eingesetzten Zinken, ventre à terre, mitten in den Feind, in der Linken die flatternde Fahne, in der Rechten das blitzende Schwert, der spitzbehelmte preußische Hauptmann Detlev von Lilienkron auf dem — deutschen Pegasus. Hinein in die Schlacht! Vor seinen Berserkerstreichen stieben die roten und blauen Hosen wie Spreu im Nordwind. Für Gott, König und Vaterland, hinein in die Schlacht! Rauch und Flammen „zornen“ zum Himmel, Blut, Blut, Mordgeheul, herunterstürzende Dächer, Einzelkampf in Thüren, Fenstern und Zimmern. — Was gilt dem Genius der Tod?

Mitten im Kampfgewühl bringt Leutnant Kühne ein Tellerchen mit zwei Gläsern Madeira und zwei Kaviar-Semmeln: „Ich kann den Wein wirklich empfehlen von Schneekloth aus Kiel.“ Ein prächtiger Leutnant. Unsere Leutnants machen uns die Franzosen nicht nach, ein Flügelwort des deutschen eisernen Kanzlers.

„An einem einzelstehenden Haus sitzt im Vorgarten ein Greis. Er stiert uns mit haßerfüllten Augen an. Ihm zur Seite steht ein junges Mädchen. Ihr schönes, blasses, von schwarzen Haaren umrahmtes Gesicht blickt uns finster in die Augen. Keiner von uns wagt ein Wort ihr zuzurufen.“

Im Gegensatz liegt die Kunst, sagt Victor Hugo.

Die Blutarbeit ist gethan. Der Hauptmann sitzt ab. In einem Erlenhorst wird bivakiert. Am selben Birkenstamm schnarcht ein General. Leutnant Behrens weckt ihn, ohne seinen Rang zu kennen: Aber das geht wirklich nicht mehr an, Herr Kamerad. Der General erwidert unwirsch: Legen Sie sich nur wieder aufs Ohr. Ich bitte Sie, Ihr Schnarchen von vorhin einzudämmen.

Köstlich! Wenn die Generäle geschnarcht haben, wird die Schuld auf die Leutnants geschoben. Einer muß immer die Verantwortung tragen. —

In des Hauptmanns Armen stirbt ein Jäger: Mutter, Mutter, daß du bei mir bist. Ein Pintscher, mit Staub und Blut am lahmen

*) Militärische und andere Erzählungen von Detlev Freiherr von Liliencron. Leipzig, W. Friedrich.

Hinterbeinchen, sucht seinen Herrn, einen jungen Jägeroffizier. Er findet ihn tot. Der Hund ersetzte die Mutter. Das ist zu Thränen rührend.

Herr Leutnant Kühne präsentiert wieder ein Theebrettchen mit Hamburger Rinderzunge und einem Gläschen Cantenac: Euer Exzellenz gefällig? „Nun denn, wir sind alle Menschen,“ sagte der General und ließ sich's schmecken.

Ja wohl, wir sind alle Menschen, nur unter verschiedenen Bedingnissen, der eine mit doppelt breiten Hosenstreifen, der andere mit dünnem Passe-poil.

Jahre liegen dazwischen. Vom Schlachtfeld in eine Hamburger Matrosen-Kneipe. Über die Bassermannschen Gestalten und den Dunst der Punsch-Bowle hat Liliencron den Duft der Poesie gebreitet, herzergreifend: „Innigst geliebter Fritz! Lebe ich denn noch? Daß du von mich gegangen bist was That ich dir und hast deine Hanne nun zu todt gemacht —“

Das ist leibhaftiger Realismus, der nur nachgeschrieben, aber nicht erfunden werden kann. Wen er nicht mitten ins Herz trifft, der hat keins. Was sind dagegen alle parfümierten Salonsalbadereien!

Ein „Töpfer“ geht in die keramische Ausstellung. Er hat gleiche Gebilde der Kunst geschaffen und bietet seine Zeichnungen einem Kunstjuden. Zehntausend Mark. Der Jude: Tausend Mark. Der Künstler ging, aber er kam wieder. Ihn zwang die Not. Liebes Weib, von diesem Gelde wollen wir eine kurze Zeit leben und dann sterben. Die weißen Pülverchen schmecken wie Zucker. Die wilde Jagd rauscht vorüber, es ist auch eine Wäscherin darunter. Halali!

Die lieben Menschen sprachen drei Tage von dem schauervollen Ereignis. (Familien-Drama.) Merkst du was, mein deutsches Branntweinsteuerlandsturm-Volk von dem Lose deiner Künstler und Dichter? Ja, Bunzlauer Kaffeekannen. Die Mensch sein ein Plebs, sagte der ganz verrückte Kierl, de ol dänische Oberst. —

Und wieder hinein in die Schlacht. Katzen auf dem Raubzug. Der Hof la Grenouille soll angezündet werden. Die drastische Schilderung ist eine Momentphotographie, erlebt und geschildert, wie nur die Feder Liliencrons es vermochte, „Das Schwein soll lautlos erwürgt werden. Zu Befehl.“ Armes Schwein, du Opfer auf dem Altare des Mars! Es wurde aber noch ein Opfer gebracht. Den besten Freund Helmsdorff traf ein Granatsplitter. Barmherzige Schwestern — küssen wir ihnen den Saum ihrer Gewänder — pflegen ihn. Auf dem Lampen-

schirm tanzt ein Narr mit der Schellenkappe, ho und heidi! Aus einem großen Grab starren viele tausend Arme (in hechtgrauer Farbe —) mit ineinander gekrampften Fingern mir entgegen — und der Narr lacht.

Wir lachen nicht.

Der „Portepeefähnrich Schadius“ ist eine ebenso humoristische als tragische Feldzugs-Episode. Die märchenhafte Phantasie des Dichters zaubert ein Eidechsen-Schloß aus dem Boden, wie es fabelhafter Scheherasade nicht hätte erfinden können, wenn sie dem alten Sultan den Bart kraute, um ihn am Einschlafen zu verhindern. In dem Tragantkastell mit der Petrefakten-Mumien-Besatzung von sechs zopfigen Menuett-Soldaten wird uns wundersam zu Mute. Die sehen uns mit klugen Eidechsenaugen an und schlagen sie auf wie die Blendungen ihrer Rokoko-Kanonen, die dann lächerlich furchtbar aus den Scharten hervorgucken, quaerens quemque devorent. Auf dem Wege zu dem spitzmausartigen, komisch gutmütigen, aber dabei doch sehr süffisanten Operetten-Gouverneur geraten wir von einer Feerie putziger Soldateska-Kleinkrämerei in die andere, ohne aus dem Irrgarten des Verblüfftseins herauszukommen. Wir reiten mit dem flotten Husarengeneral und seinem Trompeter unter dem Parlamentär-Laken auf schwindelhohen schmalen Brücken über Abgründe, wo unten in unsichtbarer Tiefe der Fluß Dampfwolken kocht und sich wie eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, um den Fuß der Eidechsenburg schlingt, wir zwängen uns mit ihm durch lange, enge, dunkle Felsengänge, bis wir zuletzt von dem Gouverneur in voller Uniform, mit Orden behangen und einem Stelzfuß, im Salon seinem Ehegemahl, einer uralten Dame, vorgestellt werden. Das begibt sich alles mit Reifrock-Courtoisie und Stöckelschuh-Eleganz zwischen Todfeinden, dem Prussien und dem Franzosen. Die Verstellungskunst der Menschen ist wunderbar.

Im tragischen Schluß der Novelette wird die „blaue Blume“ gesucht. Beim Kampfe mit den Franktireurs werden der wackere Portepeefähnrich und der Husarengeneral getötet. Die blaue Blume war eine schöne junge Französin. Fanchette, ich liebe dich! Merkwürdige, menschlich rührende Übereinstimmung zwischen den Gefühlen eines Generals und eines Fähnrichs für das Ewig-Weibliche. Das flammende Herz ist durch Flammen ausgelöscht. Dann kam der Friede und verschenkte auf den zerstampften Äckern Spaten und Pflüge. —

Es war einmal — das ist der Anfang und das Ende von allem Lieben und Hassen. Wer will behaupten, ob nicht auch einmal die Deutschen und Franzosen die halbvermoderten Gebeine der Gefallenen

ausgraben, in einem gemeinsamen Beinhause zum ewigen Gedächtnis sammeln, die Schädel und Schenkelknochen arabeskenartig verbunden, bei welcher Gelegenheit sodann die Verbrüderung der beiden Völker vom Knochen-Komitee mit einem solennen Diner und strömendem Sekt gefeiert wird? Die Toten werden nicht mehr lebendig, sonst würden sie fragen: Wo hängt die Wurst?

Der Raum gestattet nicht, das ganze köstliche Buch weiter zu analysieren. Es sind die ergreifendsten, dem Leben abgelauschten Geschichten in einer Diktion, wie sie lebendig, glänzend, farbig und kurzgedrängt nur wenigen, von Gott begnadeten, zu Gebote steht. Die „Übungsblätter“ sind ein Perlenkranz der prächtigsten Skizzen. Da reitet Liliencron wieder in die Schlacht. Diesmal mit schmetternden Streichen gegen das wilde Heer. Hetz, hetz! Hinter dem Glück das Unglück. Gefolge: Krankheit, Kummer, Elend und Not, die Armut auf dem dürren Klepper, der Haß, die Rache, der Neid, die Eifersucht, der germanische Gott des Suffs, das Gewissen, die Trägheit auf dem Esel, der Satan mit seinen beiden Buhlen, der Lüge nnd der Gemeinheit (O wenn sie doch verreckte, mein edler Dichter Hermann Lingg) drauf und nochmal drauf! Und Gott segne deine Klinge, wackerer Detlev. Da bekommt er einen Stich mitten durchs Herz. Er breitet die Arme aus und seufzt: Julianka, Julian — ka. Wilde Gänse fliegen vorüber und: Du bist — der bes — te Bru — der a — auch nicht, spielte plötzlich die alte Rokoko-Uhr.

Im Gegensatz liegt die Kunst, sagte der Franzose, in Herz, Hirn und Hand, sagt Amyntor, der Deutsche. Wer's kann. Liliencron kann's, dessen mag sich jeder überzeugen, der das Buch kauft oder nach alter teutonischer Gewohnheit — sich leiht. Diese „Flatternden Fahnen“ sind mit dem Herzblut des Dichters getränkt.

„Aber hären Se, sähen Se! Da hab ich doch einen Flecken entdeckt, der aussieht wie Dinte;“ so wird wohl auch dieses Buch beschnüffeln ein Kritikus in Berka an der Ilm, dessen Name jedoch in Kürschners Litteratur-Kalender unter 12 000 Schriftstellern nicht zu finden.

„Hären Se, sähen Se. Die Nachahmung der Naturlaute auf Seite 13: Kkapklapklapklapklap! Das ist, nach meinem Ohr gemessen, mindestens um drei Klappen zu lang — —“

O du blutiger Heiland von Berka an der Ilm. Vergleichen Sie doch, mein Bester, damit den prächtigen Naturlaut des alten Fritz in der Schlacht von Zorndorf. Mit dem können Sie sich sicher zufrieden stellen.

Es lebe Fridericus Rex!
— — — — — —
„Die Scheißkerls — — —“ (conf. S. 213)
Und der Dintenklecks! —

Ein Hurrah für Detlev von Liliencron!

Aus dem Kunstleben.

„Die geringe Phantasie und Pietät der Schweizer ist bekannt. Jetzt hat der Besitzer der architektonischen Reste von Geßlers Burg bei Küßnacht, wie die „N. Zür. Ztg.“ meldet, diese Mauern abzubrechen begonnen, um Stallungen aus den historischen Steinen zu bauen.“ Also läßt sich die „Sächsische Landeszeitung“ (Dresdener Tageblatt) vernehmen.

Geringe Phantasie der Schweizer! Aber, liebste „Sächsische“, mit einem Novellisten wie Gottfried Keller und einem Maler wie Arnold Böcklin — um nur diese beiden Unvergleichlichen zu nennen — können sich die Schweizer einstweilen schon über ihre „geringe Phantasie“ trösten. Und die geringe Pietät — einige lumpige Mauerreste einer elenden Raubburg nicht verehrungsvoll unter einem Glassturz bis zum jüngsten Tage aufzubewahren und zur Überwachung nicht noch einen gut besoldeten Konservator mit akademischer Bildung anzustellen! Geliebte „Sächsische“, uns Deutschen wäre vielleicht auch wohler, wenn wir etwas weniger Phantasie für alte Steinhaufen und mehr Pietät für lebendige Künstler und Dichter hätten. Siehe die Statistik der verhungerten oder vor Elend wahnsinnig gewordenen deutschen Phantasie- und Pietäts-Heroen! Der Berliner Dichter Albert Lindner schmachtet heute noch in einer miserablen Zelle des Irrenhauses zu Dalldorf, und die Nachkommen des Berliner Tondichters Lortzing treiben sich hungernd in der Welt herum! Der Berliner General-Intendant Graf Hochberg kann natürlich vor lauter Kleiderordnungen und anderen phantasie- und pietätvollen Unternehmungen nicht an solche Lappalien denken, aus seiner Kunstwirtschaft etwas zur Unterstützung jener armen Teufel zu erübrigen.

— Fritz v. Uhdes neueste Farbendichtung „Komm' Herr Jesu, sei unser Gast“ hat alle Vorzüge der realistischen Technik des berühmten Münchener Meisters. Sicher wird das ergreifend schöne Bild bald einen Käufer aus jenen Gesellschaftskreisen finden, denen das Essen auch ohne evangelisches Tischgebet schmeckt. Armut und Frömmigkeit — dürfen sich geschmeichelt fühlen, wenigstens in Meisterbildern in den stilvollen Salons unserer als Kunstfreunde gefeierten Schwelger und Prasser ein angenehmes Plätzchen zu erhalten. Notre art, comme nous l'entendons, est un art de millionaire!

— Felix Draeseke hat eine neue Symphonie vollendet, die am 13. Januar zum erstenmal von der königlichen Hofkapelle in Dresden ausgeführt worden ist. Ludwig Hartmann charakterisiert das neue Werk des genialen Komponisten folgendermaßen: „Die Symphonie ist das vierzigste Werk Felix Draesekes, und steht in C-dur und A-moll. Sie ist enorm schwer zu spielen, stark, indes höchst kenntnisvoll

instrumentiert und vom strengsten Ernst durchweht. Wie der Autor, so hat auch das Werk gar nichts Verbindliches, aber wohl fesselt seine Kühnheit und Spannkraft. Wir haben so mancher Symphonie der Jetztzeit die eigentlich symphonischen Gedanken abgesprochen. Hier ist thatsächlich alles symphonisch, groß, weit, kühn und darüber hinaus keck und trotzend. Denn das Finale ist wirklich in seiner stürmischen Wildheit des Streichorchesters (Tarantelle), in das hinein nun alle in den ersten Sätzen vorgekommenen Themen hineingeblasen werden, ein Monstrum von Trotz, ein Pläsier am Dissonieren, das dem Komponisten nur neue Gegner schaffen kann. Uns stört es nicht. Logisch, streng geordnet und quantitativ wie qualitativ machtvoll steigernd ist dieser Satz, der also die Schwächen der Symphonien von Brahms, Raff und Rubinstein — schwachausgehende Finales — nicht hat. Nach dem babylonischen Turmbau dieses Satzes schweigt plötzlich der Sturm — und mit dem Thema der Einleitung schließt die Symphonie ab, als wenn sie der friedlichsten Stunde Vater Haydns entsprossen wäre. Wir sind verblüfft, dann aber gerührt, und man muß es sein, obzwar der Gegensatz hier übertrieben scharf wirkt, es ist, als sähe man durch die zerreißenden Gewitterwolken in den blauen Himmel und weiter, bis da, wo die Engel von ewigem Frieden singen .... Der erste Satz ist nichts, als in Töne umgesetzte Energie. Er ist maßvoll und sein zweites Thema besonders schön. Unerbittlich wirkt das Adagio, eine Trauermusik ohne Versöhnung, hoffnungslos abschneidend, obgleich voller plastischer Melodik. Bis zu kaustischem Humor steigt das Scherzo an, in seinem Coda sogar bis zu erquickender Liebenswürdigkeit. Des Finale gedachten wir zuerst. Über die Konstruktion der Themen wird erst die Druckbeendung ein allgemein faßliches Bild geben."

— Der Prinz-Regent von Bayern, bekannt als großer Freund und Förderer der bildenden Künste, ist bereits von einer großen Zahl von mehr oder weniger hervorragenden Malern und Bildhauern porträtiert worden. Das künstlerisch wertvollste Ölbild Sr. Kgl. Hoheit hat bis jetzt der Professor Holmberg geliefert, das nächstbeste der Direktor F. A. v. Kaulbach. Unter den Bildhauern hat neuerdings der Prof. Wilhem Rümann mit seiner Prinz-Regenten-Statuette in ganzer Figur und in spanischer Tracht den Vogel abgeschossen. Sr. Kgl. Hoheit Prinz Luitpold ist übrigens ein außerordentlich dankbarer Vorwurf für skulpturale Nachbildung: seine hohe Gestalt von edelstem Ebenmaß, sein prachtvolles Bein insonderheit, gestählt durch Gemsjagdsport, sein durchgearbeitetes, wetterhartes Haupt mit dem voll herabwallenden Bart — bieten dem Künstler verlockenden Anreiz zu naturwahrer Wiedergabe.

— Des Grafen Adolf Friedrich v. Schack, unseres berühmten deutschen Edelmann-Schriftstellers im vornehmsten Sinne des Wortes, seit fast zwölf Jahren ruhende große Tragödie „Die Pisaner" wurde vom Kgl. Hoftheater in München neu eingeübt und mit vielem Beifalle aufgeführt. Max Bernstein, der ständige Theaterreferent der „Münchener Neuesten Nachrichten", schreibt darüber:

„So Vieles und Bedeutendes der verehrungswürdige Autor dieser Tragödie, kunstübend und kunstfördernd, geleistet und gewirkt hat: niemals ist er herabgestiegen, einem unedlen Geschmack zu huldigen, mit unedlen Mitteln Erfolge gewinnen zu wollen. Stets hat er dem nachgestrebt, was ihm würdig und groß erschien, unnachgiebig gegen die Laune des Tages — wie er im Nachwort zu den Pisanern es ausspricht: „Ich bin der Meinung, man dürfe grundlosen Einwürfen keine Konzessionen machen". Und er selbst hat an verschiedenen Stellen seiner Schriften einige der Ursachen dargelegt, welche tragischen Stoffen den Weg des modernen Theaters erschweren. Gestern wären diese trüben Betrachtungen allerdings nicht am Orte gewesen, denn „Die Pisaner" wurden

mit vielem Beifall aufgenommen. Oft wiederholte, lebhafte Hervorrufe gaben Zeugnis, daß das Publikum auch von der gesamten Darstellung, insbesondere von den Herren Wohlmuth und Fuchs als „Ruggieri" und „Ugolino", höchlich befriedigt war. Bei näherer Betrachtung wird man dieses günstige Urteil über die Darstellung mehr freundlich als richtig finden. Wenn man nicht Lärm für Pathos, ein betäubendes Durcheinander für tragisches Spiel nehmen will: so wird man sagen müssen, daß diese Vorstellung, von gelungenen Einzelheiten abgesehen, zu den mindest guten gehört, welche das Hoftheater in den letzten Monaten geboten hat. Herr Fuchs hat den Kampf mit seiner widerstrebenden Stimme schon oft viel besser bestanden, als gestern. Herr Wohlmuth hat eine schwache Stimme, welche noch dadurch verliert, daß er das R nur mit kraftlosem Kehllaut auszusprechen vermag. Wenn er, wie in der zweiten Hälfte der Rolle des „Ruggieri", sehr laut sein will, so erhält man die unangenehme Empfindung, daß er sich überschreit. Man vergleiche damit, wie etwa Herr Häuser oder Herr Schneider laut sprechen — da merkt man ruhige, sichere Kraft; bei Herrn Wohlmuth fühlt man unruhig ringende Anstrengung. Schon oft ist darauf hingewiesen worden, daß manchmal an der Hofbühne die Exposition großer tragischer Werke undeutlich gegeben zu werden pflegt, daß die Mitspielenden zu viel lärmen, daß durch die Bevorzugung der Deklamation vor der Charakteristik aller künstlerische Stil verloren geht. Diese Fehler haben die Vorstellung der „Pisaner" zu einer sehr minderwertigen schauspielerischen Leistung gemacht — die überdies fast eine halbe Stunde länger dauerte, als der Theaterzettel versprach."

Die Berechtigung dieser kritischen Ausstellungen im vollen Umfange zugegeben, dürfen wir doch nicht verhehlen, daß die Darstellung der „Pisaner" sehr viel mehr hervorragende Momente schauspielerischer Kunst bot, als das Bernsteinsche Referat vermuten läßt, und daß besonders Herr Wohlmuth durch feine, geistreiche Charakterisierung seines „Ruggieri" den Mangel an Stimmschönheit wettzumachen wußte. Freilich, im Schreien wurde bei dieser Aufführung des Guten zu viel gethan — von allen, ohne Ausnahme, und wenn wir nach dem „Geschrei" die „Wolle" wägen, könnte der Befund nur lauten: zu wenig. Gott besser's! Fritz Hammer.

Vom Büchertisch.

P. T. Hanslick und der Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt.

Man muß Häckels Schöpfungsgeschichte einem pietistischen Bauernpfarrer, Schopenhauers Philosophie einem akademischen Professor-Eulenspiegel, die Offenbarung Sankt Johannis einem feuilletonistischen Kommis-Voyageur — und den Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt einem Eduard Hanslick zum Rezensieren geben: und die blasierte Welt, des Staunens entwöhnt, wird sich doch ein Weilchen erstaunen müssen ob dem Maße von Dummheit, Gemeinheit und Arroganz, das sich die sogenannte gebildete Gesellschaft von den sogenannten Rezensenten als sogenanntes kritisches Urteil in den höchsten und intimsten Geistesangelegenheiten genialer Individualitäten bieten läßt. Der Übermensch vom Untermenschen beurteilt, der Schöpfungsmächtige vom Impotenten in Zucht genommen, der Genius im Äther mit dem weltweiten Adlerblick

von dem Kurzauge eines kritikasternden grünen Grashupfers gemaßregelt, der Offenbarungsgeist, der in sich Weltuntergänge und Weltschöpfungen, die höchsten Wonnen und tiefsten Schmerzen durchlebt, angegröhlt von dem kleinen, fetten Prasser an der Ehrentafel der herrschenden Mittelmäßigkeit, von dem Nachtisch-Spaßmacher, der nichts in sich erlebt hat als die Beschwerden seiner eigenen Unverdaulichkeit!

Und nach dem ersten Erstaunen beschleicht uns eine milde humoristische Stimmung, in der sich alle menschliche Dummheit und Gemeinheit und Arroganz in Dunst auflöst. Es ist und war ja doch nichts! Ein dreckiges Wölkchen, das frech an der Sonne vorübersliegt. An der Sonne! Was kümmert sie das bischen Dreck und Wolkendunst!

Nun mache ruhig dein Späßchen, Herr Geheimrat Professor Doktor Eduard von Hanslick über den Briefwechsel der erhabenen Kunst-Dioskuren Wagner und Liszt. — Dein Parterre lauscht:

Hanslick setzt sich auf sein Gackerstühlchen unter dem Strich der Wiener neuen (!) freien (!!) Presse und — preßt:

„Was er an Liszt schreibt, liest sich wie siedendes Wasser!"

Bravo! Bravissimo! Eljen! Ein gottvoller Vergleich! Bitte, bitte, Herr Geheimrat, noch einen solchen!

(Für sich: „Ja, meine teuern Verehrer, das geht nicht so leicht. Wartet nur a Bisl — — So, jetzt." Laut:) „Was er an Liszt schreibt, liest sich wie flammendes Pech."

(Während Hanslick verschnauft, das Parterre:) „Bra—vissi—mooo! Ach, Gott, wie unsagbar geistreich. Welch' eine Bildkraft, man sieht's, man hört's, man fühlt's, man riecht's. Höher kann man's nimmer treiben — — (Einige kugeln sich vor Bewunderung, andere schluchzen, stöhnen u. s. w. vor Entzücken.)

(Hanslick für sich: „Probier'n mer's, ob mer noch was Stärker's 'rausbring'n, noch an höhern Spinat." Dann, als die Ordnung im Parterre wieder hergestellt, laut, mit rhetorischem Pathos:) „Fast in jedem seiner Briefe sehen wir nebeneinander zwei rauchende Feuersäulen aufsteigen."

(Das Parterre in unbeschreiblichem Begeisterungstaumel verfällt in epileptische Krämpfe — wirre Stimmen ringen sich aus dem Chaos, man sieht flehentlich erhobene Hände:) „Hör'n's auf, Exzellenz, mer könna nimmer, hör'n's auf!" (Die Stärkeren raffen sich auf und rekapitulieren in dumpfen Schauern vor sich hin: „Siedendes Wasser . . . flammendes Pech . . . rauchende Feuersäulen . . ." und im instinktiven Nachahmungstrieb die Bilderreihe fortsetzend und verwirrend: „flammendes Wasser . . . säuliges Pech . . . siedende Raucher . . . wäss'riges Feuer . . .").

(Hanslick, sich feierlich erhebend, sein Zeitungspapier majestätisch schwingend:) „Diese beiden — stolzen — Feuergarben — prasseln schließlich — immer zu . . ." (Totenstille im Parterre; der Sprecher sinkt ruckweise auf sein Gackerstühlchen nieder) „. . . immer zu — dem — kläglichen — Aschenhäuflein zusammen:" (klanglos auf dem Sitz) „Schick mir Geld!"

Und klanglos echot's aus dem Parterre: „Schick mir Geld! Schick mir Geld!"

Der Vorhang fällt.

Die Administration der „Neuen freien Presse" an Eduard Hanslick: „Auf Anregung der Redaktion und infolge des kolossalen Erfolges Ihrer eminenten Briefwechsel-Kritik werden wir Ihnen hinfort das übliche hohe Honorar noch verdoppeln. Erlaubten es die Mittel, würden wir jedes Ihrer Worte mit Gold aufwiegen. Allein auch das

genügte auf die Dauer nicht, denn die Beiträge Ew. Exzellenz sind einfach unbezahlbar. Mit der Versicherung grenzenloser Bewunderung verbinden wir die Bitte, Ew. Exzellenz möge sich an die Kasse bemühen, das Geld liegt bereit." Fritz Hammer.

Nachschrift. Der „Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt" ist in zwei sehr schön ausgestatteten Lexikon-Oktavbänden bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienen. Der erste Band umfaßt die Jahre 1841—53, der zweite von 1854—61. Eine Dokument-Sammlung einzig in ihrer Art — und in ihrer Art nicht weniger wichtig und bedeutungsvoll als der berühmte Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller. Wir werden Veranlassung haben, an anderer Stelle auf das Werk zurückzukommen.

Dramatische Litteratur.

Wer nicht aus Absicht oder Gewöhnung das wirkliche Leben falsch sieht und falsch deutet, wird sich nicht zur Verteidigung der noch vielfach umhergetragenen Behauptung herbeilassen, daß im heutigen Deutschland Litteratur und Kunst eine hervorragende Stelle im öffentlichen Interesse innehätten und im geistigen Gesamtleben eine führende Rolle spielten. Deutschland ist kein Litteratur- und Kunstland. Ganz andere Strömungen als schöngeistige haben die Obergewalt. Der machtvollste Dichter und Künstler kann sich nicht mehr mit dem Gedanken schmeicheln, daß er die Spuren seines Geistes dieser seiner vielbewunderten deutschen Nation aufpräge oder auch nur im Mittelpunkte der geistigen Bewegung stehe.

Unser Drama kann sich nicht rühmen im Shakespeareschen Sinne eine Spiegelung unseres Jahrhunders und unserer Gesellschaft zu sein — schon aus Polizeirücksichten nicht, da ganze Gebiete unseres psychologischen und sozialen Lebens der Schaubühne polizeilich entzogen sind. Es ist darum auch Aufschneiderei, unser Drama immer noch als die sublimste Dichtungsgattung preisen zu wollen — eine Dichtungsgattung, in welcher Lindau, Lubliner, Philippi und tutti quanti Lorbeeren pflücken, von der Tantièmen-Seuche-Litteratur der bei uns eingebürgerten französischen Erfolgsritter wie des Pariser Birchpfeifferiaden-Machers Ohnet, des dramatischen Taschenspielers Sardou und des Charadisten Dumas gar nicht zu reden! Nein, eine Dichtungsgattung, in welcher solche Federn das Höchste und Erfolgreichste leisten, hat überhaupt aufgehört, eine dichterische Gattung zu sein. Nicht einmal Schillers pädagogischen Anspruch, daß die Schaubühne eine moralisch erziehende, durchs Thor des Schönen ins Land der Freiheit führende Anstalt sei, dürfen wir heute erheben, ohne uns lächerlich zu machen. Die Wirkung des Theaters auf die Charakterbildung des modernen Publikums ist gleich Null. So wollen wir denn auch in der Kritik die Kirche beim Dorf lassen und nicht mit Maßstäben hantieren, für die es nichts zu messen gibt.

Nur wenn sich uns wirkliche Dichter wie Lingg, Greif, von Schack, Grosse, Bleibtreu u. s. w. mit ihren Bühnendichtungen wunderbarerweise zu einer wirklichen Bühnenaufführung auf einem nennenswerten Theater durchgearbeitet haben, soll es uns eine doppelt angenehme Pflicht sein, unsern kritischen Mitarbeitern den Platz für ausführlichere Besprechungen an dieser Stelle einzuräumen. Für die — andere dramatische Produktion ist auf unserm Büchertisch kein Raum. Wir werden für sie vielleicht gelegentlich einen besonderen Ort aussparen mit der Aufschrift: „Moderne Spaßtheaterlitteratur" oder „Dramatische Industrie-Berufsschmieranten" oder so ähnlich.

Redaktion der „Gesellschaft".

Martin Greifs neue fünfaktige Schauspiele „Heinrich der Löwe“ und „Die Pfalz im Rhein“. (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandl.) „Heinrich der Löwe, Barbarossa,“ hör' ich die Leser ungeduldig ausrufen, „historische Vorlesung in fünf Akten, sollen denn die Hohenstaufen niemals davor sicher sein, dramatisch verarbeitet zu werden?!“ Ja, meine Herren, vielleicht wären auch die Dichter gerne geneigt, moderne soziale oder politische oder philosophische Probleme auf die Bühne zu bringen, wenn nur das sehr verehrte Publikum zuerst anfangen wollte, sich im Schauspielhause noch für andere Fragen zu begeistern, als z. B. für die, wie ein Leutnant, dessen Kasse an der Schwindsucht leidet, durch den glücklichen Fang eines Goldfischchens wieder zu Geld kommt. Es ist unbillig, in erster Linie die Theaterleitungen für den Niedergang der modernen Bühne — der unleugbar ist — verantwortlich zu machen. Das Gesetz von Angebot und Nachfrage gilt auch in der Kunst und Litteratur. Die Schuld trifft in erster Linie das Publikum, dem an Ausstattung und Augenweide nicht genug geboten werden kann, und das in geradezu grauenhafter Blasiertheit alle Monate neue Stücke verlangt, die dann, selbst wenn es Meisterwerke sind, nach wenig Wochen zurückgelegt werden. Glücklicher Aristophanes! du durftest noch hineingreifen ins volle Menschenleben; denn du kanntest noch keine Polizei, keine Kommerzienräte und — es ist ketzerisch, aber wahr! — keine weibliche Prüderie. Man nannte dich den ungezogenen Liebling der Grazieen — heute wärst du wohl nur ein konfiszierlicher Possenschreiber geworden. In einer Zeit, da die reifsten Werke eines anerkannt hochbedeutenden Dichters, der weder ein unpraktischer Buchdramatiker noch ein durch Parteischranken beengter Tendenzschriftsteller ist, mit einem Worte, wo Ibsens Dramen auf der Bühne verpönt sind, da hört die Diskussion überhaupt auf. „Der Rest ist Schweigen.“

Indessen — „Dichter lieben nicht zu schweigen, wollen sich der Menge zeigen“ und so greifen sie eben zu entlegenen historischen Stoffen. Unseres Erachtens ist es überhaupt eine sekundäre Frage, in welche Zeit der Poet seine Gestalten versetzt. Das Zeitalter ist nur das wechselnde Kostüm des Menschen; der Mensch ist im wesentlichen immer derselbe, eine wahre „Spottgeburt aus Dreck und Feuer“.

Das schöne Vorrecht des Dichters aber ist's, die Vergangenheit zu enthüllen, und den längst entschwundenen Schatten längst vermoderter Generationen Leben einzuhauchen. Soll er nun seine Stoffe dem Altertum oder dem Mittelalter oder der Neuzeit entlehnen? Wahrlich, eine Frage, fast so absurd, als wenn wir dem Maler vorschreiben wollten, was er malen soll.

Er malt das, wozu er Lust und Talent hat. Allerdings ist es richtig, daß gerade die Hohenstaufengeschichte nicht zu den dankbarsten Vorwürfen eines modernen Dramatikers gehört. Erstens sind uns Sprache und Denkweise des Mittelalters fremder als die des Altertums, dann handelt es sich bei dieser Geschichte nicht um Fragen, die uns heute noch aufregen — es sind einfach Kämpfe und Leidenschaften trotziger, kriegerischer Fürsten, hinter denen ebenso trotzige und kriegerische Völker stehen — dazwischen ein wenig Minne. Aber ist das nicht genug für den Dichter? Und ist es nicht gerade dem Dichter zu verzeihen, wenn er gerne aus dem Tumult und rauchigen Qualm der Tageskämpfe in ferne Zeiten entflieht, in Zeiten, wo der Mann noch etwas galt und die Persönlichkeit noch nicht überkrustet war von Schulkram und konventioneller Phrase, in eine Zeit, die barbarisch und roh war und sich zum neunzehnten Jahrhundert verhielt wie das Kind zum Mann, die aber vielleicht doch den einen kleinen Vorzug hatte, daß sie jugendkräftig und naiv war? So wird vielleicht selbst der modernste Leser es

begreifen, daß man auch heute noch einen Heinrich den Löwen schreiben kann. Greifs Drama stellt den Konflikt dar zwischen Welfen und Waiblingern. Heinrichs des Löwen Oheim, Herzog Welf, vermacht nach dem Tode seines einzigen Sohnes seinen ganzen Territorialbesitz dem Barbarossa, wofür ihm dieser eine reichliche Jahresrente garantiert. Diese Erbschleicherei des Kaisers empört Heinrich derart, daß er dem in Italien in schwere Bedrängnis geratenen Kaiser, der ihn zu Partenkirchen kniefällig um Heerfolge bittet, seine Hilfe versagt. Der Kaiser erleidet die Niederlage zu Legnano, aber es gelingt ihm, mit Papst Alexander Frieden zu schließen. Die sächsischen Fürsten, die dem Löwen längst schon gram sind, belagern das feste Lüneburg, das von Heinrichs Gemalin Mechtilde und Bernhard von Ratzeburg gehalten wird. Schon will der verräterische Bernhard die Veste übergeben; da naht der Löwe zum Entsatz. Die Fürsten werden geschlagen; allein im Lager Heinrichs meutern die Vasallen. So gibt „Heinrich der Löwe" keine endgültige Lösung des Konflikts. Diese erfolgt erst im zweiten historisch eng mit „Heinrich dem Löwen" verbundenen Drama in der „Pfalz im Rhein". Selbst unter den Eisentritten der gepanzerten Ritter und beim Schlachtruf der Parteien: Hie Welf, hie Waiblingen, blüht sie auf, die blaue Wunderblume der Romantik. Denn als ein romantisches Liebesdrama muß die „Pfalz im Rhein" gelesen und genossen werden. Heinrich von Braunschweig, des Löwen ältester Sohn, liebt Agnes, die Tochter des Staufen Konrad, Pfalzgrafen bei Rhein. Der Rotbart ist tot; sein tyrannischer Sohn Heinrich VI., der den Richard Löwenherz gefangen hält, haßt Heinrich und will ihn zu Worms als Hochverräter verhaften lassen — da stürzt Agnes vor, ihn zu retten, ihre Liebe verratend. Widerwillig läßt der Kaiser den Welfen frei. Die schöne Agnes ist für ihn nur eine wertvolle Schachfigur, die er nicht wegzuschenken geneigt ist. Sie ist bestimmt für die Hand des Königs von Frankreich. Aber nachdem die Liebenden des Unglücks ganze Kraft erprobt, Agnes sich heimlich dem Geliebten unter Vermittelung des Bischofs Burkhard vermählt und dafür in der Pfalz am Rhein in strenger Haft gebüßt, gelingt es Heinrich von Braunschweig durch wunderbare Fügung des Geschicks Konrads Zorn zu versöhnen. Auch der Kaiser reicht den Welfen die Hand. Heinrich der Löwe selbst entbietet seinen Sohn zur Heerfahrt nach Sizilien.

In beiden Stücken ist die Handlung dramatisch bewegt und konzentriert. Die Situationen sind neu und bühnenwirksam. Allerdings tritt unseres Erachtens die Charakteristik etwas hinter dem Aufbau der Fabel zurück. Am besten gelangen dem Dichter die Gestalten der ebenso anmutigen als entschlossenen Hohenstaufin Agnes und des Tyrannen Heinrich. Nur ist der Umschwung in der Gesinnung des letztern — aus Gefühlsmotiven — nicht recht glaublich — da bei dem Kaiser, wie ihn auch Greif, der historischen Überlieferung folgend, konsequent geschildert hat, nur politische Erwägungen verfangen. Die Sprache ist in beiden Dramen poetisch und kräftig, was umsomehr anzuerkennen ist, als beide Dramen in Jamben geschrieben sind. Beiläufig: wie wäre es, wenn sich die Dichter, da sie diesem Versmaß doch schwer entsagen zu können scheinen, zur Shakespearischen Mischung von Poesie und Prosa entschließen könnten? Durch diese Scheidung der Form erreicht Shakespeare oft hochbedeutende Wirkung; er gibt uns durch sie zu erkennen, welch einen Abstand er zwischen seinen Heroen und deren im Leben wie im Drama unvermeidlichen Staffage markiert wissen will. Wir können nicht darüber hinaus: es wirkt künstlich, nicht künstlerisch, wenn Köhler im Harze oder bayerische Oberländer in Jamben sprechen oder wenn ein langer Brief, wie in „der Pfalz im Rhein", in untadelhafter Metrik verfaßt, vorgelesen wird. Ich gebe zu, daß auf der Bühne bei wirklich charakterisierenden Schauspielern der kleine Übel-

stand verdeckt wird — aber gibt es überall charakterisierende Schauspieler? Gehört nicht die Mehrzahl zur Kategorie der deklamierenden?

Auf eines müssen wir noch hinweisen, auf Greifs wunderbare Stimmungsmalerei. Wo es gilt, die feinsten Saiten der seelischen Stimmung in musikalische Schwingung zu versetzen, da ist Greif Meister. Unter vielen solchen Stellen hebe ich hervor Heinrich des Löwen Erzählung von seiner Errettung Barbarossas im ersten Drama (III. Akt, 2. Szene. „Gedenkt dir's noch, wie uns nach Friedrichs Krönung die Römer hart am Tiber überfallen"), dann im zweiten Drama Heinrichs von Braunschweig und Agnes Liebeswonne: „Wie herrlich strahlt die Welt dem Aug der Liebe" (III. Akt, 1. Szene u. s. w.). Julius Hillebrand.

Glossen zu Dr. Leon Kellners Essay „Zum Andenken Lord Byrons". (Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 22.) Wieder ein Jubiläum! Ein Byronjubiläum! Infolge dessen sieht sich die deutsche Presse veranlaßt, dem Publiko wieder in Erinnerung zu bringen, daß vor hundert Jahren in England ein Lord geboren wurde mit Namen Noël Byron und daß selbiger Lord nebenbei ein großer Dichter gewesen ist. „Der Philister kümmert sich so wenig um das, was unsere Vorfahren vor fünfzig Jahren bewegt hat, dem thätigen, groben matter of fact-Menschen unseres Säkulums ist Byron und der Weltschmerz sehr gleichgültig geworden. Aber er wird zur Erinnerung gezwungen, das Morgenblatt, das er zur Hand nimmt, wird ihm, dem Widerstrebenden, von Byron erzählen, der Theaterzettel wird ihm den halbverklungenen Namen ins Gedächtnis rufen. Der Deutsche von heute wird, ob er will oder nicht fragen müssen: „Was ist Byron gewesen, was ist er uns." Natürlich wenn er am Byrontag irgendwo eingeladen ist, muß er doch eine halbe Stunde über Byron geistreicheln. In der That, unschätzbar für den Genius vom Rang eines Byron, die Wertschätzung des Philisters einem zum Morgenkaffee gelesenen, mehr oder minder tiefsinnigen Feuilleton verdanken zu müssen. Und sehr anerkennenswert, sehr huldvoll von unsern „ernsten" Litterarhistorikern, bei dieser Gelegenheit den „halbverklungenen" Namen Byrons wieder zu Ehren bringen zu wollen.

„Die deutsche Jugend weiß nicht mehr viel von ihm, sie hat sich an ihm nicht erbaut, nichts von ihm gelernt." Das Faktum ist richtig, es fragt sich nur, ob Byron oder die deutsche Jugend dasselbe verschuldet hat. Übrigens wäre zuvor die Frage zu erörtern, ob sich die deutsche Jugend (versteht sich in der ausschlaggebenden Gesamtheit) allzusehr an Shakespeare, ja überhaupt an der deutschen Litteratur „erbaut" hat. Die männliche deutsche Jugend kennt jedenfalls Scheffels Kneiplieder (die weibliche Paul Heyse, Ebers und Konsorten) und hört sogar gelegentlich eine Vorlesung über Goethes Faust — und das genügt. In dem genannten Essay wird ausgeführt, Byron habe zuerst den Weltschmerz, den nur der Glückliche kenne (unglaublich, aber wörtlich zu lesen) ausgesprochen, sich mit ihm identifiziert, und die „Leere der Byronschen Verse" (!) gebe einem jeden einzelnen die Möglichkeit, nach Stimmung und Verhältnis das Wort mit einem ureignen Inhalt zu füllen. Gleichzeitig aber leitet der Wiener Herr Doktor Keller die Verbreitung des Byronismus (dieses Weltschmerzes der Glücklichen) von der Not und dem Elend des damaligen politischen und sozialen Daseins ab. „Erkläret mir Herr Örindur" u. s. w. — Weltschmerz! Wie erhaben dünkt sich der Philister, wenn er dies Wort in den breiten Mund nimmt und weidlich drauflos drischt, wobei er mit der göttlichen Sorglosigkeit der Ignoranz die Zuckerbäckerware irgend eines Nachtreters mit den Granitwerken des Genies vermengt: Weltschmerz — überwundener Standpunkt. „Glorreich herrliches Jahrhundert!" du hast höhere Aufgaben, wie z. B. die

Einführung des kleinkaliberigen Repetiergewehres! Philosophie, Poesie — kann man ein Patent drauf nehmen? der Artikel geht schlecht, steht nicht mal im Kurszettel — ergo sind's Dummheiten — das ist die stupende Logik des money makers.

„Byron ist in seinen Dichtungen durch und durch Egoist." Welch grobe Verwechselung von Egoismus, einem Begriff, der sich doch nur auf Objekte des Willens beziehen kann und Subjektivität! Oder ist es Egoismus, wenn Byron die Welt durch den Spiegel des souveränen Ichs schaut? Ihm daraus einen Vorwurf zu machen, ist absurd. „Die Inhaltslosigkeit des Byronschen Weltschmerzes!" Der furchtbare Groll Arnolds über seine Mißgestalt, Kains glühender Durst nach Wahrheit und Gerechtigkeit, Luzifers satanischer Hochmut und Gotthaß — „inhaltsloser Weltschmerz"! Freilich — hat sich der Wiener Doktor seine Jubiläumsgabe etwas leicht gemacht. Weder den Sardanapel, noch den Kain, noch den Juan, noch den Manfred würdigt er eines einzigen Wortes!

In der That — dieses Gedenkblatt Byrons ist für den Morgenkaffee des Philisters geschrieben. Schließlich wird folgendes gnädige Diktum über den Dichterlord abgegeben: „Nur eines ist es, das Byron eine erste Stelle unter den Dichtern aller Zeiten sichert, das ist seine Sehnsucht nach der Natur." In ihr entdeckt Herr Doktor Kellner das einzig Positive der Byronschen Dichtung. Ferner wird die Entdeckung gemacht, Byron sei eine Art Pantheist gewesen. (Wenn er denn durchaus unter eine Schablonenkritik gebracht werden soll, konnte man ihn eher einen Pansataniſten nennen!) — Also nicht der Lebens- und Gedankeninhalt des Dichters, allein seine schönen Naturbeschreibungen machen ihn zum großen Dichter! Das ist der Standpunkt eines höhern Töchterschullehrers in der englischen Stunde, wenn er die auch von Kellner angeführte Stelle aus Childe Harold citiert, um seinen Schülerinnen eine schöne Sprachprobe zu geben. Ein Dichter wie Byron hat das Recht, vom Leser zu fordern, daß er in die Mysterien seiner Gedankenwelt eindringe und sich nicht mit einer Blumenlese von sogenannten dichterischen Schönheiten begnüge. „Erst die letzten zwei Jahre des Dichters, welche der Sache der Griechen geweiht waren, sowie sein Tod gaben seinem Leben den versöhnenden Abschluß." Wie rührend! — der Tod eines Säkularmenschen im blühendsten Mannesalter, der unersetzliche Verlust, den die Menschheit durch die jähe Vernichtung der schöpferischen Kraft Byrons erlitten — ist ein versöhnender Abschluß? Das Leben des Genius legitimiert sich durch seine Werke — auch ohne den Tod zu Missolunghi, auch ohne sein hochherziges Eintreten für die Sache der Griechen wäre dem Schöpfer des Kain die liebende Bewunderung und Verehrung aller wahrhaft Gebildeten gewiß. Goethe, sonst der Monopoldichter der Allgemeinen Zeitung, war etwas anderer Meinung über die Bedeutung Byrons als Herr Doktor Kellner. Er hat derselben herrlichen Ausdruck verliehen in den Worten des Chors über Byron-Euphorion (Faust II. Teil, 3. Aufzug):

Ach, wenn du dem Tag enteilest,
Wird kein Herz von dir sich trennen.
Wüßten wir doch kaum zu klagen,
Neidend singen wir dein Los!

Julius Hillebrand.

Zuschriften aus dem Leserkreise.

I.

Heyses Heinedenkmal-Aufruf.

„Daß jetzt die Frage zu einer lebhaften Zeitungsfehde veranlaßt hat, ersehe ich aus manchen Zusendungen. Meine persönliche Neigung ist anderen Dichtern in höherem Maße zugewandt. Hölderlin, Mörike, manches von Uhland u. s. w. stehen meinem Herzen näher. Über die Stellung Heines in der Weltlitteratur, in der er alle die Genannten und noch viel notable Namen an Einfluß und Ruhm weitaus überragt, werden jedoch alle Kundigen einverstanden sein. Wer übersetzt in Italien, England und Frankreich Uhland oder Mörike? Und unser Aufruf hatte ausdrücklich jede Solidarität mit seinen nicht-lyrischen Schriften und seinen Gesinnungen abgelehnt. In Düsseldorf aber wird von den hochkirchlichen Biedermännern eifrig gegen das Denkmal gearbeitet, daher ihnen auch unsere ganz unwichtige itio in partes gelegen kommt."

Paul Heyse in der „Frankf. Zeitung".

Das klingt ja sehr bescheiden: „Unsere ganz unwichtige itio in partes!" Leider ist dieser Abschwächungsversuch nur eine neue Grube, die sich die Heysesche Feder selbst gegraben.

Es dürfte sich wohl kaum jemals ein litterarischer Chorführer und Denkmal-Aufruser eine solche Blöße gegeben haben wie Herr Paul Heyse durch die Art seiner Beweisführung, daß Heinrich Heine der größte Lyriker der Nachgoethezeit sei, denn sein Beweis ist ja ein Beweis gegen seine Behauptung, wie wir im folgenden zeigen werden. Wohl erkennend, welch erhebliches Moment bei der Wertschätzung eines lyrischen Dichters der Umstand sei, daß seine Lieder am meisten in das eigene Volk gedrungen seien, behauptet Herr Heyse letzteres von Heine. Um die Unrichtigkeit dieser Behauptung zu erkennen, braucht man nur zählen zu können, und nicht einmal bis fünf, denn nur drei Heinesche Lieder werden im Volke allenfalls gesungen: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", „Du hast Diamanten und Perlen" und „Leise zieht durch mein Gemüt". Alle anderen sind doch lediglich Konzertstücke — dank der den Dichter weit überragenden Komponisten, insonderheit Mendelsohns und Schumanns. Wie viele Lieder Uhlands dagegen singt man im Volk! Wir nennen:

„Ich hatt' einen Kameraden", „Bei einem Wirte wundermild", „Es zogen drei Jäger", „Droben stehet die Kapelle", „Es zogen drei Bursche", „Ich bin vom Berg der Hirtenknab", „Die linden Lüfte sind erwacht", „Singe wem Gesang gegeben", „Noch ahnt man kaum der Sonne Licht", „Wir sind nicht mehr beim ersten Glas", „Graf Eberstein", „Das Schloß am Meer" u. s. w. u. s. w.

So müßte denn Herr Heyse seinem Beweisgrunde gemäß ja Uhland als den größten Lyriker bezeichnen; er spricht also gegen seine eigene Behauptung, und dies macht sich — sehr gelinde gesagt — lächerlich. Übrigens scheint aber Herr Heyse selbst seinen Widerspruch einzusehen und — flüchtet sich in den Nebel der Weltlitteratur! Er weist nämlich darauf hin, daß Heine am meisten übersetzt worden sei. Wie achselzuckend und geringschätzend frägt er: „Wer übersetzt in Italien, England und Frankreich Uhland oder Mörike?" Gerade diese Frage verrät so recht den lyrischen und ästhetisch-kritischen Dilettanten, der nicht fühlt, daß diese Dichter eben ihrer außerordentlichen Heimatskraft und Eigenart wegen gar nicht übersetzbar sind, wie überhaupt alle

echte Lyrik nicht übersetzbar ist, was der Übersetzer lyrischer Gedichte unbedingt aus Erfahrung wissen sollte. Ein echter Lyriker wurzelt so tief im eigenen Volke, seine Poesie ist so eng mit dem heimlichsten Sprachgute des Mutterbodens verwachsen, daß eine gleichwertige Übertragung gar nicht denkbar ist. Denn der unaussprechliche lyrische Zauber wird bei derselben ganz fehlen. Er liegt ja der Art eines Gedichtes in der Wortfolge, ist im musikalischen Element der Sprache, welches mit der Stimmung so innig verwoben ist, daß eine leichte Übertragung in ein anderes Idiom nur dem allerbegabtesten Nachdichter, niemals dem Wortübersetzer gelingen kann.

„Sauewind, Brauewind dort und hier,
Deine Heimat sage mir!" —

wie will man das übersetzen?

„Rösslein auf der Haiden"

sagt Goethe, nicht „auf der Haide" — wie kann man ein solches Charakteristikon in einer fremden Sprache wiedergeben? Und wie feierlich klingt Uhlands Lied: „Das ist der Tag des Herrn" — wie lächerlich banal aber wäre „Voilà, le jour du seigneur — oder de dieu!"

„Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nit" — „im gleichen Schritt und Tritt" — wo nehmen wir in der fremden Sprache diese für diese Volksliedweise eigentümliche Tonmalerei her?

Und so stellen sich denn der Übersetzung von Lyrik umsomehr Schwierigkeiten entgegen, je echter, je eigenartiger dieselbe ist.

Nur ein Lyriker, der so wenig aus der Empfindung des eigenen Volkes schöpft, wie Heinrich Heine, ist leicht zu übersetzen.

„Du bist so hold und schön und rein" und „so rein und schön und hold" — Worte von gar keiner Prägnanz der Bedeutung kann man leicht in einer anderen Sprache wiedergeben, ja solche Verse gewinnen sogar oft in einer anderen Sprache. Kurz, von der Übersetzung in eine fremde Sprache hängt die Bedeutung eines Lyrikers absolut nicht ab, und eine Übersetzung ist im Grunde auch nicht notwendig, da ja die deutsche Sprache selbst eine Weltsprache ist und jeder große Lyriker eben dazu beiträgt, daß sie eine solche in immer höherem Grade wird und infolge dessen die deutschen Meisterwerke in der Ursprache gelesen werden. Und so ist denn Herrn Heyses zweite Behauptung eine Verkennung des Wesens der Lyrik überhaupt. Aber nicht nur falsch, sondern auch unmoralisch ist der Hinweis auf die Übersetzung eines Dichters in dem aus parteiischen Gründen oft geradezu blinden Auslande, wenn es sich darum handelt, ihm in seinem Vaterlande ein Denkmal zu setzen.

Denn die Düsseldorfer wollen gewiß nicht darum unsere Geld-Beiträge zu ihrem Heine-Denkmal haben, weil Heine in Frankreich, Italien und England mehr übersetzt wird, als irgend ein anderer moderner Dichter, sondern weil sie ihn als deutschen Originaldichter schätzen und der Ortszufall seiner Geburt ihrem Düsseldorfer Lokalpatriotismus schmeichelt; denn daß Heine sonst etwas spezifisch Düsseldorfisches oder Rheinländisches in seinem Wesen und seiner Dichtung gehabt habe, das werden die verliebtesten Düsseldorfer Heine-Schwärmer selbst nicht glauben. Also nicht dem Dichter der Weltlitteratur im Übersetzungs-Sinne und nicht dem rassemäßig stammverwandten Dichter kann das Düsseldorfer Denkmal gelten, sondern dem berühmten, in deutscher Zunge dichtenden Heine schlechtweg. Was will also der kluge Heyse gerade bei dieser Gelegenheit mit seiner Übersetzungsstatistik beweisen? Höchstens das eine, daß er sich

mit seinem geschraubten, hochtrabenden Aufruf wieder einmal vergaloppiert hat und nun keinen Grund fadenscheinig genug findet, um Leichtgläubigen zu erweisen: ich, Heyse, bin auf dem rechten Wege und weiß alles besser, als andere Leute.

Wir lächeln über diese Rechthaberei — und steuern trotz dem Heyse-Aufruf unser Scherflein zu dem Heine-Denkmal bei. Die guten Düsseldorfer sollen ihr Monument haben — vielleicht schickt ihnen der ewige Spötter vom Olymp herab eine passende Inschrift dazu. J. Fr. Koistei.

II.

„Die Lüge in der Dichtung."

Emil Mauerhof ist sehr geistreich und ein begeisterter Freund der Wahrheit. Gar manchem, was er in seiner vortrefflichen Analyse Heines über den Dichter des Buches der Lieder sagt, kann man rückhaltlos beistimmen. Doch irrt Herr Mauerhof, wenn er den Geist Heines mit dem „weltbekannten Judenwitz" identifiziert. Heines Witz scheint mir weit mehr Verwandtschaft mit dem Esprit Voltaires, überhaupt mit dem präzisen Witz der Franzosen zu haben. — Nicht das „jüdische" Deutschland hat Heine so erhoben, als er auftauchte. Varnhagen von Ense, Immermann, Laube u. s. w. waren meines Wissens weder am Körper noch am Talent beschnitten, als sie das Genie Heines priesen. Auch Friedrich von Gentz, dessen verknöcherte Seele sich nur den Reizen der Fanny Elsler und dem Wohllaut der Heineschen Verse erschloß, war so wenig ein Jude wie Klemens Metternich. Als Heine auftauchte, mußten Deutschlands Juden noch Erlaubnisscheine für das Übernachten in den freien und unfreien deutschen Reichsstädten um die Viehtaxe lösen und hatten andere Schmerzen, als sich um den Schriftsteller Heine zu kümmern. Die einzigen Juden, die damals litterarisch thätig waren, hießen Moritz Gottlieb Saphir (Konvertit), Michael Beer (Konvertit), Ludwig Börne (Konvertit), Schiff, Romanschriftsteller, und Gans, Professor in Berlin (ditto). — Die „Wallfahrt nach Kevlaar" und das wunderbare Gedicht „Friede" sind unstreitig die schönsten lyrischen Verherrlichungen des Christentums und seines erhabenen Stifters, die wir in deutscher Sprache besitzen. Über das Gedicht „Du bist wie eine Blume" habe ich eine eigene und ganz andere Ansicht als Herr Mauerhof. Ich kenne aus Erfahrung die ergreifende Wirkung, die dieses Gedicht selbst auf poesieverschlossene, harte Naturen hervorbringt. — Der unglückliche, hochgesinnte Kaiser Maximilian von Mexiko las in seiner Gefangenschaft noch Heines Romanzero. Es war sein letztes Buch und vielleicht sein letzter Trost. In Maximilians Gedichten — er war bekanntlich ein gläubiger Katholik — finden sich begeisterte Verse, dem Andenken Heines gewidmet. Ich denke, und darin wird gewiß auch Emil Mauerhof mit mir übereinstimmen, daß Genie und Bewunderung des Genies an kein Bekenntnis, an keine Rasse gebunden sind. Den weiteren Studien Mauerhofs über „Die Lüge in der Dichtung" sehe ich mit Spannung und dem innigen Wunsche entgegen, daß sie nicht von übel beeinflußten Geistern als Beiträge zur Einführung des Antisemitismus in die litterarische Bewegung mißdeutet werden mögen. Sigmund Herzl.

Redaktions-Post.

A. G. in Berlin. Wer der größte Lyriker nach Goethe? Bei Lebzeiten Paul Heyses wurde diese Frage beantwortet: Heine — und zwar von Heyse selbst. Kenner versichern zwar, Heyse habe sich damit nur den eigentlich ihm gebührenden Platz warm halten wollen, allein wir trauen diesen Kennern doch nicht, weil wir von Heyses Bescheidenheit in lyrischer Selbstschätzung von anderer Seite viel zu kräftige Berichte erhalten haben. Heyse soll sich wirklich auf Zureden gelehrter ästhetischer Freunde zu dem Glauben bekehrt haben, daß er der geborne — Dramatiker sei. Seitdem hat er auf den Lorbeer des auserwählten Liedersängers verzichtet. Er macht zwar noch ab und zu ein Liedchen, aber ohne rechte Überzeugung. Um dann sein künstlerisches Gewissen zu erleichtern, geht er um so forscher für die lyrische Unsterblichkeit dritter ins Zeug. Da verfaßt er monumentale Aufrufe für irgend einen zu Bedenkmalenden, ladet drei oder vier gutmütige Kameraden, die sich seine erleuchteten Gedanken aufoktroyieren lassen, kurzer Hand zur gefälligen Mitunterzeichnung ein — und die große That steht morgen in allen Blättern. Das liest sich wunderschön. Heyse der stramme Anführer, jubeln die Angeführten und die andern . . . Die „Augsb. Abendzeitung" hat die Meldung gebracht, daß obige Frage in Münchener litterarischen Kreisen einen Zwist verursacht habe und die Geschichte so erzählt: Paul Heyse hat wieder einmal einen Aufruf verfaßt, um in Münchener Kreisen Beiträge für das Düsseldorfer Heine-Denkmal zu sammeln. Neben Andreas May, Ludwig Schneegans, Otto Braun und einigen anderen bekannteren Schriftstellern waren auch Graf von Schack und Martin Greif dem Aufruf beigetreten, aber mit dem Vorbehalt, daß an Stelle der Worte: „als den größten Lyriker der nachgoetheschen Epoche" — als „einen der größten Lyriker der u. s. w." gesagt werde, um die anderen großen deutschen Lyriker, insonderheit Ludwig Uhland, nicht dadurch herabzusetzen, daß Heine ihnen allen vorgezogen wird. Da (bei Heyses überlegenem Wissen und seiner Beharrung auf seinem unfehlbaren Text — natürlich!) eine Einigung nicht stattfand, zogen sich Schack und Greif zurück und das Komitee trat nun ohne diese Namen an die Öffentlichkeit. — Die verschiedenen Aufrufe, Rundschreiben u. s. w., die wir Heyses prompter Feder bereits verdanken, werden dereinst in des Dichters gesammelten Werken gewiß eine Stelle finden, so daß es späteren Heyse-Kommentatoren nicht an willkommenem Anlasse fehlen wird, ihr Licht über das Dunkel, das noch manchen ähnlichen „Zwist in Münchener litterarischen Kreisen" umgibt, anmutig leuchten zu lassen. Künftige Denkmal-Aufrufschreiber werden daraus vielleicht auch so viel Schicklichkeit lernen, daß es sich in solchen Fällen, die doch mehr eine allgemeine nationale Repräsentierung und nicht bloß die Liebhaberei einer litterarischen Klique bedeuten, gezieme, auf die Vertreter anderer Bildungs- und Volksinteressen-Kreise, z. B. Künstler, Parlamentarier, Verlagsbuchhändler, Musiker u. s. w., zur Mitunterzeichnung solcher Aufrufe einzuladen. Hätte Heyse bei seinem Heine-Aufruf dieses Gebot der guten nationalen Sitte beachtet, statt seine Privatmeinung allein in Szene zu setzen, sein Schriftstück hätte gewiß ein ganz anderes Gewicht — und vermutlich auch ein ganz anderes Gesicht erhalten.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von Emil Herrmann sen. in Leipzig.

Baron Georg Oerbzen.

Die Familie,

metaphyſiſch und dialektiſch betrachtet.

Von J. G. Stubenvoll.

Lord Beaconsfield-Disraeli ſchrieb 1845 den ſozialpolitiſchen Roman: „Sybil“. Im Schlußworte desſelben findet ſich folgende merkwürdige Stelle: „Die geſchriebene Geſchichte der letzten zehn Regierungen unſeres Landes iſt ein reines Phantaſiegebilde, das dem Urſprunge und den Wirkungen der politiſchen Handlungen eine von der Wahrheit durchaus verſchiedene Färbung gibt. In dieſer mythiſchen Dichtung haben alle Gedanken und Dinge einen der Wirklichkeit widerſprechenden Charakter und Namen angenommen.“ Was hier der berühmte Staatsmann über die geſchriebene Geſchichte eines gewiſſen Zeitraumes ſagt, gilt leider auch in Bezug auf unſere geprieſenſten Geſchichtswerke.

Ja, man darf füglich behaupten, daß gar manche ſogenannten Wiſſenſchaften, wie Theologie, Staatswirtſchaftslehre, Rechtsphiloſophie u. ſ. w. ebenfalls als „mythiſche Dichtungen“ bezeichnet werden können, in denen „alle Gedanken und Dinge einen der Wirklichkeit widerſprechenden Charakter und Namen angenommen haben“. Der proteſtantiſche Theolog wird dies bereitwilligſt zugeben bezüglich der katholiſchen Theologie und umgekehrt der katholiſche Theolog bezüglich der proteſtantiſchen Theologie. Die Staatswirtſchaftslehre der Agrarier weicht durchweg ab von jener der Freihändler, wie von der der Sozialiſten. In der Rechtsphiloſophie hat die Phantaſie einen großen Tummelplatz.

Die ſoziale Stellung und die geiſtige Atmoſphäre, in welcher der Menſch lebt, beſtimmen ſeine Denkweiſe. Erſt dadurch, daß der Menſch aus ſeiner ſozialen Stellung gleichſam heraustritt, indem er die geiſtigen

Bestrebungen, die ganze Weltauffassung anderer — höherer oder niederer — Klassen sich anzueignen sucht, erwirbt er eine freiere, humanere Denkweise. Er lernt dialektisch denken und überwindet allgemach die metaphysische Weltauffassung.

Der Metaphysiker ist einseitig, betrachtet alle menschlichen Dinge unbewußt von seinem Klassenstandpunkte aus; seine Geschichtsdarstellung muß daher naturnotwendig so sein, wie Disraeli sie charakterisiert. Der Metaphysiker wird beispielsweise als Nationalökonom die Thatsache, daß die deutschen Sparkassen dermalen bereits 2500 Millionen zinsenbringendes Kapital aufweisen, mit hoher Freude als ein Zeichen hochgradigen Wohlstandes begrüßen. Natürlich, denn der Metaphysikus betrachtet Kapital lediglich als Kapital, d. h. Vermögen und somit bedeutet ihm Zunahme des Kapitals nur Zunahme des Vermögens. Der Dialektiker dagegen, welcher gewohnt ist, alles als veränderlich, als relativ zu betrachten, wird ganz anders urteilen. Ihm gelten nämlich diese 2500 Millionen zinsentragendes Kapital nicht bloß als Kapital, sondern auch als — das Gegenteil, nämlich als 2500 Millionen zinspflichtiger Schuld; denn was für die einen zinsenbringendes Kapital ist, muß für andere zinspflichtige Schuld sein: woher kämen sonst die Zinsen? Für den Dialektiker ist also die Thatsache von der Zunahme des Kapitals kein erfreuliches Ereignis, da sie ihm zugleich die zunehmende Verschuldung der minder gut situierten Bevölkerung aufweist. Der Metaphysiker wird die Zunahme der Zinsen als Zunahme des Nationaleinkommens betrachten; der Dialektiker muß darin auch eine ungünstige Verschiebung des Machtverhältnisses zwischen Kapital und Arbeit erblicken.

Dem Geiste der Dialektik entspricht es ferner, alles Existierende als Gewordenes und zugleich als Werdendes aufzufassen, in dem Fertigen und Entstandenen den Hergang des Werdens und zugleich die Keime künftiger Gestaltungen zu erkennen, während die Metaphysik als „Wissenschaft von dem letzten Grunde, dem Wesen und Zwecke aller Dinge" alles Bestehende, alle Dinge und Erscheinungen aus dem Wesen des „letzten Grundes" aller Dinge zu erklären sucht. Die Metaphysik geht also von unbewiesenen, unbeweisbaren allgemeinen Sätzen aus, verfährt somit willkürlich.

Wo der Metaphysiker zu forschen aufhört, da fängt der Dialektiker eigentlich erst an. Ein Beispiel zur Erklärung. Die Petrefakten wurden von den Metaphysikern früher als Naturspiele (lusus naturae) betrachtet der Dialektiker dagegen erblickte in denselben wertvolle Zeugnisse für die Entwickelungsgeschichte der organischen Welt und so bildete sich die ver-

hältnismäßig noch sehr junge Wissenschaft: Paläontologie aus. Aber noch fortwährend entstehen durch die dialektische Auffassung der Natur, der Geschichte, der Sprache, der Gesellschaft, der Familie u. s. w. neue Zweige der Wissenschaft.

Als ein solcher, durch die moderne dialektische Denkweise entstandener neuer Zweig der Sozialwissenschaft muß die Entwickelungsgeschichte der Familie betrachtet werden, zu welcher der verdienstvolle, aber trotzdem wenig bekannte Bachofen in seinem vorzüglichen Werke: „Das Mutterrecht", Stuttgart, 1861, den Grund legte.

„Geschichte der Familie", „Ursprung, Entstehung der Familie" — diese Worte reichen allein schon hin, einen echten Metaphysikus rabiat zu machen. Ist er doch gewohnt, die Familie als etwas Gegebenes, von jeher Existierendes zu betrachten, dessen Ursprung einfach mit dem Ursprung der Menschheit zeitlich zusammenfällt, dessen Geschichte sich einzig darauf beschränkt, daß die gottlosen Heiden Vielweiberei trieben, bis die guten Christen die Monogamie einführten. So gibt uns Herr Professor Riehl folgende Versicherung: „Die Familie ist die ursprünglichste, urälteste menschlich-sittliche Genossenschaft, zugleich eine allgemein-menschliche; denn mit der Sprache und dem religiösen Glauben finden wir die Familie bei allen Völkern der Erde wieder."

Der berühmte Herr Staatswirtschaftslehrer hat hier offenbar seinem Talente für die Rhetorik zu viel nachgegeben, als er diesen Satz aussprach, den er als Kulturhistoriker bei einigem Nachdenken sofort als total irrig erkennen muß. Riehls Ausspruch klingt schön und imponiert durch die apodiktische Gewißheit, die er zum Ausdrucke bringt; nichtsdestoweniger ist er Wort für Wort falsch.

Herodot, Diodor und Strabo einerseits, die Afrikareisenden und andere Ethnographen der Neuzeit andererseits lassen uns viele Völker kennen lernen, denen die Familie etwas ganz Fremdes war, bezw. ist. Übrigens hätte Herr Riehl von seinen Gymnasialjahren her in Erinnerung behalten sollen, daß Cäsar (De bello Gallico V, 14) folgendes über die Britannier schreibt: „Uxores habent deni duodenique inter se communes et maxime fratres cum fratribus parentesque cum liberis."*) Will Herr Riehl eine solche Genossenschaft etwa Familie nennen? Vielleicht ist Herrn Riehl noch gar nicht aufgefallen, daß die Sprachen der alten und neuen Kulturvölker für die angeblich „urälteste,

*) „Sie haben je zehn oder zwölf die Frauen gemeinsam und zwar Brüder mit Brüdern und Väter mit Söhnen."

ursprünglichste" Gemeinschaft von Vater, Mutter und Kindern gar kein eigenes Wort haben, sondern ihr den Namen: Familie geben, welcher Ausdruck, von famulus herstammend, ursprünglich bei den Römern lediglich die Gesamtheit der einem Herrn gehörigen Hausſklaven bedeutete?

Ein anderer sonst als Gelehrter hervorragender Forscher metaphysischer Denkrichtung, Rodbertus, bringt folgenden sehr hübschen Vergleich:

„Die Natur stellt uns in der Stufenreihe von der Zelle bis zum Menschen eine Entwickelungsreihe immer vollkommenerer physischer Lebensbildungen dar. Durch die ganze aufsteigende Stufenreihe der physischen Lebensbildungen wiederholt sich die Zellenbildung als deren bleibender Elementarorganismus. — Die Geschichte stellt uns in der Stufenreihe von der Familie bis zur einen organisierten menschlichen Gesellschaft eine Entwickelungsreihe immer vollkommenerer sozialer Lebensbildungen dar. Durch die ganze aufsteigende Stufenreihe der sozialen Lebensbildungen wiederholt sich die Familie als deren bleibender Elementarorganismus."

Dieses Bild wirkt bestechend; scheint es doch sehr natürlich und vernünftig angesichts des Umstandes, daß ein Staat aus vielen Gemeinden, eine Gemeinde aus vielen Familien besteht, die Familie als einfachstes soziales Gebilde und somit als Ausgangspunkt für die Entwickelung höherer sozialer Organismen zu betrachten. Allein diese Auffassung ist vollständig falsch. Die Familie ist, wie im Nachstehenden ausführlicher dargethan wird, durchaus nicht der Ausgangspunkt der sozialen Entwickelung der Menschheit, durchaus nicht der Keim, aus dem Gemeinde, Staat u. s. f. sich entwickelten, sondern vielmehr Resultat einer sozialen Entwickelung, hat sich erst allmählich aus größeren sozialen Gebilden losgelöst.

Unsere moderne Familie, weit entfernt, die „urälteste, ursprünglichste" soziale Institution zu sein, hat sich erst spät zu ihrer heutigen Form entwickelt; was wir jetzt Familie nennen, bestand früher gar nicht, ja besteht sogar heutzutage noch nicht überall. Die Entstehung des Wortes Familie klärt uns darüber schon etwas auf.

Hören wir noch einen dritten Metaphysiker, Königswarter, der sogar eine Histoire de l'organisation de la famille en France schrieb und darin S. 6 folgende Tirade leistete:

„L'humanité entière, dans son long et pénible travail de civilisation, n'a jamais cherché à changer les bases de la famille.

Toutes les races, tous les peuples ont consacré par leurs lois les mêmes règles constitutives de l'organisation de la famille; les différences dues aux divers degrés de développement, au climat, à la constitution politique ou économique ne présentent aucune deviation absolue de ces règles universelles.“

Die Herren Metaphyſici thun ſich leicht; aus dem Weſen des letzten Grundes aller Dinge erklären ſie alles, brauchen nicht zu forſchen, ſondern nur zu behaupten; ſie gehen von Unbewieſenem, Unbeweisbarem aus und beweiſen wieder durch Unbewieſenes. So ſchaffen ſie natürlich, wie Disraeli ſagt: „Phantaſiegebilde“, „mythiſche Dichtungen“.

Der Dialektiker, welcher alles Beſtehende als Gewordenes auffaßt und ſomit auch die Familie als Reſultat eines Werdeprozeſſes betrachtet, muß ſich die Frage vorlegen: „Wie iſt die Familie entſtanden?“ Daher forſcht er über den Zuſtand der Familie, über die Stellung der Frauen u. ſ. f. bei den auf niederſter Kulturſtufe ſtehenden Völkerſchaften der Gegenwart, wie bei den Völkern des Altertums und ſiehe da, er findet bei Herodot, Strabo, Diodor und Plutarch in dieſer Hinſicht über die afrikaniſchen und aſiatiſchen Völker viele Berichte, welche durch die Afrikaerforſcher, wie durch andere Reiſende der Gegenwart zum Teile auch als für jetzt noch zutreffend erklärt werden, während ihnen die Gelehrten bislang keinen Glauben ſchenkten.

Dieſe Berichte nun beweiſen unwiderleglich, daß in früheren Zeiten die heutige Familie, nämlich die patriarchaliſche, bei welcher der Vater Haupt, Namengeber und Vermögensverwalter iſt, nicht beſtand. Ja, man kann nicht länger mehr bezweifeln, daß die Menſchheit, bevor ſie zur gegenwärtigen Familienform gelangte, faſt nur die ſozuſagen matriarchaliſche Familie kannte, in welcher die Mutter den Kindern Namen, Rang und Vermögen vererbte, der Vater dagegen eine wo nicht unbekannte, ſo doch untergeordnete Perſönlichkeit war.

Über die in Kleinaſien lebenden Lykier berichtet Herodot: „Wenn jemand einen Lykier fragt, wer er ſei, ſo wird er ſein Geſchlecht von der mütterlichen Seite angeben und die Mütter ſeiner Mutter herzählen“ ... „Wenn eine Bürgerin mit einem Sklaven ſich verbindet, ſo gelten die Kinder für edelgeboren; iſt aber der Mann ein Bürger und wäre er der erſte unter ihnen, ſo gelten ſeine Kinder, wenn er ein fremdes Weib oder eine Sklavin nimmt, für unehrlich.“ Nikolaus Damascenus erzählt ferner, daß bei den Lykiern auch der Beſitz von der Mutter auf die Töchter übergehe, nicht auf die Söhne; das Gleiche erfahren wir aus

Strabo über die Kantabrer. Tacitus spricht in der „Germania“ ebenfalls von einem deutschen Volksstamme, bei dem die Frauen herrschten.

Von den Lybiern erzählt Herodot, daß sie die Frauen gemeinsam hatten, aber nicht mit ihnen zusammenwohnten und daß die Kinder nur von den Müttern aufgezogen wurden. Heutzutage noch nimmt bei den von diesen Lybiern abstammenden Tuareg in Afrika die Frau eine viel höhere Stellung ein als bei uns. Die Genealogie der Tuareg ist eine weibliche, das Kind gehört der Gattin, nicht dem Gatten: ihr Blut ist es, das ihm seinen Rang im Stamme zuweist.

Auf mehreren Inseln Mikronesiens richtet sich heute noch die Verwandtschaft bloß nach der Mutter. Einige Indianerstämme in Nordamerika rechnen ebenso nur nach der weiblichen Linie; bei den Huronen, Tschirokis und anderen Stämmen konnte ehedem die Häuptlingswürde nicht vom Vater auf den Sohn, sondern nur von der Mutter auf die Tochter übergehen.

So lehren uns diese Berichte, daß merkwürdigerweise die Mutterfamilie fast überall früher bestand; sie existiert sogar bei allen Kulturvölkern noch — aber nur als Ausnahme, nämlich als vaterlose Familie bei den unverheirateten Müttern und deren Kindern. Das uneheliche Kind erhält Namen, Rang und Besitz von der Mutter, nicht vom Vater. Was einst Regel gewesen, ist jetzt nur mehr Ausnahme, Rudiment. (Ausführlicheres über die Mutterfamilie bietet außer Bachofens „Mutterrecht“ auch das vortreffliche Werk: „Geschichte der Familie“ von Julius Lippert, Berlin 1884.)

Weiter darf man als unzweifelhaft annehmen, daß der jetzigen Einzelehe die Gruppenehe voranging, die eigentliche Polygamie, welche sowohl polyandrisch, als polygynisch war. Was wir jetzt gemeiniglich Polygamie nennen, ist eigentlich nur Polygynie d. h. Vielweiberei. Polygamie (d. h. Vielehe) aber besteht da, wo mehrere Weiber und mehrere Männer zusammen eine Ehegruppe bilden, in welcher somit die Weiber polyandrisch, die Männer polygynisch leben. Zur Zeit Cäsars gab es, wie die weiter oben citierte Stelle aus De bello Gallico beweist, bei den Britanniern solche Gruppenehen.

Also gerade in demjenigen Lande war es sittlich, daß Brüder ihre Frauen gemeinsam hatten, wo es dermalen als Unsittlichkeit, ja als strafwürdiges Verbrechen gilt, die verwitwete Schwägerin, bezw. den verwitweten Schwager zu heiraten, was bei uns mit Rücksicht auf die Kindererziehung sogar als sehr wünschenswert und moralisch gilt.

Von den Nairen, einem indischen Volksstamme auf Malabar, wird

uns durch verschiedene Reisende übereinstimmend berichtet, daß sie viele große „Familien“ bilden, deren jede mehrere hundert Mitglieder umfaßt, die alle einen gemeinsamen Namen führen „entsprechend dem keltischen Clan, der römischen Gens, dem griechischen Genos“. „Die Nairenfrau besitzt mehrere Männer, zehn, zwölf, auch mehr; sie folgen einander in bestimmter Reihenfolge, jeder hat seinen ehelichen Tag, während dessen er zu den Kosten des Haushalts beisteuern muß. Um zu bezeichnen, daß sein Platz besetzt sei, hängt er seinen Schild am Hausthor auf.“ Die Frau wird umsomehr geachtet und bewundert, je mehr Gatten sie zählt. Der Mann schließt sich auch anderen Ehegemeinschaften an. Die Nairenfrau lebt also in Polyandrie, der Naire in Polygynie.

So unwahrscheinlich diese Berichte lauten, ebenso auffallend ist ihre Übereinstimmung mit dem, was Strabo vor 1800 Jahren über die Massageten, ein Steppenvolk im Osten des kaspischen Meeres, berichtete. Auch „sie bedienten sich der Frauen gemeinschaftlich, obwohl jeder gemeiniglich nur ein Weib freite. Wenn ein Massagete zu einer Frau Lust trägt, so hängt er seinen Köcher an ihrem Wagen auf und wohnt ihr bei ohne Scham.“

Auf Hawai waren noch vor kurzer Zeit stets eine Anzahl Schwestern, leibliche und entferntere (d. h. Kousinen) die gemeinsamen Frauen ihrer gemeinsamen Männer, wovon aber ihre Brüder ausgeschlossen waren; diese Männer nannten sich untereinander Punalua d. h. intimer Genosse, gleichsam Associé. Ebenso hatte eine Reihe von leiblichen und entfernteren Brüdern eine Anzahl Frauen, worunter nicht ihre Schwestern, gemeinsam und auch diese Frauen nannten sich untereinander Punalua. So berichtet Engels nach den Forschungen des Amerikaners Ellis Morgan.

Man kann diese Eheform, diese Gruppenehe als einen sittlichen Fortschritt bezeichnen, daß aus derselben bereits die leiblichen Geschwister des anderen Geschlechts ausgeschlossen waren, während früher die Ehe zwischen leiblichen Geschwistern, wie bei den Britanniern, allgemeine Sitte gewesen sein mag. Wenigstens bestätigt dies die biblische Erzählung von der Entstehung des Menschengeschlechts. Kain, Seth u. s. f. waren die Ehemänner ihrer leiblichen Schwestern. Die Lateinschüler lernen bereits aus Cornelius Nepos, daß bei den Griechen es durchaus nicht unsittlich war, die eigene Schwester zu heiraten. Ja, der Kirchenschriftsteller Tatian schreibt sogar, daß es bei den Persern als Zeichen großer Tugend galt, wenn man die eigene Mutter heiratete.

Was jetzt Blutschande ist, war früher Gesetz, Pflicht, Sitte, Tugend. So ändert sich die Moral. Wir können einem französischen

Schriftsteller beistimmen, wenn er sagt: „die Familie sei ‚une conquête de l'ordre moral'."

So zeigt uns denn ein Blick in die Vergangenheit, daß die Familie durchaus nicht eine ewige Institution ist, sondern vielmehr mannigfache Phasen durchmachte, für welche die Bezeichnung Familie nicht zutrifft, wie andererseits unsere heutige Familie grundverschieden ist von der familia. Außerdem deckt der Rückblick in die Vergangenheit die ganze Hohlheit der mit so imponierender Sicherheit ausgesprochenen Sätze unserer Metaphysiker auf.

Louis Bridel in seinem zu Paris 1884 erschienenen Buche: „La femme et le droit" zeigt durch Vergleichung der Ehegesetzgebung in Rom, Deutschland, Frankreich und Nordamerika, wie sich allmählich in der historischen Zeit und noch gegenwärtig beständig die Familie transformiert, so daß die Worte von Girard-Teulon: „La famille se développe à travers les âges; elle se transforme d'une manière continue; elle n'est pas, elle devient"*) als vollständig zutreffend erachtet werden müssen.

Da die Geschichte der Familie ein noch sehr junger Zweig der Soziologie ist, so ist es leicht erklärlich, daß wir von der Entwickelung der Familie noch kein detailliertes Bild haben können; nur in schwachen Umrissen läßt sich der allgemeine Entwickelungsgang erkennen, den Engels mit folgenden Worten schildert: „Die Entwickelung der Familie in der Urgeschichte besteht . . in der fortwährenden Verengerung des ursprünglich den ganzen Stamm umfassenden Kreises, innerhalb dessen eheliche Gemeinschaft zwischen den beiden Geschlechtern herrscht. Durch fortgesetzte Ausschließung erst näherer, dann immer entfernterer Verwandten, zuletzt selbst bloß angeheirateter, wird endlich jede Art von Gruppenehe praktisch unmöglich, und es bleibt schließlich das eine, einstweilen noch lose verbundene Paar übrig, das Molekül, mit dessen Auflösung die Ehe überhaupt aufhört."**)

Diese Erkenntnis deckt uns den Irrtum des Rodbertus auf, der die Familie mit der Zelle vergleicht und dadurch die Familie als die Basis für die Konstruktion des Staates erkennen lassen will.

Über die Art und Weise, wie der Übergang von der matriarchalischen zur patriarchalischen Familie sich vollzog, sind wir noch ganz im Unklaren; doch dürfen wir hoffen, daß durch weitere Erforschung der

*) Girard-Teulon: Origines de la famille S. 283. Zitiert bei Louis Bridel.
**) Engels: Der Ursprung der Familie u. s. w. Zürich 1884. S. 25.

Urzeit auch hierüber Klarheit gewonnen werden kann. Ist doch schon das bisher Erforschte hinreichend, den Mythenbau der Metaphysiker zu zerstören und auch hinsichtlich der Entstehung und Entwickelung der Familie eine mit der modernen genetischen monistischen Weltauffassung harmonierende Erkenntnis zu erlangen.

Leute von Welt.

Plauderei von Georg von Oertzen.

Dein Herz muß heller, weiter,
Dein Blick muß klarer sein,
Sonst kommst du in die Ferne,
Nicht in die Welt hinein;
Denn, die du willst gewinnen,
Ist draußen und — doch drinnen.

Die „große Welt“ ist ein beliebter Ausdruck, mit dem allerlei Mißbrauch getrieben wird, sowohl seitens derer, die eine unüberwindliche Scheu vor dem Begriffe haben, den sie mit ihm verbinden, wie von jenen anderen, die das Wort: „ein Weltmann“ mit Stolz sich selber beilegen zur Bezeichnung einer sie schmückenden Eigenschaft; denn der echte und wirkliche Mann von Welt ist noch nirgendwo oft anzutreffen gewesen.

Die Welt! Wie schwer zu überschauen in seiner vielgestaltigen Gesammtheit ist der Inhalt dieser einen Silbe; um wieviel schwieriger aber, sei es auch nur in Bruchstücken, wäre er zu fassen oder gar zu bemeistern. Und nun: Männer! Lassen diese heute so mühelos wie etwa Degen oder Sporen, wie Bärte und Beinkleider auf der Straße sich finden?

Freilich: Nichtweltleuten, die eben deshalb als solche sich täglich vor ihrem Spiegel beglückwünschen, wirst du, der anspruchsvolle junge Lebensrekrut, ohne viel Schwierigkeiten begegnen. Sie gewähren dir Zutritt, sobald dein Namenszug einigen Eindruck auf sie macht und dein Rock, dein Hut und Stiefel, deine Denkweise oder deine Gedankenarmut von dem zur Zeit gültigen Lieferer ihres Gleichschnittes auch dir ins Haus gebracht worden sind. Dann bist du so zu sagen durch Geburtsrecht einer der Ihren, weißt ebenso nachlässig sicher, wie sie, daß man zu bestimmten Tagesstunden nur hier, doch beileibe nicht dort müßig gehn darf, daß Frau von X., mit der du zwar vor kurzem herzlich gelacht und nur durch dein Behagen an ihrer reizenden Plauderfrische die

Unerfreulichkeit eines öden Abends überwunden hast, dennoch im Grunde langweilig, ja, offen gestanden, unmöglich ist. Du kommst spät, kommst viel zu spät in ein Trauerspiel, das du — deine Zerstreutheit hat dies nicht genug verhehlen können — gern vom Anfang bis zum Schluß aufmerksam sehen würdest. Trotzdem verzichtest du darauf; denn deine Freunde um dich her, wenn sie nicht gähnen, unterhalten sich gerade heute allzu beredt über Z.'s jüngsten Spielverlust oder die Blumen, welche Y. gestern der kleinen Springfort-Wadenflink während des Zwischenaktes in ihr Ankleidezimmer geschickt hat. Laß es dich nicht verdrießen, erquicke dich vielmehr an dem Bewußtsein, daß du binnen kurzer Frist der belebende Mittelpunkt einer Gruppe geworden, die an dem Orte ihrer Unthätigkeit den Ton angiebt. Dieser Ton singt vielleicht den Menschen in dir eine Weile hindurch in Schlaf und deßhalb kommt es für dich darauf an, ob diese Weile dir schnell oder langsam vorübergehn oder ob sie gar bis an dein Ende sich ausdehnen wird. Im letzteren Falle darfst du dermaleinst deine letztere Zigarette mit dem Vollgefühle rauchen, daß du alle die Zeit deines Erdendaseins nur in anständigen Kreisen verkehrt, gewohnt, gegessen hast, daß du den Kellnern gute Trinkgelder gegeben und dafür nach Tisch aus ihren Händen nur gutgesinnte Zeitungen entnommen, daß diese Serviettenjünglinge die Flügel ihres Spitzrockes mit zur Schau getragener Sorgfalt nach den deinen und die Art, ihr vielfarbenes Halstuch zu knüpfen, nach der deines jungen Freundes wählten, natürlich jenes, den du, wie bekannt, zu einem Erben deiner innersten Gedanken über Menschen, Dinge und Vornehmheit dir zu erziehn bedacht warest.

Ganz anders jedoch wird dein Los sich gestalten, falls ein Ungefähr es fügt, daß du aus solchem Zustande, den man vielleicht den Nachmittagsschlaf der Jugend nennen dürfte, — wer weiß, wodurch dich wach gerüttelt fühlst. Du hattest eine Reise zu machen, eine Vergnügungsreise, und gelangtest, nicht ohne zuvor tadellos durch deinen Gewandbildhauer neu geformt zu sein, in den Blitzzug, als ein nach Vorschrift verpacktes Beförderungsobjekt, du träumtest ungestört wohlerzogen dich vorwärts durch das bekannte Her und Wieder neben deinem Wagen und konntest sicher sein, ebenso ruhig und mit dir zufrieden bis zur Endstation weiter zu nicken. Aber unter der Fahrt muß dann etwas, das du nicht bemerkt, mit dir vorgegangen sein; denn schon anderen Abends, nachdem du den Wagenkissen kaum entstiegen, empfandest du dich wie verändert, deine Augen waren genötigt, sich aufzuthun und fast gegen ihren Willen zu sehn. Alles um sie her war fremd und dich streifte

der Gedanke, wie seltsam es sei, daß dein umfangreicher, bisheriger Gesichtskreis unter den Rädern der Lokomotive in noch nicht vierundzwanzig Stunden wie die Nebel, wie der Dampf und der Staub dir völlig entschwinden konnte.

„Bei uns" — in das, was diese zwei Silben ungesagt und dir kaum nur bewußt enthalten, verliert sich während der nächsten Tage dein aufgestörtes Innenleben. „Bei uns" — so würdest du auch jedes deiner Worte beginnen, falls nicht vor Jahren deine Lehrer oder Erziehungsbeflissenen und später die Legationssekretäre im Klub daheim sieglos an der vaterländischen Unzugänglichkeit deiner Zunge geblieben wären. „Bei uns" ist um deswillen ein stummer Bisyllabus, den nur die Geister deines Selbstgespräches vernehmen; aber er öffnet dir den Nothafen, in welchen du jetzt um so banger mit deinem Heimweh dich flüchtest nach jener deiner fernen, kleinen großen Welt. O sie . . . wie ist ihre Größe vor den verwirrten Blicken dir unvermutet zusammengeschrumpft!

Es war darum ein nicht wolkenfreies Seelenwetter, unter dem du, den Hals gleich der Taube auf dem Futterplatz nach allen Seiten hin wendend, an der eilfertig umdienten Wirtstafel dich wiederfandest. Dort aber fiel es von dir wie ein Alp; denn plötzlich hörtest du dein Gegenüber ein Hammelsrippchen in den Lauten deiner so unvorsichtig verlassenen Weltstadt verlangen. Ob das Alphorn, das der Schweizer zu Straßburg auf der Schanz drüben wohl anstimmen hörte, ihm so verführerisch, wie dir dieses deutsche Kotelett verklungen sein mag? Es ist zu bezweifeln. Schnell vermittelte Salz oder Senf die Bekanntschaft mit dem Landsmanne und du Glücklicher durftest endlich für dein „Bei uns" auch den Mund wieder öffnen. Aber du kamest übel an. Dies würde dich kaum befremdet haben und du hättest die Ursache dir selbst gesagt, wärest du einmal schon darauf verfallen, zu beobachten, wie weit es jemand bringen kann, dem sein an den Heimatsboden sich klammerndes „Bei uns" nicht dauerhaft wie dir selber im Gemüte wurzelt. Der von dir Angeredete war eben auch ein Weltmann und zwar was für einer! Ein Wandelbild war er der internationalen Unsitte von einem Pol zum andern, ein Erprobter, welchem die in Sonnenbrand und Sturm beider Hemisphären ihm angeflogene Hotellebenskenntnis überzeugend aus jeder Bewegung sprach, wie hervor aus jedem Laute seines gurgelnden Speisesaal-Volapüks. Das Hirn aber dieses Dampfpilgers erinnerte an jene Kaufläden in den Hafenstädten, vor welchen die vom Lande, der Schulmeister und der Edelmann, versunken in staunende Be-

wunderung, Austern oder Seekrankheit träumen, — jene üblichen, in deren Schaufenster die Brussaseide durchsichtige Falten über schnörkelhafte Muscheln wirft oder die Lackware aus Tokio sich mit den vergifteten Waffen der Südseeinsulaner verbrüdert zu einem Stillleben der Ethnographie. Wertlos war es, aber für den Unkundigen überraschend. Armer Weltkadett, dies Vorbild vermochte dich kaum zu fesseln. Du wirst deinen Rückfahrtschein ohne Zweifel bald benutzt haben und bist dann der Reihe nach eingetreten in noch manche andere große Welt, deren Größe ebenso als die der Seifenblase sich erwies. Aber keine — nicht wahr? — unter ihnen allen stand in einem bedeutsameren Gegensatze zu der eben von dir verlassenen, denn die, auf deren Gebiet der Beglückte nicht durch Einladung, wohl aber durch „Ansage", und wäre es eine in Duodez, geführt werden kann. Ein Ring ist sie, den der Sonnenstrahl des Herrscherblickes auf dem Boden irgend welchen Ländchens umschreibt, ist der spielende Lichtfleck, durch dessen veränderliche Gestaltungen infusorienhaft die gesamte Hoffähigkeit dieser Welt her und wieder hastet.

. . . In ihr nun, was bist du geworden, mein neugieriger Ungeduldiger? Ein Mann des Lebens oder nur ein Lebemann?

Die Beantwortung auch dieser Frage hängt davon ab, wie lange es hier dich litt. Der Schmetterling fliegt in den Schimmer hinein und folgt unstet in neue Lockung seiner Natur. Den Polonius bringen sie nur als einen Toten wieder heraus. Im Falle, daß du minder schattenhaft warest, denn der eine, und doch nicht so luftig, wie der andere, wirst du eines schönen Tages freilich keinen Staub von deinen Füßen geschüttelt haben — denn der Staub in jenen Regionen fällt nur unsichtbar —, aber vielleicht badetest du die Schwere des Dunstes, der dort in Wohlgerüchen wallt, dir hinweg aus der noch unverweichlichten Seele und trugest deinen Stab in Wege fürbaß ohne Glanz, doch nicht ohne Glück . . . und dann hast du begonnen zu leben.

Es war zur guten Stunde; denn in der engen aber feinen Schule, aus welcher du jetzt entwichen, konntest du meisterlich zwar das Alphabet der Kunst lernen, wie man ehrt und übersieht, redet und doch nichts sagt, schweigt und trotzdem lügt, wirkt, indem man unthätig bleibt, — aber, wie unentbehrlich solche Kunst in der Rüstung des Weltmannes auch sein mag, sie stattet ihn keineswegs hinreichend aus und zudem ist das Schwert, welches sie führt, ein zweischneidiges. Es schädigt bei dauernder Handhabung nur allzuoft seinen Träger selbst. Darum wohl dem, der die neue Fahrt antrat. Blieb ihm der goldene Tisch fürder nicht gedeckt, so darf er nun frei wieder, was Gott geben will, atmen.

Und, wer leugnet es? Für solch ein Leben ist die weite, großoffene Welt kaum groß und weit genug. Atmen, was Gott gibt! Derselbe Geist, sein ewiger Geist ist es, welcher dir im Herzen laut wird und rings um dich her sich offenbart. Er in dir umspannt deßhalb, je mutiger du schreitest, desto helleren Blickes auch alle die tausendfachen Verkörperungen seiner selbst dort draußen unter diesen Augen, die des Schauens darum und des Suchens und Lernens nicht müde werden. Die Welt, deine große Welt — dir sagt es eine ahnungsvoll untrügliche Stimme — ist Alles, was dort sich her vor deine Seele breitet, vorausgesetzt, daß zwischen solcher Fülle des Daseins und ihr auch die letzte Schranke der Abwendung oder Unkenntnis hinwegfiel. Ja, in der That, Alles, aber vor Allem dasjenige Gebiet, das am häufigsten und leider auch durch die hartnäckigsten Umgrenzungen sich nach außen hin abscheidet, die Wohnstatt hier ganz nahe bei dir: die Seele deines Nebenmenschen.

Es ergibt sich hieraus, daß die Welt öde und eng überall werden muß, wo in ihr vor die Wirklichkeit des Lebens hin — hüben der Hochmut mit dem Ordensbewußtsein oder dem Zopfe stelzt, drüben eine unbeholfene Scheu über sich selbst hinstolpert. Von woher jedoch entnehmen die anderen Hindernisse, jene, die minder selbstverständlich und gerade deßhalb mühevoller zu überwinden sind, woher entnehmen sie ihr festes Gefüge? Sie schöpfen es aus den Umgangsformen und den Lebensgewohnheiten der Leute, wie solche in mannigfachem Werden auf dem Unterbau der Nationen, der verschiedenen Gesellschaftsklassen oder Berufsarten sich entwickelt haben. Gestaltungen sind dies, ungewollt hervorgegangen aus den Reichtümern der Menschennatur, das heißt also geschichtlich gewordene. Und diese Entstehung ist es, die beides ihnen leiht, ihre Dauer und ihr Recht, alle sich ohne Einschränkung und in gegenseitiger Grundsätzlichkeit als von gleichem Werte anerkannt zu sehn.

Diese ungezählten geistigen Vermauerungen nun von solcher Herkunft werden stets eine schroffe Abwehr wider das zutappende Vorurteil haben, dagegen wie Wachs an der Morgensonne hinwegschmelzen bei der Berührung durch die erfahrene und dennoch frische Nächstenliebe derjenigen Personen, die bedacht sind, ihre Verbindung mit anderen immer nur in demjenigen Thun oder Lassen zu pflegen, wie es leichtlebig dem für jede Eigenart Hergebrachten sich bequemt.

Es ist wahr: Um dies zu vermögen, muß der Inhaber solch einer Gesinnung zuvor viel empfangen und viel gegeben haben, mußte Weiten ergehn und zu Höhen aufsteigen, welche den Tiefblick jetzt in Hunderte von

Seelen ihm gewähren. Der Eigensinn fehlt im Gepäck des Weltwanderers. Er hat ihn trotz der festesten abgeschlossenen Treue für sein Erworbenes dennoch unmerklich gegen jenes Feingefühl des Beobachters eingetauscht, der sich anempfindet, aber nicht aufgiebt; denn einzig der Zauber dieser Gabe sichert dem Nahenden die Verfügung über die Gebräuche und die Sitten der viel wechselnden Lande seines Aufenthaltes, macht ihn zu einem Teilnehmer jeder Sonderheit und zum Zeichendeuter und Freunde, wohin er kommt. Das äußere Kleid seiner eigenen Erscheinung wird dabei allerdings mehr Glätte als Farbe, mehr Faltenwurf denn Stil, mehr Gefälligkeit als scharfes Gepräge aufzuweisen haben.

Leute von Welt, die entsprechend diesem Bilde sich darstellen, vermag nur die weite Gotteswelt sich groß zu ziehn, draußen im All und und zugleich drinnen in der Herzenskammer. Die Schicksale schreiben ihnen den Lehrplan .... und die Wanderlust und die Liebe und das Gottvertrauen und die Lebensfreude sind diesen dazu vom Anbeginne her wohlbestallt als ihre Doctores mundi utriusque gewesen.

In der Sahara.

Phantastisches Nachtstück mit Arabesken.

Von Paul Andow.
(Graz.)

Nacht sinkt über die Wüste.

Vor einigen Augenblicken noch war der Horizont eine flammende Masse. Ferne und nahe wütete das schrecklich hörbare Zürnen der Natur grausig durch die Luftschichten. Wie Staub und Asche flog der heiße Quarz über die orkangepeitschten Sandfluten der Sahara hin, und die Sphinx mit dem starr himmelanstrebenden Antlitz, den steinernen Brüsten, dem löwengemähnten Schwanze, den bellauten Pfoten begrub es zur Hälfte, und als die Nacht herabfiel und die Abendglut der Sandsphären verloht war, da hob sich nur mehr ihr Kopf gespenstig heraus aus dem Sandmeer und das Mondlicht floß blaugraugrünweiß über sie hin und machte aus ihr, in gigantischer Hyperbel, die Jean Paulsche Neujahrsnachtslarve.

Und aufgescheucht vom brüllenden Panter, der ihre flüchtige Spur

verfolgt, eilt pfeilschnell die Gazelle über die Fläche des Wüstenmeeres und dennoch ereilt sie die Riesenkatze und grimmen Sprunges und Griffes stürzt sie an sie hinan und begräbt ihren schlanken Leib in dem blutgefärbten Sande — zum Fraße — zum Tode. O Sphinx — und Du?

Du starrst gespenstig ins Weite, aus deinen leeren, granitenen Augen und bittest stumm selbst um die Lösung . . . . .

Und ferne klingelt metallenes Getöne und dunkel beginnt es am Kreisrande des Horizontes aufzudämmern. Eine Karawane wird sichtbar. Gläubige, die zum Grabe Mohammeds pilgern. Sie tragen die edlen, bronzefarbenen Gestalten in weißes Linnen gehüllt und schweigen und beten, und die Kameele tragen sie bis zu dem alten Götterbilde hin, an dessen Fuße sie ihre Lagerrast beginnen. Ein Paria, verirrt wohl im Laufe der Zeiten bis in sein eigen volkstümliches Geschlecht zurück, ein Zigeuner, irrenden Fußes, verfolgt den Weg der Karawane. Er wird stillschweigend geduldet in seinem abgerissenen Hemde, das kaum die Blöße seines klassisch geformten Leibes deckt, im Verein mit einem in den buntesten Farben geflickten Beinkleid aus weiß gewesenem Baumwollstoffe. Er ist geduldet von der ernsten Gesellschaft, denn er giebt dem stummen Wesen aller Ausdruck im Liede. Ein Cymbal ist der Begleiter seines Sanges, der in fremden unverständlichen Lauten seinen rotblühenden Lippen entquillt. Seine Augen, nächtig und sternhell, blitzen in wildaufjauchzender Lebenslust, wenn die Töne seines Instruments aufjubelnd der kreisenden Stimme folgen, aber sie versinken wieder thränenmatt unter den langen, schwarzen Wimpern der Lider. Seine Wange erblaßt und wieder vermählt sich das stumme, klagende, fahle Licht des Mondes mit seiner wehmütigen, weinenden Melodie.

Feuer und die Fackeln, frischentzündet, lodern und brennen. Phantastisch schleudert die Lohe ihr Rot an die Wände des steinernen Sphinxleibes, deren Antlitz dem Feuerkreise entstrebt und unverwandt, und unbekümmert um das Gewimmel unter ihr, in der ewigen Frage nach Oben verharrt.

* * *

Sphinx, du alte, scheußliche, grauenvolle, ewige, wohin wanderst du überall? Überall, allüberall bist du. Dein Wüstenhauch dringt bis in die Regionen des reinsten Friedens, bis in die Kulturstätten der Gegenwart, in die Herzen der edelsten Menschen . . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Im trauten, kleinen Salonstübchen Allwinas, da bist du auch. Deine unheimliche Atmosphäre erfüllt alles darin, sie selbst, die schöne

Frau, sie hat dich eingeatmet, denn ihr edles Antlitz brennt im Fieber, aus ihren Augen flirrt es unstät und ihre Brust hebt sich ungleich über dem stürmenden Herzschlag. Sie schreibt: „Gilford!“ — „Nein!“ ruft sie schrill und streicht das Wort aus und setzt dafür auf ihren Brief: „Lieber Doktor!“ Und weiter: „Ich habe so viel geträumt, geschrieben und mit mir selbst gekämpft, daß ich vergehe. Mein Herz stürmt und hämmert, mein Atem stockt, der Kopf brennt mir. Ich erkenne mit Entsetzen, daß Sie nur der Lehrling waren, der die Besen meines Witzes, die Stromflut meiner Phantasie, das Meer meines Empfindens heraufbeschworen hat. Da rasen sie nun in mir, die furchtbar entfesselten Elemente und zertrümmern mich und Sie den Mitverlorenen.

O Meister, Meister, wo bist du? Wirst du kommen? Und von wannen? Eile, o eile, geträumtes Ideal vom Manne, komm, rette mich! — — —

In dieser Stimmung kann und muß ich Sie bitten, daß Sie mich meiden, verlassen, fliehen für immer — wenn Sie sich nicht ändern wollen. Denn ich bin keine Madame Gabrieli, von welcher Sie gestern, auf Ihr Pariser Jugendleben lüstern zurückblickend, zu schwärmen die Roheit hatten.

Ich sehe mich zum erstenmal als schmachbedeckte Buhlerin vor einem Manne stehen. Und ich bin's ja, fürchterlich wahr, ich bin's, so lange Sie gewissenlos in Ihrer korrupten Starrheit verharren, so lang Sie die morsche, faule Kette einer unlöslichen, lügedurchgifteten Ehe tragen. Lassen Sie uns scheiden. Allwina.“

Kaum mit ihrem Briefe fertig, lief Allwina ruhelos in ihren Zimmern auf und ab. Ihre Ohren flammten, ihre Hände zitterten, die Thränen standen ihr in den Augen.

Ihre kleine Dienerin Nera, ein Findelkind, welches Allwina, im Süden reisend, von der Straße aufgelesen und mit sich genommen hatte als sie von ihrem Gatten schied, in die Einsamkeit eines freiwilligen Wittwenfluches ziehend, Nera, halb Kind, halb erblüht, von Allwinas Geiste beseelt, stand bebend am offenen Waschkästchen, das sie soeben mit frischem Wasser zum Händewaschen für die geliebte Herrin versehen hatte. „Herrin,“ sagte die Kleine verlegen, „warum bist du auf Doktor Gilford Mann böse? Denn das bist du doch, ich fühl's und es thut mir wehe.“

Allwina nahte ihr hastig, legte ihre Hände rasch auf ihre Schulter und sprach: „Du bist noch immer in ihn verliebt? Armes Kind!“

„Ach, Herrin, dann bist du noch ärmer, denn du bist es noch mehr . . . . .“

„Im Augenblicke, jetzt, nicht, Nera; da haß' ich ihn."

„Herrin, die Leute haben recht, wenn sie dich überspannt nennen, ich begreife dich selbst nicht. Einmal rufst du mich und sagst verklärt: ‚Nera, er ist die Ergänzung meiner elenden Halbheit, meine Vollendung', ein anderes Mal schimpfst du über ihn, so daß ich sterben könnte vor Angst und Weh um ihn."

„Liebes Herzchen, deine Gefühle sind hier eitel Überfluß. Nichts wird deshalb um ein Haar besser oder schlimmer, denn du bist noch grün. Aber was mich rührt, Kind, ist — daß du gar keine Eifersucht hast. Du gönnst mir ihn, mich ihm, nicht?"

„O ja," sagte die Kleine fest, „weil ich ihn nicht besitze und er mich auch gar nicht bemerkt und mag. Doch wäre er für mich da, dann dürfte er aber auch nur für mich da sein."

„Recht so!" rief Allwina und küßte die braune Menschenknospe mit leidenschaftlichem Beifall. „Siehst du, Nera, da verstehst du dann auch meinen Zorn. Gilford ist ein geistig großer Mann, aber er ist ein echtes Kind der Gegenwart, verfallen den Dogmen des niederen Instinkts und der Konvenienz. Die allgemeine Korruption, sie deckt sich vortrefflich durch Aufrechthaltung alter Formen und Gesetze, und Gilford, so viel er schon gethan hat im Reiche der Gedanken, die Wirklichkeit, die läßt er schmutzig stehen. Als ob Geist, Wissen, Talent und große Fähigkeiten nur dazu da wären, um in unerreichbaren Regionen zu verduften, oder in Folianten versteckt, den Motten zum Fraße zu werden! Ich wähne, daß sie Stab und Leuchte zu sein haben dem einzelnen und der Masse, welche sinkt! Handeln muß der Dichter wie er schreibt, wenn sein hochgethrontes Leben nicht nutzloser verlaufen soll, wie das Sandkorn einer Uhr!" rief Allwina hocherregt. „Ein Beispiel für alle und ein Segen für sich selbst hat der Dichter zu sein; nur durch das Leben im Ideale wirkt sein Wort erst auf die anderen, für die er schreibt. Aber so ist Gilford nicht. Verfallen ist er der schleppenden Gewohnheitskette, zu matt, um ein edles junges Wollen aus sich herauszuringen. Er scheut sich kräftig mutiger That, um das würdig zu vollenden, was er frevelhaft begonnen hat mit mir — die freie Ehe."

Allwina sank in sich zusammen. Träumend flüsterte sie vor sich hin: „Und ich liebe ihn! . . ." Dann fuhr sie auf: „Ich möchte kommen, herabgeschossen wie ein Adler von der Höhe, die Windsbraut kühnen Fortflugs, ich möchte ihn auf meinen Fittich heben und fahren mit ihm in wilder todesmutiger Eile über Länder und Meere, von Landstrich zu Weltteil, durch die Sahara unserer Gesellschaft, suchend die Oase. Die

See tobt und wetterleuchtet, sie schäumt, und sendet ihre peitschende Gischt an mich, die Kämpferin für edle Freiheit und des Menschenherzens Frieden. — Ach, Eiland reinen Erdenglückes, wo bist du, daß mein Fuß deine gesegnete Scholle betritt! Meer der erlösten Natur, wo bist du, daß ich sie für immerdar darin lösche, die wütende Schmerzflut der Leidenschaft, die fressende Schmach entehrter Weiblichkeit!"

„Herrin, fasse dich, du wankst!" rief das erschreckte Mädchen, das nicht den Wortlaut von Allwinas Reden begriff, nur ihre Leiden sah.

„Laß mich!" rief Allwina sich aufraffend. „Ja, und man hat recht, es ist ein Schandmal, wenn eine geschiedene Frau und ein Ehemann eine freie Ehe eingehen . . . ." Wild, im halben Wahnsinn schrie sie auf: „Nein, ein Schandmal ist es nicht, daß eine geschiedene Frau einen zweiten Gatten nahm, aber daß dies für eine Schande gilt, das ist ein Schandmal für die Gesellschaft!" — Bebend fuhr sie fort: „Und Gilford fügt noch ein Schändendes hinzu, ein Verbrechen gegen die Menschenwürde, daß er das ekle, schmutzige Joch seiner liebesöden Ehe weiter trägt. Ein Weib, das aus Furcht vor Selbstversorgung, aus Faulheit und Nichtachtung seines Selbst, wie eine Straßenklette an einem Manne hängt, der sie nicht liebt, nicht achtet, der ihr täglich Beweise seiner Abneigung bietet, solch' ein Weib ist der Hyäne gleich, die ihre Freßbegier am faulen Aase stillt . . . O Hauch der Wüste, ersticke solche Thaten. Sandmeer, stürze deine versengenden Fluten über solches Gebahren, daß es vernichtet werde für immer . . . . Ja, so lang, wo eines Mannes Auge im Verlangen hinblickt, die unbewußten Weiber blöde ihm verfallen, wie gemähte Halme, so lang die geistig niedere Frau den Gatten, der sich ihr am Heiligsten der Ehe verbrach, schmutzbedeckt wie er ist, wieder in ihre Arme nimmt und er fortsündigen darf an ihrer Seite wie er will, so lang bessert sich dieses elende Geschlecht nicht, dem nur Heil kommen kann durch das Weib."

„Ach, Herrin," jammerte Nera, „ich fühle nur eins: Gilford ist deiner nicht wert. Ziehe ihn empor zu dir, mache ihn rein und groß wie du es bist."

„Süßes Kind, was wäre denn sonst mein rasendes Wollen? Gelingt es nicht, dann schleudere ich diese gleißende Messiaslarve aus meinen Armen, daß sie zu Splitter zerschellt und mich mag sie dann begraben, die heiße Sandflut meiner Sahara."

* * *

Die Morgenröte beginnt ihre blendenden Strahlenwellen über den Himmel zu werfen. Der Horizont flammt auf in hellem Goldrot, die Sandwellen verschwimmen in gleichen Farbentönen mit der goldflimmernden Luft, durch welche das Blau des Äthers nicht durchzudringen vermag und die Sphinx ist im eigenen matten Dunkel erstarrt und ihr rötlich beschimmertes Fragerantlitz ist so larvenhaft leer, so dumm verlegen, so boshaft glotzend — das Auge wie ausgebrannt vom antwortversagenden Lichte.

O Licht, Licht, warum giebst du die Antwort nicht auf die grauenvollen Fragezeichen in der Wüste unseres Lebens? Licht, Licht, komm' über uns, auf daß wir die Bande unserer Zungen lösen! Laß es flammend auffahren und thronen über den Menschenhäuptern, zur ewigen Feier des Geistfestes auf Erden!

Schweigen, Tragen, Schleppen und Entsagen ist unser Los. Wir Armen, Dummen, Stummen, wir Verlassenen, wir Verfluchten! „Entsagung ist der ewige Gesang," das Geheul, das lebelang in unseren Ohren gellt . . . . . Wo ist des gesunden Menschen voller Pulsschlag, der sich hier nicht empört? Wo ist die Welle jungen frischen Herzbluts, die nicht aufhüpft bei dem Anblick der duftigen Blumen, welche die Hände des geliebten Wesens in unseren Schoß legen? Götter Hellas, ihr seid tot! In halbvermoderten Mönchskutten, die ihres zerfallenden Körpers verstümmelte Glieder kaum decken, laufen sie herum als irrende, fluchbringende Gespenster, suchend ihre Wiedergeburt durch die natürliche Freiheit einer höheren Weltanschauung. — Geneckt von schmierigen Gassenjungen, in die Lachen und Gossen der Gesellschaft hineingestoßen, kotbesudelt, angegiftet, taumelt ihr häßlichtrunken einher: Aphrodite, Eros — o ihr hehren Götter! . . . .

* * *

Die Gruppe um das angewitterte, sturmangebröckelte Götterbild wird rege. Die Moslims streichen ihre Bärte, hüllen ihre Glieder ein und satteln ihre großbuckligen, lasttragenden Freunde. Alles eilt vorwärts, den munteren, zähne- und augenblitzenden Zigeuner an der Spitze. Der tanzt und bläst sein Pfeifchen mit gellendem Nachdruck, wo ihm in der Heftigkeit seines Empfindens, der Cymbal, der einem Markttischchen gleich an seinem Halse hängt, nicht genug ausgiebt.

Er wirft nur herum mit den Metallstäbchen, die er leicht in den klassischgeformten Fingern hält. Sie fliegen wie die Klöppel einer Spitzenmaschine, aber harmonisch ordnend, klangfigurenbildend herum, das Reich

seiner tönevollen Phantasie ausbeutend. — Und wie die Pilger so gehen und schreiten, vorangleiten und eilen, da hebt sich der dünenwellige glatte Bau der unabsehbaren Sandfläche. Luft und Sandsphären verflimmern ineinander.

Es hebt sich und ringt und wirbelt empor und fällt. Die Wogen des Sandes fluten wie Wasser in der Ferne, sie laden die Pilger zu beflügeltem Laufe ein, zu erquickendem Ziele; gleißend spiegeln sie den Hort der Kühlung, der Rettung .... Sie eilen und eilen, die Pilger; aber ach, du falsches Spiegelbild der Wüste, warum enteilst auch du? Du boshafte Zauberwelle eines trügenden Nichts! Anstatt den Weg zum ersehnten Ziele zu weisen, führst du die glutmatt Lechzenden in dein eintöniges Irrsal so tief hinein, daß sie der Tod nur erwarten kann, das sichere Verderben, ein entsetzliches Sterben.

Die glühende Luft des Wüstenmittags ist kaum atembar. Des braunen Jünglings Auge bricht matt. Durstgequält schließt und öffnet sich die schwachtönende Lippe. Dem Auge entringt sich die Thräne der Sehnsucht, der Qual, der Verzweiflung, des Verlangens nach Rettung.

Und alle senken verschmachtend die Häupter und ziehen voran und halten erschöpft, atemlos wieder still. Und alle raffen sich wieder auf und seufzen und keuchen und ziehen .....

* * *

„Herrin," sagte am nächsten Tage die kleine braune frischwangige Nera, „darf ich heute die reifen Pfirsiche im Garten vom Bäumchen pflücken und sie schön fein in dickem Zucker einkochen? Für dich, teuere Herrin, um dir das Leben ein wenig zu versüßen?" setzte sie schalkhaft hinzu.

„Gutes, glückliches Kind," sagte Allwina, „vor dir liegt goldig nüchtern der Alltag. Was aber ist mein Los?" Sie legte ihre schöngeformte weiße Hand über die feuchten Augen.

„Ei Herrin," sagte Nera naiv und lächelte mit ernst gezogenen Mundwinkeln, „ich sah gestern, daß du trotz deines Hasses und deiner Entrüstung gegen Doktor Gilford Mann, doch wieder gut gegen ihn warst. Das thut so wohl, wenn man Liebe sieht! Du sahst ihn so leuchtend an mit deinen unergründlichen Augen und er setzte sich neben dich aufs Sofa und schob seine linke Fußspitze unter deinen Fuß. Ach, Herrin, wie schön war diese feine zarte Fußschaukelei! Ich sah's genau, es war als ob zwei schwarze Täubchen sich auf einem unsichtbaren Blütenzweige wiegten.

Allwina küßte Nera lächelnd auf die Stirne und sagte: „Geh."

„Ach nein, noch nicht, ich möchte etwas fragen," sagte Nera bittend. „Belehre mich über diesen Widerspruch. Wie konntest du gestern, nach allen Flüchen der Verzweiflung, die du über ihn gethan hast, wie konntest du wieder so gut, so sanft, so lieb mit Doktor Mann sein?"

„Ach, du kleines, wachsames, wachsendes Herz! Das ist die Liebe, die moderne Liebe, wie sie im Kampfe mit unmöglich gewordenen Pflichten, ein grauenvolles Gespenst dasteht, halb Tier, halb Mensch, der Götze unserer armen Ichheit, der mit ihr in Blitz und Wetter steht — getroffen stürzt und zu Grunde gehen muß."

„Ach, Herrin, ich wage es gar nicht auszusprechen, solche Liebe ist — ist —"

„Sphinx im Menschenherzen! Wo sie wohnt, in welcher Brust sie thront, da ist die Wüste —" Allwina fuhr empor. „Gehe hin," rief sie, „und liebe. Liebe als gottmenschliches Weib einen kleinen schlechten Mann, und du wirst hinstürzen, ein gräßliches Ungeheuer, steinern und tierisch geformt, du wirst mit deinen Tierklauen und mit deinem Löwenschweif den giftscharfen Sand um dich aufscharren und aufpeitschen und wenn du die Augen davon voll hast und blind bist in rasendem Schmerze, dann erstarrst du gänzlich und blickst leeren Auges in die Lüfte und fragst dumm, stumm in das Unendliche hinein ..... trostlos — ewig — —"

„O Herrin, das ist entsetzlich, so möchte ich nicht werden. Mich schaudert! . . . Laß mich fort, Herrin, das Schreckliche im Anblick der rosenwangigen, duftigschönen Früchte zu vergessen, die ich dir zubereiten will." Nera eilte davon.

Allwina aber sitzt wieder an ihrem Schreibtisch und schreibt an Doktor Gilford Mann. „Teuerster! Eine Sklavin stehe ich vor dir. Im Momente sind wieder einmal alle Waffen an dich ausgeliefert, mein Geist, mein Wille, ja, auch die Königin dieser beiden ihrer Unterthanen, die Fantasie, schmachtet in Fesseln .... Und wer hat den Verrat an meiner Welt, an meinem grundsteinbefestigten Reiche begangen? Wer — wer? . . . Die Sklaven, die mir jahrelang schon willenlos gehorchten, sie waren es, die mich endlich in schrecklicher Empörung von dem Thron hehrer Tugend stürzten, die mich in meinem eigenen Reiche heimatlos machten: Die Sinne. Sie sind es, welche die Wüstenbrände in meine Seele schleuderten.

Gilford, Gilford, was hast du aus mir gemacht? Rettungslos bin ich dir verfallen, bin willenlos, kraftlos ohne dich. Nimm mich, töte mich. Wirf mich fort, ich sterbe gern. O Gilford, Panter, der du erbarmenlos die fliehende Gazelle in den erstickenden Staub der Wüste

gedrückt hast, sie zerfleischend, und satt an ihrem Blute gehen willst, um ihr Schicksal unbekümmert — sie der Verwesung überlassend. So bin ich dein.

Wo ist Rückkehr, Rettung? Fiebernd sehne ich, da ich nun schon verloren bin, die Nacht herbei wie Hero, um dich, Leander, zu umfassen. Grausam zu fassen mit eherner Katzenklaue, dich zu umfluten mit der Lockenmähne meines brennenden Kopfes, dich zu ersticken in der sengenden Wüstenglut meines Atems. Gilford, Gilford!

Die Wellen der Gefühle gehen wie die fata morgana vor mir auf und nieder. Die Flut der Leidenschaft fällt in die Ebbewelle der Grundsätze, der Ideale. Sandgischt stäubt auf über beiden.

Einehe, Einehe, du Morgenrot der Kultur, lösliche Einehe, du Mittagspunkt frei gewordener Menschenwürde, Altar du, auf welchem Gottes Wille thront, zerfalle nicht vor dem giftaushauchenden Samum von Gilfords Moral!

Wenn, Gilford, dein Weib ein großes Weib wäre und sie liebte dich wie ich, müßte sie nicht die Harmonie finden in unserer entsetzlichen Dreifaltigkeit? Müßte sie nicht auf ihren Knieen mich bitten: „O Schwester, du liebst ihn gleich mir, du stirbst ohne ihn, so wie ich sterbe, wenn ich ihn lassen muß. Lieben wir ihn beide in edelster Verleugnung unseres Selbst. Machen wir des Geliebten Glück aus, seien, bleiben wir seine Stütze, auf daß er nicht gleitet und fällt, der schwache, heißgeliebte Mann."

Bigamie, schreckliches Zerrbild des Allerheiligsten des Menschen, der Ehe! . . . O, wohin treibst du, Samum der Verzweiflung, im Kampf und in der Raserei des Kampfes um die zertretene Wahrheit, um die entehrte Liebe, deine Opfer! Du treibst sie zu dem entsetzlichen Wunsche nach Verkrüppelung der Natur und der Menschenwürde! . . . .

Im Dunkel längst entschwundener Erinnerungen sehe ich es emportauchen. Wie im Nebel sehe ich eine Prozession einherziehen, finster, schreckenbringend, den zerfleischten Menschen auf dem Marterholze . . . . Und ich höre die entsetzlichen Melodieen einer verklungenen Litanei: „Entsage! Nimm das Kreuz auf dich und entsage!" . . . . Dieses fürchterliche Wort „Entsage!", es tönt im riesigen Völkerchore wie die grauenvolltosende Brandung eines erdsturzdurchtobten Meeres in meine Ohren — ich könnte wahnsinnig werden . . . . Es muß anders, besser werden zwischen uns, Gilford, hörst du? . . . . Und vor mir, da tänzeln und hüpfen der Ibis, die kleine Bubastis und Anubis, mit der Paradiesesschlange spielend, im Kreise herum und scherzen und balgen sich und lachen und heulen und zwitschern und zischen und kläffen und miauen im Chore:

Und wie, wenn Gilfords Weib ihn nicht lassen, nicht lassen will, was dann, was dann, wem soll dann der liebe Himmel recht thun?!

Vor mir ist die Wüste.

Die Sphinx lacht diesmal auf im starren Hohne. Wie Blitze zuckt es aus dem nachtdunkeln Himmel, und Blitze des Spottes umzucken ihr den lüstigen Mund. Plötzlich wirft der Mond sein sanftes, friedenbringendes Licht auf ihre freie, menschlich göttliche Stirne. Ein Geisterwehen durchrauscht die Sphären, ein Lichtstrahl, sonnenweiß aus den Wolken brechend, erhellt die Luft, der auf der Stirne der Sphinx die Worte aufflammen und leuchten läßt: „Mensch, nimm das Herz des bewußten Weibes und lege es auf den Altar der Natur. Dort wird es zum heiligen Buche werden, in welchem du lesen kannst und lösen die Rätsel der Welt. Willst du, o Mensch?“

Gilford, ich höre deine Stimme, wie sie ruft: „Ich will!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Splitter, Feuer und Sand und Steinbrocken, flammende und stürzende Felstrümmer umspringen, umbersten mich. — Gilford, ich zittere, denn es ist wie der jüngste Tag. Dein Wort, es hat die Pforten der Hölle gesprengt, die Sphinx ist zerstoben zu Staub und Asche, ihr unsterbliches Wesen „an die Grenzen der Erdwelt“ gebannt. Der jüngste Tag ist herangebrochen. Noch tost und kracht und stürzt es in wirrem Durcheinander, die Erde bebt unter meinen Füßen — mir vergehen die Sinne . . . .

Wo, ach, wo erwache ich? Eden, bist du es? . . . . Kein Sand, keine trostlose unwirtbare Ebene, keine todbringende Wüste ist es, darauf ich stehe — es ist das Land der Seligkeit, des ewigen Lebens. Der Boden ist wie ein grüner Teppich unter meinen Füßen; der Himmel wie eine sanftblaue, lammwölkchen durchzogene Decke eines unendlichen goldhellen Tempels. Gras, Strauch und Blumen wuchern zu meinen Füßen. Blütenfall von den hohen Fruchtbäumen und Akazien umflattert, umduftet mich. Herden von Lämmern grasen da und läuten aus silbernen Glöckchen, die an rosenroten Bändern an dem Halse der weichwolligen, lieblichweißen Tiere hangen. Der Hirt ist hinreißend schön in seiner reingewaschenen, braunglänzenden Menschenhaut, es ist der arme Paria, der also weinte und klagte im Gesang der Wüstenlieder und der so in den Cymbal schlug und dazu pfiff aus Verzweiflung. Nun tönt sein Gesang wie Harfentöne, fröhlich, heilig . . . .

Pfauen eilen argusäugig geschwänzt, stolz ihre Krönlein tragend, durch die Reihen der Lämmer. Löwen spielen mit ihnen, Panter, Leo-

parden schleichen zum Hirten hin und lecken demütig seine Hände. Ein Schakal liebkost scherzend eine silberhaarige Angora. — Sind die Gesetze des Kampfes ums Dasein aufgehoben? . . . .

Vor mir aber hebt sich, wie aus der Erde, eine wunderherrliche Landschaft empor. Fichtenwälder und Eisberge begrenzen die Wolken. Palmen und tropische Gewächse schließen sich gartenhaft daran. Die Gazelle, der Jaguar, das Pferd, der sanfttrabende Elefant, spielen sich im Kreise frischweidender Kühe. Hühner und Marder necken einander, Krokodile und Wale schnellen sich in den Wellen und schwimmen in den Gewässern der lachenden Au. Reizende Kinder spielen am Ufer mit Krebsen und Skorpionen und der Hai schaut still zu.

Von ferne aber da kommen Eisenbahnzüge geflogen, mit Menschen aller Art. Des Griechen Fez neben dem Turban des Muselmanns. Der Älpler im grünen Hute neben dem Eskimo, der schlanke Ungar neben der stolzen Römerin, der Mulatte neben dem Tscherkessen, der Moskowite neben der Amerikanerin, alles, alles Erdenvolk ist da. Und dieses wunderbar vereinte Volk eilt her im eisernen Flug der Züge und füllt die riesigen Ebenen, welche sich dehnen und immer besser dehnen, je mehr Zuwachs kommt. Die Sonne strahlt hell und immer heller und aus ihr kommt die Taube geflogen. Sie trägt nicht den Ölzweig des Friedens, denn dieser wäre nur ein Zeichen, wir aber sind in der Zeit der That durch die Schrift. Sie trägt ein Körbchen im Schnabel, gefüllt mit unzähligen Blättern, sie streut sie herab auf die Völker der Erde und jeder hebt so ein Blatt auf und liest und staunt und fragt und spricht: „Licht!“

Und: „Licht, Licht, Licht,“ tönt es einzeln und öfter, es klingelt im Chor, und Chor an Chöre reihen sich und es ruft ein jeder und singet und betet und fordert: „Licht!“

Und im Millionenecho der Erde hallt es melodisch: „Licht!“ Und alle Sphären erklingen: „Licht, Licht, Licht!“

Eine herrliche, nie dagewesene Stadt erscheint und sendet ihre Zinnen bis an die Himmelsdecke: Das neue Zion. Fest fußt sie in dem Felsen der Erde und Sonnengold umspielt ihre Tempelspitzen. Hohe gotische Türme mit dem leuchtenden Kreuze darauf, ragen bis ins Äterblau hinein, plattbauchige, rote Kuppeln mit dem Doppelkreuze daneben; Moscheen stoßen daran mit ihren glänzenden Dächern und zierlichen Minarettürmchen. Dazwischen zerstreut Pagoden und protestantische Bethäuser in ihrer edlen Einfachheit. Ein stolzes, herrliches Grabmal blitzt in seinen goldenen Lettern auf schwarzem Marmor. Sie heißen: Orthodoxie.

Und die Glocken, die Musik und die Gesänge all' der Gläubigen, aus all' den Tempeln, tönen im niegehörten Einklange, tief, fein, voll und schneller und langsam und schwungsam, taktvoll und mächtig, erhaben und prächtig: „Licht, Licht, Licht, Licht!"

O, wunderbar sind meine Träume, Gilford, sie sind allein mein Glück, mein Leben, sie, nicht du, Entsetzlicher!

Ich fühle es in meinem eigenen Lose, wie furchtbar es um alle Menschen steht. Ich sehe nachtentbundenen Auges das Babel der Gesellschaft, ich höre die nach Hilfe schreiende Schaar der sinkenden Frauen, ich höre euer Hohngelächter, euer Halloh der wilden Sinnenjagd, ihr pferdebehuften Herren der Schöpfung. Das Edle, das ich träumte, ist das Bild einer Religion, der einzig echten, die über allen Religionen steht und doch nicht existiert, die alle Völker der Erde erlösend umschließen könnte und sie nicht umschließt, die der Wahrheit und der Liebe.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich erblicke, daß ihr schlecht geherrscht habt seit Jahrtausenden, ihr Entsetzlichen; ich erblicke, daß ihr nur um Erdenruhm und Lust euere Kraft vergeudet habt und wie unendlich wenige von euch um das innere Licht, um das Ideal von Menschentum sich mühen. Nie war noch das Herz des Weibes der Altar, auf welchem ihr dem echten Gott geopfert habt. Ich sehe Betrug und Haß, Neid, Millionendiebstahl, Brudermord im Krieg, starre Selbstsucht, steinsäuligen Rückschritt und jene bestialische Weisheit, die das Schlechte als unabwendbar anerkennt, kühl lächelnd darüber hinweggeht und deren Priester du bist, Gilford. Ich sehe jene verfluchte Handhabung euerer Gewalt, ihr Paradiesesboas, mit der ihr die Hälfte von Gottes edelsten Geschöpfen, die halbe Frauenwelt knechtet. Ich sehe, wie ihr sie hinschlachtet und ausgeweidet hangen laßt, wie an der Thür des Fleischers die Kälber und Hammeltiere — wer vorübergeht und zahlt, der kann ja die noch immer genießbaren Äser — kaufen! Ich sehe, Gilford, wie du dein armes dummes Weib als Knechtin in dein Tagesjoch spannst, sie nebenbei als Decke deiner Frivolität benutzend. Ich sehe, wie du mich erfaßt hast, teuflisch gewaltig, erbarmenlos, wie du mir Leib und Seele von einander reißen willst — ich fühle das in wütender Pein. Du willst den zuckenden Leib zum Spielzeug haben, Samum der Hölle du, nach dem Geiste fragst du nicht. Fluch dir, der du das Himmelreich meiner Seele verpestet hast! . . . .

Nein, Gilford, nein! So bleibt es nicht . . . . ich sehe den Erretter vor mir, die Erlösung: Den Tod.

Gilford, Erbarmen! Vollende, was du so unbedacht der fürchterlichen Folgen begonnen hast, vollende es als Mann. Laß kommen über dich was kommt, ich fühle es, ich bin jedes Opfers wert. Laß uns fliehen, Geliebter, laß uns fliehen, denn du siehst, ich trage die Qualen dieses Zwiespalts nicht länger. Ich muß mich selbst verachten, verfluchen. Unser Bündnis ist schmachbedeckt, so lange du als Mann des öffentlichen Wortes, als Priester der Wahrheit, es nicht frei vor aller Welt zu bekennen wagst, daß du mir gehörst. Es sei endlich geknüpft, das Band, das uns umschlingt. Es sei der Bund geschlossen vor allen, die davon zu wissen wert sind, unsere Ehe sei geweiht und befestigt vor Gott und den Menschen! Reine Gattenliebe ist ja höchstes Wunder, aller Segen auf Erden. Nicht edle Mutterliebe allein vermag ein besseres Geschlecht für kommende Zeiten hervorzubringen; ebenso das bewußte Einssein zweier reifer Menschen im Lichte des Fortschrittes schafft an der Veredlung des Menschentumes.

Gilford, Gilford, wirf sie weg, die Vorurteile, die Angst vor dem Zusammensturze alter Formen. Komm, Einziger, ins Land der Blüte, des ewigen Frühlings, dorthin, wo die seligheiteren Geister der Vorzeit an den prachtvollen Werken unerreichter Kunst haften, dorthin laß uns, o Wonne meines Herzens, ziehen! Dort laß uns die Knospen eines neuen Daseins sprengen, in voller Blütenpracht entfaltet sich die Fülle jener Schätze, die ich so furchtbar schwer in meinem totwunden Innern trage. Dort heben wir den Schleier von dem Saïsbilde meines Herzens, dort erblickst du das Allerheiligste — das nimm und wirf es als Samenkorn der Welterlösung in den lechzenden Boden der Gesellschaft!

Antworte, Gilford! Mein Leben hängt an deiner Antwort. Ohne dich zu leben fehlt mir die Kraft, ebenso wie ein Leben ohne Pflicht und Ehre mich tötet. Antwort, Antwort deiner Allwina!

Der Brief ging ab, die Antwort kam, und Allwina rief, nachdem sie gelesen hatte: „Nera, Nera! Du öffnest heute abends nicht, wenn Doktor Gilford Mann kommt — mag er stürmen, Hörst du, Kleine, du öffnest nicht.“ Ehe noch das Mädchen etwas entgegnen konnte, fiel die Thür von Allwina's Schlafgemach ins Schloß.

Es war erst Mittag. Nera mußte allein zu Tisch gehen, Allwina kam nicht zum Essen .....

„Ich sterbe vor Angst um dich —“ wimmerte die gute, kleine Nera als es dämmerte, an Allwinas Thür. Sie hing, das Ohr platt ans Schlüsselloch gepreßt, mit beiden Händen krampfhaft an der Klinke.

Sie hörte wie Allwinas Feder rasch über das Papier hinflog. Jetzt stand sie vom Schreibtisch auf und Nera entfloh vom Schlüsselloch.

Allwina öffnete und stand, die Lampe in der Hand, deren Licht sie überfloß, vor ihr.

„Wie verklärt du aussiehst, Herrin, wie schön!“ rief Nera und faltete, wie zum Gebet, die Hände: „Ich fürchte mich,“ flüsterte sie dann. „Weswegen?“ fragte Allwina scheinbar leichthin, dann sagte sie ruhig: „Das Elend des Daseins muß gehoben oder abgeworfen werden. Wecke mich nicht zu früh, du armes, kleines Herz. Und schlafe gut. Ich habe viel zu schreiben, bin müde, werde morgen lange schlafen.“

„Hast du nicht Hunger, wirst du nichts essen?“ fragte Nera besorgt. Allwina schüttelte verneinend das Haupt und küßte Neras Stirne, so wie eine Mutter ihr Kind küßt.

Nera hing an ihrem Halse und schluchzte: „Mir thut etwas tiefinnerlich so wehe!“

Allwina wehrte sie sanft ab und machte sich von ihr los. „Geh' schlafen,“ sagte sie und ging auf ihr Zimmer.

Nera gehorchte betäubt, überwältigt von unerklärlichem Bangen. Endlich schlief sie ein und lächelte im Traume, die thränennassen Haarsträhne über den dunkelrötlichen Wangen.

* * *

Die Frühsonne leuchtete in das erhabenruhige Antlitz der toten Allwina. Ihre marmorschöne Hand hielt noch den Ätherschlauch, den sie für den Notfall stets bereit gehalten hatte. Ihre linke Hand lag auf dem herrlichen Busen und hielt den kleinen Zettel fest, darauf stand: „Nera gehört meine Habe. Sie soll ohne Mann bleiben, wenn sie es vermag. Gilford erbt meine Schriften. Verzeiht!“

. . . . . .

Draußen, an der Thür, ertönt leises Pochen . . . . . .
Gilford pocht stärker, er stürmt . . . . . .

Wie die Franzosen das Reich der Venus entdeckten.

Kulturhistorische Skizze von Herman Semmig.
(Leipzig.)
(Schluß.)

II.

Was die Franzosen in Italien entdeckten, war das Reich der Venus, und in dieser Beziehung war allerdings die Renaissance auch für sie das Wiedererwachen der Antike, sie war der wiedererstandene Kultus der schönen seelenlosen sinnlichen Form. Das Altertum war in seinem reizenden Märchen von Amor und Psyche über diesen Venusdienst schon hinausgegangen, letzterer hatte die Gemüter nicht mehr zu befriedigen vermocht, die tonangebende höfische und adlige Gesellschaft Frankreichs ging wieder zu ihm zurück. Aber diese Franzosen waren doch eifrige Katholiken, Christen? Gewiß, aber sie lebten wie die Heiden; an die Stelle der Religion trat bei Katharina von Medici der reine heidnische Aberglaube. Wenn die vornehmen Damen am Hofe der Valois aus Eifersucht, Haß oder sonstigem Antrieb einen früheren Verehrer oder Gegner los sein wollten, so machten sie eine Wachspuppe, die seiner Gestalt ähnlich war, durchstachen sie dann mit einem Dolche oder ließen sie langsam am Feuer zergehen; dann kam der also Bezauberte gewiß um. Die Priester traten nur dann auf, wenn es „Ketzer" zu verbrennen galt.

Was Michelets Meinung anlangt, daß die Deutschen Italien nicht begriffen hätten, so erinnern wir hier wieder an die mittelalterliche Sage vom Tannhäuser, die doch gewiß beweist, daß der Germane nicht unempfindlich für das Reich der Venus war. Der deutsche Ritter ließ sich gern in den Venusberg verlocken; aber zuletzt erwachte er wieder, von Sehnsucht nach dem Himmel ergriffen, in bitterer Reue, es bangte ihm um sein Seelenheil. Von der „Seele" ist aber weder bei Brantôme, noch in der Kameliendame, noch in Zolas Nana auch nur einmal die Rede!

Auffallend ist es allerdings, daß Luther von der sinnlichen und künstlerischen Schönheit Italiens auch gar nicht ergriffen worden ist, daß dieselbe auf ihn gar keinen Eindruck gemacht hat. Und doch war er ein ganzer Mensch mit starken Sinnen, und dazu eine künstlerische Natur; freilich pflegte er die mehr innerliche, die vorzugsweise deutsche Kunst, die Musik; für plastische Kunst und Schönheit zeigt er sich nur hier und da erwärmt. Auch für das Weib, das nach Michelet „der Inbegriff von

allem, die ganze Natur ist und das sechzehnte Jahrhundert beherrscht", ist Luther nicht unempfindlich; aber mit Luther rettet das Weib die in Laster versunkene Welt durch seine Ehe mit Katharinen. Er war der Gründer der Reformation und in seinen „Tischgesprächen", von denen Michelet herzlich entzückt war, der Verherrlicher des Familienlebens. Was aber hat damals die so gepriesene Renaissance in Frankreich gezeitigt? Die leichtsinnigste Maitressenwirtschaft, bis das Haus Valois in einem Heliogabal, in Heinrich III., erlosch.

Allerdings sieht Michelet das Ideal der Renaissance nicht in dem Venusdienste des französischen Hofes; für ihn war dieses Sinnenschwelgen nur ein Auswuchs, wobei er freilich irrigerweise übersieht, daß diese Auffassung der Renaissance die offizielle, die praktisch herrschende war. Der idealistische Verfasser der „Bibel der Menschheit" kennzeichnet diese Epoche so: „Die Versöhnung der Kunst mit der Vernunft, das ist die Renaissance, die Vermählung des Schönen mit dem Wahren. Tiefe Religionen der Seele!" Und der Tempel dieser Religion war für ihn der Dom zu Florenz mit (d. h. wegen) der Kuppel von Brunelleschi*), der starke Bau, der sich selbst und ohne fremde Hilfe trägt, sich auf sich selbst, auf die Berechnung und die Autorität der Vernunft stützt, während die gotischen Kirchen ohne ihre Strebepfeiler, Widerlagen und eisernen Klammern zusammenstürzen würden. „Sogar die Peterskirche, das erhabene Werk von Brunelleschis größtem Schüler, gibt wohl die Formen des Meisters wieder, aber nicht sein kräftiges Genie. Dieser wunderbare Dom wird von außen gestützt; er hält sich nicht durch sich selbst."

Der französische Vertreter dieser Anschauung von der Renaissance, der Brunelleschi der moralischen Welt, ist für Michelet jener wunderbare Rabelais**), jener kühne Zweifler, der, als er in seinem Romane die Abtei Thélème gründete, ausrief: „Entrez, qu'on fonde ici la foi profonde! Tretet ein, laßt uns hier den tiefen Glauben gründen!" Diese Gründung, die genialste Schöpfung von allem, was der französische Genius im sechzehnten Jahrhundert wie in dem klassischen Zeitalter Ludwigs XIV. geschaffen hat (die Abtei ist nach dem griechischen Worte Thelema = der Wille benannt), erinnert an „das Ideal und das Leben" von Schiller:

---

*) Berühmt vorzüglich als Baukünstler, geb. 1377 zu Florenz, gest. 1444.

**) Rabelais, geb. um 1483 bei Chinon auf einem Gute seines Vaters, der in der Stadt die Wirtschaft „zur Lamprete" besaß, Mönch, Priester, Arzt, gest. 1553 in Paris.

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron . . .
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht.

Folgendermaßen war die Lebensweise der Thelemiten geregelt: „Ihr ganzes Leben brachten sie nicht nach Gesetzen, Statuten oder Regeln zu, sondern nach ihrem freien Willen und Belieben. Ihre Klosterregel hatte nur diese einzige Klausel: ‚Foy ce que vouldras; Thu' was du willst.' Weil freie, edle, unterrichtete Menschen, die in gesitteter Gesellschaft verkehren, von Natur einen Trieb und Instinkt haben, der sie immer zu tugendhaften Handlungen antreibt und vom Laster zurückhält, welchen Trieb sie Ehre nennen." (Gargantua. Kap. 57.) Tretet hier ein, ruft er,

Ci entrez, vous, dames de haut parage,
En franc courage. Entrez y en bon heur,
Fleurs de beauté, à céleste visage,
A droit corsage, à maintien prude et sage.
En ce passage est le séjour d'honneur.

Dieses Reich des Willens, wo die unumschränkte Freiheit, die Freude, der Wissensdrang und alle anständigen edlen Erholungen herrschen, ist der schöne Traum eines Freundes der Menschheit, ist, auf die gesellschaftliche Ordnung übergetragen, das Seitenstück zu dem sich selbst durch eigene Kraft tragenden Dom Brunelleschis.

Hatte denn nun auch Rabelais in der französischen Gesellschaft Frauen gefunden, die würdig waren in diese Abtei einzutreten, wo „die Guten die goldene Zeit zurückbrachten, in der alles erlaubt war, was gefiel, weil nur das gefiel, was sich ziemte"?*) Fand sich auch in der Weiblichkeit eine Parallele zu Brunelleschis Bau? eine edle ideale Tugend, die sich auf sich selbst stützt, keiner Regel, Leitung, Stütze von außen bedarf? Seltsam! Gerade in diese Epoche und zwar nach Frankreich verpflanzt Schiller in seinem Don Carlos

jenes Ideal,
Das aus der Seele mütterlichem Boden,
In stolzer, schöner Grazie empfangen,
Freiwillig sproßt und ohne Gärtners Hilfe
Verschwenderische Blüten treibt!

Nur entsprach die historische Elisabeth von Valois nicht diesem Ideale, und wie es unter den „dames de haut parage" zur Zeit des Rabelais

*) S. Tasso von Goethe, II., 1.

herging, nun, das sagt uns eben Brantôme, das sagt uns die Geschichte, wenn sie von den „Ehrenfräulein“ erzählt, die der Katharina von Medici Gesellschaft leisteten. Und Katharina brachte ihre gewissenlose Leichtfertigkeit gerade aus dem Lande mit, wo die Prinzessin Leonore dem Schwärmer Tasso die Moral las. Rabelais, trotz dieses kühnen, genialen Aufschwungs zum Ideale, war nur der einseitige Vertreter der Renaissance, der Reformation konnte er keinen Geschmack abgewinnen; er war darin der Vorläufer Voltaires, den ja auch Michelet neben ihn stellt; die Dogmenstreitigkeiten und Calvins sittlicher Rigorismus waren ihm zuwider. Auf keinen Fall aber hat die Renaissance die Sittlichkeit der höheren Gesellschaftsklassen veredelt; letztere waren ja fast allein die Vertreter der Renaissance, das Volk blieb dem Pfaffentum ergeben oder es ging zur Reformation über. Nun hatte Rabelais allerdings auch reformatorische Absichten, und um sie durchzusetzen, suchte er eben die offizielle französische Welt für sich zu gewinnen, die, außer ihrem Kunstraffinement und einem gewissen unklaren Wissensdrang, obscön in Sitten und Sprache war und deren Leben in sinnlichen Genüssen und im Prunken mit Luxus aufging. Calvin stieß dieselbe durch seine Sittenstrenge vor den Kopf, Rabelais dagegen suchte sich bei ihr dadurch einzuschmeicheln, daß er ihre Frivolität affektierte; es war eine Kriegslist seinerseits, ein Schleier, durch den er den Ernst seiner Gedanken hindurchblicken ließ; er wollte diese Gesellschaft durch seine Übertreibungen wieder zu Verstande bringen, selbst seine maßlose Obscönität sollte als abschreckendes Beispiel wirken, er wollte die Rolle des betrunkenen Sklaven in Sparta spielen. Rabelais hat damit so wenig erreicht wie sein Zeitgenosse, der witzige Weltmann Erasmus, den man auch den Voltaire seiner Zeit genannt hat. Die große Menge aber sah und sieht in diesem gelehrten Satiriker von unerschöpflichem Humor nur einen Possenreißer; den tiefen Sinn und die Absicht seines Romans „Gargantua und Pantagruel“ hat man erst in neuerer Zeit erkannt. Rabelais hat seinem Werke durch die gegebene Fassung die Wirkung selbst abgeschnitten, nur der schon Gebildete oder vielmehr der Gelehrte schaut auf den Grund.

Wie Rabelais den Hoffitten schmeichelte, wie er die Unsittlichkeit dieser „Sitten“ noch förderte, zeigt folgender Vorfall. Das französische Pfaffentum hatte wohl — ein Fuchs riecht den andern — den Freidenker in Rabelais erkannt; als Franz I. gestorben war, dessen Gönnerschaft der geistreiche übermütige Verfasser des „Gargantua und Pantagruel“ besaß, und die Stimmung am Hofe infolge der priesterlichen Aufhetzung für alle Neuerer gefährlich wurde, floh Rabelais nach Rom

zu seinem Freund und ehemaligen Mitschüler, dem Kardinal du Bellay. Da wurde dem König Heinrich II. 1550 ein Sohn geboren, dies gab dem Verfolgten die Gelegenheit, die königliche Gunst wieder zu erlangen. Der Kardinal hatte mit dem französischen Gesandten, Herrn von Urfé, beschlossen, zur Feier dieser Geburt des Prinzen Festlichkeiten zu veranstalten und beide beauftragten Rabelais, das Programm zu einer Sciomachie (Nachahmung eines Gefechts) zu verfertigen; in diesem Programm wurden Schmeicheleien an die schöne Diana von Poitiers gerichtet, die, nachdem sie die Maitresse des Königs Franz (Heinrichs Vater) gewesen, nun und obgleich sie schon achtundvierzig Jahre zählte, bei ihrer unverwüstlichen Schönheit auch die Maitresse des Sohnes geworden war: zur Feier des ehelichen Kindes, des Kindes der Gemahlin Heinrichs, schmeichelte also Rabelais der Buhlerin Heinrichs! Hoffitten! Mit dieser Kriecherei erwarb sich Rabelais straflose Rückkehr und die Pfarre von Meudon bei Paris. Das sind die Sitten der Renaissance, des Hofes, der vornehmen Gesellschaft von Frankreich.

Erhebend dagegen ist das Familienleben, das man damals bei den französischen Protestanten findet; die Französinnen der Reformation sind den edelsten Frauengestalten aller Zeiten beizuordnen, und man beachte wohl, die überwiegende Mehrheit des Mittelstandes war damals reformiert. Zu ihnen war die vom Hofe verhöhnte Sittenreinheit geflohen und mit ihr die innige Frömmigkeit, während am Hofe und unter den Hofleuten neben dem ärgsten Aberglauben der wütendste Fanatismus herrschte. Welchen Verfolgungen diese edlen Frauen in dem Zeitalter der Renaissance und später unter Ludwig XIV. ausgesetzt waren, wie man in ihnen die Gattin, die Mutter, die Tochter quälte, welchen religiösen Heldenmut diese Frauen zeigten, das haben wir in unserem Buche „Französisches Frauenleben“ (Leipzig, Alfred Krüger) erzählt. Nur daran wollen wir hier noch einmal erinnern, daß es eben Französinnen waren! Spricht man aber von jenen Zeiten, so übergeht sie der Schlendrian der Geschichtschreibung; man zeigt immer nur auf die ins Auge fallenden vornehmen Damen am Königshofe und ruft dann aus: „So waren die Französinnen.“ Die Unterdrückung der Reformation und die fortdauernde Herrschaft des Beichtvaters, des Jesuitenordens besonders, hat viel zur Schwächung der Sittlichkeit und des Familienlebens in Frankreich beigetragen; eine erschütternde Schilderung dieses pfäffischen Einflusses hat Michelet in seinem Buche „Vom Priester und der Familie“ entworfen und es befremdet darum umsomehr, daß er alles Schwergewicht auf die Renaissance legt, daß er den Apostel der Ver-

jüngung der Menſchheit in Rabelais geſehen hat. Rabelais, der eheloſe Prieſter, neben Luther, dem Familienvater!

Und doch erfindet der Dichter nichts; was er ſchildert, iſt immer ein Abglanz des Lebens. Sollte nicht auch Rabelais Damen begegnet ſein, bei deren Anblick er jenes Ideal in Geiſt und Herzen empfangen hat? Wenn auch nur wenigen? Dieſe wenigen genügten ſchon, um die Hoffnung einer beſſeren, reineren Zeit in ihm zu wecken. Rabelais iſt aus der Touraine, dem Loirethal gebürtig (die Vienne, an welcher Chinon liegt, fließt unweit davon in die Loire), und Adolar ſang ja in der Oper „Euryanthe“

Heil'ge Treue, ſchönſte Roſe
An der Loire Blumenrand,
Ob auch Wind und Welle toſe,
Blüheſt du, des Lenzes Pfand!

Nun, Mandelbäume, von denen das Textbuch ſpricht, blühen zwar noch nicht an der Loire grünem Strande; den einzigen, den ich dort geſehen, entdeckte ich im Sommer 1871 oberhalb Tours am rechten Loireufer in einer Felſenſpalte bei den Burgruinen von Roche-Corbon, aber die Blume der edlen Weiblichkeit blüht dort. Es iſt ein mildes, anmutiges Land, von dem ſchon Taſſo ſang, daß die Bewohner desſelben, anmutig in Sitten, ihrer Heimat glichen; der Einfluß des Prieſters auf das Familienleben iſt hier ſchwach, aus ihrer eigenen weiblichen Natur ſchöpfen hier die Frauen den Sinn für gute Sitte, für das was ſich ziemt. Ich habe das Land lange Jahre durchwandert, kenne Dörfer und Städte, kenne Hoch und Niedrig; ich bin ſtolzen Dianen, junoniſchen Schönheiten, hübſchen fleißigen Arbeiterinnen, bei aller Grazie arbeitſamen Bürgersfrauen, geſitteten Mädchen vom Dorfe begegnet: es wohnte allen eine edle, natürliche Sicherheit in ihrer Bewegung, ihrem Thun und Laſſen bei, ſo daß ich mich ihnen unwillkürlich mit aller Achtung nahte, es gibt hier Vertreterinnen jener edlen Weiblichkeit, wie ſie der Dichter des Don Carlos uns ſchildert:

In angeborner ſtiller Glorie,
Mit ſorgenloſem Leichtſinn, mit des Anſtands
Schulmäßiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
Mit feſtem Heldenſchritte wandelt ſie
Die ſchmale Mittelbahn des Schicklichen,
Unwiſſend, daß ſie Anbetung erzwungen,
Wo ſie von eignem Beifall nie geträumt.

Ich bitte die Leserin, den Leser, diese Schilderung wohl zu beachten; es liegt darin der Schlüssel zur richtigen Beurteilung der französischen Weiblichkeit in den meisten Fällen, wenigstens in den Grundzügen. In der Zeit vor der Renaissance ist das französische Frauenleben in nichts oder wenig von dem deutschen unterschieden; die Renaissance bezeichnet einen Wendepunkt; manches Gute, aber auch vieles Böse bringt aus Italien ein, der Hof und die vornehme Gesellschaft brüten das Böse aus. Der Bürgerstand, das Volk behält seine einfachen Sitten; einen verderbenden Einfluß auf dieselben übt der vom Hofe genährte religiöse Fanatismus; edel und rein steht die protestantische Gesellschaft da, nur daß sie sich leider zuweilen auch vom Glaubenseifer zu Maßlosigkeiten fortreißen läßt. Hof wie Geistlichkeit versündigen sich an dem Volke durch Vernachlässigung seiner Erziehung; daher die Schwächen, die Verirrungen, die Schwankungen in seiner Bildung und Geschichte. Die Halbheit in Gesittung und Zuständen erklärt sich aus der Halbheit der gesellschaftlichen Umwandlung im sechzehnten Jahrhundert: Frankreich hat sich mit der einen Hälfte, mit der Renaissance begnügt; in sittlich religiöser Beziehung hat aber das Mittelalter noch fernerhin seinen Einfluß ausgeübt, ja es hat ihn durch den Jesuitismus verschärft. Aber nach und nach schwächt sich dieser Einfluß ab, edle Naturen finden in sich selbst die sittliche Sicherheit, und so blüht auch hier die reine Weiblichkeit, reift auch hier die Frucht der gesitteten Häuslichkeit. Nur die Pariser Schöngeister, die Romanschreiber vorzüglich, zuweilen auch Maler und Bildhauer, verirren sich noch in „das Reich der Venus", befangen von der falschen Auffassung der Renaissance, und nähren diese Auffassung im Publikum. Aber alles treibt der sittlichen und sozialen Wiedergeburt des französischen Volkes zu, die Ergänzung seiner bisher einseitigen Bildung wird früher oder später erfolgen.

Deutschland hat sich im sechzehnten Jahrhundert ebenfalls mit einer Hälfte der Verjüngung begnügt, mit der Reformation, die freilich den festen Grund zum Fortschritt legt. Die Renaissance, die das Leben anmutig gestaltet und verfeinert, die zum Guten das Schöne bringt, wurde vernachlässigt; erst unsere klassische Dichtung öffnet uns wieder die Bahn zur äußeren Schönheit; zimperliche Prüderie hat uns bisher den Genuß derselben verdorben, in Frankreich führte der Kultus der Renaissance *ohne* die Reformation zur entgegengesetzten Ausartung. In der Versöhnung dieser beiden Hälften liegt das Ideal. Diese Versöhnung ist möglich; das Weib, das sich auch noch als Frau die jungfräuliche Herzensunschuld, die Kindlichkeit, bewahrt hat, verwirklicht diese Versöhnung; „das

Weib aber ist der Inbegriff von allem, ist die ganze Natur.“ Künstlerisch ist dieses Ideal von Raphael dargestellt worden: in der Sixtinischen Madonna; es ist die Mutter mit dem unschuldsvollen, jungfräulichen Blick, die Versöhnung von Antike und Christentum. Sie steht am Eingang in die neue Zeit.

* * *

Kehren wir zum Schluß noch einmal zu dem zurück, der Frankreichs Geschichte diese verhängnisvolle Wendung gegeben hat. In Karls VIII. letztem Schicksal liegt eine tragische Symbolik, der Entdecker des Reichs der Venus hat ein trauriges Ende genommen: „on dit que les dames furent cause de sa mort,“ hat Brantôme gesagt. Die Damen hatten ihn aller Energie beraubt; einen zweiten Feldzug nach Italien, den er vorbereitet hatte, gab er in Lyon um einer plötzlichen Liebschaft willen auf; er war erschlafft, entnervt. Am Tage vor dem Palmsonntage 1498 war in den Gräben des Schlosses Amboise ein großes Ballspiel veranstaltet worden; der König, infolge seiner Ausschweifungen zu geschwächt, um selbst daran teilzunehmen, begnügte sich, dem Spiele von einem Pavillon aus zuzusehen; beim Eintreten stieß er sich an die Oberschwelle der Thüre, weder er noch seine Umgebung achteten darauf, Karl unterhielt sich während des Spieles mit den Umstehenden, er war in frommer Stimmung und sagte unter anderem, daß er sich fest vorgenommen habe, keine schwere Sünde mehr zu begehen, als ihm plötzlich die Zunge versagte; der Schlag hatte ihn getroffen.

Er war achtundzwanzig Jahr alt, als er starb, und hinterließ eine einundzwanzigjährige Witwe, Anna die Bretagnerin, die seinen Nachfolger heiratete und mit diesem die denkbar bürgerlich ehrbarste Ehe führte. Es war die letzte glückliche Ehe auf dem französischen Königsthrone; in dem Reiche der Venus, das bald darauf Franz I. fest begründete, herrschten fortan nicht mehr die Königinnen, sondern die Maitressen.

Unſer Dichter-Album.

Im Lager der Zigeuner.

1.

Ich hab' kein Tuch zu einem Schurz,
Mein Kittel iſt ſchon viel zu kurz
Und kürzer noch, den Knieen fremd,
Mein dünnes, aufgeſchlitztes Hemd.
Ich wuſch es geſtern früh am Bach,
Der Kiebitz war im Ried ſchon wach,
Er hielt ſich im Gebüſch verſteckt
Und hat mich hinterher geneckt:
„Ich ſah am Bach 'nen dürren Baum,
Ob Apfel- oder Birnenbaum?
Kein Auge konnt's erkennen.
Er hat nicht Blatt noch Blüt' am Aſt,
Er lockt die Vögel nicht zur Raſt
Und taugt nur zum Verbrennen."
Wart' Schelm, wenn länger wird der Rock
Wenn kräuſelt ſich mein Schwarzgelock
Und hügelt ſich mein Buſen rund,
So zahl' ich dir den Spöttermund.
Ich koche Birn- und Apfelbrei
Und geh' damit an dir vorbei
Zum Schwarzſpecht mit dem roten Schopf,
Der iſt kein ſolch' gemeiner Tropf.

2.

Verhülle nicht die Bruſt, mein Lieb,
Es färbt mein Blick ſie bräuner.
Du weißt, ein jeder gilt als Dieb
Vom Blute der Zigeuner.
Zwei Roſenknoſpen ſtehl' ich dir,
Die noch die Sonne ſcheuen
Und wenn dein Dolch beſtraft die Gier,
Es ſollt' mich nicht gereuen.
„Sobald die Knospen voll erblüht,
Soll ſcheinen drauf die Sonne,
Je heißer ſie vom Strahl durchglüht,
So größer iſt die Wonne.
An wen die Blüte wird verſchenkt?
Noch weiß ich's nicht zu ſagen.
Wenn du zuvor nicht wirſt gehenkt,
So kannſt du manchmal fragen."

3.

Geh' und guck' durch Thür und Thor,
Steh' nicht ſtill bei Tag davor,
Schleich' und ſchlüpf' geſchwind umher,
Räum' und raff' die Kaſten leer.
Lauf' mit Liſt und flieh' die Flur,
Denn es trägt der Tau die Spur,
Schlag' dich ſchlau hinein zum Wald,
Wo im Wind dein Tritt verhallt.
Hörſt du heut' der Eule Schrei
Tief im Tann, geh' nicht vorbei,
Feuer flammt am Lagerplatz,
Dorten denkt an dich dein Schatz.

4.

Flieh', mein Mädchen, aus dem Zelt,
Denn die Alten munkeln.
Deiner harr' ich ſchon im Wald,
Wenn die Pfade dunkeln.
Komme aber nicht allein,
Denn die Alten munkeln,
Bring' dein ſchwarzes Kätzchen mit,
Kätzchen ſieht im Dunkeln.

5.

Hetſche-betſche, Holderbeer
Gibt 'nen guten Brei.
Brennt das Feuer auf dem Herd,
Steht ein Topf dabei.
Mauſt den Brei mitſamt dem Topf,
Richtet nach der Thür den Kopf:
Schnipp, ſchnapp!

Gockel, Gackel, Gickeler,
Gackert's, gibt's ein Ei.
Wo die Henne, ſcharrt der Hahn,
Merkt auf ſein Geſchrei.
Langt das Ei, den Hahn, das Huhn,
Laßt nicht Händ' noch Füße ruhn:
Schnipp, ſchnapp, ſchnorr!

Barbesbärbel, Ankenbrand,
Ganſet ſtets zu zwei.
Wie der Brandfuchs aus dem Bau,
Schleicht euch ſacht herbei.

Holt den Schinken aus dem Schlot,
Achtet auf das elft' Gebot:
Schnipp, ſchnapp, ſchnorr,
Schnepepr!

6.

Singend ſteigt herauf vom Dorfe
Die Zigeunerin zum Wald,
Wo der Janos müd' im Schatten
Mit dem Wagen machte Halt.

Heute war's zum drittenmale,
Daß ſie taufen ließ ihr Kind,
Denn ſie weiß, daß klug nur wenig,
Aber dumm ſehr viele ſind.

Immer wieder läßt ſie's taufen,
Rechnend auf das Patengeld,
Und ſo lebt das Pärchen luſtig
Von der Erbſünd' auf der Welt.

7.

Ein Trupp Zigeuner war im Wald,
Gelagert zwiſchen Karren.
Ein wildſchön Mädchen ſaß gelehnt
Ans Deichſelbrett des Karren.
Sobald die Kleine mich erblickt,
So lief ſie mir entgegen.
Nun komm geſchwind und laſſe dir
Von mir die Karten legen:
Du biſt ein Glückskind, denn dir ſteht
Die Herzdam' links zur Seite
Und rechts die Schellenſau, die hat
Den Reichtum zum Geleite.
Dann ſtreckte ſie die linke Hand,
So dunkelrot wie Kupfer
Und machte mit der rechten drauf
Geſchwind ein Dutzend Tupfer.
Ich wußte wohl, ſie will nur Geld
Und Haare ſollt' ich laſſen.
Ich gab ihr eine Doppelmark,
Da ſchnitt ſie mir Grimaſſen.
Die andern alle ſprangen auf
Und fingen an zu kreiſchen.
Ringsum nur Pratzen in der Luft
Um Geld und Geld zu heiſchen.

Da trollt' ich ſchleunig mich des Wegs,
Als brännten mir die Sohlen,
Und ſpöttiſch hört' ich hinter mir
Noch das Geſindel johlen.
Der Dirnen Schwarzbraun konnt' der Zeit
Mich lange nicht verführen,
Ein unbekanntes Schelmenlied
Bei Streunern aufzuſpüren.

München. Heinrich von Reder.

Ahnung.

Über den verfallnen Zaun
An des Dorfes Weiher
Hängt ein blühender Weißdornſtrauch
Wie ein lichter Schleier.

Täglich geh' ich dort vorbei,
Mich daran zu freuen,
Hätt' ich ſeinen Lenz verſäumt,
Würd' es mich gereuen.

Denn wer weiß, ob noch einmal
Ich ihn blühen ſehe, —
Ahn' ich doch in tiefſter Bruſt
Schon des Herbſtes Nähe.

Sehnſucht.

Aus den Felſenadern
In der Berge Schoß
Ringen ſich die Quellen
Unaufhaltſam los.

Feſſelfrei ſie rauſchen
Ew'ger Sehnſucht Lied,
Die ſie aus dem Dunkel
An die Sonne zieht.

Stolz als Flüſſe, Ströme
Wogen ſie daher,
Bis ſie alle wieder
Untergeh'n im Meer.

Die Perle.

Ich ging den Haidepfad entlang
Im heißen Mittagsſtrahle
Und fand zertreten auf dem Sand
Dort eine Muſchelſchale.

Als ſie noch barg der Erlenbach
Im Schilf und grünen Mooſe,
Trug ſie wohl eine Perle auch
In ihrem Silberſchoße.

Da dacht' ich, wie ſo manches Herz
Geopfert ſich vergebens,
Und dann zertreten ward im Sand,
Im harten Kampf des Lebens.

München. Heinz Oſſer.

Lieder im Volkston.

Nelken.

Die ich ſo treu begehrt,
Heißet mich wandern,
Hat mir ihr Herz verwehrt,
Lächelt dem andern.

Draußen im Garten ſteh'n
Knoſpende Nelken,
Werd' ſie nicht blühen ſeh'n,
Seh' ſie nicht welken.

Wißt ihr noch, Sonn' und Wind,
Wie ſie ſich bückte?
Rot, wie die Nelken ſind,
Die ſie mir pflückte?

Hüte, o hüte dich
Nelken zu tragen!
Müßten doch Nelken dich
Bitter verklagen.

Haidekraut.

O blicke nicht ſo vorwurfsvoll.
Ich weiß, was dein Begehr,
Das Herz, das ich dir geben ſoll,
Iſt nicht das meine mehr.

Ich ging ſchon einmal frohgemut
Mit einem Wandersmann,
Der trug ein Kraut an ſeinem Hut,
Fern aus dem grünen Tann.

Was ſtreift es heute meinen Schuh,
Wo wir des Weges zieh'n?
Ich ſeh' es blüh'n und hör' dir zu
Und denke nur an ihn,

Der kaum, daß ich ihn angeſchaut,
Mein Herz in Banden ſchlug
Und wie am Hut das Haidekraut
Sorglos von dannen trug.

Braunſchweig. Anna Klie.

Der Klosterschüler.

1548.

„Preis Gott, daß wir entronnen hie
Den Heiden und Lyceisten
Zum Kloster Sancti Blasii,
Zur Lehre frumber Christen."
Die Bürgerfrau in stillem Mut
Erwog's mit ihrem Knaben
Und hieß ihn gern zum runden Hut
Das Kleid der Schüler haben.

Am Busen der Gelehrsamkeit
Nun galt es sich erfrischen,
Durchs Fenster nur von Zeit zu Zeit
Sprach Waldmusik dazwischen.
Und wie man Werktags fastenbleich
Studiert die Kirchenväter,
Wie Sonntags dient dem Himmelreich
Beim Hochamt, das versteht er.

Natur und Gott und Chronika
Ernähren ihn nach Kräften,
. . . Die Sonne treibt Allotria
Auf seinen weißen Heften.
Auch winkte sie von ungefähr
Ein Mägdulein zum Brunnen, —
Da hat auf was, das lange her,
Der Träumer sich besunnen.

Und was er sann, war sein Gespiel
Und Heimweh, was er fühlte;
Manch Bächlein, das vom Auge fiel,
Ward trocken, eh's ihn kühlte.
Die muntre Sonne selber muß
Mit seiner Trübsal streiten:
Nach Tagesqual und Angelus
Bestellt sie Ferienzeiten.

Jetzt schreibt man's nicht, ob er es war
Von welchem uns berichtet,
Es hab' ein fahrender Scholar
Ein Minnelied gedichtet.
Derweil er's trällert durch den Tann,
Vom Aste sah die Meise
Den Wandelnden vertraulich an
Und wünscht ihm gute Reise.

Jetzt meint man, daß es dieser war,
Von welchem wir vernommen,
Es sei ein fahrender Scholar
Zur Sternenwirtin kommen.
— Die Sternenaugen grüßten stumm
Den Klostersohn in Ehren
Und wollten das Viatikum
Der Lippen ihm nicht wehren.

Das ist ein wundersam Getränk,
Heißt Kuß der Jugendliebe;
Sein' süßen Thaues blieb gedenk
Auch, wen es weiter triebe.
Ein Tröpflein ist es aus dem Meer,
Das Keiner je gemessen,
Der Knabe trank's von ungefähr,
— Sankt-Blasien stand vergessen.

Sankt-Blasien, du Tannenkind,
Fast wird um dich mir bange.
Sag an, wo deine Schüler sind?
Die Ferien währen lange . . .
Wohl solltest du vor Morgenhauch,
Drin Sonnenfunken zittern,
Die Fenster und die Herzen auch
Viel enger noch vergittern.

Vision.

In der Waldschlucht auf die Matten,
Auf die schlummerstille Welle
Fällt's durch regungslose Schatten
Dann und wann wie Sonnenhelle.

Der dort hingestreckt im Nachen,
Der versunkene Geselle —
Folgt sein blinzelnd Aug' im Wachen
Oder Träumen der Libelle?

Wolkenbilder hoch dort oben,
Wolkenbilder, die zur Seiten,
Wie im Äther sie gewoben,
Durch den Wasserspiegel gleiten . . .

Und ihm graut. Was hier vergangen
Oder künft'ge Wirklichkeiten
Graben eines Zaubers Bangen
Ihm ins Herz für alle Zeiten.

Und nie wieder.

Wir kamen durch die Nacht daher zu Drein,
Durch dieſe Nacht voll ſommerlicher Milde,
Hoch in den Wipfeln war der Mondenſchein,
War Silberduft ob ihrem ſchlanken Bilde.
Wir ſprachen ſelten; denn was hatten wir
Im Augenblick beredtſamer, als Schweigen?
Ein Fühlen nur war zwiſchen ihr und mir
Und manchmal gurrt und brach es in den Zweigen.
. . . Es iſt noch jetzt — und iſt doch lange her.
Es kommt nur einmal ſo, — nicht mehr.

Dann lehnten wir vom Felsvorſprung hinab,
Im vollen Lichte ruhend am Geländer.
Der Juni ſchwang, ſo ſchien's, den Zauberſtab
Um Berg und Thal. Ihr blühten die Gewänder
Wie Lilien weiß, in ihren Augen ſtand
Um Lieb, um Ruh, um Vorſicht eine Bitte.
Der mit uns war, blieb ſeitwärts fortgewandt,
Zu wohl ach, merkend, daß er nur der Dritte.
. . . Ja, damals noch. Es iſt ſchon lange her,
Es kommt nur einmal ſo, — nicht mehr.

Wär er's geblieben, wäre . . . Still, was ſoll's,
Dies grübelnde „Wenn, dann" und „o, ich glaube"?
Die Zeit iſt hin des Glückes, wie des Grolls,
Nur Nachts im Sommer atmet ſie im Laube.
Wie Furchen tief im Herzen ſehn mich an
Im Walde hier die flimmernden Geleiſe.
Vor Jahren ſchritt ich dieſen Pfad hinan,
Der Weg derſelbe, anders nur die Weiſe.
. . . Kam es von draußen, kam von drinnen her?
Es kommt nur einmal ſo, — nicht mehr.

Georg von Oertzen.

In Vino Veritas.

Novelle von Domenico Ciàmpoli.

Deutſch von Hulda Meiſter.

Als man in der Schenke zur goldenen Flaſche erfuhr, daß Don Michele di Nunzio zum drittenmale wegen Trunkſucht ſuspendiert worden war, brachen alle in ein ſo ſchallendes Gelächter aus, daß Thüren und

Fenster erzitterten. Oh! diesmal verlor Sr. Hochwürden der Herr Bischof ganz sicher ein armes Schäflein! Armer Don Michele! So mußte er seine Priesterstola also wirklich an den Nagel hängen und seine Sutane den Gärtnern schenken, um Vogelscheuchen für die Feigenschnepfen daraus zu verfertigen? Aber, was lag denn daran, wenn der heilige Mann jetzt, da er den Holzsammlerinnen nicht mehr nachstellte, zwischen Vernaccia und Malvasier schwamm? Würde es nicht ein viel größerer Skandal sein, wenn er sich eines Tages auf Tonsur und Kinn das Haar wachsen ließe, und, einen spitzen Hut schief auf das Ohr gedrückt, zum bischöflichen Palaste ginge und dort Mora spielte? Don Michele war ganz der Mann dazu, einen solchen Schelmenstreich auszuführen, trotzdem er schon alt war; schließlich verdiente er auch bei der Kirche nicht einmal so viel, um einen Besen zu kaufen, um das bei den ewigen Lampen verschüttete Öl und den übergegossenen Wein und das Brot bei der Messe wegzukehren. Es ist etwas sehr Schönes um das Heiligsein, aber zum Heiligen wird man geboren, und Don Michele war zum Verschwender geboren.

Es fehlte nicht viel, so wären alle zusammen zu Sr. Ehrwürden gegangen und hätten ihn, dem Bischof zum Trotz, mit Gewalt geholt; aber allmählich, als sie die Magd ausfragten, wurde es ihnen klar, daß Don Michele diesmal wirklich gehorchen wollte; die Furcht war stärker als das Laster, und bei furchtsamen Leuten sind alle Ratschläge in den Wind gesprochen. So ergaben sie sich nach und nach darein, ihn nicht mehr in seiner gewohnten Ecke zu sehen mit seinem dicken, seliglächelnden Gesicht und seiner fettglänzenden Sutane .... Nur eines Abends, als sie sein Fenster erleuchtet sahen, brachten sie ihm ein Ständchen und sangen solche Ritornelle, daß sie erwarteten, er würde wie ein Gewittersturm über ihnen wegbrausen. Don Michele aber rührte sich nicht, und als die Bande sah, daß sie ihren Atem umsonst vergeudete, ging sie trällernd und als ob sie ein Weinfaß im Kopfe hätte, von dannen.

Innen aber, im Hause, hörte Don Michele sie sehr wohl, aber er dachte an ganz andere Dinge. Jetzt, da er alt geworden war, wollte er vernünftig werden, und die letzte Strafe hatte ihm die Augen geöffnet. Sr. Hochwürden, der Herr Bischof, hatte ja über und über Grund genug dazu und konnte ihn sogar noch nach dem Tode verfolgen, indem er nicht gestattete, daß man den Exkommunizierten in geweihter Erde begrübe. Darum, keine Schenke mehr, keine Mora, keinen .... Wein, ganz gewiß, keinen Wein mehr in der Öffentlichkeit. Das verursachte Ärgernis ist immer schlimmer als die schlechte Handlung selbst. Warum sollte er ihn nicht ganz ruhig und friedlich in seinem Hause trinken und den bösen

Zungen dadurch jeden Anlaß zum Tadel nehmen? Er dachte und sann, und endlich hatte er einen Entschluß gefaßt. Unter seinen Zimmern besaß er ein ganz weißes Kämmerchen, dicht neben seinem Schlafzimmer, dort ließ er einen schönen, sauberen Tisch mit einem frischen, weißen Tischtuch bedeckt aufstellen, trug dann selbst den Lehnstuhl hinein, und als er mit allem fertig war, sagte er befriedigt:

„So ist es gut, sehr gut!“

Jeden Abend nun, wenn das ganze Dorf bereits in Schlummer lag und Don Michele zur Nacht gegessen hatte, trat die Magd in das Kämmerchen, zündete zwei Armleuchter mit je vier Armen an und stellte sie auf den Tisch. Dann nahm sie ein halbes Dutzend Gläser und drei Krüge mit funkelndem, frischem Wein, ordnete sie auf dem schneeigen Linnen, schloß die Fensterladen und zog sich dann leise und geräuschlos zurück.

Kurz darauf erschien auf der Thürschwelle Don Michele mit seinen lebhaften, zufriedenen Äugelchen, der sich mit beiden Händen die kurze Kniehose hielt. Einen Augenblick blieb er dort stehen und schaute befriedigt lächelnd auf den von Kristall blitzenden Tisch; dann schritt er langsam vorwärts.

„Ah! guten Abend, meine lieben Freunde! Guten Abend! Bravo, bravo! auch nicht einer fehlt,“ fing er an zu sprechen, „wir sind zu sechsen wie alte Genossen ...“ Und als ob jedes Glas ein alter Genosse wäre, so drückte er es mit beiden Händen und hatte für jeden einzelnen einige freundliche Worte.

„Also, mein lieber Matthäus, Wölfe gibt es in unseren Wäldern nicht mehr? Das war auch eine wahre Plage und Geißel! Du hast uns Menschen und auch den Herden Ruhe und Sicherheit zurückgegeben, darum wollen wir aus Dankbarkeit heute Abend einen Toast auf dich ausbringen. Was sagst du dazu, Gevatter Tanu? Du sitzt da in deiner Ecke zusammengekauert wie ein geschlagener Hund auf seinem Strohlager. Du denkst wohl wieder darüber nach, wie du einen Junggesellen in deinen Schlingen fangen kannst. Das ist ein schönes Handwerk, Heiratsvermittler zu sein! Das bringt dir ja mehr ein als alle meine Güter! Aber augenblicklich scheinen die Geschäfte nicht recht zu blühen, und das Dorf füllt sich mit Bankerten ... Was sagst du? daß auch meine darunter seien? Nein, auf Ehre! meine Nachkommenschaft erlischt mit mir. Der Syndikus hier kann es bestätigen, ob ich ihm jemals ein Kind empfohlen habe, das auf Kosten der Gemeinde verpflegt werden sollte, während ich, im Grunde genommen, ein Recht dazu gehabt hätte. Ich bezahle mehr Abgaben, als

ich Haare auf dem Kopfe habe . . . Ha! ha! mein lieber Syndikus, dafür werden sie dich zum Ritter machen, ganz gewiß, denn du hast dich um das Vaterland wahrhaft verdient gemacht. Paß aber auf; das Pfarrhaus ist dem Einsturz nahe, und wenn es in die Kirche hineinregnet, dann ist es wirklich ein Jammer zu sehen, was für dicke Thränen alle Heiligen weinen. Der arme Rochus, der dir zur Seite sitzt, mag Löcher und Risse noch so gut verstopfen, der nächste Windstoß macht seine Arbeit zu nichte und verwandelt sie in ein Sieb . . . Nun, Rochus, haben sie denn die Totengebühren bezahlt? . . . Nein? Gut, morgen drohst du allen Säumigen, daß wir ihnen das Kreuz vom Grabe wegnehmen wollen; jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert, und wenn ich auf den Kirchhof gehen muß, so bekomme ich furchtbares Seitenstechen und bin nachher wie in Schweiß gebadet. Ich bin eben nicht so dürr und trocken, wie Meister Andrea . . . Armer Meister Andrea! wißt ihr, daß ich euch sehr lieb habe? Ihr seid der tüchtigste Schneider in der ganzen Gegend und besonders für die Frauen. Es heißt, ihr seid bloß so mager, weil ihr den Mädchen so viele Leibchen anprobieren müßt . . . Ich glaube nicht daran, aber wie wollen wir uns vor Gedankensünden hüten? Warum verheiratet ihr euch nicht wieder? Fürchtet ihr euch, daß sie euch dieselben Streiche spielt wie die andere? Geht doch! Schließlich seid ihr ja noch nicht alt. Wenn ich nicht Priester wäre . . . Na, lassen wir's gehen . . . ja . . . ja . . . Was sagt ihr alle so einstimmig? Trinken wollen wir? Trinken? Gut, so wollen wir denn trinken . . . Seht ihr, es ist Aleatico, wie flüssiges Gold leuchtet er im Glase. Ich wünschte, Sr. Hochwürden, der Herr Bischof wäre hier, ich bin sicher, daß er seine Gebete nicht mehr sagen würde, wenn er zu Bett ginge . . . Trinken wir also so; jeder hat sein Glas und nun hübsch langsam."

Von neuem schickte er sich an, die Becher langsam, mit einem gewissen lüsternen Wohlgefallen zu füllen, welches sich in den tiefen Atemzügen, den weitgeöffneten Nasenflügeln, den fest aufeinandergepreßten Lippen kund gab. Dann machte er es sich in seinem Stuhle bequem, als ob er die Absicht hätte, lange darin zu verweilen, und indem er mit der Zunge über die Lippen fuhr, ergriff er zwei Gläser, hielt sie gegen das Licht der Armleuchter, sah schmunzelnd auf die goldene Durchsichtigkeit seines Lieblingsgetränkes, ließ sie dann aneinander klingen und sagte:

„Auf unsere Gesundheit!"

Als er den ersten und zweiten Kelch mit der hastigen Gier des Durstigen geleert hatte, runzelte er die Stirn, fast als ob er jemandem Vorwürfe machen wollte.

„Was? ihr trinkt nicht? Vorwärts! Folgt meinem Beispiel!“ sprach er, und von neuem schlürfte er mit einer gewissen jovialen Koketterie das feurige Naß, indem er wiederholt als Zeichen eines unaussprechlichen Genusses mit dem Kopfe nickte.

„Köstlich, nicht wahr? Köstlich! Ach! da mögen sie sagen was sie wollen, aber unser Boden erzeugt den besten Wein der Welt, einen Wein, der einen zu Todsünden verlocken kann. Laßt uns also trinken so lange wir welchen haben: Vinum Dei opus est.“

Und als ob er den letzteren Ausspruch bestätigen wollte, leerte er die noch übrigen beiden Gläser. Dann wurde er nachdenklich und verfolgte vielleicht einen Ideengang, der von einem Becher zum andern weitergesponnen wurde, bis er sich in einer anderen Flasche verlor, die er langsam mit einer Art katzenhafter Zärtlichkeit ergriffen hatte und nun behutsam und bedächtig mischte.

„Endlich schöpft man doch wieder Atem,“ begann er von neuem, „man lebt wieder auf, und es kommt einem vor, als ob mit dem Weine eine heitere Zufriedenheit, welche die Lungen erweitert und den Verstand schärft, in das Herz einzöge. Seht! jetzt könnte ich die Exempel, die ich sonst kaum auf dem Papier machen kann, sogar im Kopfe rechnen; das Einmaleins und Latein sind nie meine starke Seite gewesen . . .“

Bei diesen Worten blickte er argwöhnisch um sich; als er sich sicher sah, heftete er seine Augen mit einem breiten Grinsen auf die bis an den Rand gefüllten Gläser.

„Nur ihr seid hier, sonst niemand, das ist gut, sehr gut!“

Dann zog er einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und öffnete einen Schrank, dem er verschiedene Päckchen entnahm, welche er in einer Reihe neben die Gläser legte.

„So, so, die Gesellschaft vergrößert sich,“ sprach er grinsend. „Ihr allein seid meine wahren Freunde und werdet meine Angelegenheiten weder verraten, noch über dieselben etwas verlauten lassen. Ihr bleibt mir immer gehorsam . . . Ich trinke auf euer Wohl! Möge ich eines Tages von euch sagen können wie von der Nachkommenschaft Abrahams: numera, si potes.“

Wie vorhin stieß er mit den Gläsern an und trank und trank . . .

„So, nun wollen wir einmal die schönen Gesichter der lebenden und verstorbenen Könige wieder anschauen. Auch die Könige sterben, aber das Geld bleibt.“

Er löste die Schnüre von den Säckchen und schüttete deren Inhalt mit ängstlicher Sorgfalt auf den Tisch. Auf seinem schlaffen, fetten

Gesichte zuckte es sonderbar hin und her, bald schien es Lächeln, bald Grinsen zu sein. Seine Augen öffneten sich übermäßig, seine Hände zitterten in nervöser Aufregung, und während einiger Minuten versank er in eine so entzückte stumme Betrachtung, daß ihm der Atem stockte. Dann kam seine Zärtlichkeit zum Ausbruch, abgebrochene Worte, Küsse, Freudenschauer und Lächeln wechselten unaufhörlich mit einander ab, er schien ganz närrisch geworden zu sein. Jenes Gold war Fleisch von seinem Fleische, Blut von seinem Blute; es gewährte ihm einen wollüstigen Genuß, mit den Fingern darin herumzuwühlen, es händevoll aufzunehmen und wie ein Schlafender die Lippen oder die Schläfe daraufzulegen . . . Plötzlich erklang ein leichtes Geräusch im Hause, draußen . . . Gespannt lauschend schob er hastig und wutentbrannt die blitzenden Goldstücke in die Säckchen zurück und schloß sie wieder in den Schrank.

„Paß auf, lieber Don Michele," murmelte er, „die Räuber haben ihre Ohren in den Fingern, und wann sie es erfahren sollten, dann adieu, ihr ruhigen Träume!"

Zufrieden setzte er sich wieder nieder.

„So geht's in der Welt; Wein und Geld, dann gilt man für einen Ehrenmann . . . Es leben die Ehrenmänner!"

Wie gewöhnlich begleitete er dieses Lebehoch mit dem Leeren seiner beiden Gläser. Nein, geizig war er eigentlich nicht, aber er erinnerte sich der Tage des Elends und ihm graute . . . Brr! was für Galeerentage waren das! Er sah sich wieder als langen hageren Priester mit seinen beiden großen blaugefrorenen Händen, das wahre Ebenbild des Hungers. Auf einem müden Eselchen und in geflicktem Priestergewande war er in jenes weltverlorene Dorf gekommen, und die Bauern, die verfluchten Bauern lachten und spotteten über ihn. Aber er war kein solcher Dummkopf, der ihnen das Lachen lange erlaubt hätte; er fing an vom Altar und von der Kanzel Predigten herabzudonnern, Predigten! Gott verzeihe sie ihm! die wahren Kanonenschüssen glichen. Da gab es bald nichts mehr zu lachen! Wie Kinder beim Anblicke des Wärwolfs, so zerflossen die armen Menschen in Thränen und verwandelten sich in eine Herde Lämmer . . . Dann kamen die lustigen Wochen heran; und sie wetteiferten mit einander, sich das Wohlwollen des Herrn Pfarrers durch Geschenke und Dienstleistungen zu erwerben. Die Religion triumphierte und das arme Priesterlein nahm langsam an behaglicher Fülle zu in dem reinen Bewußtsein, daß er es verstanden hatte sich Geltung und Ansehen zu verschaffen. Eine fromme Frau — was für Sünden, du guter Gott! hatte er jener Heiligen verziehen! — hatte ihm den Obstgarten

und das Haus vermacht, eine andere Gläubige hatte ihn mit Wäsche und Bestecken versehen, eine dritte ... Aber wer konnte sich aller entsinnen? So viele Jahre waren seitdem verflossen ... Die Jugend, das Mannesalter waren verrauscht, und das Alter kam ... Ach was! nur keine Trauerlieder! In Gegenwart des Weines heißt es heiter sein. Ist denn der Wein nicht das Blut der Alten?"

Und die Kehle hinunter rollte eben jenes Blut der Alten, während die nach der Decke starrenden Augen in dem blutunterlaufenen Kreise der geschwollenen Lider trüber und trüber wurden ...

Jugend und Mannesalter waren vorbei, vorbei wie das Wasser, das durch die Füllenwiese dahinströmt, und indem er den Kopf auf die Hände stützte, rief er aus: „Schade! schade!"

Der Wein stimmte ihn schwermütig, und doch trank er ihn nur um zu vergessen. Alle hielten ihn für so heiter, so zufrieden, und auch er selbst täuschte sich manchmal ...

Es war aber nicht wahr. Zwar nagte der Wurm langsam, aber er war da, er nagte unaufhaltsam fort ... Eigentlich hatte er auch erst von jenem Tage an zu trinken begonnen ... und er war lüstern und gierig geworden wie die andern, hatte sich eine Maske auf Gesicht und Herz gelegt und nun vorwärts! hinein in Saus und Braus! Die Instinkte waren allmählich zur Gewohnheit geworden und hatten sich schließlich in Laster verwandelt. Das Gewissen wurde durch die Verrohung nach und nach erstickt, das Bedürfnis, sich der Wahrheit nicht allein gegenüber zu befinden, trieb ihn zu jener einsamen, bestialisch lächerlichen Orgie ... Ja, ja! er fühlte es sehr wohl, wie der Wein, nachdem er ein wenig Enthusiasmus in ihm erweckt und die Gier nach Reichtum befriedigt, ihn jetzt in verräterischer Weise in den Sumpf der Erinnerungen, der düsteren Schwermut versenkte. Er fühlte, daß ihm das Blut aus den Wangen wich wie an jenem entsetzlichen Tage ... Gott! Gott! Und sie behaupten, daß es keinen Gott gibt! Aber das was hier in unserem Innern nagt und wühlt, was uns ununterbrochen quält, was selbst vom Rausche nicht ertränkt wird, ist das nicht unendlich schlimmer, unsagbar schrecklicher als der Gott, welcher die Sünder straft? Er hatte heute gelacht und gescherzt, morgen wird er wahrscheinlich dasselbe thun, war das aber vielleicht das Vergessen? War es nicht vielmehr nur ein Mittel, sich vor den andern zu verbergen? Die Nacht flößte ihm Grauen ein, darum suchte er das Bewußtsein zu verlieren, doch verlor er es nie so gänzlich, daß er nicht hätte furchtbare Schreckgespenster vor sich aufsteigen sehen ... Er hatte sich sogar so weit erniedrigt, daß er gemeiner wurde

als die ihn umgebenden Menschen, daß man ihn für fähig hielt, Schamgefühl und Glauben zu verleugnen und das ganze Dorf durch Vorschüsse in der Hand zu haben ... Und dann? ... Da lag er tief im Schlamm versunken und war nicht im stande, sich wieder zu erheben. Freilich wehrte er sich dagegen, aber der Wille erwies sich hier ohnmächtig; war das seine Schuld? Da öffnete sich in seinem verdüsterten Gemüt eine Lichtspirale wie ein blaues Stück Himmel zwischen schwarzen Gewitterwolken und in jenem Lichte sah er die Vergangenheit in fernen aber scharfen Umrissen heraufsteigen, ein Gemisch von Schelmenstreichen und guten Handlungen, die endlich jene unselige That hervorriefen, welche ihm den Frieden raubte ... Er entsann sich. Im Laufe der Zeit war er in jenen bewaldeten Schluchten zum Jäger geworden. Ganze Tage brachte er damit zu, den Wildschweinen und Hasen nachzuspüren, manchmal blieb er sogar wie ein Räuber die ganze Nacht im Walde. In jener jungfräulichen, schweigenden Einsamkeit konnte ihn oft der Gesang einer Holzsucherin, die Begegnung mit einer armen Beerensammlerin in Aufruhr versetzen, das Blut strömte ihm rascher vom Herzen in die Schläfe und umnebelte ihm den Verstand ...

So sündigte er zum erstenmale, zum zweiten und dann ... und dann so viele andere Male mehr ... Endlich eines Tages brachte man ihm, während er zur Vesper in der Kirche war, um eine Schar kleiner Kinder in der christlichen Lehre zu unterrichten, auf einer Bahre aus grünen Zweigen ein armes, ertrunkenes Mädchen.

Warum hatte sie sich ertränkt? warum? Niemand wußte es, auch er erinnerte sich kaum ... Aber als er die langen, aufgelösten Flechten, das kleine, abgemagerte Gesicht, die nackten Füße, den zerlumpten Rock wiedersah, da erinnerte er sich ... Warum starb er nicht auch in jenem Augenblick? Wer hatte ihm den Mut gegeben, jenen bläulichen Leichnam, der seelenlos, unbelebt fast noch zu leiden schien, mit Weihwasser zu besprengen? Er wußte es nicht, er wußte es nicht ... Dann mußte er sie an das Grab geleiten, sie in die Grube senken sehen, und mit eigenen Händen, wie es die Sitte dort unten erheischt, das Kreuz darauf pflanzen ... Armes Geschöpf! Und Gott ließ ihn am Leben, ihn, der das Elend und die Unschuld des jungen Mädchens gemißbraucht hatte ...

Er weinte. Heiseres Schluchzen entrang sich seiner Brust und erschütterte seinen ganzen Körper. Und es schien ihm plötzlich, als ob sein Weinen in der Nacht da draußen ein fernes Echo fände. Er erhob den Kopf und lauschte mit seinen violetten, thränendurchfurchten Wangen, emporgesträubten, grauen Haaren und krampfhaft geballten Fäusten ...

„Nein, nein, es ist nichts!“ schloß er nach einigen Minuten und trocknete sich den Angstschweiß von der Stirn. „Ich bin ein Narr. Wir wollen wieder trinken . . . trinken . . . Oh! wenn ich vergessen konnte!“

Zola und die Hellmalerei.

Von M. Friedländer.
(München.)

Mit Unwillen las ich die Verunglimpfungen, mit denen Emil Zola überschüttet wurde, weil er in seinem letzten Werke ein Bild von der Verkommenheit des französischen Bauern gegeben und diesmal nicht nur bei „sittlichen“ Deutschen, sondern auch bei „patriotischen“ Galliern Anstoß erregt hat. Mir fiel jenes Buch von Zola wieder in die Hände, das seine Größe vielleicht wie kein anderes offenbart: L'Oeuvre. Wieder packte mich's gewaltig und ließ mich nicht eher, bis ich an der letzten Seite angelangt war.

In Zolas Werken interessiert das Dargestellte mehr als die Darstellung. Mit Unrecht ist dem Dichter daraus ein Vorwurf gemacht worden. Zola studiert seinen Gegenstand mit so unermüdlicher Sorgfalt, beherrscht ihn so vollkommen, bringt ihn mit so sieghafter Sicherheit in die ihm anstehenden Formen, daß die Dichtung uns wie ein Stück Leben entgegentritt, wirklich, lebendig, gegenwärtig. Die Thätigkeit des Poeten ist völlig im Gegenstande aufgegangen, im einzelnen nicht mehr wahrzunehmen. Das ist sein letzter Triumph. Und in der Wirkung des ganzen fühlt man am Ende dennoch sein unsichtbares Walten.

Zola glaubt nicht an spezifisch poetische Gegenstände. Diese Auffassung ist durchaus nicht neu, Goethe hat sich deutlich genug zu ihr bekannt. Zola vertritt sie mit einer Konsequenz sondergleichen, sie durchdringt sein ganzes Schaffen. Jedes seiner Werke ist ein Feldzug, durch den er der dichterischen Gestaltung neue Gebiete unterwirft.

Die Fähigkeit, auch das Materielle, das Technische poetisch aufzufassen, hat Zola zum Dichter der modernen Welt gemacht. Der Mangel an dieser Fähigkeit hält in den meisten Fällen unsere Schriftsteller von der Gestaltung moderner Stoffe ab. Die mannigfaltigen, vielgestaltigen Formen, in denen sich unser Leben bewegt, die im Sinne einer überwundenen Ästhetik „unpoetisch“ sind, durchdringt Zola mit so scharfer

Beobachtungsgabe, mit so tiefem Verständnis, daß er im wirren Machtgewühl des Lebens, im Klappern und Stampfen der Maschinen die geheimen Laute der Zeitseele vernimmt, die hier und nur hier hörbar werden.

In l'oeuvre hat der Dichter der jüngsten Kunstrichtung, der sogenannten Malerei des „plein air" ein Denkmal gesetzt. Die Kunstanschauung der „Hellmaler", die in unseren Tagen ihre Herrschaft gar gewaltig ausbreitet, wird in diesem Roman mit einer staunenswerten Kenntnis entwickelt. Dadurch wird das Werk zu einem hochwichtigen Monument der Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts; das zum mindesten, mag auch Zolas Dichtung künstlerisch so unbedeutend sein, wie seine Gegner behaupten, mag auch das Streben der modernen Malerei so verfehlt sein, wie der Ästhetiker alter Schule will.

Zwischen Zolas Dichtungen und den Erzeugnissen der Malerei des „plein air" besteht eine nahe Verwandtschaft. Der Dichter fand einen kongenialen Zug bei den Malern. Das machte ihm den Gegenstand seines Romans besonders interessant, das macht uns „l'oeuvre" besonders wertvoll unter Zolas Werken.

Der Held des Romans, Claudius, ist ein Vorkämpfer jener Richtung der modernen Malerei, die ihre Gestalten im hellen Licht des Tages darzustellen versucht. Die älteren Maler setzten ihre Figuren in ein beschattendes Dunkel, um die Wesenlosigkeit ihrer Schöpfung zu verhüllen. In eben der Absicht stellten die Dichter Gestalten und Vorgänge in das unkontrollierbare Dunkel vergangener Jahrhunderte, in das künstliche Licht einer Idealwelt, aus dem hellen Licht des Tages

Die Frage der Malerei des plein air, die im Mittelpunkte der Dichtung steht, erscheint gewöhnlich als eine rein technische; es gibt wohl keinen zweiten modernen Schriftsteller, der etwas anderes in ihr gesehen, der es gewagt hätte, sie zum Bewegungsmoment eines tragischen Vorgangs zu machen. Zola weiß aber, daß es für den wahren Künstler keine Technik gibt. Den Gegensatz zwischen geistigem und mehr mechanischem Schaffen in der Kunstübung, der den irreführenden Begriff „Technik" schuf, kennt nur der unwissende Laie, der unkünstlerisch thätige Virtuose, der mangelhaft ausgebildete Dilettant. Der echte Künstler ist in gleicher Weise und in gleichem Grade geistig schaffend thätig an seinem Werke, wann er die erste Vorstellung zu einer neuen Schöpfung sich bildet, wann er sein Modell genau studiert und „mechanisch" nachahmt. Wie der Gedanke sich das Wort, sich den Stil schafft, so bringt die künstlerische Vorstellung und Anschauung eine ihr entsprechende Malweise, Pinselführung

hervor. Jede Frage der „Technik“ ist demnach zugleich eine künstlerische, geistige Frage, wenn man sie so tief erfaßt, wie Zola es vermag, und dann fügt sie sich auch der dichterischen Ausgestaltung.

In der „Technik“ der neuen Malweise sieht Zola die höchsten Absichten des modernen Kunstgeistes, in einer naturalistischen, „jeder Idealität baren“ Kunstübung findet er die Idealität einer heiligen Wahrheitsliebe. Unsere Zeit wie jede andere wird von gewissen allgemeinen Ideen beherrscht, von Idealen, wenn man dieses bis zur Unkenntlichkeit vergriffene Wort noch in Zahlung geben darf. Sie im Gebiete des Alltagslebens zu fühlen und darzustellen, vermag nur ein großer Dichter. Solch ein Gedanke des modernen Lebens, dem mehrere Werke Zolas gewidmet sind, ist die Bedeutung, die Anerkennung der Arbeit.

Unser gesamtes geistiges Leben wird beherrscht von dem Triebe nach Wahrheit. Wahrheit ist dem modernen Menschen, was der Antike die Schönheit, dem Mittelalter der Glaube war. Der Drang nach Wahrheit hat unsere Wissenschaft groß gemacht, er durchdringt unsere Litteratur, unsere Kunst.

Schon die Holländer im siebzehnten Jahrhundert strebten in ihren Gemälden eine treue Wiedergabe der Natur an. Da sie aber dieser unendlich schwierigen Aufgabe noch nicht ganz gewachsen sein konnten, brachten sie ihre Gestalten in dunkle Räume, malten sie bei künstlichem Licht selbst Landschaften und Szenen, die im Freien spielten. Die Holländer stellten die Natur dar, wie sie ist, bis auf die Beleuchtung, bei der sie ganz willkürlich verfahren, künstliches Licht bevorzugen, das freie Sonnenlicht stets meiden. Der warme, braune, tiefe Ton, der nie in der Natur, auf Gemälden so oft zu finden ist, der unter dem Namen „Galerieton“ noch vor kurzem beliebt war, heute mißliebig ist, der alle Lokalfarben verschlingt, alle die zahllosen Feinheiten der Natur vernichtet, die das Sonnenlicht hervorzaubert, er ist die Schöpfung der Malerschule, die zuerst unbedingte Naturwahrheit anstrebte.

Die großartigen Verdienste eines Rembrandt um die moderne Kunst kann dieser Mangel selbstverständlich nicht im geringsten schmälern. Köstlich ist aber, wie die Ästhetik den Mangel in ein Verdienst verwandelt, um den großen Realisten zu retten, besser wohl, um sich vor ihm zu retten. Da heißt es, Rembrandt habe seine an sich freilich allzu banalen Gestalten durch sein Helldunkel, seine originellen Lichtwirkungen idealisiert, in eine poetische Sphäre gehoben, künstlerisch geweiht. Das also heißt idealisieren, die Menschen aus der lichten Gotteswelt in einen Kellerraum mit Lampenbeleuchtung zu versetzen. Rembrandt ist ein großer

Mann, er hat schon vielen Tadel, er wird sogar solches Lob ertragen können.

Seit Rembrandt blieb der „Galerieton“ herrschend in der Malerei, selbst Künstler, die im übrigen die Natur scharf beobachteten, verzichteten in diesem Punkte auf das Studium der Wirklichkeit.

Vor ganz kurzer Zeit wurde zuerst in Paris aus jüngeren Künstlerkreisen die Forderung aufgestellt, die Natur im freien, offenen Licht des Tages zu beobachten und wiederzugeben. Einige sehr talentvolle Künstler, deren Zahl von Tag zu Tag wuchs, rissen sich von der akademischen Tradition los und begannen den Kampf mit ihrer schweren Aufgabe. Die Sonne legt nicht jenen warmen, braunen Ton auf die Dinge, den die Künstler aus der Tiefe ihres Gemütes erschaffen hatten, sondern ihr Licht ist kalt, meist weiß und bläulich, sie läßt die Farben der Welt erstrahlen, welche die älteren Maler in einem „schönen“ harmonischen Dunkel verhüllt hatten. Die Sonne, selbst wenn sie hinter Wolken steht, hat Kraft genug, die ganze Welt zu durchleuchten; sie dringt überall hin und läßt nicht einen Winkel im undurchsichtigen Dämmer liegen. Die Sonne thut auch dem armen Maler nicht den Gefallen, ihm die Modellierung einer Gestalt zu erleichtern dadurch, daß sie die eine Seite stark beleuchtet, die andere in dunkle Schatten legt, sie löst mit tausend Reflexen die Schattenmassen auf und läßt die Gestalt vom Licht umflossen, vom Licht durchtränkt erscheinen.

Von der Idee, das Leben im Licht gebadet darzustellen, wird das Schaffen des Malers Claudius beherrscht; diese Idee unterjocht nach und nach alle Kräfte des reich beanlagten Mannes, ertötet sein Interesse an allen anderen Forderungen des Lebens, ertötet die Liebe zu seinem Weibe und bringt ihn zum Wahnsinn.

In knappen Zügen ist das Jugendleben des Malers angedeutet. Liebe zur Natur lebt von den Tagen der Kindheit an in seiner Seele. Als Knabe streift er über die Felder weit ins Land hinein, trinkt er in langen Zügen den Atem der ewigen Erde; trunken schweift sein Auge über das sonnenbeglänzte Land. Die Natur in ihren stets wechselnden Formen und Farben zu betrachten, ihr wunderbares Werden und Schaffen zu fühlen, ist ihm Genuß, Leben, Gottesdienst. Er sucht nicht „schöne Gegenden“ auf; die Natur an jedem Ort, in allen Gestalten ist ihm einzig und bewundernswert. Dann erwacht allmählich stärker und immer stärker die Lust des Nachschöpfens. Mit heiliger Wahrheitsliebe beobachtet er die Erscheinungen, mit einer an Wahnsinn streifenden Leidenschaft liebt er das Licht, das ihm die Erscheinungen schenkt, sein höchstes Ziel ist

Wiedergabe der geliebten Natur in dem geliebten Licht. Dieser Aufgabe lebt er allein, alles andere wirft er von sich, er schafft mit zähem Eifer und thut sich nie genug.

Höchstes Selbstbewußtsein, ein Gefühl unendlichen Könnens wechseln in seiner Seele mit rasendem Schmerz über seine Unfähigkeit. Immer wieder zerstört er sein Werk und beginnt den Kampf von neuem. Er vergleicht seine Versuche mit der Wirklichkeit und verzweifelt. Die Fachgenossen, die er fast sämmtlich an Darstellungsvermögen übertrifft, fürchten ihn und unterdrücken ihn systematisch. Um ein Publikum kümmert sich Claudius nicht. Die Folge ist, daß die Menge ihn und sein Ringen verlacht, sich vor seinem „brutalen Naturalismus" entsetzt, jene Menge, welche vom Maler verlangt, er solle die gewaltige Natur zahm und nett und niedlich und anmutig machen und ihn dann lobend und zahlend einen ideal veranlagten Künstler nennt. Das freilich ist Claudius nicht und er wird zum Märtyrer der Idee, die ihn nur allzu gewaltig in Banden hält. Claudius wird wahnsinnig und erhängt sich vor seiner großen Leinwand, seinem letzten Versuch, an dem er jahrelang mit immer frischem Ringen, in Qualen gearbeitet hat.

Jeder Zug in dieser erschütternden Tragödie ist modern; die ganze herrliche Künstlergestalt mit ihrer fanatischen Liebe zur Natur, ihrem zehrenden Streben, ihrer unerbittlichen Strenge gegen die eigenen Schöpfungen, ihrem unermüdlichen Arbeitsdrang, ihrer brutalen Wahrheitsliebe, sie gehört unserer Zeit, nur unserer Zeit an. In jedem wahrhaft modernen Künstler steckt ein Stück von dieser Gestalt Zolas.

Die Religion begeistert unsere Künstler nicht mehr, an ihre Stelle trat die Liebe zur Natur; die Maler sind Pantheisten geworden, alle Erscheinungen der Erde sind ihnen groß, göttlich, der Darstellung würdig, sie wurden Sonnenanbeter und verehren im Licht die Macht, die für das menschliche Auge die Dinge erschuf und täglich neu erschafft.

Noch ist die Kunst in diesen Anschauungen nicht zur Vollendung, nicht zur Blüte gelangt, Claudius geht unverstanden unter, ein Vorläufer anderer, die glücklicher sein werden. Die „Hellmalerei" ist die Kunst der Zukunft, ihre ersten Entwickelungsstadien verfolgen wir in unseren Tagen. Schon sieht es in unseren Gemäldeausstellungen heller, klarer, frischer, wahrer aus als vor noch zehn oder zwanzig Jahren.

Ein besonderes Glück, ein frohes Omen wurde der jungen Richtung, als ein Dichter sie schon in ihren ersten Schritten verstand. Hoffentlich trägt Zolas Buch Verständnis in weite Kreise und weckt überall die Überzeugung, daß der moderne, in seinen Mitteln natura-

listische Künstler eine ebenso große, begeisterte Natur sein kann, wie nur irgend ein Meister der Formenschönheit im Altertum, ein Künstler des Glaubens, der Religion im Mittelalter.

Münchener Theaterabende.

Von M. G. Conrad.
(München.)

Fantasio saß neben mir.

Neben ihm ein kleiner, dicker, bezwickerter Journalist, der sich mit einer brünetten, etwas ältlichen, aber sehr kokett und jugendlich gekleideten Dame unterhielt.

Der Journalist: „Kunstsinn . . .“

Fantasio für sich: „Kunstmilch . . .“

Der Journalist: „Kunstgeschmack . . .“

Fantasio: „Kunstbutter . . .“

Der Journalist: „Kunstkritik . . .“

Fantasio: „Kunstwein . . .“

Der Journalist: „Ja; meine Gnädige, die Sache hat ihren Haken.“

Fantasio: „Die deutsche Sprache hat ihre Bosheiten.“

Der Journalist: „Wenn nicht alles echt . . .“

Fantasio: „Echt nachgemacht, täuschend geschwindelt . . “

Der Journalist: „Dieser Verdische Othello soll ein Meisterwerk ohnegleichen sein. Wir werden ja gleich hören. Schon die Bedingungen! Die Wiener Hofoper zahlte allein 8000 Gulden für die Partitur, Pollini in Hamburg 5000 Mark. Dazu noch die Tantièmen. Perfall hat auch ordentlich in die Taschen greifen müssen. Die Abnehmer mußten sich überdies kontraktlich verpflichten, die Partitur wie ein Evangelium zu respektieren, keine Note davon und keine dazu zu thun, keine Transposition vorzunehmen . . .“

Fantasio: „Streichungen, Umstellungen und ähnliche operative Eingriffe darf man sich in Deutschland nur mit deutschen Meisterwerken erlauben. Übrigens Hochachtung vor dem Italiener, daß er sich die Partiturschinderei verbeten hat, der bei uns Mozart, Beethoven und Wagner immer noch zum Opfer fallen.“

Das Zeichen zum Anfang wird gegeben. Das Haus versinkt in feierliche Andacht. Das Orchester beginnt mit einem Höllenspektakel:

Dissonanzen, chromatische Läufe, Blechgeschmetter, Paukenschläge, Trommelwirbel — Bumbum. Man hat kaum Zeit, sich von dem Schreck der ersten Takte zu erholen, saust der Vorhang in die Höhe. Stürmisches Meer. Ein Schiff in Not. Wild durcheinander singendes, händeringendes Volk am Strande.

Fantasio: Aha! Der gute Maestro schenkt uns die Ouvertüre. Kaum gedacht, ward dem Schreck ein End' gemacht. Auch der Librettist will sich nicht lumpen lassen, er schenkt uns auch etwas: den ganzen ersten Akt der Shakespearischen Tragödie. Er beginnt gleich mit dem zweiten Akt. Seien wir ihm dankbar. Bravo. Othello landet in Cypern. Willkommen, häßlicher Mohr. Herr Vogl hat nichts zu seiner Verschönerung gethan. Jago dagegen ganz famos. Ein sympathischer Schurke. Herr Gura stattet ihn prächtig aus. Musikalisch ist leider noch nichts Bedeutendes los. Ein gezwungenes Trink- und Verführungslied. Die Handlung verläuft à la Shakespeare. Nur opernmäßig vergrößert. Jago spielt sich auf den philosophierenden Mephisto hinaus.

Der erste Akt endigt mit einem örtlich sehr schlecht gewählten Liebesgeflöte am Strande zwischen Othello und Desdemona (Frau Schöller). Trotz sinnlicher Glut werden die Herrschaften mit einem Stockschnupfen zu Bette gehen. Auch das Publikum fröstelt. Kalter, spärlicher Beifall. Die Temperatur steigert sich im zweiten und dritten Akt. Im dritten Akt ist wirklich der Teufel los. Roh, aber effektvoll. Italienische Bumbum-Dramatik. Jedoch ohne melodischen Reiz. Meisterliche Kunststücke im Orchester, ausstudierte, geistreiche Kniffe, aber kein kraftvoll strömendes Blut. Greisenhafte Erfindung. Nicht Fisch, nicht Fleisch. Ein schwaches Seitenstück zu „Aïda". Unser Leben währet siebzig Jahre, wenn's hoch kommt, sind es achtig Jahre, und wenn's noch so köstlich und erfolgreich gewesen, soll man doch zwischen siebzig und achtzig das Eifersüchteln und das Komponieren von Eifersuchtsdramen den Jungen überlassen. Alles hat seine Zeit. Darüber kommt auch ein Verdi nicht hinweg. In der Kunst wie in der Liebe wirkt's peinlich, wenn die Greise sich jünglinghaft geberden. Unnatur. Desdemonas Gebet im letzten vierten Akt zeigt, was ein greisenhafter Komponist noch an echter Empfindung aufzubringen vermag: Abendläuten. Das ist sehr schön, aber für eine vieraktige Oper zu wenig.

Das Werk war vorzüglich eingeübt. Ausstattung prachtvoll. Pompöse Dekorationen, besonders im zweiten und dritten Akt. Makartscher Farben- und Stimmungsrausch. Das alles ändert nichts an der Thatsache, das Verdis Othello-Oper an rein musikalischem Gehalte ein gering-

wertiges Werk ist und sich nicht entfernt mit der überquellenden Musikfülle neuerer deutscher Werke, am wenigsten mit unserer letzten Opern-Novität, dem Zöllnerschen „Faust", messen darf.

Nichtsdestoweniger lag am nächsten Tage die Zeitungskritik vor dem greisen italienischen Maestro bewundernd auf dem Bauche. Zur selben Zeit brachten die Blätter eine sehr spanische Nachricht: in Madrid ist Bizets „Carmen" vollständig durchgefallen. Die Madrilenen sagten dieser Oper nach, daß an ihr nichts spanisch sei, als der Titel und — die Trachten. Ja, diese stolzen spanischen Spanier! Und den guten deutschen Deutschen, die ja alles Fremde viel besser verstehen, gilt diese ihre Lieblingsoper gerade deshalb so viel, weil sie so echt spanischen Geist und spanisches Wesen atme! Ja, wir Deutschen sind eben die besseren Spanier . . . Warum? Darum.

Fantasio: Kunstsinn, Kunstmilch, Kunstgeschmack, Kunstbutter, Kunstkritik, Kunstwein. Ergo: Kunst, wohin man blickt, wohin man greift im blühenden deutschen Reiche. Glückliches Kunstzeitalter!

Nach dem Italiener in der Oper kam der Ungar im Schauspiel mit seiner Novität. Mangelt's wirklich so sehr an gleichwertigen deutschen Werken? Unglaublich zwar, aber wir müssen's doch glaubeu — schon aus schuldigem Respekt vor der Autorität der deutschen Bühnenleiter. Also munter vorwärts mit dem Lustspiel des Magyaren L. Doczi: „Letzte Liebe", rekte: Letzte Liebschaft. Großer Erfolg, wie bei Othello. Das Stück enthält eine dem Sittlichkeitsdeutschen besonders mundende Mischung von Frivolität und Sentimentalität in hübscher poetischer Garnierung, gewürzt mit dem Paprika einer sehr pikanten Hosenrolle. Niemals wurde die Verwechselung der Geschlechter auf der Bühne weiter getrieben, als es von diesem ritterlichen Ungarn geschieht; niemals wurden über Liebe und Ehe stärkere Anzüglichkeiten in Monologen und Zwiegesprächen aufgetischt, als in diesem magyarischen Boccaccio-Stück. Die Fremden dürfen bei uns alles riskieren. Einem Germanen würde schon die Hälfte dieser „letzten Liebe" den Hals brechen. Aber Franzosen, Spanier, Italiener, Ungarn — alle Hochachtung, die dürfen auf unseren Bühnen reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen.

Und nachdem das Münchener Kunststadtpublikum in seine goldigste Erfolgslaune sich mit den Ausländern theatralisch eingeschwärmt, fiel ein Abglanz davon auch auf die jüngste Novität eines einheimischen Dichters, auf Martin Greifs vaterländisches Schauspiel: „Heinrich der Löwe". Die überaus geschickt gebaute und von ehrlichem patriotischen Geiste beseelte Historie hatte das Wunderbare zu stande gebracht, das Haus nicht

nur zu füllen, sondern auch zu enthusiasmieren. Martin Greif hat sich mit seinem „Heinrich“ als vollendeter Bühnendichter und Bühnentechniker bewährt. Die Wirkung war durchschlagend, obgleich, richtiger, weil er seinem „Löwen“ am Schluß die Löwentatze in einen zahmen, poetisch fein gestickten und überblümten Handschuh gesteckt. Es wäre undankbar, deshalb mit dem Dichter zu hadern. Er hat im übrigen seine Helden (Heinrich, Barbarossa, Otto von Wittelsbach, Welf V. u. a. m.) so markig aus ihrem historisch echten Charakter herausentwickelt, daß wir ihm das Zugeständnis eines milden, versöhnlichen Abschlusses getrost machen dürfen. Nicht genug anzuerkennen ist die künstlerische Strenge, mit welcher der Dichter all die billigen Mittel verschmäht hat, die Schönfärberei, das Phrasen-Tamtam, die Tendenzklingelei u. s. w., die im Handwerkszeug beliebter Historientheatraliker eine so große Rolle spielen. Greif hat die Klippen glücklich umschifft, an denen die meisten historischen Dramen entweder scheitern — oder unlautere Lärm-Erfolge erzielen. Freuen wir uns, daß sein Heinrich heil im Hafen eines reinen, edlen Erfolgs eingelaufen! Vivat sequens!

Noch ein Wort über die Darstellung. Sie entbehrte des rechten Stils. Es genügt nicht, daß die Regie für annähernd zeitgemäße Requisiten und Kostüme sorgt, sie muß auch darauf bedacht sein, daß das schauspielerische Gehaben sich einigermaßen in den Rahmen der Epoche fügt. In diesem Punkte wird zwar überall gesündigt, aber es ist doppelt zu beklagen, wenn nun auch die Münchener Hofbühne, welcher man immer noch die verhältnismäßig harmonischsten Aufführungen nachrühmen konnte, anfängt, mit geringerer künstlerischer Strenge zu arbeiten. An den jüngeren, neu engagierten Mitgliedern ist dies in erster Linie zu tadeln: sie glauben mit zierlichen Mätzchen und einer gewissen Tanzmeistergrazie sich von der künstlerischen Verpflichtung stilgemäßer Durcharbeitung ihrer Rolle loskaufen zu dürfen. „Letzte Liebe“ spielt im vierzehnten, „Heinrich der Löwe“ im zwölften Jahrhundert. Da kannte man die Spezies der eleganten Salonlöwen noch nicht; die leichtbeschwingten Bewegungen des im Sechsschrittwalzer geübten Tanzbeins waren damals noch nicht Mode. Im Panzerkleid gibt sich der Körper anders, all im Ballfrack. Für die in allen Fährnissen und Strapazen der Feldschlachten gehärteten Rittersleute jener Zeit geberden sich unsere jungen Darsteller (Herren Bonn und Sturz) viel zu „chic“. Jenen derben Heldengestalten lag der Reif-Reiflingen noch nicht im Blute. Auch das ist falsch, wenn man glaubt, uns jene alten Heldengestalten dadurch plausibel zu machen, daß man seinen Ritterstiefel herunterdeklamiert mit gewaltigem Augenrollen und

Stirnrunzeln und weitausholenden Armbewegungen. Das schmeckt nach sehr schlechter Schule, nach geistloser akademischer Dressur. Freilich, wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen. Und mag der Theatermob die Geschichte noch so fesch finden und sich die Hände wund klatschen, der Beifall der Kenner wird dieser Stillosigkeit und Unnatur versagt bleiben. Davon läßt sich nichts abmarkten: so lange das Theater die erreichbar höchste Kunst der Menschendarstellung üben und darbieten will, fordern wir nicht bloß die Möbel, Trachten und Waffen im Stil der Zeit, sondern auch — und in erster Linie! — den Menschen der Zeit! Hic Rhodus, hic salta.

Zu Schopenhauers hundertstem Geburtstage.

(22. Februar 1888.)

Bemerkungen von Erwin Sturm.
(München.)

Die Erfindung der Gedenktage wäre etwas Gutes, wenn sich die heutigen Menschen entschließen könnten, sie still zu feiern — als Bußtage. Der herrschende Brauch hat sie zu einer der nichtswürdigsten Episoden in der öffentlichen Komödie herabgewürdigt. Nie wird so viel auf der ganzen Linie der Öffentlichkeit in Zeitungen und Vereinen gelogen, als bei Gedenkfeiern. Natürlich! Es ist ja ein rein äußerlicher Anlaß, von dem berühmten Manne zu reden, das gegenwartstolle Herz treibt so wenig dazu als das Hirn, man hat weder ein neues Gefühl, noch einen neuen Gedanken für den alten Herrn — man hat nichts als ein Datum, einen Vorwand, eine konventionelle Gewohnheit. „Schopenhauers Hundertster?" „Gut, legen wir los, so pompös als möglich." Daß es gerade Schopenhauer ist, thut wenig zur Sache. Man begeistert sich ja nicht für den Mann, man begeistert sich für den Namen und das Datum; man feiert nicht den Menschen, man feiert die Berühmtheit. Zufällig heißt die Berühmtheit diesmal Schopenhauer, also ziehen wir auf unserer Festorgel das Register Schopenhauer! Morgen ziehen wir ein anderes Register, vielleicht ein ganz entgegengesetztes, thut nichts; wir sind immer begeistert, so oft's das Datum will. Und zehntausend Festartikel werden zusammengeschmiert und tausend Reden geredet — und das liebe, brave Publikum hat ein Ohr voll Phrasen mit heim

bekommen. Man hat seine Schuldigkeit gethan. Man hat seine Feier- und Begeisterungs-Komödie gespielt. O Menschen der neunzehnten Jahrhundertsneige, was für Schauspieler legt man dereinst mit euch in die Erde! Wie wird die Welt froh sein, wenn sie einmal vor euch und eurem komödiantischen Gethue Ruhe hat! Wie wird der Erde leicht sein, wenn ihr mit eurem unausstehlichen hohlen Schrei- und Schreib- und Klapperwerk unter dem Boden ruht, ihr Phrasen-Virtuosen und Lügen- und Schwindelpropheten!

Schopenhauer! Rrrr — schnarrt die Festregisterwalze: Pessimismus, Entdeckung des Willens als des Dingsda „an sich", Welt, Wille, Vorstellung, Weiber, Pudel, Kant, Hegel, Parerga, Frankfurt, Table d'hôte, Schopenhauer-Monument — — Rrrr! Das ist die Antwort, welche das sogenannte Volk der Dichter und Denker einem seiner größten Schriftsteller, einem seiner erlauchtesten Geistesfürsten am hundertsten Jahrestage seiner Geburt erteilt. Dann wieder Operetten und Tingeltangel und Kolportage-Roman und lärmende Opportunitätspolitik und Pump und fromme Aufschneiderei und so weiter mit vollendeter Grazie.

Wie hat Schopenhauer bis zum heutigen Tag auf sein Volk gewirkt? — — Was hat das gebildete, tonangebende Deutschland von diesem erhabenen philosophischen Genius angenommen? — — Etwa seine außerordentliche Reinlichkeit in Sachen der Kirche und des Dogmengottes? Etwa seinen ehrlichen, granitenen Thatsachensinn, der sich kein X für U weder selbst vormachte, noch von anderen vormachen ließ? Oder etwa die Stärke seines intellektualen Gewissens, seine unanfechtbare Rechtschaffenheit des Denkens, die stracks auf Helligkeit und Vernunft in allen Dingen losgeht und sich jeden Widerspruch, jede Meinungsänderung mannhaft und laut eingesteht? Oder in der Wissenschaft etwa seine Lehren von der Werkzeug-Natur des Intellekts und der Unfreiheit des Willens u. s. w.?

O nein, das alles bezauberte die gebildete und tonangende Gesellschaft an dem gefeierten Philosophen nicht. Was sie bezauberte, das waren die pikanten Schwächen seiner Natur; was sie zur Sache des Glaubens und der Verehrung machte, das waren seine hübschen metaphysischen Liebhabereien uud Schwärmereien: seine unbeweisbare Lehre von Einem Willen, seine Leugnung des Individuums und der Entwickelung, seine unsinnige Herausstreichung des Mitleids als der Quelle aller Moralität, seine pessimistischen Übertreibungen, seinen Haß gegen die Juden und die daraus fließende Bemühung, das Christentum nicht als eine Erfindung und Frucht des Judentums, sondern als ein verwehtes Korn des Buddhismus aufzufassen u. s. w.

Was an Schopenhauers Gewissen und Geist so groß und echt, das ist in seinen Hauptgedanken und Nutzanwendungen zugleich so furchtbar, daß wir unser konfuses, weichmütig-brutales, egoistisches Geschlecht von heute nicht damit belasten dürfen.

Und sein Satz von der endlichen Verneinung des Willens zum Leben, wie steht der unseren lebsüchtigen, bis zur Tollheit und Verruchtheit ruhm-, geld- und machtgierigen Zeitgenossen zu Gesicht?

Und sein heldenhaftes Vorbild in der Lauterkeit seiner Gesinnung, in der Unerschrockenheit seiner Überzeugungen und deren Aussprache, in der strengen Selbstachtung seines Eigenwesens — was soll das einer Gesellschaft, die lebensdiplomatisch verseucht, ein Rückgrat hat so weich wie Hollundermark, und die für alles zu haben ist, sobald man ihr den rechten Preis dafür zahlt?

Ist es nicht ein Spott auf alle Größe und Reinheit des Geisteslebens, wenn die materialistisch versumpfte, in jedem Blutstropfen vergiftete Welt von heute den Genius Schopenhauers in ihre Affenkomödie der Feier-Mode herabzieht?

Hohngelächter der Hölle . . . Halloh . . .

Aus dem Kunstleben.

Das in der deutschen Reichspolitikhauptstadt — der ehemaligen Hauptstadt der deutschen Intelligenz — vor einiger Zeit erfolgte Verbot der Soltauschen Übersetzung von Giovanni Boccaccios „Dekameron“ hat in Italien einen großen Heiterkeitserfolg erzielt. Der jenseits der Alpen sehr geschätzte Litterarhistoriker G. A. Cesareo widmet diesem Verbote in einem vielgelesenen römischen Blatte einen mit Ironie und Sarkasmus scharf gewürzten Artikel, in welchem ausgeführt wird, daß Atta Troll, der „Tendenzbär“, in Deutschland anscheinend noch immer öffentliche Meinung machte. Wir erlauben uns, den italienischen Kollegen darauf aufmerksam zu machen, daß Boccaccios Novellen für Berlin ein sehr überflüssiges Buch geworden sind, seit Boccaccios Geist unter dem Auge der Berliner Polizei in zahlreichen eleganten hauptstädtischen Straßen und Cafés plastische Verkörperung gefunden hat. Was braucht Neu-Berlin sein Geld und seine Zeit an die Lektüre von Dingen zu verschwenden, die es täglich und nächtlich sich vorlebt und vorleben läßt? Das Buchverbot ist nicht vom sittlichen, sehr wohl aber vom wirtschaftlichen Standpunkte verständlich. Zugleich sind die zahlreichen Buch- und Zeitungsverbote die schlagendste Widerlegung der pessimistischen Phrase, daß sich unsere hohe Obrigkeit nicht genug um das Schriftwesen kümmere. Uns will es sogar dünken, daß sie sich zu viel darum kümmere! Dabei empfinden wir eine ungeheure Bewunderung vor der moralischen Seuchenfestigkeit unserer litterarischen

und künstlerischen Polizeiorgane — die doch auch nur Menschen sind, sozusagen! — so viel staats- und sittengefährliche Bücher zu lesen, immer die nacktesten Phantasiewerke in Kopf und vor Augen zu haben, und dabei niemals die leiseste Anwandlung von Verführung zu spüren! Wenn wir übrigen Deutschen auch einmal die hohe Bildung und moralische Seuchenfestigkeit unserer Litteratur- und Kunstpolizei erreicht haben werden, dann wird die gegenwärtige Form der obrigkeitlichen Beschäftigung mit der Litteratur freilich überflüssig. Da fällt uns eine Anekdote ein. In einem sehr großen, sehr reichen und sehr vornehmen (vornehm ist eigentlich selbstverständlich, reich ist heutzutage immer vornehm) Hause hatte man sich einen Vorkoster angestellt: von allen Gerichten bekam er den ersten Bissen, von allen Getränken den ersten Schluck. Dieser Vorkoster entwickelte sich aber durch die Gewohnheiten seines schönen Amtes zu einem rechten Schlaumeier und Nimmersatt. Die leckersten und besten Sachen raffte er von der Tafel weg: „Das ist Gift, das ist gefährlich, das gehört mir!“ bis schließlich nur noch schwarzes Brot und Kartoffeln auf dem Tische blieben. Heimlich verzehrte er das alles mit lustigem Appetit und wurde dick und fett davon, während die ängstliche Familie ganz elend abmagerte. Endlich dachten die guten Leute — Pardon, ich gewahre mit Entsetzen, daß meine Anekdote gar nicht hierher paßt, ich wollte sie bei einer ganz anderen Gelegenheit erzählen. Nochmals Pardon! Fritz Hammer.

Vom Büchertisch.

Deutsche und fremde Lyrik, alt und neu!*)

Zu den Büchern, welche durch die ihnen eigene Frische der Empfindung nie veralten, gehört das Buch von Eduard Paulus: „Lieder und Humoresken“. Bücher haben ihre eigenen Schicksale, und dieses Buch scheint zu gut zu sein, um es im Lande „der Dichter und Denker“ zu einer zweiten Auflage zu bringen; wenn ich dennoch die Aufmerksamkeit der Freunde echten Humors darauf lenken will, so ist es vielleicht ein müssiges Bestreben, aber für mich eine Herzenspflicht. Zwei Liedchen besonders haben es mir angethan, trotz geheizter Zimmer und frostiger Straßen! Ach, es ist so schön im Winter vom Frühling, der Zeit der Liebe, und von den Rosen zu träumen, die man der Liebe bricht!

---

*) „Allerlei Bergfahrten.“ Von Gottfried Schwab, 1887; „Lieder und Humoresken.“ Von Eduard Paulus, 1880; „Gedichte.“ Von Stephan Milow, 1882; „Deutsche Elegieen.“ Von Stephan Milow, 1885; Verlag von Adolf Bonz & Komp., Stuttgart. — „Georgische Dichter.“ Von Arthur Leist, 1887; Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — „Anatolische Volkslieder.“ Von Leopold Grünfeld, 1888; Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig. — „Neues Buch der Lieder.“ Von Paul Baehr, 1888; „Persischer Divan.“ Von Julius Hart, 1888; Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. Saale. — „Gedichte.“ 2. Auflage. Von Ferdinand von Saar, 1888; Verlag von Georg Weiß in Heidelberg.

Das eine Lied, noch nicht zum Volkslied geworden, teile ich mit; das andere möge der Leser unter viel weiterem Schönen im Buche selbst sich aufsuchen. Das eine lautet:

„Es blüht eine Rose im tiefen Thal,
Dahin ich geh', viel hundertmal,
Sie blüht so blaß und geisterhehr,
Oft fällt auf sie der Nachttau schwer.

Doch wer empfunden ihren Duft,
Der findet den Weg durch Höllenkluft,
Dem schmilzt im Herzen Gram und Zorn,
Dem wird sein Herz ein Gnadenborn.

Es ziehen die Wetter wohl über das Thal,
Es zuckt herab der Donnerstrahl,
Die einsame Blume, sie zittert nicht,
Verhaucht um so heller ihr himmlisches Licht.

Längst wär' ich vergangen in Jammer und Pein,
Da fand ich die Rose und sie ward mein,
Nun blüht mir das Leben so lauter und schön,
Wie die Wolken am Abend auf sonnigen Höh'n."

Das ist echte Poesie! . . .

Und ein gut Stück Poesie enthalten auch die „Allerlei Bergfahrten", darüber Gottfried Schwab zu berichten weiß. Schade, daß er so viel baumbacht; nun braucht man zwar zu „Bergfahrten" den Bergstock; doch Schwabs Talent bedarf keiner fremden Stütze.

Man höre:

„Am Ziel."

„Du bist für mich der lichte Tag
Nach bangen nächtigen Stunden,
Der frühlingverkündende Lerchenschlag,
Das erste Grün am sprossenden Hag,
Nach langem Harren gefunden.

Du bist mir das Leben, das neu erkeimt,
Des Schönen volles Erkennen,
Und was mir im Herzen gewogt und geschäumt,
Was ich ersehnt, was ich geträumt,
Dein Name kann es nur nennen.

Komm, Lieb, die dunkeln Locken schmück'
Mit duftigen Myrtengewinden.
Sieh nur der Erde blühendes Glück!
Du gibst mich der sonnigen Welt zurück
Und läßt sie mir selig entschwinden."

Und wäre der fahrende Geselle „Herr Gottfried" wirklich schon „Am Ziel"? Wird ihm nicht der Allerwelts-Lehrmeister, das Leben es lehren, daß es Höheres, Er-

greifenderes gebe, als flüchtige Liebe, die Bergschenke, den Sonnenschein, und, nicht zu vergessen! des Weines goldene Flut?

Wird er *nie* von Freiheit und *nie* von Schmerzen singen müssen, die veredeln? . . . Wir hoffen es! . . .

Dem träumenden Abendland folgt, *nicht bloß geographisch*, das sinnende Morgenland. „*Georgische Dichter*" sind es, Dichter mit für Deutsche unmöglichen Namen sind es, denen die folgenden Sprüche und Lieder entstammen:

„*An den Stern.*"

O Stern, an deinem Zauberglanz
Hängt träumend meine Seele ganz,
O Himmelslicht, du bringst mir nah'
Ein Erdenlicht, das ich nicht sah,
Das so wie du am Himmelszelt
Geglänzt hat auf der Erdenwelt,
Und das mir nahm ein Mißgeschick,
Wie dich der Morgen nimmt dem Blick.

Raphael Eristawi.

„Mag die Vernunft sich noch so sehr bemühen
Uns streng zu leiten auf der Wahrheit Bahn,
So lange jugendlich die Herzen glühen,
Ist alle Lebensweisheit eitler Wahn.

Alexander Tschawtschawadse.

Welche Anmut der Empfindung! . . . Und nun läßt sich der größte Dichter *das Volk*, vernehmen:

„O Berg, laß mich vorbei!
Ich muß hinüberwandern,
Denn dort schwelgt meine Maid
Am Busen eines andern."

„Erst, wenn das Meer austrocknet
Und sichtbar wird sein Sand,
Erst, wenn der Fisch zu Fuße
Erreicht den Bergesrand,
Erst, wenn der Bruder Langohr
Ein Richteramt erhält,
Und 's Maultier statt der Füllen
Nur Kinder bringt zur Welt,
Kehrt vielleicht zurück
Mein verlor'nes Glück."

„Als mich die Lesgier gefangen nahmen,
Es war im Juni, wenn die Kirschen reifen,
Da führten sie mich über hundert Berge
Und ich ließ weit umher die Blicke schweifen.

Ich schaute hin auf der Tscherkessen Felder,
Auf die vom schwarzen Meere Nebel zogen:
Drei Mädchen mähten Gras dort auf der Wiese,
Es waren Fürstentöchter, gut erzogen.
Sie hielten in den Händen lange Sensen
Mit Schneiden, blitzend hell wie Diamanten,
Und wetzten sie auf weißen Marmorsteinen,
Wobei sie Lieder in die Ferne sandten.
Mir war's, als klänge aus dem ew'gen Himmel
Der sel'gen Engel Sang zu mir herüber.
Nie sah ich bei der Feldarbeit die Frauen,
Und deshalb war ich so erstaunt darüber."

Würde ich nicht den Zorn des Verlegers, des Herrn Wilhelm Friedrich, fürchten, ich schriebe aus dem trefflichen Buche einige?, nein! alle Lieder für die Leser „der Gesellschaft" ab. So aber heißt es: „Leser, kauft!"

Wir haben so Viele, die in Deutschland unverdientes Lob als „Meister der freien edlen Kunst der Übersetzung" sich errangen, daß ich Arthur Leist zu beleidigen glaube, wenn ich ihn einen Meister nenne. Wer so aus fremder Sprache zu übersetzen vermag, der ist pur et simple . . . ein Dichter! . . .

„Anatolische Volkslieder", ein überaus zierlich Bändchen, bringt Leopold Grünfeld. Die Anatolier haben eine Lyrik, die ungemein stark an Goethes „Westöstlichen Divan", an Geibel und Grisebach erinnert. Sie sind Osmanen und denken und lieben wie Christen. Doch sind die Lieder so graziös, daß man sie gerne hört und die unschuldige Maskerade mit türkischen, oder vielmehr anatolischen Namen willig mit in den Kauf nimmt.

Wie melodisch klingen die Verse:

„Ich lag in der Cypresse Schatten,
Und träumte einen tiefen Traum. —
Es sind der Erde grüne Matten
Ein besser Bett, als weißer Flaum

Da schlich sich meines Herzens Wunde,
Hold' Szinem leis zu mir heran,
Und rief mit sehnsuchtsvollem Munde:
„„Wach auf, Garik, geliebter Mann!

Will deine braunen Augen küssen,
Aus denen treue Liebe spricht;
Hab' lange dich entbehren müssen!""
Sie sprach's, doch ich — erwachte nicht.

Ich lag in der Cypresse Schatten,
Und träumte einen tiefen Traum. —
Es sind der Erde grüne Matten
Ein besser Bett, als weißer Flaum."

Grünfelds Übertragungen aus der „Kaba Dili“, der „groben Sprache“, wie man die anatolische nennt, sind sehr fein; sie lesen sich fast wie deutsche Original-Dichtungen, für die ich sie auch, trotz der kleinen Vorrede, die das Gegenteil versichert, halte. Sind es Übertragungen, dann sind sie herrlich, vollendet; sind es eigene, deutsche Dichtungen, dann sind sie, wenn auch nicht so bedeutend und packend, doch so originell wie Altmeister Bodenstedts „Lieder des Mirza Schaffy“. Jedenfalls wird das Büchlein mit Recht viel gelesen, und mit Unrecht wohl bald vergessen werden.

Nicht so viel lesen, aber sich länger daran erinnern, wird man den „Persischen Divan“, den Julius Hart herausgegeben. Er ist in Wahrheit ein deutscher Hausschatz persischer Poesie. Die bunte Welt des Orientes zeigt darin ihre grellsten, wie ihre zartesten Farben. Indes die Georgier und Anatolier fast nur die gefährlichste und süßeste Leidenschaft, die Liebe besingen, hören wir im „Persischen Divan“ die Stimmen des Ruhmes, des Kampfes, der Entsagung, der Wahrheit hören wir die Stimmen des Lebens erklingen. Firdusi und Sadi, Hafis und Rumi sprechen zu uns und noch andere Dichter, nicht so berühmt, aber gleich an Wert, gleich an Hoheit und Kraft der Gesinnung!

Fast für jedes der von Hart mitgeteilten Lieder gilt der schöne Spruch des Hussein Ali Mirza:

„Das Lied ist eine Steppe,
Durch welche Dschninen*) wanken
Mit zartem Kleid von Kreppe,
Um das sich Rosen ranken;
Versmaße sind die Schleppe
Am Blumenkleid, dem blanken;
Reimpaare sind die Treppe
Zum Duftkelch der Gedanken.“

Vom beschaulichen Osten wenden wir uns dem auch mitunter beschaulichen Occident wieder zu und blättern in dem „Neuen Buch der Lieder von Paul Baehr“. „Der Titel erinnert an Heines Sammlung; aber glücklicherweise nur der Titel.“ So spricht sich Professor Dr. Felix Dahn über das Buch aus, und mit vollem Recht: Weniges erinnert an den frechen, liederlichen Heine, der kritisch ungebildet genug war, wenig Tugendgebräu und gar keine deutsche Altümelei in seine Poesieen aufzunehmen; und doch ist der lyrische Grundton des Dichters Paul Baehr ein Heinescher! . . . „Du bist wie eine Blume, so schön und rein und hold“. Dieses Wort Heines ist auf die kleinen, rührenden Lieder, die Paul Baehr dem Publikum, hoffentlich nicht erfolglos bietet, mit vollem Rechte anzuwenden. Darin liegt die Stärke und die Schwäche der Baehrschen Lyrik. Diese Klänge zartester Empfindung, reinster Entsagung wirken, selten zwar, aber dann doch, ermüdend. Ich meine, der liebe Gott höre den ewigen Psalmengesang der Engel recht gerne; aber zuweilen hört er ein kräftiges Donnerwetter weit lieber; freilich kann er sich bloß im Sommer diesen Ohrenschmaus vergönnen. Was ich, selbst ein Kranker, dem Dichter als Menschen und Dichter wünsche, ist Kraft. Ich schließe diese Besprechung seiner Lieder mit seinem schönen Worte:

*) Gute Genien.

„Ein Wort."

„Schwarzdunkel war die Sommernacht,
Jäh zuckte des Blitzes weitleuchtender Strahl;
Er warnte den Wandrer vor'm felsigen Schacht
Und wies ihm den Feldsteig ins heimatlich Thal. —

Ein Wort oft weitesten Einblick gewährt
Blitzschnell ins tiefste verschloss'ne Gemüt;
Er zeigt dir ein Herz, das in Haß sich verzehrt,
Und wieder ein Herz, das in Liebe erglüht."

Stephan Milows „Deutsche Elegieen" haben mit den Elegieen Paul Baehrs manches gemein, so die Liebe für den häuslichen Herd und für die Natur; aber Milow ist eine ringende, kräftige Natur, ein Dichter, der über gar viele Dinge in der Welt Neues, und zwar Neues in vollendetster Form zu sagen weiß, ein Dichter, an dessen Gedanken wir nur schwer uns gewöhnen, schwer gewöhnen, um sie nie mehr zu vergessen. Alle diese Vorzüge sind den früher erschienenen „Gedichten" Milows weit mehr zu eigen, als den später edierten „Deutschen Elegieen". Man zählt Milow, sehr mit Unrecht, zu den pessimistischen Dichtern. Er ist voll Glut und höherer Lebensfreude; dess' Zeugen die nachfolgenden Gedichte, Perlen der Weltlitteratur:

„Nach der Krankheit."

„Du arme Seele, himmelstrebend,
Du arme Seele, so genügsam;
Noch gestern stolz dich überhebend,
Und heute schon so still und fügsam.

Das war ein Hadern, Grollen immer,
Im Ringen nach dem höchsten Preise,
Und jetzt — o welch ein Gnadenschimmer,
Daß du nur wieder atmest leise!"

„Ewig!"

„Aus tausend Knospen bricht die Kunde,
Es ist nur Täuschung aller Tod!
So klingt es schmetternd in der Runde,
So spricht das goldne Morgenrot.

Wir stehen unter Blütenbäumen —
Mit Jubel denk' ich's, daß du mein,
Und rufe laut in sel'gen Träumen:
O dieses Glück muß ewig sein!

Da fallen welke Blüten nieder,
Es schauert leis der Lenz im Wind:
Ja, ewig! sagst du lächelnd wieder
Und blickst auf unser spielend Kind."

Glut, die bei Milow, wie dies aus vielen seiner Gedichte ersichtlich, mit Gewalt zurückgedrängt ist, verraten die „Gedichte" des Ferdinand von Saar. Es

ist ergreifend das Ringen eines großen Geistes zu beobachten, und Saar ist ein Kämpfer und ein großer Geist. Seine Lyrik erhebt sich durch Innerlichkeit, Weitblick und echte Erkenntnis des Lebens weit über die Lyrik vieler, deren Ruhm verbreiteter ist, als der seinige. Dabei ist Saar im besten Sinne des Wortes ein Sohn der Zeit. Er liebt die Kunst, die Natur, das Hohe, das in der Seele des Menschen lebt und die Liebe, zuweilen auch dann . . . wenn sie sündig ist. Und er liebt die Armen, die Elenden, die vom Glück Enterbten! Die hohen, die mächtigen Gedanken, die er hegt, er spricht sie in gebundener Sprache, wie in „freien Rhythmen" gleich vollendet, gleich begeistert aus . . . er beklagt es, daß die Gemeinheit in ihre Kreise, wenn auch zuweilen nur, die Prediger des Schönen bannt; doch er tröstet sich:

„Schelte man doch nicht den Dichter,
Wenn er auch zuweilen sinkt,
Und wie anderes Gelichter
Aus des Lebens Pfütze trinkt.

Reiner nur in Gegensätzen,
Heller tönt empor sein Lied;
Nimmer weiß das Licht zu schätzen,
Wer das Dunkel stets vermied.

Wie ihn auch sein Wipfel kröne,
Wurzelt doch in Nacht der Stamm —
Und der Lilie keusche Schöne
Blühet aus des Teiches Schlamm."

Nicht dem Schlamme des Teiches, sondern der lichten Höhe des Genies entstammt Saars

„Sommerlied."

„All deine funkelnden Wonnen verstreue,
Herrlicher, sonniger, goldener Tag;
Dehne dich endlos, du strahlende Bläue,
Blühet und leuchtet, ihr Rosen am Hag!

Flutet, ihr Lüfte, ihr zitternden, heißen,
Führet die süßesten Düfte mir zu —
Steiget, o steiget, ihr schimmernden weißen
Wolken der Ferne in heiliger Ruh'!

Ihr aber, Wipfel, mit leisestem Flüstern
Weckt mir Erinnerung seliger Lust,
Da ich einst saß unter schattenden Rüstern,
Still ein geliebtes Haupt an der Brust."

Ist es möglich, die Erinnerung genossenen Glückes zarter und glühender sich zurückzuzaubern, als in diesen wenigen Zeilen?

Ich nannte Ferdinand von Saar einen Sohn der Zeit; ich nenne ihn mit Zola in einem Atem! Wie? . . . Der Gottseibeiuns der keuschen Seelen, der Mann der Prosa, der die Welt der Fäulnis schildert, wie kein anderer in so grellen Farben, der Mann, der in Paris lebt, mitten im Taumel der Stadt und im, vielleicht frivolen,

Genuß des Lebens, Zola sollte auch nur einen Gedanken hegen, den Ferdinand von Saar, der träumerische Einsiedler von Blansko, diesem kleinen, mährischen Dörfchen hegt? Welche Lästerung des Genies!

Nun: Geniale Naturen sind beide: Emile Zola und Ferdinand von Saar; der bedeutendere Mensch ist vielleicht der letztere; beide schildern nicht nach alten klassischen Mustern, sondern nach der Natur, und beide kommen zu gleichen Schlüssen.

Und nun zur frappierenden Beweisführung! Beinahe gleichzeitig ward Emile Zolas „La Terre“ und das Buch „Gedichte“ von Ferdinand von Saar ausgegeben. Nun findet sich in „La Terre“ erzählt, wie Sohn und Schwiegertocher den alten Vater ersticken, nachdem sie früher die Schwester ermordet. Das ganze Dorf deutet mit Fingern auf die „Ungeratenen“, auf die Mörder. Der Arzt kommt, untersucht die Opfer, macht sich seine Gedanken, unterläßt aber jede gerichtliche Anzeige, denn „gern umgeht er Streit und Hader“ ... So Zola! ...

Und Saar? Im Gedicht: „Das letzte Kind“ heißt es:

„Ha, nun ist es schon das achte,
Das sich meinem Schoß entringt,
Weil der Mann, der unbedachte,
Stets im Rausch mich niederzwingt.

Hungern müssen längst die andern,
Denn dahin sind Feld und Kuh —
Und wir können bettelnd wandern,
Kommt dies letzte noch hinzu.“

Und das Weib entschließt sich das Kind zu töten:

„Mit der Hand, der schwielig rauhen,
Faßt sie hart, was sie verflucht —
Und stumpfsinnig, ohne Grauen
Schaut sie die entseelte Frucht.“

und dann:

„Schüttelt auch den Kopf der Bader,
Schreibt er dennoch seinen Schein;
Gern umgeht er Streit und Hader —
Und man gräbt das Särglein ein.“

Das ist Leben, wenn auch trauriges Leben, und Wahrheit und Natur! .. Solcher echt realistischen Liedesklänge giebt es viele in dem so bedeutenden Buche.

Ob Ferdinand von Saar von den Männern der Träume und Ideale, ob er von den „Realisten“ zu ihren bedeutendsten Poeten gezählt werden wird? Ich weiß es nicht; ich hoffe aber, das ganze deutsche Volk werde erkennen, daß Saar mit zu den edelsten, freiesten Geistern der Nation gehört!

Wien. Alfred Teniers.

Zum Deklamieren.

Die Zahl der Deklamierbücher ist um eins vermehrt worden. Frau Heule, die schon drei oder vier solche Bücher zusammengestellt hat, mit gutem Geschmack, wie nicht

zu verkennen ist, hat in Olga Morgenstern, Rezitatorin und dramatische Lehrerin, einst Schülerin der berühmten Minona Frieb-Blumauer, eine glückliche Rivalin gefunden. Morgensterns Auswahl nennt sich „Für gesellige Kreise“ und ist bei Rosenbaum & Hart in Berlin erschienen, ein stattlicher Band von 358 Seiten mit zahlreichen Originalbeiträgen und einem Anhang von hübschen kleinen Festspielen, Polterabendscherzen und Gelegenheitsgedichten (Preis 3 Mark). In der bunten Menge ist nicht alles Gold, was glänzt. Die Auswählerin hat manches Zweifelhafte aufgenommen, natürlich im guten Glauben an die Ursprungsmarke. Berühmte Modenamen bestechen. Eins der kürzesten und nichtigsten Gedichte rührt von Paul Heyse her. Es lohnt sich, daß wir dasselbe etwas näher betrachten, denn es ist typisch für eine ganze Gattung sogenannter „Stimmungsbilder“, wie sie heute die Verskunsthandwerkerei hundertweise liefert. Es ist ein wahres Muster öder Nachdichterei, gedanken- und gefühlsleerer Wort- und Bilderspielerei. Der Dreistropher sieht so aus:

Im Lenz, im Lenz,
Wenn Veilchen blüh'n zuhauf,
Gib Acht, gib Acht,
Da wachen die Thränen auf.

Daß Veilchen „zuhauf“ blühen — also übereinander, aufgestapelt, ist ein Nonsens, weil ganz falsch gesehen. Veilchen stehen wohl oft in dichten Flecken neben-, aber nie in Haufen übereinander. Kakteen meinetwegen — wenn's ja einmal nicht ohne Haufen im Lenz gehen soll — mögen so blühen; Veilchenart ist es nicht. Weiter! Die Thränen wachen auf, wenn die Veilchen zuhauf blühen, versichert Heyse und ermahnt zum Achtgeben. Larifari. Schlafen denn die Thränen überhaupt? Und warum werden sie gerade von der unschuldigen Veilchenblüte aufgeweckt? Können die schlafenden Thränen vielleicht den Veilchenduft nicht vertragen? Oder hat der Dichter, wie oben Veilchen mit Kakteen, so hier Veilchen mit Zwiebeln verwechselt? Zwiebelduft erfreut sich als Thränenwecker allerdings eines gewissen Renommees. Aber der Dichter spricht gar nicht vom Aufwecken, sondern vom Aufwachen: welcher mysteriöse Zeitzusammenhang besteht nun in Wirklichkeit zwischen Veilchenblühen und Thränenerwachen? Rätsel-Worte. Larifari.

Zweite Strophe:

Im Herbst, im Herbst,
Fiel alles Laub vom Baum.
Ach, Lieb' und Glück
Vergangen wie ein Traum.

Die beiden Sätzchen sind von der wässerigsten Klarheit und banalsten Wahrheit — aber was haben sie gedanklich mit einander zu thun, daß sie sich zu einer Strophe zusammenkoppeln lassen müssen? Ist der Herbst die Ursache, daß Lieb und Glück wie ein Traum vergehen? Oder hat nur der Herbst das Privilegium, an einen vergangenen Traum zu erinnern? Die übrigen Jahreszeiten nicht? Oder pflegen Lieb und Glück nur zu vergehen, wenn „alles Laub vom Baume fiel“? Ist hier irgendwo eine innere Notwendigkeit des Zusammenhanges zwischen beiden Vorgängen ersichtlich? Eitel Spiegelfechterei. Außer der Zeitfolge Lenz — Herbst und der botanischen Folge Veilchen — Baum ist auch kein notwendiger innerer Bezug zwischen der ersten und zweiten Strophe vorhanden; man könnte sie ebenso gut umgekehrt nebeneinander stellen. Worte, Worte, Worte.

Dritte und letzte Strophe:

Gib Acht, gib Acht,
So ist der Dinge Lauf:
Blumen und Wunden
Brechen im Frühling auf.

Punktum. Ausgedudelt. Und zwar im schönsten Prosastil: „So ist der Dinge Lauf.“ Zu dieser Höhe poetischer Naturanschauung erhebt sich ungefähr der Raucheneggersche Privatier Nudelmeier in den „Neuesten Nachrichten“ auch. Das nimmt der eingebildeten Thatsache, daß Blumen und Wunden (nur Herzenswunden, oder auch pathologisch zu behandelnde?) im Frühling aufbrechen und wir darum ganz besonders auf der Hut sein müßten („Gib Acht, gib Acht!“), freilich nichts von ihrer Dummheit und Abgeschmacktheit.

Was ist nun die Moral, respektive die Poesie von der Geschicht'? Die unbezweifelbarste, patentierteste Unpoesie. Aber mit volksliedtümelnden Allüren die seichteste Wortmacherei und Reimerei für Poesie zu verkaufen, ist Unpoesie und künstlerische Unmoral zugleich.

Aber der Verfasser nennt sich Paul Heyse — die angesehene Flagge deckt die wertlose Ware — und zum Deklamieren „für gesellige Kreise“ ist das dumme Zeug gut genug. Wenn's nur klingt! wird sich Olga Morgenstern gedacht haben.

Madame, Sie haben leichtfertig gedacht — wenn Sie sich bei der Aufnahme dieses Scheingedichts vor lauter Bewunderung des Heyseschen Namens überhaupt noch etwas gedacht haben. Von der Pflicht des Denkens soll aber niemand entbunden sein, der sich mit Kunst und Litteratur zu schaffen macht, auch nicht der Auswähler und Sammler. Wie anders soll der in Deutschland grassierenden litterarischen Geschmacklosigkeit gesteuert werden, wenn nicht gerade durch exemplarische ästhetische Strenge derjenigen, welche sich den „geselligen Kreisen“ gegenüber als litterarische und künstlerische Vermittler berufen fühlen?

In gebildeter Gesellschaft soll auch nur das Beste zum Deklamieren (im edlen, künstlerischen Sinne) gerade gut genug sein. Wir empfehlen der Herausgeberin für fernere Auflagen eine genaue Überprüfung der Sammlung! — Ein in der deutschen Litteratur einfach ganz einziges Buch, weil es wie kein anderes das ansprechendste, reichste und künstlerisch wertvollste Material für den rhetorisch-deklamatorischen Vortrag darbietet, ist die „Psychodramen-Welt“ von Richard von Meerheimb.

Daß der hochbegabte Dichter, der sächsische Oberst von Meerheimb, in welchem sich genialer Elementarismus der dichterischen Anschauung mit formenschöpferischer Phantasie und virtuoser Beherrschung der Stiltechnik aufs glücklichste vereint, der gebildeten Gesellschaft Deutschlands kein fremder ist, beweist die vorliegende vierte, starkvermehrte Ausgabe seiner gesamten Monodramen neuer Form. (Berlin, Oskar Parrisius.) Der sehr gut ausgestattete, 400 Seiten starke Band enthält außer den Dichtungen eine äußerst interessante, mit den wertvollsten Betrachtungen und Aperçüs durchsetzte Lebensbeschreibung des Dichters und als Bilderschmuck die Illustration „Tristan und Isolde“, sowie zwei Porträts.

Die von Meerheimbschen „Psychodramen“ haben mit Recht die begeisterte Anerkennung hervorragender Ästhetiker gefunden (die Urteile sind in dankenswerter Weise an geeigneter Stelle mitgeteilt) und sind von ersten Meistern des dramatischen Vortrags (Frau Marie Seebach, Tuerschmann u. a.) in feingeistigen Gesellschaftskreisen

mit größtem Erfolge zu lebendiger Darbietung gekommen. Diese ganz eigenartigen Dichtungen verfehlen zwar auch beim stummen Genusse ihre tiefe Wirkung nicht, allein erst die Rezitation ist im stande, den Zauber voll zu entfesseln, den der geniale Dichter in diese Szenen gebannt hat. So gewaltig ist die Lebensfülle, die in diesem Dramen-Extrakt pulsiert, daß man, das Buch in der Hand, stumm zu lesen beginnt, unvermerkt aber in lauten Vortrag übergeht und zuletzt dem Dichter und — sich selbst Beifall klatscht: wie schön, wie schön, dieser Hexenmeister von Meerheimb hat ein neues Talent in dir entdeckt und an den Tag gelockt — er hat deine Zunge gelöst und deine Phantasie kühn gemacht — Kommt doch einmal her, ihr lieben Leute, und hört! Nicht-wahr, ihr hört nicht bloß, ihr seht auch alles leibhaftig vor euch? Eine dramatische Vision ohne allen szenischen Apparat? Und ganz anders als die bekannten vielbeliebten Soloszenen? — Ja, ja, ein Wunderbuch, diese von Meerheimbsche „Psycho-dramen-Welt"! Doch wohlgemerkt: nicht für die gedankenleere Kurzweil der Sinnenmenschen und für die gemütsarme Phantasterei der Lebensspieler — für sie bleibt's tot und versiegelt mit sieben Siegeln. Nun macht die Probe!

M. G. Conrad.

Vatikanische Litteratur.

Sendschreiben Leo XIII., durch göttliche Vorsehung Papst, an die Erzbischöfe und Bischöfe Bayerns. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. Preis 50 Pf.

Leo XIII. heißt der derzeitige Stellvertreter Jesu Christi auf Erden. Jesus Christus hat bekanntlich so an die tausend Jahre schon einen geistlichen Stellvertreter mit dem Stammsitz in Rom. Jesus Christus war zeit seines Erdenlebens zwar kein approbierter Geistlicher — er und die approbierten Geistlichen seines Landes standen auf dem denkbar gespanntesten Fuße zu einander, er nannte sie öffentlich — wie die evangelischen Berichte bezeugen — Heuchler und Otterngezücht, ohne daß der Staatsanwalt gegen ihn eingeschritten wäre, aber zuletzt brachten sie ihn doch an den Kreuzesgalgen (Guillotine und Strang waren damals noch nicht üblich) wegen Gotteslästerung und Demagogie („Er wiegelt das Volk auf", behaupteten sie); auch die unmittelbaren Jünger und Apostel Christi, die nach seinem Tode sein Werk zu dem ihrigen machten, waren keine studierten und approbierten Geistlichen, sogenannte Theologen oder Gottesgelehrte, sondern ganz einfache Leute aus dem Volke, Handwerker, Fischer und dergleichen. Allmählich ist es Sitte geworden, daß nur regelrecht studierte und approbierte Geistliche die Lehre Christi fortführen und daraus ein wirkliches Amt machen durften, während Christus bei Lebzeiten niemals ein Amt bekleidet, im Gegenteil als freier, unabhängiger Mann gegen die mit der Ämterwirtschaft verbundenen Schäden immer aufs heftigste angekämpft hat.

Leo XIII. ist ein geborener Italiener. Es ist sicher kein Zufall, daß seit dem Bestehen des Papsttums in hundert Fällen wenigstens neunzigmal ein Italiener zum Stellvertreter Christi gewählt wird, obwohl Christus und seine ersten Jünger und Apostel nichts weniger als geborene Italiener waren, und wie von den Geistlichen so auch von den Italienern — die damals in Palästina als fremde Eroberer herrschten und die Eingeborenen bedrückten — nichts als die härteste Anfechtung zu erdulden hatten. Einige der bedeutendsten und kühnsten Apostel Christi sind in Rom auf die grausamste Weise gemordet worden. Nichtsdestoweniger hat man sich daran gewöhnt, Rom als die heilige Stadt zu betrachten, und die Päpste oder Pontifexe, wie sich die

Stellvertreter Christi amtlich titulieren, erstreben noch heute neben der geistlichen auch die weltliche Herrschaft über Rom, obschon Christus niemals auch nur ein Atom von weltlicher Herrschaft besessen noch erstrebt, sondern wiederholt versichert hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", und obschon Rom von Rechtswegen die Hauptstadt des Königreichs Italien und seit bald zwei Jahrzehnten die Residenz des italienischen Staatsoberhauptes und Königs ist.

Leo XIII. bewohnt als Stellvertreter Christi einen der größten und reichsten Paläste der Welt, den sogenannten Vatikan, während Christus von sich aussagte: „Des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlegt." Leo XIII. hat vor wenigen Wochen ein Jubiläum gefeiert, das ihm an Geschenken allein über 60 (schreibe sechzig) Millionen Geld und Geldeswert eingebracht hat. Christus besaß nach dem Zeugnis der Evangelien nichts, als was er auf dem Leibe trug — und das war ein schlechtes Gewand, welches die römischen Kriegsknechte bei seinem Ableben auswürfelten und am Fuße des Kreuzes unter sich verteilten. Trotzdem spricht die offizielle römische Geistlichkeit fortwährend von der Armut, dem Leiden und der Gefangenschaft des Papstes Leo XIII., der neulich erst, als sich eine seiner Nichten verheiratete, zweimalhunderttausend Lire zum Brautschatz beisteuerte — er hätte ihr vielleicht auch eine halbe Million und mehr schenken können, ohne sich wehe zu thun.

Auf die Jubiläumsgratulation des Münchener Stadtmagistrates hat der päpstliche Nuntius in München (in französischer Sprache, obwohl weder im deutschen Reiche noch in Bayern Französisch die Landessprache ist und die Münchener Gratulanten nicht als Diplomaten, sondern als einfache Vertreter der Bürgerschaft gekommen waren; die Gesandten des Papstes in Deutschland scheinen die Landessprache, eine der schönsten und großartigsten der Welt und jedenfalls der französischen oder italienischen ebenbürtig, gar nicht zu können, sondern begnügen sich, mit deutschen Bürgern französisch zu parlieren — bis sie vielleicht später sich entschließen, da ihnen Deutsch zu schwer oder nicht vornehm genug zu sein scheint, Volapük zu sprechen, ein Kunstidiom, das ganz einfach und neutral ist;) also der päpstliche Nuntius in München hat u. a. folgende Behauptungen vorgebracht: „Leo XIII. stellte während seines glorreichen Pontifikats seine große Gelehrsamkeit und seinen ganzen Willen einzig und allein in den Dienst der menschlichen Gesellschaft . . . Überall hat er die Gelehrsamkeit erweckt, welche die Gesellschaft erhellt, die Wissenschaft, welche sie veredelt, den Geschmack, welcher sie läutert, die soziale Ordnung, welche sie sichert, den Frieden, welcher sie umschlingt."

Eine großartige Leistung, fürwahr: Leo XIII. hat der modernen Gesellschaft die Gelehrsamkeit, die Wissenschaft, den Geschmack, die soziale Ordnung und den Frieden wieder gebracht! Wenn die Geschichte nur wahr wäre und nicht bloß gemünzte Luft, ein Stück italienischer Rhetorik in französischer Zunge, höflichen Münchener Bürgern serviert!

Doch nehmen wir einmal mit teutonischer Gutmütigkeit die welschen Behauptungen für zutreffend an: Leos Pontifikat bedeutet die Wiedererweckung der Wissenschaft, des Geschmacks, der sozialen Ordnung, des Friedens, ohne Leos Pontifikat wären also all diese schönen Sachen nicht da.

Und nun werfen wir einen prüfenden Blick auf das neueste Stück vatikanischer Litteratur, auf die päpstliche Enzyklika an die bayerischen Bischöfe vom 22. Dezember 1887! Das Werk umfaßt 20 Quartseiten und beginnt, wie mit einem Posaunenstoß, mit den Worten: „Officioso sanctissimo"; es wurde jedenfalls vor seiner Veröffent-

lichung wiederholt durchgearbeitet, verändert, gefeilt, bis es die endgültige Fassung bekam. In Anbetracht der gerühmten „großen Gelehrsamkeit“ und des „Geschmackes“ des Papstes müßte es wenigstens als litterarisches Produkt hervorragend und fesselnd sein, nicht wahr? Wir lesen und lesen — und sind enttäuscht. Nichts von kühnen Gedanken, Entwürfen und Zielen in vollendeter sprachkünstlerischer Fassung, sondern eine lange und langweilige Wiederholung von allbekannten Behauptungen, Ansichten, Meinungen und Wünschen ohne jeden geistigen Reiz, ohne jede stilistische Originalität, ohne jede elegantere Feinheit des Ausdrucks. Selbst die in großen Strichen ausgeführte Schilderung der religiösen Lage in Bayern seit den ersten Zeiten des Christentums bis zum Erscheinen des Briefes Pius IX. 1851: Nihil nobis gratius — spricht nicht wie ein historisches Gemälde von Meisterhand an, sondern macht den Eindruck eines mechanischen Abklatsches aus einem geschichtlichen Leitfaden. Aber auch gar nichts von der gemütreichen, erwärmenden Einfalt und Schlichtheit der Empfindung, von der genialen Natürlichkeit, welche das unfehlbare Kennzeichen wahrhaft hochbegnadeter, von ihrer ethischen Mission ganz erfüllter Geister ist. Man muß ein sehr wenig anspruchsvoller litterarischer Hinterwäldler sein, wenn man diese dürre, akademische lateinische Prosa genießbar finden will, eine greisenhafte Stilübung von A bis Z.

Und im Punkte des guten Geschmackes, wie unschön macht sich da die ewige Zeterei gegen die Freimaurerei, die auch in dieser Enzyklika wieder ausgiebig bedacht worden ist! Obwohl der römische Verfasser wissen muß, daß der greise Kaiser Deutschlands und sein Kronprinz, daß zahlreiche andere Fürsten an der Spitze der Freimaurerverbände ihrer Länder stehen, unterläßt er doch nicht, von der Freimaurerei als von einer „verbrecherischen Verbindung“, von einer „verschmitzten“, „verschlagenen“, „dunklen Sekte“ zu reden u. s. w. Obwohl die erleuchteten Staatsoberhäupter von Deutschland, von Schweden, von England seit langer Zeit als Großmeister und Protektoren der Logen thätig sind, scheut sich der Verfasser der Enzyklika doch nicht, „die Pläne und Ränke dieser dunklen Sekte“ als „schlecht und verderblich für den Staat“ hinzustellen und damit den freimaurerischen Staatenlenkern den ungereimten und grotesken Vorwurf zu machen, daß sie am Verderben ihrer eigenen Länder mitarbeiten!

Wie kann der Stellvertreter Christi auf Erden erwarten, daß die wahrhaft gelehrte, gebildete und geschmackvolle Gesellschaft ein solches Schriftstück mit dem gebührenden Ernst hinnehme, selbst wenn sie den besten Willen dazu mitbrächte und die Lektüre auf Stunden versparte, die am wenigsten zu unfreiwilliger Heiterkeit disponieren? In welcher Welt muß denn der Enzyklika-Schriftsteller leben, der mit der Unfehlbarkeit geschmückte, wenn er beispielsweise sich mit heftigen Worten über Schulzustände beklagt, wie sie in ganz Bayern und Deutschland niemals bestanden haben?

Wir waren allerdings von dieser neuesten Probe vatikanischer Litteratur nicht überrascht. Die vatikanischen Schriftsteller haben uns immer aufs schmerzlichste an den Ausspruch eines Mannes erinnert, dessen konservative Gesinnung von niemand in Zweifel gezogen werden kann, an den Ausspruch Wolfgang Menzels: „Man kann nicht leichter aus den freien Menschen dumme Schafherden machen, als indem man sie zu Lesern macht —“ in diesem Falle zu Lesern einer gewissen wälschen Litteratur.

Wir beneiden wahrhaftig des Papstes „heißgeliebte Bayern“ nicht um diese römische Pflichtlektüre. Es ist eine merkwürdige Zumutung des italienischen Stellvertreters Christi auf Erden, daß ein gebildeter, mit allen Fortschritten der kritischen

Philosophie, der Geschichte, der Naturwissenschaften, der Sozialpolitik vertrauter Deutscher, der dazu noch sein Vaterland und dessen Freiheit, Würde und Unabhängigkeit über alles liebt, sich mit einem wälschen Sendschreiben befassen soll, das nach Form und Inhalt nahezu alles zu wünschen übrig läßt, was ein auf der Höhe der Bildung stehender Zeitgenosse auch von einem „unfehlbaren" Papst-Schriftsteller billig fordern kann.

Für den geraden deutschen Sinn bekommt diese Leoninische Litteratur noch etwas unsäglich Abstoßendes dadurch, daß sie ihre eigentlichen Zwecke und Absichten nicht fest herausarbeitet, sondern mit katzenartiger Geschmeidigkeit und Zimperlichkeit um den heißen Brei, nach welchem das Gelüsten steht, herumschleicht. Der ehrliche Kerl — vorausgesetzt, daß er das wälsche Wischiwaschi zu Ende zu lesen vermag, fragt sich am Schluß: Was will der italienische Enzyklika-Schreiber? Warum rückt der Mann, der in sich die Fülle der Geistesgewalt eines göttlichen Stellvertreters verspürt, nicht mit der Sprache heraus? Was hindert den Vize-Christus von Rom, nach dem Vorbilde seines hohen Meisters und Auftraggebers seine Forderungen klar und bündig zu formulieren? Die Diplomatie? Die Weltklugheit? Die politische Vorsicht? Ah, der Jesus Christus unserer Evangelien war kein Diplomat, kein Weltkluger, kein Politikus! Mehr noch: er haßte das diplomatische, weltkluge, politische Wesen und trat ihm mit vernichtender Schärfe, mit überlegenem Hohne entgegen, wo er's auf seinem Wege fand! Wie aber darf ein rechter Stellvertreter Charaktereigenschaften entwickeln und pflegen, die seinem Auftraggeber fremd, ja verhaßt und verwerflich waren? Ist nicht jede Korrektur des Geistes Christi, die sich sein Stellvertreter erlaubt, einer Verleugnung, wo nicht einer Fälschung des Geistes Christi gleichzuachten?

Aber, wendet man ein, da steht ja das Wort Jesu in der Bibel: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben."

Richtig. Die Schlangenklugheit merken wir wohl, aber von der taubenhaften Falschlosigkeit sehen wir keine Spur.

Übrigens — — —

Uns kann die ganze vatikanische Bullen- und Enzyklika-Litteratur gestohlen werden; es ist nicht schade drum. Ethik und Ästhetik des deutschen Geistesvolkes verlieren nichts dabei.

Aber die Herde!

Ja freilich, die Herde — — —

Und die Hirten!

Ja freilich, die Hirten — — —

Und die — — —!

Ja, mein lieber Freund, warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Da hätten wir uns viele Worte ersparen können.

Die — —? Wir sind ja vollkommen einverstanden! Ganz unsere Meinung. Erlauben Sie, Sie sind doch ein rechter Spitzbube. Fantasio hat das immer gesagt. Nein, uns so anzuführen — —! Fritz Hammer.

Miramur.

Sie schweigen still und rühr'n sich nicht —
Ich weiß nicht, was soll es bedeuten?
Der Hirte, wenn zur Herde spricht,
Die Glocken sollen läuten.

Ich zog doch ſcharf vom Leder
Und ſprach von dem Katheder,
Die Biſchöf' aber bleiben ſtumm
Und geben's nicht ans Publikum,
Miramur!

Die Schule ſei nicht ſimultan,
Sie ſollen's niemals leiden,
Freimaurer zieh'n wir ſonſt heran,
Die gen die Kirche ſtreiten.
Geſellt den Antichriſten
Schon nah'n die Kommuniſten:
Die Biſchöf' ſchützen nicht die Schul',
Die Stütze für den heil'gen Stuhl —
Miramur!

O Zeitgeiſt, wenn du Rübchen ſchabſt,
So kann ich's nur bedauern,
Als armer, ſchwer gekränkter Papſt,
Gefangen zwiſchen Mauern.
So lang die Biſchöf' träumen,
Die rechte Zeit verſäumen,
Dann frommt nichts die Enzyklika,
Verloren geht Bavaria,
Miramur!

Es weiß doch jeder Dorfkaplan
Von tramontaner Tugend,
Daß Petrus zagt im ſchwanken Kahn,
Bemannt ihn nicht die Jugend.
Es nützt ihm nichts das Alter
Trotz Litanei und Pſalter,
Die Tugend nur iſt Schirm und Schutz.
Die Biſchöf' ſchweigen mit dem Lutz —
Miramur!

Heinrich von Reder.

Freimaureriſche Litteratur.

Wir entnehmen dem in Wien erſcheinenden, von M. Amſter vorzüglich redigierten „Zirkel" folgende intereſſante Beſprechung des Nachlaßwerkes „Schwert und Kelle" von Carlos von Gagern (Leipzig, W. Friedrich):

In X. nahm ich, als geladener Gaſt, an einer Trauerarbeit in der Loge teil. Da ich zu ſpät gekommen war, hörte ich nur die Schlußworte: „Folianten würden nicht ausreichen, um ſeine Thaten zu verzeichnen." Auf eine Erkundigung erfuhr ich, daß der verſtorbene Bruder Photograph geweſen ſei. Ich lächelte damals über die ſtarke Metapher, bedaure dies aber heute, weil auch die grellſte Draperie um das Andenken eines in den ewigen Oſten eingegangenen Bruders wünſchenswerter iſt, als gar

keine. Unsere Rückerinnerung an einen Dahingeschiedenen ist eine Herzenssache; das Herz aber braucht nicht Maß zu halten, und seine Verschwendung ist vielmehr eine herrliche Anwendung des Reichtums. Ich, nach dessen Hingang man „keinen Kadisch sagen, keine Messe lesen" wird, ich bin darin ein verläßlicher Gewährsmann, und ich empfinde heute schon mit Wehmut den Verlust der Grabrede. Und doch welche Fülle von Stoff! Man würde sagen können, daß ich ich bei meiner Beliebtheit Großmeister hätte werden können, daß ich, als korrespondierender Sekretär der „Humanitas", unvergängliche Verdienste mir erworben, daß meine Bücher reißenden Absatz gehabt, und dergl. Gegenüber den Folianten für die unzählbaren Thaten des Photographen wäre eine solche Nachrede wahrhaftig kein Humbug.

Carlos von Gagern, der Freimaurer, war glücklicher als ich. Er, der Atheist, lebte in bester Eintracht ungestört in seiner Loge, welche den Weltbaumeister anruft, und fand dort Achtung und Liebe über das Grab hinaus. Kunwald hat ihm in einer herrlichen Lebensgeschichte ein Denkmal errichtet, welches beiden zur größten Ehre gereicht. Auch Conrad hat in seinem tiefen Schmerze am Grabe des toten Freundes geopfert, und, als Leidtragender, seinen kostbarsten Schatz, seine Arbeit, auf den Altar niedergelegt. Glücklicher Gagern, beneidenswert um solche edle Freunde! Nachdem Conrad seinem geliebten Toten in der „Gesellschaft" einen Katafalk errichtet, bietet er nun der Maurerwelt eine Auslese der vorzüglichsten Gagernschen Arbeiten, die kraftstrotzendsten Kinder seines Genies, Herkulesse, welche in der Wiege Schlangen erwürgen, herrlich glänzende Arbeiten von Erz und Stahl.

Was hätte Gagern erst geleistet, wenn er nicht in Wien, sondern z. B. in Paris gelebt hätte! Hier fehlte ihm die Atmosphäre, fehlten die Massen, welche er benötigte und welche dort vorhanden sind. Er selbst aber empfand diesen Mangel nicht, er merkte nicht, daß das Häuflein vor ihm nur sehr, sehr gering sei, daß es seinem Lieblingsthema mit Achtung und Liebe wohl, jedoch ohne Teilnahme folge, und daß er in Österreich ein Führer ohne Armee sei. Im Geiste stand vor ihm die Million Freimaurer, geeinigt und verbunden, entschlossen, mit ihm zu kämpfen, die Hierarchie zu stürzen und den Felsen Petri in die Luft zu sprengen. Diese Million redete er an, ihr zeigte er den gehaßten Feind, und sie rief er zum Streite und zur schonungslosen Vernichtung auf. In Amerika, wo er wie ein Wanderprediger von Loge zu Loge zog und, wie „die Reform" berichtet, seinem glühenden Hasse gegen den Feind und seiner edelsten Liebe für den Bruder hinreißenden Ausdruck gab, dort war dieser umgekehrte Peter von Amiens am Platze. Auch in Paris hätte er den Chorus gewaltig verstärkt und sich selbst am Feuer der Genossen noch heftiger entzündet. Aber für uns war seine Intensität zu stark. In der edlen Leidenschaft, in der grenzenlosen Begeisterung merkte er gar nicht, daß wir Wiener Freimaurer nicht die geträumten Riesen, sondern kleine bescheidene Anfänger sind, abhängig von tausend Zufällen und Launen, und ohne das primitivste Recht, das des Lebens. Wir brauchen Licht und Luft, Ruhe und Frieden, nur kein Schlachtfeld. Conrad erst war es, welcher durch die Sammlung seiner Reden und Aufsätze den Worten Gagerns Flügel geschaffen und sie zum Gemeingute der ganzen Logenwelt gemacht hat.

Gagern war ein Rufer, gleichsam aus einer anderen Welt. Seine feurige Natur trug ihn empor über alle Berge von Schwierigkeiten, zu den höchsten Problemen und Zielen und zu der Vorstellung eines Freimaurertums, welches nicht existiert. Wir aber sitzen auf unserem Kirchturm, weit, weit weg von der Frage des Atheismus in der Freimaurerei, und kaum einige denken über seinen Satz nach: „Religion und Frei-

maurerei sind kontradiktorische Begriffe.“ Hinter dem Zeitgeiste mühsam und sorgenvoll schleichend, bewundern wir erst recht seinen Adlerflug und seinen glänzend strahlenden Geist, und in der Stille der Loge vernehmen wir seine sonore Stimme wie rollenden Donner. Wir staunen über den großen Geometer, welcher aus seinem kleinen Mittelpunkte Kreise um die ganze Erde zieht, einen einzigen, gewaltigen Kreis um die Menschheit und die Freimaurerei. Er konnte es thun, denn er trug beide in seinem Herzen. Es gibt keinen Bruder in Wien, welcher diesen großen Künstler vergessen könnte und der nicht gerne erfahren würde, daß die geistigen Reliquien gesammelt worden sind. Denn ihm glaubte man, weil er sein Leben für seine Ideen preisgab, und bis in späte Geschlechter wird „Schwert und Kelle“ ein Lebensbalsam gegen Logenerschlaffung bleiben. Julius Goldenberg.

Redaktions-Post.

A. B. in Giebichenstein. A. Br. schreibt in der „Saale-Zeitung“ gelegentlich der Besprechung der Grosseschen „Mimosen“: „Theaternovellen, welches jedes junge Mädchen lesen darf, sind höchst geeignet, den Zorn der deutschen Zola-Affen zu erregen, und diese Theaternovellen haben es auch gethan.“ Dieser sinnige Ausspruch hat uns darum besonders interessiert, weil es gerade unsere Zeitschrift war, welche ehrlich und unumwunden ein abfälliges Urteil über die Grosseschen Theaternovellen gebracht und dieses Urteil auch künstlerisch begründet hat. Die Thatsache, daß „jedes junge Mädchen“ ein Buch lesen darf, beweist für den Wert des letzteren litterarisch gar nichts. Und darum gleich „Zola-Affen“? Wenn Sie einmal dem geist- und geschmackvollen A. Br. begegnen, melden Sie ihm unsere Bewunderung seines kritischen Talentes, das sich so gewaltig zu entwickeln droht, daß wir künftig kaum mehr wagen dürften, was wir früher so ahnungslos gethan: die unserer „Gesellschaft“ unaufgefordert eingesandten Br.'schen Beiträge abzulehnen. Pflegt A. Br. immer gleich so zoologisch per „Affen“ zu quittieren? Hat er einen so reichen und ansehnlichen Tiergarten?

Frau M. in Ulm. Ihr Beifall gereicht uns zu großer Befriedigung. Wir werden unsern Weg festen Schrittes vorwärts wandeln, unbekümmert um kleinliche Rücksichten und Nebeninteressen, und wie seither der vaterländischen Litteratur und Kunst um ihrer selbst willen nach bestem Wissen und Gewissen zu dienen trachten. Herzlichsten Gruß!

R. S. in Berlin. Ja, die Berliner Oper! Das geistvolle gräflich Hochberg'sche Institut macht eben alles auf seine eigene originelle Art: zum Gluck-Jubiläum gab es die „Martha“, zu Beethovens Geburtstag den Neßlerschen „Trompeter von Säkkingen“, zum Lortzing-Jubiläum den „Troubadour“ — nur zu seines Leiters dereinstigen Jubelfeierabend wird es nicht anders können, als dessen eigenes Opernmeisterwerk zu geben — den „Wärwolf“. Was den Berlinern recht ist, muß uns anderen im Reich billig sein. Zur Lortzing-Geschichte noch dies: der gemütvollste Komponist der deutschen komischen Oper, ein geborener Berliner, ist in Berlin thatsächlich Hungers gestorben (21. Januar 1851). Er liegt auf dem alten Sophienfriedhofe, und der schlichte Sandstein, der sein Grab schmückt, wurde laut Inschrift errichtet von

Mitgliedern des Hoftheaters in — Braunschweig! So wenig war Lortzing seiner Vaterstadt wert, daß sie sich sogar sein Grabmonument von Fremden — schenken ließ.

F. K. in Riga. Alle diese genannten modischen Größen sind nicht produzierende, sondern bloß reproduzierende Künstler. Unmittelbar nach der Natur zu schaffen, das ist eben die besondere Kraft — und wo sie nicht ist, da hilft kein Zureden, verehrter Herr. Richard Wagner schreibt in einem Briefe an Liszt 1852: „Haben die Menschen denn gar kein Leben? Aus was kann der Künstler schaffen, wenn er nicht aus dem Leben schafft, und ist dies Leben denn nicht nur dann von künstlerisch produktivem Gehalte, wenn es immer zu neuen, dem Leben entsprechenden Gestaltungen treibt? Ist denn dieses Kunstarbeiten an alten Lebensmomenten herum künstlerisches Schaffen? Wie steht es mit dem Quelle aller Kunst, wenn nicht das Neue so unwiderstehlich aus ihm hervorquillt, oder eben in neuen Schöpfungen ganz und gar aufgeht?" — — „Kinder! macht Neues, Neues! und abermals Neues! Hängt Ihr Euch an's Alte, so hat Euch der Teufel der Inproduktivität und Ihr seid die traurigsten Künstler."

J. H. in Berlin. Den Lindauschen Aufsatz „Im Banne des Naturalismus" (Dezemberheft von „Nord und Süd") haben wir mit großem Ergötzen gelesen. Wir werden vielleicht die herrliche Biedermeierei unserem Fantasio zu geneigter Besprechung übergeben. Und Baumbachs Doppelläufer:

„Der Sperling nennt sich Naturalist,
Verwechselt Natur mit Pferdemist."

was sagen Sie dazu? Ja, ja, im Ärger verraten diese Herren Idealisten ihre wahre Natur. Wenn sie mit ihrem Latein zu Ende, laufen sie bei den Marktweibern ein. Beschimpfen und Beweisen ist zweierlei. Umgekehrt ist auch gefahren, sagte der Michel, da reimte er so:

Der Sperling nennt sich Idealist,
Wenn er statt Mist mal Zucker frißt.

Veritas in Nürnberg. Wir haben an Herrn Ludwig Göring, Jakobsstraße 16, Nürnberg, am 20. Januar folgendes Schreiben gerichtet:

> Sehr geehrter Herr, Sie wurden mir als Urheber des Kurierfeuilletons „Ein geschmackvoller sogenannter Schriftsteller" genannt. Ich erwarte Ihre Entgegnung. Hochachtungsvoll Dr. M. G. Conrad.

Bis zum Redaktionsschluß dieses Heftes hat Herr Göring nicht geantwortet. Unser Brief ist auf der Post eingeschrieben, eine Nichtbestellung desselben mithin nicht anzunehmen.

☞ Die nächsten Hefte werden Porträts bringen von Ernst von Wolzogen, Max Kretzer und August Silberstein.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von Emil Herrmann sen. in Leipzig.

Deutschlands Kaiserwechsel.

Von M. G. Conrad.

(München.)

In dem ersten Kaiser des neuen Deutschen Reiches hat das altpatriarchalische Königtum seinen vollendetsten, ruhmreichsten und liebenswürdigsten Vertreter gesehen. Mit seinem Hingang hat eine Epoche der Weltgeschichte geendet. Das patriarchalische Königtum hat sich ausgelebt, seine große geschichtliche Sendung ist erfüllt. Nimmt die monarchische Entwickelung innerhalb der weltbeherrschenden germanischen Rasse einen katastrophenfreien, heilvollen Verlauf, so wird sich an das patriarchalische das soziale Königtum anschließen, welchem die Aufgabe zufällt, durch kühne soziale Reformarbeit an Haupt und Gliedern den organischen Reichsausbau soweit zu fördern, daß Deutschland nicht nur durch die Gewalt seiner Waffen, sondern noch nachdrücklicher durch die Gewalt seines Geistes und seiner Werke die weltweite Bahn eines vorbildgebenden Kulturvolkes erster Größe im vollen Vertrauen auf seinen historischen Beruf beschreiten kann.

Eine ganz andere Aufgabe als sie Deutschlands erstem Kaiser gestellt war, erwartet seinen Nachfolger. Es bleibt das große Verdienst des Kaisers Wilhelm, daß er, begünstigt durch ein wunderbar langes Leben und eine nicht weniger wunderbare geistige Frische bis in sein hohes Alter, durch seine berühmte kaiserliche Botschaft an das deutsche Parlament seinem Nachfolger Kaiser Friedrich noch andeuten durfte, wie die Überleitung aus der alten in die neue Reichsepoche zunächst durch Hebung und Schutz des arbeitenden, notleidenden, vom Kapitalismus und Industrialismus uner-

träglich ausgebeuteten Volkes auf gesetzgeberischem Wege zu bewirken sei. Der mächtige Ausbau unsrer Landesvertheidigung, die höchste Kraftausnutzung des Volkes in Waffen in unserm jetzigen Militärsystem und was damit zusammenhängt, läßt uns auf die Geschäfte unsrer Diplomatie, welche unsre internationalen Beziehungen zu pflegen hat, mit ruhigem Vertrauen blicken.

Allen auswärtigen Gefahren zum Trotz müssen wir, gerüstet, wie wir sind, jetzt alle Kräfte zur Reform und Steigerung unseres inneren Reichslebens entfesseln und auf die höchsten Ziele einer ebenso humanen wie nationalen Kultur lenken. In diesem Sinne soll unser Volk den Kaiserwechsel als eine weltgeschichtliche Mahnung betrachten, im Verein mit seinen Führern in allen Stücken allerwege seine volle Schuldigkeit zu thun.

Die Jüngsten in der Dichtung.

Von Emil Mauerhof.
(Wiesbaden.)

2. Horaz.

Der Kaltsinn ist zu allen Zeiten der gleiche, denn er ist eben nichts anderes als das unabänderliche Wesen einer leidenschaftslosen, naturentarteten Gesellschaft; nur in seinen Lebensäußerungen wird er gelegentlich verschieden sein, je nach der wechselnden Gesittung, die ihm das allmälige Wirken der Ideale langsam aufnötigt. Heine und Horaz sind wesentlich dieselben: hätten beide mit den Jahrhunderten tauschen können, so würde jeder von ihnen des anderen Platz vollkommen ausgefüllt haben. Wenn der Kaltsinn, von einem großen metrischen Geschicke unterstützt, sich einen Platz in der Poesie zu erringen versucht, so wird der eine mit seiner Empfindsamkeit vornehmlich die Frauen, der andere in der Verständigkeit mehr die Männer suchen, denn die Welt im großen enthält gleich viel von beidem: er wird also darauf bedacht sein müssen, sich für Empfindung oder Lebensweisheit auszugeben; und Gründe der Zweckmäßigkeit werden ihn wählen lassen. Kein innerer Drang wird hierbei bestimmen und entscheiden, lediglich die Eitelkeit und die Nahrungssorge. Eine dichterische Erscheinung wie die Heinrich Heines ist für jede Epoche des hellenischen Altertums völlig undenkbar: denn kein Mensch hätte sich dazumal auch

nur eine halbe Vorstellung von dieser „flennenden Liebespein" eines männlichen Geschöpfes zu machen verstanden; und ebensowenig hätte Horaz mit seinem strammen Egoismus in ein christliches Zeitalter gepaßt. Allerdings liebte man auch in Rom und Athen, aber man that dies ohne Umschweif und so natürlich wie möglich: man hätte Heine ganz allgemein schlechtweg für wahnsinnig gehalten. Und ebenso ist der Deutsche des 19. Jahrhunderts selbstsüchtig wie der Römer unter seinen Zäsaren, nur muß er es weniger offen treiben: eine so unerschrockene Lebensausnutzung wie diejenige des Horaz würde bei einem modernen Menschen für gottlos gelten. Die Zeiten haben sich geändert; mit diesen oder besser vor diesen noch die Ideen, die mit vernehmbarem Flügelschlage unsere Häupter umkreisen: aber jenes alte Geschlecht war naiver, und die Gesellschaft von heute ist durchgehends verlogen. Eine tiefsinnigere Weltanschauung und die völlig veränderte Stellung der Frauen in der nachchristlichen Zeit zeichnen dem Dichterling unserer Tage genau den Weg vor, den er gehen muß, um sich erfolgreich nähern zu können; er muß empfindsam sein, obschon er am liebsten mit dem Lateiner gemeinsame Sache machte und gleich diesem seine Pläne: die kurze Spanne des Erdenlebens recht gründlich im Genusse auszumutzen — in Versen niederlegen möchte. Leider würde aber die Gegenwart ein solches Bekenntnis als höchst unmoralisch verurteilen, und selbst der ärgste Sünder dürfte sich scheuen für „so verständig" gehalten zu werden, obschon beinahe jedermann dies ist. Denn die Gesellschaft ist weit über Mehrzahl kaltsinnig, und wenn so, dann im moralischen Sinne auch nur noch verständig. Wer ohne Leidenschaft ist, regelt ganz natürlich sein Leben lediglich mit dem bloßen Verstande; alles, was er thut, bestimmt daher nicht mehr die Seele, sondern einzig seine Leiblichkeit: so handelt er denn verständig; und dies ist der Egoismus in seiner schamlosesten Gestalt. Kaltsinn, Verständigkeit und Selbstsucht sind drei Ausdrücke für ein und denselben sittlichen Begriff. Der Kaltsinnige,. der Verständige sucht nur sich. Das Christentum freilich gebietet das Gegenteil und schilt den Egoismus gottlos. Seitdem thut derselbe heuchlerisch recht bieder und spielt sich selbstgefällig auf die „Verständigkeit" hinaus, die heutzutage in den Augen der Welt bekanntlich die wahre menschliche Vollkommenheit bedeutet.

Ich kann mich dessen enthalten, das Loblied der Verständigkeit zu singen; tönt ihr doch, so lange und so weit die kluge Welt steht und reicht, Ruhm und Preis in allen Zungen. Auch verdient sie es! denn wonniglich gedeiht unter ihrem weisen Szepter alles, was sich aus freier Neigung zu ihrer hochflatternden Fahne sammelt. Wie es das schöne Maß ist, zu dem die Verständigen gelobend ihre Finger erheben, so breitet sich auch

wie von selbst zu ihren Füßen die aurea mediocritas aus, auf deren ebenem Mittelwege sie, die Tasche voll Geld, so selbstzufrieden und lebensfroh zu wandeln verstehen. Da liegt kein Stein, an dem ihr Füßchen straucheln könnte, denn ihr Betragen läßt nie zu wünschen übrig. Wohin auch immer sonst eine offene oder geheime Neigung sie verleiten möchte, stets bleibt zuletzt Führerin eine Nase, die in unglaublicher Entfernung schon den saftigsten Bissen wittert: so giebt es denn kein Kreuz und Quer, keinen Schritt zurück oder beiseite — stets unentwegt vorwärts, bis sie es erreicht haben, und die Made im Specke sitzt. Dann heben wohl die Mütter ihre Säuglinge in die Höhe, um diesen den wackeren Mann mit dem schönen Einkommen zu zeigen und dabei inbrünstig zu beten: das eigene Kindlein möchte es jenem ganz ähnlich machen. Wahrlich, ein frommer Wunsch! Denn sitzt die Made einmal im Speck, hat sie es über kurz oder lang — gewöhnlich über kurz — so weit gebracht, daß die eigene, werte Leiblichkeit weniger durch Tüchtigkeit als Geschicklichkeit sicher und warm versorgt ist — wie genügsam sie dann zu leben versteht! so genügsam, daß es für die andern, außerhalb des Fettes, geradezu beschämend ist. Und ist ihr gar erst wie dem Lateiner Horaz geglückt, den Speck auf einem nährenden Landgütchen in duftigen Wein zu tunken und zu ihrer Mast drei Sklaven in Bewegung zu setzen, so überkommt es sie, als wäre sie leibhaftig Diogenes, strecke ihren Kopf zur Tonne heraus und tränke Sonne. So feinfühlig wird sie mit der Zeit bei solcher Bedürfnislosigkeit, daß sie sich sogar zu entrüsten vermag, wenn ein anderer sich gelegentlich von vier Dienern bei seinen Gelagen stopfen läßt, und ist selbst imstande in den eigenen schäumenden Wein bittere Tränen über den überhandnehmenden Luxus der Sitten zu weinen. Nur keinen Überfluß! immer nur soviel, wie man braucht — ja! so anspruchslos, so weise sind diese Verständigen, daß es in Wahrheit jedes sinnige Herz bewegen muß. Darum tut es auch so wohl, sie Moral predigen zu hören: haben sie es doch an sich selbst erfahren, worin die wahre Weisheit des Lebens besteht, und wohin diese führt. Wenn sie sich am Abend vorher an Falerner ordentlich bene getan und der lieblichen Chloe oder Phillis auf duftigem Rosenlager schäkernd die Zeit vertrieben haben, fühlen sie sich am nächsten Morgen in ihren Lebensgeistern so angenehm geschwächt, daß sie nur noch gerade Kraft genug haben: schmetternd ihr odi profanum! zu rufen, was ihnen manchmal vielleicht nicht ganz leicht wird, dafür aber ihrer Umgebung immer sehr heilsam sein soll. Einmal in solcher Stimmung, anderen Menschen Liebes zu erweisen, geben sie sodann noch eine Lobrede auf die Ehe zum besten, deren Heiligkeit vor ihnen um so gesicherter erscheint, als sie selbst, aus-

gemachte Weiberfeinde die sie sind, ihre Damenbekanntschaften auf der Straße, nichtachtend mit den Augenlidern zu grüßen pflegen. Und wie sie zu raten verstehen: nicht Rätsel! das wäre ihre schwache Seite; aber ihren Nebenmenschen mit einem Rat zu helfen — dies mit der Tat zu thun, sind sie leider zumeist ganz außer stande, da ihnen das leidige Geschick stets nur gerade soviel zugeworfen hat, um ausschließlich an sich denken zu müssen: auch ist ja eine Hülfe, wie jedermann weiß, in ihren Folgen immer so unberechenbar, verschlägt oft nichts, läßt keine Spuren zurück, während ein jeder Ratschlag ein Schatz für das ganze Leben ist, der, wenn auch nicht heute, so doch morgen nützen kann — und wie könnten sie überhaupt auch anders als weise raten? Man möchte manchmal, und dies gerechterweise, aus einem Staunen in das andere fallen, wenn man vor der Weisheit solcher Verständigkeit steht. Sie haben dieserhalb keine Studien gemacht, keine Prüfungen bestanden, und doch reiht sich wohlgeordnet in ihrem Gehirn wie in einer Arzeneibude ein Heilmittelchen neben das andere, um bei darbietender Gelegenheit seine Schuldigkeit zu thun. Da lassen sich denn mit hohem Interesse all' die glückverheißenden Namen lesen: Volksstimme — Gottesstimme; man muß sich nach der Decke strecken; spare in der Zeit, so hast du in der Not; wenn die Not am größten, ist Gottes Hülf' am nächsten; mit den Wölfen muß man heulen; man muß den Mantel nach dem Wind tragen; wie man säet, wird man ernten; wer nicht hören will, muß fühlen; wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um; wem nicht zu raten, dem ist auch nicht zu helfen — und dergleichen schöne Inschriften mehr. Und man darf es sich wohl eingestehen: so sachkundig verstehen diese Verständigen immer den Krankheitsfall zu besprechen, daß ein jedes ihrer Sprüchlein auf den besonderen Fall zumeist wie die Faust aufs Auge paßt. Nicht daß diese Wörtlein, mit Verstand gebraucht, auch ab und zu ihre gute, rechtschaffene Verwendung finden möchten, aber sie sind gleich Giften, die Vorsicht bedingen; ohne diese letztere werden sie zu einem Gebräu von Dummheit, Naseweisheit und Niederträchtigkeit, das die Kaltherzigkeit ihren natürlichen Feinden, den Unverständigen, einrührt. Groß, wie er so als Ratgeber sein mag, noch größer ist er als Beispiel. Man muß ihn sehen, wenn er die Wetterfahne betrachtet, um je nach dem der Wind bläst, den Mantel um seine empfindlichen Glieder zu schlagen. Da die Behaglichkeit vom eigenen Fleisch und Blut sein einziger Glaubensartikel ist, dem er von ganzem Vermögen anhängt, so ist er auch immer ahnungsvoll genug, um sich bei Zeiten vor jedem Unwetter zu bergen. Er wird stets mit dem Strome, niemals gegen diesen schwimmen. Heute kämpft er für den Freistaat, und morgen wird er mit Pauken und Drom-

meten wetteifernd verkünden: daß Augustus der leibhaftige Zeus sei. Alle Überzeugungen sind ihm feil, die eine ausgenommen:

Freu' dich des Lebens,
So lang das Lämpchen glüht.

In diesem Glauben, sein Leben lediglich des Genusses halber empfangen zu haben, erscheinen ihm Menschen und Dinge nur insofern von Bedeutung, als sie einen Beitrag zu seiner Selbstliebe liefern. Zuweilen überrascht er durch eine Art kameradschaftlichen Gefühls; aber es bleibt unentschieden, ob ihn dazu die Wonne, unter Seinesgleichen zu sein, belebte, oder ob ihn auch hierbei wie zu allem anderen nur die schmutzige Berechnung trieb; unverkennbar und unüberwindlich dagegen ist die Abneigung, mit der er die unverständige, weil selbstlosere Menschenart durchgehends beehrt. Kein Schicksal dieser ist gewaltig genug, um auch nur eine Fiber seines Herzens in Bewegung zu setzen: voller Zufriedenheit schweifen seine lachenden Augen über das Trümmerfeld des hehrsten Daseins; und als wäre er von einem quälenden Alp befreit, mit dem ihn die Gegenwart des höheren Wesens bedrückte, schlürft er aus den furchtbarsten Leiden und selbst der Vernichtung eines solchen die Genugtuung des befriedigten Widerwillens.

Die Empfindsamkeit wirkt komisch, die Verständigkeit tödlich. Nicht, daß diese letztere der Menschlichkeit gegenüber je auch nur zur Hälfte, geschweige denn ganz im Rechte verbleiben könnte — sie vermöchte solches immer nur in ihrem durchaus beschränkten Sinne — aber der Atem, den dieselbe über das blühende Leben der Empfindung haucht, hat etwas von der entseelenden Luft des Tartaros: ein jedes fühlende Geschöpf verstummt, und flieht verzweifelnd vor ihr wie vor der Umarmung des Todes. Nie findet sich in der Verständigkeit ein Wort, das die Seele hebt; ausnahmslos trachtet ein jedes nach dem Staube. Es giebt ein Beiwort, in dem sich ihr ganzes Wesen vollinhaltlich enthüllt: niedrig!

Die Empfindsamkeit war Gefühlstäuschung, die Verständigkeit ist Lebenstrug, und der Inhalt der Poesie ist die Leidenschaft als Herzensdrang und Lebensweisheit. Die Empfindsamkeit wie die Verständigkeit sind beide halb dumm und halb verlogen. Die Empfindsamkeit spielte mit Gefühlen, die Verständigkeit hat sich auf Maxime verlegt; bei beiden ist das Dichten eine Spielerei des Verstandes und eine Kunstübung in Versmaß und Reimerei: die Seele ist von allem ausgeschlossen. Selbst dem Stumpfsinn ist der Beweis dafür zum Greifen erbracht, sobald derselbe wahrnehmen kann, wie diese angeblichen Dichter das mühsam geschaffene

Stimmungsbild nachträglich ironisch wieder auflösen. Wenn Heinrich Heine im „Seegespenst" die Geliebte auf der ganzen Erde sucht, sie endlich auf dem Grunde des Meeres wiederfindet — sie, die Immergeliebte, die Längstverlorene, die Endlichgefundene: ihr beteuert, sie nie wieder zu verlassen und sich zu dem Zwecke mit ausgebreiteten Armen an ihre Brust stürzen will — so erfaßt ihn noch zur rechten Zeit der Kapitän beim Bein und ruft ärgerlich lachend:

Doktor, sind Sie des Teufels?

Ähnlich Horaz! Nachdem er in einer seiner Epoden:

Beatus ille, qui procul negotiis —

den Zauber des Landlebens und den Frieden der Genügsamkeit in den klangvollsten Versen besungen, heißt es zum Schlusse:

So sprach der Wucherer Alfius,
In seinem Geiste schon der rechte Ackerbauer:
Kassierte flugs all' seine Gelder ein,
Um sie demnächst auf — Wucher auszuleihen.

In beiden Gedichten ist, wie ersichtlich, die geschilderte Empfindung nur ein Mittel im Dienste des Spottes; die Ausdrucksweisen des Gefühls, deren man sich dabei bedient, sind die der Überlieferung, die ein jeder hören, lernen und mit mehr oder minder Geschmack auch wieder von neuem verbrauchen kann: doch ist das sodann nicht Kunst, sondern nur Kunstfertigkeit, und nicht die Seele, sondern einzig der Verstand war dabei tätig. Die Satire ist ohne Zweifel auch in der Poesie am Platz, aber nur dort, wo die Unnatur der Gesellschaft verspottet wird: also in den größeren Formen der Posse oder der satirischen Erzählung. Daß die wirkliche Natur sich selbst ironisch behandeln könnte, ist ein Ding der Unmöglichkeit: denn nur darum, weil es ihr bitterernst ist mit ihrer Leidenschaft, und sie dieserhalb sogar leidet, greift sie zu dem Mittel der dichterischen Ausgestaltung, um so ihrem Drange wenigstens in dem geschaffenen Widerspiele zu genügen. Dem Wesen der Leidenschaft gleich muß unter allen Umständen das Gegenbild geraten, kann also jene nur bejahen, niemals aber lächelnd verneinen. Wo der umgekehrte Fall eintritt, hat eben der Witz seine Rechte geltend gemacht. Was die Leidenschaft nicht kann, nämlich sich selbst auslachen, das erlaubt sich an ihrer Stelle nur gar zu häufig der „Verständige". Ob nun solche Ironiker des Gefühls die Sache selbst, oder vor ihr noch die Person in den Vordergrund des Spottes stellen, ist an sich ganz gleichgültig: denn immer bleibt der Beweis, daß sie, spöttisch, außerhalb der Empfindung standen und damit auch keine Dichter waren.

Wenn es schon der Empfindsamkeit versagt blieb, es je zu einer völlig geklärten, einheitlichen Stimmung zu bringen, um wie viel mehr wird sich dieser noch die Kunst entfremden müssen, welche sich in allem, was sie unternimmt, vornehmlich auf Gemeinplätze beschränkt sieht. Die armselige Klügelei eines trockenen Verstandes muß da mit allerlei Erinnerungen aus der Geschichte, Erdkunde, aus Götter- und Heldensagen zu reicher Leiblichkeit aufgefüttert werden, sodaß dem Versmacher in all' den Nöten, die ausreichende Nahrung aufzutreiben, zuletzt ganz evangelisch wird, und die rechte Hand nicht mehr weiß, was die linke soeben noch packte.

Integer vitae scelerisque purus —

wer möchte bei diesem Anfange wohl auf den Gedanken geraten, daß der Gesang am Ende gleichsam zum Tugendpreise eines gefälligen Mädchens wird?

Wer in Unschuld und rein von Frevel lebt,*)
Der bedarf nicht maurischer Speere und Bogen,
Noch eines Köchers voll giftgetränkter
Pfeile, o Fuskus:
Führte ihn auch durch gährende Syrten —

im Wasser dürften Pfeil und Bogen auch eher hinderlich sein!

Durch des Kaukasus unwirtbare Höhen,
Oder wo der sagenreiche Hydaspes die Fluren
Netzet, sein Weg.

Beneidenswerte Unschuld! eine jede Woge trägt sie, und selbst die hungrige Bestie frißt sie nicht! denn:

Als ich meine Lalage in Liedern pries,
Und von Sorgen frei in die Weite schweifte,
Floh mich ein Wolf im Sabinerwalde —
Ein solches Untier,
Wie es das kriegerische Daunien in seinen weiten
Forsten, noch das Land des Juba, der Löwen
Sengende Heimat, erzeugt — floh mich
Den Unbewehrten.

---

*) Die Schönheit des Horazischen Verses wird in der Übersetzung immer beeinträchtigt erscheinen, und sie geht sogar ganz verloren, sobald man sich bei der Übertragung an die antiken Maße hält. Diesen letzteren zeigt sich die deutsche Sprache so wenig gewachsen, daß ein derartig übersetzter Horaz gewöhnlich ein wahres Jammerbild von verrenktem Satz- und Gedankenbau ist. Um wenigstens eine erträgliche Vorstellung von dem Inhalte seiner Gedichte zu geben, wird man sich daher stets dazu verstehen müssen, den Zwang des originalen Versmaßes zu durchbrechen. Der sprachliche Reiz seiner Oden, der übrigens groß und unbestreitbar ist, würde sich nur völlig modern im Reime nachschaffen lassen.

(dankbar und schwärmerisch)

Sei's, wo es sei! umstarrt vom Eise,
Dort wo die Sommerluft keine Bäume erquickt,
An dem Weltrande, den nur spärlicher Nebel und
Regen beschwert —
Selbst mitten im sengenden Sonnenbrande,
Der noch keinem Menschen zu weilen erlaubte,
Werde ich immer Lalage, ihr Geplauder, ihr
Lächeln lieben.

Sie hat es auch um ihn verdient! Wäre man aber trotzdem nicht versucht, diese Ode ähnlich jener andern: Beatus ille — für einen gar nicht übelgeratenen Spaß zu halten? Schon das sinnlose Durcheinander, das alberne Übermaß der Phrase sollte von vornherein jeden Glauben an Ernst ausschließen, spräche für den letzteren nicht die Inbrunst, mit welcher vornehmlich unsere gebildete Welt genau dieses Liedchen zu singen pflegt. Aber wie dem auch sei! daß sich ein Mensch der antiken Welt im Stande der Unschuld weiß, wenn er an eine Hetäre denkt, ist gar nicht so wunderlich; daß aber die lernende Jugend einem jeden Lehrer zum Abschied melodisch an die Seele legt, sich ja nur, um ganz fromm und deshalb rachen-, speer-, feuer-, wasserficher zu sein, bei dräuenden Gefahren in Gedanken an eine Lalage zu verlieren — das würde unglaublich scheinen, wenn nicht eben dies gerade unsere Jugend täte.

Nur nicht im Unglück den Gleichmut verloren!*)
Und lächelt dir wieder das Glück, so mäßige
Den Taumel überschäumender Freude,
O Dellius: denn du mußt sterben.

Ein wunderliches memento mori! da hat unser schmuckloser Gellert einen ganz anderen Vorschlag zur Hand:

Meine Lebenszeit verstreicht,
Stündlich eil' ich hin zum Grabe;
Und wie wenig ist's vielleicht,
Was ich noch zu leben habe?
Denk, o Mensch, an deinen Tod!
Säume nicht, denn Eins ist not:

Nur ein Herz, das Gutes liebt,
Nur ein ruhiges Gewissen,
Das vor Gott Dir Zeugnis giebt,
Wird Dir deinen Tod versüßen —

Wer hat das Bessere getroffen? Ein ewiger Streit! Horaz sagt: du mußt sterben, darum erhalte dir immer ein gleichmütiges Wesen — warum?

*) Aequam memento rebus in arduis —

es klingt wie ein Rätsel! Gellert sagt: du mußt sterben, darum sei gut. Jedes für sich bedeutet eine Weltanschauung, und zwischen beiden öffnet sich der Abgrund. Wenn der Lateiner noch wenigstens gesagt hätte: was auch immer geschehen mag, bleibe gefaßt, denn alles geht einmal vorüber — so wäre das, wenn auch eine Weisheit dritter Güte, doch zum wenigstens auf der Stelle verständlich. Aber! da du sterben mußt, so sei darauf bedacht, dir stets eine gleichmäßige Laune zu bewahren — ja warum? Das ist es! nur der Verstand des Verständigen kann hier das Dunkel heben: und unser trefflicher Horaz tut es schon in der dritten Strophe:

Dort wo die hohe Fichte der silbernen Pappel
Die Äste zu gastlichem Schatten reicht,
Wo in gewundenen Ufern der flüchtige Bach
Rauschend die hellen Gewässer treibt,
Dort schaffe Wein und Salben und Rosen hin!

Darum also! um genießen zu können, darfst du niemals den Gleichmut verlieren, sonst ist es nichts damit. Es stimmt, stimmt auffallend. Da hätten wir ja endlich die goldene Lebensregel der Verständigkeit, den Schluß aller ihrer Weisheit: weil du sterben mußt, so sei die Aufgabe deines Lebens der — Genuß. Es lassen sich solche Grundsätze heutzutage nur schwer lehren, aber man befolgt sie um so lieber und tut dies ganz aus eigenem Drange, seiner Eigenart und seiner Lebensauffassung gemäß. Haben die Voraussetzungen des bloßen Verstandes volles Recht, so ist auch eine jede verständige Folgerung fürderhin unanfechtbar, und der Streit um die Wahrheit hat ein Ende. Man vermag sodann nichts mehr als das Bekenntnis zu verzeichnen und dasselbe darauf in Taten und Wirkung zu beleuchten; sobald dies geschieht, wird man finden, daß jener Horazische Satz zugleich den Inhalt aller nur erdenklichen Erbärmlichkeit bedeutet, wogegen sein Gegenteil, das Wort Gellerts: sei gut, denn du mußt sterben — den Aufstieg zur höheren Menschlichkeit vermittelt. Die verständige wie die seelische Welt — eine jede von ihnen hat ihren eigenen Lauf, und es ist vergeblich, sie in fremde Bahnen lenken zu wollen: sie vermischen sich so wenig wie Feuer und Wasser. Beide sind unzerstörbar: das soll man wissen; desgleichen aber auch, welches von beiden das reinere Element ist.

Am besten fährst Du, Licinius, im Leben,*)
Wenn Du weder zu eifrig die hohe See,
Noch, aus Furcht vor Stürmen, das strandige
Ufer erstrebest.

*) Rectius vives, Licini, neque altum —

Wer sich die goldene Mitte erkürt, bleibt vor dem
Schmutze verfallener Hütten ebenso
Sicher bewahrt, wie vor der kränkenden
Pracht der Paläste.
Heftiger schwankt im Winde die hohe Fichte,
Schwerer stürzt der Turm in die Tiefe nieder,
Und des Himmels Feuer spaltet am frühsten den
Gipfel der Berge.
Es hoffet im Unglück, es fürchtet im Glück
Ein weiser Sinn des Geschickes Wandel:
Auch den trotzigsten Winter besiegt das Wehen der
Frühlingslüfte.
Was uns heute ängstigt, kann morgen vergehen.
Nicht immer spannet Apollo die Sehne: häufig
Erwecket er auch die schlummernde Saite zu
Süßem Gesange.
In Trübsal zeige dich voller Mut
Und unerschrockenen Geistes; doch rasse,
Erhebt sich ein gar zu dringender Wind,
Klug die Segel.

Diese Ode gilt als das non plus ultra der Horazischen Kunst! Die Feinschmecker der Verständigkeit zum wenigsten pflegen sich nach einer solchen Mahlzeit noch lange darauf die Lippen zu lecken. Indessen! sie ist wertlos, obschon sie sich von den meisten anderen ihresgleichen darin vorteilhaft unterscheidet, daß der geschichtliche Gedächtniskram fast ganz fern geblieben ist. Einige kleinere, mehr nach anakreontischem Muster gefertigte Frühlings-, Liebes- und Trinkgedichte sind in ihrer graziösen Anspruchslosigkeit die weitaus gelungensten Erzeugnisse des Lateiners — doch eben hier ist er anspruchsvoll: er will nicht mehr bloß tändeln und genießen, sondern lehren, und sobald die aurea mediocritas zur Verhandlung gelangt, ist die klassisch gebildete Gesellschaft eitel Bewunderung und Lächeln. Das sei so recht eine von jenen unvergänglichen Herrlichkeiten, in denen sich eine goldene Lebensmaxime an die andere reihe, so daß sich gleich ein ganzes Dutzend neuer Gedichte auf diesen anfertigen ließe: und die so Verzückten scheinen gar keine Ahnung davon zu haben, daß dieser angebliche Reichtum der schwerste Vorwurf gegen den Dichter, sein wirkliches Armutszeugnis ist, und daß sich noch dazu hinter den wohllautenden Weisungen zur Mäßigkeit, Weisheit, Unerschrockenheit und Vorsicht nur ein Gemengsel von Dummheit und Nichtswürdigkeit verbirgt. Horaz giebt einem anderen gute Ratschläge mit auf den Weg, und die „Verständigen" sind niemals in einer gehobeneren Stimmung, als wenn sie mitraten dürfen: weil sich dabei zugleich immer Gelegenheit findet, mit einem Pauken-

ſchlag an die eigene Bruſt die allgemeine Aufmerkſamkeit auch auf ihre ganz beſondere Tüchtigkeit hin zu lenken. Das ſoll ausnehmend wohltuend ſein. Nun alſo! der Inhalt jener Horaziſchen Ode iſt: ſei maßvoll, weiſe, unerſchrocken, vorſichtig — dieſe vier Artikel werden darin verarbeitet. Sei maßvoll! ein ausgezeichnetes Wort, ſo lange man an die Lebensverrichtungen der tieriſchen Ordnung denkt: ſei mäßig beim Eſſen, Trinken, Schlafen und anderen Dingen deiner Leiblichkeit; aber dieſe ſind hier nicht gemeint, wie leicht aus der Bilderjagd, die zur Veranſchaulichung des Gedankens veranſtaltet wird, zu entnehmen iſt, ſondern ausſchließlich die menſchlicheren der Seele und des Geiſtes — und ſofort trübt ſich die Ausſicht, und am ſchlimmſten hapert's, wenn man die Anweiſung auf das rein moraliſche Gebiet verpflanzt. Sei maßvoll in der Ausübung der Tugend! ſei maßvoll in der Hingabe an das Laſter! Nun kennen aber Laſter wie Tugend immer nur ein Maß, ihr Maß: man bleibt bis zur letzten Silbe wahr, oder man hat gelogen; es giebt keine halbe oder dreiviertel, es giebt ſtets nur eine ganze Wahrheit, und ſelbſt die kleinſte Abweichung von dieſer iſt Lüge: und es iſt im moraliſchen Sinne völlig gleichwertig, ob die Unwahrheit einer Krone oder einer Küchenſchürze halber geſprochen wurde. Die Menſchen lügen überhaupt zumeiſt nur aus Rückſicht für ſich; und der Vorſchlag, mäßig ſowohl mit der Lüge wie mit der Wahrheit umzugehen, käme auf die ſittliche Ungeheuerlichkeit heraus: lüge, ſo oft es dir oder den Freunden nützt — und niemandem ſchadet, kann man nicht mehr hinzuſetzen, weil bei den menſchlichen Beziehungen zu einander des einen unrechtmäßiger Nutzen des anderen Schaden ſein muß. Der niedliche Leibſpruch eines ſattelfeſten Egoismus! Du ſollſt gerecht ſein, doch ſiehe dich vor! Wieſo ſich vorſehen? Du wirſt doch nicht gerecht ſein wollen, wenn es dir ſchadet? Das wäre die Mäßigkeit in rein moraliſcher Beziehung! Gönnen wir uns dazu ein paar Gedanken über die lediglich ſchaffende Natur des Menſchen. Im Grunde hat ein jeder von uns, ſeinen natürlichen Kräften gemäß, eine Aufgabe zu erfüllen; dem entſprechend was er innerlich iſt, muß er. Es iſt albern zu verlangen: Julius Cäſar hätte Auguſtus ſein müſſen, und Alkibiades wie Sokrates leben ſollen; das heißt völlig die Kraft der Leidenſchaft und die Unabänderlichkeit des Charakters verkennen; ein jeder tut ſchließlich, was er ſoll; Ratſchläge in dieſer Beziehung ſind überflüſſig, und weil dies, darum auch einfältig. Man vermöchte allenfalls die Wege zum Ziel beraten, aber der Drang der Natur lehnt ſich weſentlich gegen jeden Einfluß auf. Was würde übrigens aus den Errungenſchaften der Menſchlichkeit geworden ſein, wenn es nicht ab und zu ſolche gegeben hätte, die mit ihren Händen auch bis

in die Gestirne griffen? Und heißt das nicht, in seinem Leben gut gefahren sein — freilich in einem etwas höheren Sinne, als den Horaz je begriff — wenn man Millionen von Menschen ein unvergängliches Vermächtnis des Trostes hinterläßt, obwohl man dafür am Kreuze büßen mußte? Für den Lateiner war das allerdings der Gipfel der Narrheit! Die Bewunderer dieser Horazischen aurea mediocritas werden sich also gefallen lassen müssen, daß man sie für ebenso unmoralisch, wie einfältig und niedrig halten darf. Sei weise! Wie das? Indem du im Unglücke hoffst und im Glücke fürchtest! Auch das ist wiederum ein Rat, den man sparen kann; denn ein jeder wird es mit der Hoffnung und der Furcht halten, wie es ihm gerade ansteht. Außerdem giebt es ein gutes deutsches Sprichwort, eines der wenigen, die alle Proben aushalten:

Hoffen und harren
Macht manchen zum Narren —

und genarrt zu werden, kann unmöglich Weisheit bedeuten. Sich im Glücke auf einen Wechsel vorzusehen, möchte schon besser scheinen; aber es passiert so vieles im Leben, woran jede Voraussicht, auch mit dem vollen Willen des Vorsichtigen selbst, wofern dieser nicht eine Bestie ist, zu schanden werden muß: man würde also auch hier zum besten gehalten werden. Dieser halben Narrheit gegenüber scheint mir doch ein anderes Wort eine ganze Weisheit zu enthalten, und dieses heißt: „Bereit sein, ist alles.“ Das ist Weisheit! aber auch sie wäre keinem anzuraten; drei Jahrhunderte besteht dieser Spruch, und er hat noch keinen bekehrt; man gelangt dazu einzig aus eigenem Vermögen. Kein Narr der Hoffnung und keiner mehr der Furcht zu sein, sondern die Notwendigkeit seines Geschickes zu begreifen und das Kreuz, wenn es ein solches ist, mit stolzer Gleichgültigkeit auf die Schulter zu laden, das heißt und nur das: weise sein. Es sei genug! Zwar lehrt dieser Gesang einer angeblichen Lebensweisheit noch: sei unerschrocken! sei vorsichtig in jedem Falle! Aber auch dieser Rat ist ebenso abgeschmackt und überflüssig wie all' die übrigen. Hätte der römische Klugkoser schlechtweg, ohne die Maske des Weltweisen vorzustecken, das „Loblied der Verständigkeit“, was diese Ode in Wahrheit ist, gesungen, so würde man ihm ohne viel Umstände in allem Recht geben können. Zwar raten läßt sich ja auch hierbei nichts, schon darum nicht, weil sich bei einem Verständigen alles jenes ganz von selbst versteht; denn er selbst bedeutet schon von vornherein das Mittelmaß in jedwedem Dinge, ist sich der Lebenszweck, den er einzig sucht, den er deshalb auch geraden Weges finden muß; er kann also nie in die Lage

kommen, den Kopf zu verlieren. Da ist es denn freilich leicht: maßvoll, weise, unerschrocken und vorsichtig zu sein, und damit auch beinahe das Urbild der Verständigkeit zu erreichen — beinahe! denn wer dieses Ideal in seiner vollen Glorie sehen will, Klugschnaker und Angstmeier zugleich, der muß sich die letzten Züge noch aus der nächsten Ode holen:

Eichholz und dreifach starrendes Erz*)
War jenes Brust, der auf zerbrechlichem Kiel
Das wilde Meer als erster versuchte —
Der die schwimmenden Ungetüme und die
Steigende See trockenen Auges erschaute —
Vergeblich schied durch den weiten Ozean
In kluger Vorausicht Gott die unverträglichen
Völker, wenn die Frevler trotzdem
Im Floß die verbotenen Ufer besuchen —
Frechen Sinnes stahl des Japetus
Sohn den Menschen zulieb vom Olymp das Feuer;
Hoch zum Äther hinauf wagte sich Dädalos
Auf künstlich gefertigtem Flügelpaar —
Und in den Acheron drang Herkules' Heldenwahn!
Nichts erscheint den Sterblichen allzusteil:
Selbst den Himmel erstrebt unsere Torheit —

Nicht wahr? der Bierphilister, wie er leibt und lebt! wie er in seinem fettig glänzenden Felle hinter dem Seidel sitzt, die Völker und Könige zu richten! wie ein jedes Trachten über sein gemeines Maß ihm Grauen verursacht! wie er jeden von ganzer Seele haßt, der mehr ist als er und Höheres anstrebt! wie er endlich triumfiert, wenn es mit solchen „Waghälsen und Frevlern" übel abläuft! Ist es nicht genug, für sich zu sorgen, Falerner zu trinken und Kanidia zu lieben? Welch ein Übermut, auch noch für andere und an anderes zu denken und selbst einen Kampf mit Göttern nicht zu scheuen! Wie dem Klugkoser nur zu Mute geworden wäre, hätte er nach den Schiffen auch noch die Zeit der Dampfrosse, Kanonen und gar der Blitzableiter erlebt? Die Blitzableiter! die in der Tat den grollenden Zeus nötigen, seine Blitze dorthin zu lenken, wohin nicht er, sondern die Menschen es wollen — welche Gottlosigkeit! Einmal hatte der fromme Dichter gescholten:

Unsere Missetat gestattet es nicht,
Daß der zürnende Gott dem Donner entsage —

und siehe da! jetzt: Zeus unter der Vormundschaft! Das geht doch über alles Maß! Hans Zagefuß würde gewiß alle Lust zum Leben verlieren,

*) Sic te diva potens Cypri —

oder aus Ärger über solche Maßlosigkeit uns das Lied vom „beschränkten Unterthanenverstande" singen. Ja, unser herrlicher Horaz würde seinen Beruf vollauf verstanden haben! In Gedichten wie dieses letztere zeigt der geistige Blick eine solche Stumpfheit, erscheint die Gemütsstimmung von so alberner Dumpfheit, daß man sich allen Ernstes fragen möchte, hat sich der Mann nicht vielleicht einen Spaß gemacht? Aber es wird wohl voller Ernst sein, denn die Poesie des Verstandes ist stets von dieser Art.

Es gehört zu den wunderlichsten Dingen, welche die Erfahrung je geboten hat, daß den Erziehern der Jugend weit und breit gerade dieser Verskünstler mit seiner frivolen Genußsucht und seiner niedrigen Selbstsucht als das geeignetste Mittel gilt, den allen Eindrücken zugänglichsten, jugendlichen Sinn mit den Idealen des Lebens bekannt zu machen; diese Tatsache möchte schier unbegreiflich bleiben, würde man es jemals vergessen können, daß dieselbe auf unserer schönen Erde der Machtsphäre der Verständigkeit angehört, und daß die letztere und die Gesellschaft eines sind.

So wären wir endlich zu der Stelle gelangt, nach der wir von vornherein verlangten. Es würde nach den bisherigen Untersuchungen einfach lächerlich sein, wollten wir uns des längeren bei der Erklärung aufhalten, daß glatte Verse und Reime noch kein Gedicht ausmachen. Ein etwaiger Sinn würde sich ja so ziemlich bei aller Verslerei herausklauben lassen, es sei denn, daß schlechtweg der Wahnsinn daran gearbeitet hätte; aber wenn ein jeder Inhalt genügen könnte, dann müßte man es sich auch gefallen lassen, daß selbst die Genusregeln des „Großen Zumpt":

Die Weiber, Bäume, Städte, Land
Und Inseln weiblich sind benannt —

weil eine sinnvolle Reimerei, Poesie wären. Es ist ja wahr, daß es eine Unzahl von Gedichten giebt, die nicht einmal den Wert dieser Gedächtnisübung erreichen, weil sie, bloßes gereimtes Versgeklingel, sogar des kärglichsten Nutzens entbehren. Doch! selbst wenn der Inhalt kein nichtiger mehr wäre, selbst wenn der angebliche Dichter das Bedeutungsvollste des Menschenlebens zum Gegenstande seines Liedes machte, so lange sich ihm die Wahrheit abhold zeigt, muß jeder seiner Versuche mißlingen, und seine Schöpfung ist keine Poesie. Wahr kann aber innerhalb der menschlichen Gesellschaft einzig nur noch die Leidenschaft erscheinen, und diese wird sich dichterisch wiederum als unmittelbarste Naturempfindung und mittelbar als Lebensweisheit zu erkennen geben — ganz im Gegensatze zu dem Kaltsinn, der, äußerlich nachahmend, aus seiner inneren Leere die Lüge der Empfindsamkeit und der Verständigkeit erzeugt. Man kann daher in der

Gegenwart, wenn man mit vollstem Verständnisse urteilt, nur von einer Dichtkunst der Natur und einem Kunsthandwerke der Gesellschaft sprechen, und das letztere ist erst nach jener möglich geworden. Denn die Leidenschaft erschuf sich ihres Leides halber und um nicht der Verzweiflung zu verfallen, die Poesie: daher kommt es auch, daß die Dichtkunst in ihrer frühesten Zeit ausschließlich naiven Charakters ist; die empfindsamen Artisten kamen nachher. Die Poesie ist seelisches, Tod und Leben einschließendes Bedürfnis, das Kunsthandwerk besten Falles reizvoller Zeitvertreib. Die ersten Dichter mußten darum, weil sie nur dem mächtigsten inneren Drange gehorchten, samt und sonders reine Natur sein; viel später erzeugte sodann die sogenannte Kultur und die sich mit ihr langweilende Gesellschaft die nachahmende Kunstdichtung. Diese vermochte zwar die frühere in allem Erlernbaren, in der äußeren Form bis zur Vollkommenheit zu erreichen, aber sie konnte in das schöngewirkte Gewand nur bergen, was ihre Künstler selbst an Inhalt besaßen, und das war, deren seelischer Schwäche zufolge, eine entartete Natur. Das Kennzeichen einer echten Poesie wird unter allen Umständen das in sich ganz einige und im sprachlichen Ausdrucke durchweg sinnvolle Gefühl sein, das die Ufer des Liedes bis zum Rande füllt und so durch eine unwiderstehliche Stimmungsgewalt die niedertauchende Menschenwelt dauernd an seine klare Tiefe fesselt, während das Flußbett des Kaltsinns, flach und getrübt, keine Seele zu verlocken und noch weniger in sich aufzunehmen vermag. Denn es ist eben der Fluch der Gefühlsschwäche, in keiner Empfindung auszudauern, sondern unabläßig von einer Lauheit in die andere zu taumeln, und endlich, um über die eigene Ärmlichkeit hinwegzutäuschen, oft genug die Blumen eines fremden Gartens in der Dämmerung stehlen zu müssen. So bemüht sich der schaffenseitle Kaltsinn, die lügnerische Empfindsamkeit als den Naturlaut der Empfindung und die eigennützige Verständigkeit für jene Weisheit der Lebensbetrachtung auszugeben, die einzig aus dem Widerstreite der Leidenschaften und dem Spiele dieser letzteren gegen die sie umgebende Welt erblühen kann.

Es ist gewiß, daß auch nur eine Leidenschaft den Dichter, wofern derselbe dieser allein in seinen Schöpfungen folgt, befähigen würde, zum wenigsten im Liede Unvergängliches zu leisten. Eine jede seelische Eigenschaft, die von der Art ist, nötigenfalls als Leidenschaft zu wirken, befähigt dazu im Vereine mit einigen mehr untergeordneten Gaben. Wenn Luther beispielsweise singt:

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen;

Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns jetzt hat betroffen — —

Und wenn die Welt voll Teufel wär'!
Und wollt' uns gar verschlingen:
So fürchten wir uns nicht so sehr:
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Tut er uns doch nichts;
Das macht, er ist gericht't,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort, sie sollen lassen stahn!

so ist das ein Ton des Gottvertrauens, wie er nur dem leidenschaftlichsten Herzen gelingt. Gelecktere Verse ähnlichen Inhaltes sind ja seitdem massenhaft in die Welt gegangen, aber nicht einer dieser hat auch nur in weitem Abstande jene dröhnende Macht des Wortes zu erreichen vermocht, die in Wahrheit keinen Augenblick darüber in Zweifel läßt: stark genug zu sein, selbst die Feste des Satans zu überwinden. Und wie alle in ihrer besonderen Zunge predigen — wohlverstanden! aber nur solche, welche des heiligen Geistes voll sind, so entlockt dasselbe innig fromme Gefühl dem Munde Uhlands jenen holden Gesang, der sich wie linder Balsam um eine jede wunde und schon verzagende Seele legt:

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Welcher Art auch immer die einzelne Leidenschaft sein mag, die sich so im aushauchenden Worte kühlt, nicht Schönheit, nicht Häßlichkeit, keine Vorliebe, keine Schätzung ist imstande Werte an sich zu erhöhen und zu schmälern: ein jedes Lied ist vollkommen, sobald es sich der Tiefe entringt.

Mutterſprache, Mutterlaut!
Wie ſo wonneſam, ſo traut!
Erſtes Wort, das mir erſchallet,
Süßes, erſtes Liebeswort,
Erſter Ton, den ich gelallet,
Klingeſt ewig in mir fort — —

Überall weht Gottes Hauch,
Heilig iſt wohl mancher Brauch,

Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken —
Sprech' ich wie der Mutter Mund.

So Max von Schenkendorf! Und ist es nicht ganz die gleiche Leidenschaft, welche unsern alten Arndt treibt, Worte zu sprechen, die wie die Donner des Himmels rollen?

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte — —

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutsche, alle Mann für Mann,
Fürs Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Welch' ein Unterschied in der Tonart ein und desselben Gefühls! dort nichts als schwärmerische Hingebung und weiche Zärtlichkeit — hier, wohl auch beides, aber in flammenden, vernichtenden Zorn gerüstet. So mannigfach, je nach dem Charakter des Dichters, wechseln die Laute einer gleichen Leidenschaft, daß wir die Arten ihres Ausdruckes füglich als tausendfältig verzeichnen dürfen. Es ist dabei völlig belanglos, ob dieselbe sich unter Donner und Blitz, oder mit dem linden Hauche des Westes ankündigt: genug! daß sie die Gewalt ihres Tones auf dem Grund des Herzens gewann: so war sie ganz wahr und um eben dieser Wahrheit willen, wird auch ihr Lied immerdar ein Höchstes sein.

Häufig genug wird die Wertschätzung eines Liederdichters dadurch erschwert, daß sich derselbe abseits der eigenen Leidenschaft auch noch auf Gebieten zu versuchen strebte, die er nur dem Hörensagen nach kennt. In einem solchen Falle erhält man als ein Ganzes jene scheinbar widerspruchsvolle Erscheinung, in welcher Kunst und Handwerk sich unaufhörlich abwechseln: sodaß man soeben noch die Sprache des Genies zu vernehmen glaubte und diese auch wirklich vernahm, um gleich daneben in das langweilige Wort- und Bildergetümmel einer gekünstelten Empfindung hineinzugeraten. Immer nur wenigen ist es beschieden gewesen, daß eine jede Saite, die sie anschlugen, auch klang: und wenn man nach jenen Umschau halten wollte, deren Inneres so reich war, daß sie bei allem Wechsel der Gefühle nie das rechte Wort verfehlten; denen es gegeben

war, nicht bloß über den Naturlaut der Leidenschaft, sondern auch über deren Gewinn, die Lebensweisheit, alles zu vermögen, so wird man, selbst den Großen weit voraus, Göthe und immer nur ihn nennen dürfen. Welcher Empfindung auch diese wundervolle Natur je Gehör und Sprache lieh, immer ist sie in Stärke und Schönheit des Tones von berückender Gewalt gegeben: Ähnliches hat man in den Grenzen des Liedes nicht wieder, nicht vor ihm, nicht nach ihm, erlebt. Von der elementarsten Regung der Sinnlichkeit bis hinauf zur Höhengrenze der Menschheit ist ihm alles, was er je im natürlichen Drange versuchte, in voller Meisterschaft gelungen:

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen:
Beim Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen —

Nie hat sich das sinnliche Behagen am Leben urwüchsiger und zugleich bezaubernder angekündigt als es hier geschieht! Und ähnlich steht es mit der derbsten Liebeslust:

Und wenn ich sie dann fassen darf
Im luft'gen, deutschen Tanz,
Das geht herum, das geht so scharf,
Da fühl' ich mich so ganz — —

Und wenn sie liebend nach mir blickt
Und alles rund vergißt,
Und dann an meine Brust gedrückt
Und weidlich eins geküßt:
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh'!
Ich bin so schwach, ich bin so stark,
Mir ist so wohl, so weh!

Es ist unmöglich in dem Sinnen-, Seelen- und Geistesleben dieses kraftstrotzenden Wesens alle Grade der Steigerung an Beispielen zu durchlaufen: es hieße damit einen Band Gedichte herausgeben; es muß genügen, auf die ersten und letzten Sprossen zu verweisen:

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,

Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd —

und daneben noch, immer nur im Abrisse:

— mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen:
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde —

so hat man damit den Umfang einer Kunst gezogen, die groß und umfassend wie das Universum ist. Und diese ganze, kaum ermeßliche Welt wird von einem Tone der Leidenschaft beseelt: so gesund, so edel und auch in der Liebesempfindung noch immer so keusch, daß er in seinem vollkommenen Liebreize einem Klange aus Himmelshöhen gleicht.

Die dichterische Sprache Göthes ist nicht, was die Welt für gewöhnlich „schön" nennt. Der blumige Ausdruck, der schwungvolle Stil, die zierlichen und schmückenden Beiwörter der Heine und Horaz sind ihr so gut wie fremd: sie ist im äußersten Maße einfach, völlig ungesucht und ungekünstelt — wie das Gefühl, das sie verkündet, bloße Natur: aber gerade darum von der seelischen Schönheit derart durchleuchtet und veredelt, daß der Prunk der Kunstdichter ihr gegenüber gemein erscheint. Gleichviel was dieser Dichter auch sagen mag, nimmer wird uns dabei zumute, als hätte die Empfindung ihren langsamen, mühsamen und oft gefahrvollen Weg zu uns erst durch den Verstand gefunden, sondern als wäre uns infolge eines seltenen Zaubers gestattet gewesen, dieselbe in ihrer frühesten, unvermittelten und unverminderten Schöne gerade in dem Augenblicke zu erblicken, in welchem der Kuß eines Gottes sie zum Leben weckte. Wie sich die Welt am holdesten verkündet, wenn die Sonne, bevor sie sich ganz erhebt, ihren ersten, goldenen Strahl über die lauschende Erde wirft, und auf einmal die verschämte Natur entschleiert vor dem entzückten Auge des Schauenden liegt: so unentstellt von den Mängeln und dem Staube späterer Stunden, so taufrisch und in ewiger Jugend — lebt und beglückt das Götheſche Lied.

Totgehetzt.

Novelle von Ernst von Wolzogen.

(Berlin.)

Er hieß Balduin Brösel, und das war schon ein Unglück.

Es giebt freilich Leute, welche Gneomar Schöps oder noch ärger heißen dürfen, ohne daß es ihrem Fortkommen in unserer kniffligen Gesellschaft schadet, aber die haben dann ein Gegengewicht in ihrer Gestalt, im Blick, im Ton der Rede — so wird ihnen das Lächerliche des Namens nicht zur Wippe, die sie auf ihrem Lebensgange auf- und niederschnellt, sondern sie schreiten mit siegesbewußtem Seiltänzerlächeln auf dem schmalen Brette weiter bis in die sichere Mitte, und treten stolz und fest auf der andern Seite wieder ab. Doktor Balduin Brösel aber hatte von Jugend an auf dem Schwippbrett lächerlicher Gegensätze gesessen, und die Schwingungen seines Leidenspendels waren immer weiter und kräftiger geworden und hatten seit seiner Anstellung als ordentlicher Lehrer am städtischen Gymnasium in Beckenstedt ihre äußerste Grenze erreicht. Er war seekrank, zum Sterben matt — aber kein gütiges Geschick half ihm durch einen Gnadenstoß herunter von dem Folterbrette seines Daseins — und so mußte er zum Vergnügen der Zuschauer weiter wippen und schwippen, ohn' Erbarmen, ohne Rast.

Er war hübsch und besaß einen stattlichen dunkelblonden Vollbart. —

Aber er war klein und schmächtig von Gestalt. —

Er war ein liebenswerter, herzensguter Mensch. —

Aber einfältig wie ein Kind, und schüchtern wie eine Konfirmandin. —

Er besaß allerlei Kenntnisse und Talente, machte nicht üble Gedichte. —

Aber es kam nichts dabei heraus, und die letzteren wußte er nicht genügend zu verheimlichen. —

Ein Mann, welcher schwindlich wird, wenn er über ein Treppengeländer in die Tiefe schaut, kann doch nicht Alpenführer werden, sollte man meinen; aber ein Mann, welcher wie Balduin Brösel auf der Wippe der Gegensätze sitzt, wird Gymnasiallehrer, ohne daß Jemand es ihm verbieten kann!

Und die liebe Jugend hat ein so grausam scharfes Auge für dergleichen, eine so mitleidlose Schadenfreude an allem Ernste, der auf dem Glatteis der Lächerlichkeit zu Falle kommt! — —

Dr. Brösel gab den französischen Unterricht in der Obertertia. Die Quinta war sein Himmel, die Quarta sein Fegefeuer, die Obertertia seine

Hölle — und jedesmal ehe er sie zum französischen Unterricht betrat, stieß er einen tiefen Seufzer aus, wie einer, der nach langem Warten im Vorzimmer des Zahnarztes seinen Namen aufrufen hört. — —

„Herr Doktor, wir dürfen wohl das Fenster aufmachen, es ist so heiß hier."

„Na gut, ich will's noch einmal erlauben. Daß ihr mir aber nicht wieder, wie neulich, die ganze Stunde durch lange Hälse macht und . . ."

„Nein, Herr Doktor, wir machen keine langen Hälse," unterbricht ihn der Chorus.

Der Frühlingswind weht weich und warm zum offenen Fenster hinein und das Übersetzen aus dem Charles douze beginnt. Tiefe Stille, erwartungsvolle Gesichter, pfiffiges Zublinzeln.

„Buschmann, Sie lesen wohl ab?"

„O nein Herr Doktor, bitte überzeugen Sie sich selbst."

Der Schlingel läßt ruhig seine Übersetzung auf dem Tische liegen, denn er weiß, daß es der gute Bröfel nie fertig bringt, einer bestimmten Versicherung ein kränkendes Mißtrauen entgegen zu setzen.

Da fährt der kleine, hübsche Mann erschrocken von seinem Stuhl auf und greift sich in den Nacken. „Was ist denn das?"

Der Primus erhebt sich und sagt ganz trocken: „Ein Maikäfer, Herr Doktor. Ich sah ihn schon eine ganze Weile an Ihnen hinaufkrabbeln."

„Zum Kuckuck, warum machten Sie mich nicht darauf aufmerksam?"

„Ich wollte den Unterricht nicht unterbrechen. Herr Doktor hätten es auch vielleicht falsch aufgefaßt."

O dieser Primus war unbezahlbar mit seinem Ernst und seinen prachtvollen Redensarten! Die ganze Klasse kicherte und wußte sich vor Vergnügen kaum zu lassen.

Und während der milde Bröfel das Insekt vorsichtig nach dem Fenster trug, regte ein Spießgeselle desselben seine Schwingen und burrte und surrte vom Katheder aus über die Klasse hin.

„Da ist ja noch einer! Primus, was hat das zu bedeuten?"

„Diese Tierchen sind so zudringlich, Herr Doktor," antwortete der unerschütterliche Plöschke.

„Ach was — ihr nichtsnutzigen Burschen habt sie hereingebracht!" fuhr der arme Lehrer auf und versuchte grimmig dreinzuschauen.

Ein dumpfes Murren lief durch die Reihen der Schüler.

„Jagt mir den Käfer hinaus, oder . . . ."

Und ehe er noch ausgeredet hatte, stand schon die ganze wilde Schaar auf den Tischen und Bänken, fuchtelte und schlug wie toll in die Luft und

machte ihrem Übermut in allerlei lärmenden Ausrufen Luft, während dem gejagten Melolonth sich immer neue Brüder, alle vom Katheder aus, zugesellten.

„Plöschke, das Klassenbuch!“ rief Brösel in den wüsten Lärm hinein. „Das ist mir heut zum letztenmale passiert. Ich werde dem Herrn Direktor Mitteilung machen. Die ganze Klasse sitzt nach, wenn sich der Betreffende nicht meldet.“

Aber der Betreffende dachte nicht daran, sich zu melden — es mußte also mit der angedrohten Strafe Ernst gemacht werden, was dem guten Balduin sehr unangenehm war, weil er dadurch wieder einer Auseinandersetzung mit dem Direktor Baltzer entgegenging, welche für ihn sicherlich nicht schmeichelhaft sein konnte. Ach, wie oft hatte er schon so vor dem Gestrengen gestanden, wie war ihm die Röte zorniger Beschämung heiß in die Wangen gestiegen, wenn dieser Mann, nur wenige Jahre älter als er, ihm in seinem hochnäsigen, fast verächtlichen Ton seine Schwäche vorwarf, die es immer wieder zu solchen lärmenden Auftritten in seinen Stunden kommen ließ.

Er ließ das Fenster wieder schließen, als der letzte Maikäfer hinausgejagt zu sein schien. Die Ruhe kehrte zurück. Die Schüler steckten die Nasen in ihre Bücher und schauten duckmäusrig und scheinbar zerknirscht zum Katheder hinauf.

Pink! A—ah!

Dr. Brösel wollte nichts hören und versteckte sein Gesicht in dem hochgehaltenen Buch. Aber es dauerte nicht lange, da erklang der sonderbare, stahlhelle Laut wieder von einer andern Stelle.

„Was ist denn das nun wieder?“ rief der Unglücksmensch, bereits zitternd vor der neuen Gewalt, die seiner Geduld und Gutmütigkeit angethan werden sollte. „Primus, Sie ermitteln mir den Urheber dieses Geräusches, oder ich mache Sie dafür verantwortlich.“

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor“ — beeilte sich Plöschke zu versichern — „dieser Ton wird vom Luftzug in der Ventilation erzeugt. Wir haben das schon öfter bemerkt . . . .“

Pink! A—ah!

„Hören Sie, Herr Doktor, da war es wieder.“

„Mir schien es vielmehr wie eine Stimmgabel zu klingen.“

Plöschke lächelte zustimmend: „Allerdings, Herr Doktor.“

Pink! A—ah! — Schon wieder, und abermals von einer andern Stelle her.

„Jetzt war's das andre Fenster, Herr Doktor," bedeutete der große Plöschke den kleinen Lehrer.

„Es ist doch merkwürdig, Plöschke" — sagte Balduin, gutmütig schmunzelnd, „daß Eure Ventilation so genau auf den Kammerton gestimmt ist."

Der bewunderungswürdige Primus besaß unter seinen vielen hervorragenden Eigenschaften auch die, daß er jeden Witz der Herren Lehrer sofort zu begreifen pflegte. Er war deshalb der erwählte Vorlacher der Obertertia, und entledigte sich auch in diesem Falle mit Anstand seiner Verpflichtung — worauf die übrige Horde sogleich mit einem brüllenden Gelächter einfiel.

Bröfel bereute tief aufseufzend seinen unzeitigen Scherz. Denn das war nicht die harmlose Fröhlichkeit der Jugend, was aus diesem wüsten Lärm ihm in die Ohren gellte, sondern nur kalter, grausamer Hohn. Wie Peitschenhiebe auf einen Gefesselten, Wehrlosen pfiffen diese gellenden Laute auf seine qualvoll sich aufbäumende Seele herab. O, wenn er jetzt hätte fliehen dürfen, nach Hause, in das saubere Stübchen am grünen, blühenden Wallgraben, wo sein Mütterchen in dem ewigen schwarzen Seidenkleide am offenen Fenster saß, seine ebenso ewig zerrissenen Strümpfe stopfte und dabei dem kleinen gelben Vogel zuhörte, der sich beide Beinchen gebrochen hatte, und dennoch so unermüdlich jauchzte und trillerte, trotzdem er, ein so elend Krüppelchen, jahraus jahrein im Sande auf dem Boden seines Bauers hockte.

Die Stricknadeln, das Krüppelmätzchen und ihr Balduin — die drei Dinge füllten Mutter Bröfels stilles Leben ganz aus. Sie war Vater Bröfels Köchin gewesen, und der alte Hagestolz hatte sie aus Bequemlichkeit und Dankbarkeit noch wenige Jahre vor seinem Tode geheiratet. Seine Köchin war sie in aller Demut geblieben bis zu seiner letzten Stunde; aber nachdem sie den Heimgegangenen genugsam betrauert hatte und sich ihr eigener Herr zu fühlen begann, da that sie ein gar stolzes Wesen auf, trug den Kopf hoch, lachte in die schöne Welt hinein und kleidete sich nur mehr in schwarze Seide: denn nun war sie nimmermehr Bröfels Köchin, sondern die Mutter des kleinen Balduin. Und das war schon etwas!

Es war alles für den Knaben Balduin! Er teilte gern der Mutter Herz mit den Stricknadeln und dem Krüppelmätzchen, denn er wußte, daß von keinem andern Herzen der Welt ein so ansehnlich Teil für ihn abgefallen wäre. Und der arme Junge liebte und verehrte seines Vaters Köchin mehr als manch ein Prinz seine königliche Mutter. Ausgelacht zu werden, war sein traurig Loos gewesen seit dem Tage, an welchem er sich

mit seinen ersten Höschen auf der Gasse produziert hatte! Und immer, so oft die grausame Lache hinter ihm drein höhnte, war er zu dem stillen, stolzen Weiblein geflüchtet, um den Kopf in ihr schwarzseidenes Kleid zu drücken und sich von ihren hageren, abgearbeiteten Fingern durch das Haar streichen zu lassen. Und war neu gestärkt wieder hinausgezogen in den Kampf mit dieser argen Welt, die den Leuten so lustig erschien, weil eben doch immer noch manch armer Narr gleich ihm frei darin herumlief. —

Er erwachte wie ein Schwerkranker aus einem glücklichen Traum zu neuem Bewußtsein seiner Leiden, als das Gelächter der Klasse sich endlich gelegt und einem erwartungsvollen Aufhorchen Platz gemacht hatte, das nur noch hier und dort von einem unterdrückten Nachkichern unterbrochen wurde. Dann trat eine beängstigende Stille ein. Balduin fühlte die frechen Blicke dieses Plöschke fest auf sich gerichtet. Er schaute müde auf — ja, da funkelten die blanken Gläser seiner goldenen Brille in der Sonne und sein unerträglicher Stehkragen war so weiß und so steif gestärkt wie nur je. O wie Doktor Bröfel diesen Plöschke haßte, der jeden Mittwoch einen frischen Stehkragen und jedes Semester die beste Zensur in der ganzen Klasse bekam! Die Hand, mit welcher er jetzt den Charles douze wieder aufnahm, zitterte — ach, wenn er doch den Mut gehabt hätte, den Charles douze dem Primus an den Kopf zu werfen!

Aber er wußte nur zu wohl, daß er diesen Mut nie finden würde, und darum wandte er sich der untern Hälfte der Obertertia zu und rief einen kleinen, pausbäckigen Jungen, den kläglichsten Schwachmatikus im Französischen zum Übersetzen auf. Der Dicke war ihm immer als einer der harmlosesten Knaben erschienen, und heute hatte seine rührende Unwissenheit gewissermaßen etwas beruhigendes an sich. Balduin quälte sich den ganzen Rest der Stunde mit dem kleinen Dummkopf ab, legte ihm die richtigen Antworten förmlich in den Mund und überhörte mit erstaunlicher Geduld das unverschämte Einblasen der Nachbarn und die zahlreichen ungezogenen Störungen der andern Schüler.

Endlich schlug die Uhr Elf! Es war wieder einmal ausgestanden, für heute wenigstens; denn es war Mittwoch und der Nachmittag frei. Die Seele voll Herzeleid und Sehnsucht nach seinem Mütterchen eilte er die Treppen hinunter, mitten durch die tobende, stoßende, drängende Schaar seiner Schüler hindurch. Aber im unteren Korridor hielt ihn der Schuldiener an und meldete, daß der Herr Direktor die Herren Lehrer ersuche, gefälligst sofort zu einer Konferenz zusammenzutreten.

Da erinnerte sich Bröfel, daß er ja auch seiner Tertia gedroht habe,

ihr heutiges Betragen dem gestrengen Scholarchen anzuzeigen. Er lief, um erst ein wenig frische Luft zu atmen, mit seinen komischen, fast hüpfenden Schritten zweimal um das Gymnasium herum, ehe er seufzend wieder in das Konferenzzimmer hinaufstieg.

Die Verhandlung war bereits im Gange. Rektor Baltzer begrüßte den Verspäteten mit einem nicht eben freundlichen Blicke. Eine Anzahl Primaner war zum Verhör vor den grünen Tisch entboten worden und die species facti war folgende: Der junge Graf Hochburg, der einzige Sohn des Majoratsherrn auf Burg Dannenberg bei Veckenstedt, hatte seinem Mitschüler, dem Sohne des Trödlers David Zeitteles, aus reinem Übermut sein Taschenmesser in die Brust gestoßen. Der junge Zeitteles spielte eine traurige Figur neben der Hünengestalt des jungen Grafen, der auch hier noch, vor dem strengen Tribunal, seinen Ankläger mit hochmütiger Verachtung behandelte. Der abschreckend häßliche Israelit war ein äußerst fleißiger Schüler, aber als Streber, Ofenhocker und Feigling allgemein gemieden und mißachtet. Dazu war er schwächlich, blutlos, hatte immer solche fischkalte Hände und trug bis in den Sommer hinein das allerdickste Winterzeug, wattierten Paletot, und besonders einen entsetzlichen wollenen Shawl um den Hals, den er selbst in der Klasse nicht ablegte. Und wie heute morgen, trotz des milden Frühlingstages, der Zeiteles wieder in seiner sibirischen Ausrüstung die Prima betrat, da hatte Graf Hochburg mit seinem schnarrenden Leutnantston in die Klasse hineingerufen:

„Wetten, daß kein Tropfen Blut fließt, wenn ich diesen würdigen Hebräer hier anbohre?“

Und ehe der ängstlich zurückfahrende Zeitteles sich noch dessen versah, saß ihm das Taschenmesser auch schon bis an's Heft in der linken Brust. Der arme Mensch war vor Schreck halb ohnmächtig geworden, indessen der junge Graf sein Messer wieder herauszog und mit einem höhnischen: „Nu, wie haißt!“ der lachenden Prima vorwies. Es hatte in der That nicht bis zur Haut des Trödlersohnes vordringen können und war zuletzt noch durch ein dickes Notizbuch aufgefangen worden.

Auf die Strafrede des Rektors lachte der bildhübsche junge Graf nur und sagte: „Aber meine Herren, ich habe ja doch den Beweis geliefert, daß mein Experiment ganz ungefährlich war. Übrigens wußte ich auch, daß Zeitteles sein Monstrum von Notizbuch in der linken Brusttasche zu tragen pflegt!“

Das Lehrerkollegium vermochte sich kaum des Lachens zu erwehren und auch dem Rektor fiel es schwer, die Würde der Strenge zu wahren,

indessen er dem dreisten jungen Raubritter zwei Stunden Karzer ankündigte. Wie ein Sieger verließ der Verurteilte das Zimmer, während David Zeitteles d. J. lächerlich wehleidig hinter ihm drein schlenkerte und schlurfte.

„Aber Herr Direktor," wagte Bröfel schüchtern einzuwenden: „zwei Stunden Karzer ist doch wohl etwas zu wenig für eine solche Roheit? Der arme junge Mensch hätte von dem Schrecken allein . . . —"

„Ach was — geschieht dem schlappen Judenbengel ganz recht!" fuhr Dr. Baltzer auf: „Einen frischen, fröhlichen Jüngling, wie diesen prächtigen Hochburg, muß der bloße Anblick eines solchen bewickelten Jammergestells schon empören. Am liebsten hätt' ich den Zeiteles selber in's Karzer gesteckt für seine elende Angeberei."

Die sämtlichen Kollegen pflichteten ihrem Oberhaupte bei und bedachten den weichherzigen Bröfel mit mitleidig lächelnden Seitenblicken.

„Übrigens, sagen Sie mal, Bröfel, was war denn das wieder für ein Höllenspektakel in der Obertertia? Können Sie denn nie Ruhe halten?"

„Herr Direktor, es war unmöglich. Ich muß Sie bitten, doch gefälligst selbst gegen die Klasse einzuschreiten. Es sind heute wiederum böse Ungezogenheiten vorgekommen: man hatte mir Maikäfer . . ."

Lautes Lachen seiner Kollegen unterbrach Dr. Bröfels bescheiden vorgebrachte Klage und Dr. Baltzer schnitt ihm vollends die weitere Rede ab, indem er unwirsch rief: „Aber lieber Bröfel, wenn Sie mir bloß nicht alle Ihre Maikäferprozesse aufhängen wollten!"

Das Lehrerkollegium verließ gemeinsam das Gymnasium. Bröfel aber machte sich schon vor der Thür von den Genossen los und eilte mit beflügelten Schritten dem kleinen Hause am Wallgraben zu.

Das Krüppelmätzchen empfing ihn mit lautem Willkommenstriller wie an jedem gesegneten Sonnentag, und zum offenen Fenster wehte mit Apfelblütenduft ein linder Zug herein und blies die grauen Härlein auf, die unter der weißen Haube seiner Mutter noch hervorschauten. Aber nicht wie sonst immer, warf Frau Bröfel den Strickstrumpf hurtig aufs Fensterbrett und eilte ihrem Balduin entgegen, sondern der Strickstrumpf lag zu ihren Füßen am Boden und mit ersichtlicher Mühe suchte sich die alte Frau aus ihrem Armstuhl emporzuraffen. Sie stöhnte leise auf, ein schmerzvolles Zucken lief über ihr runzliches Antlitz und dann sank sie matt auf das Polster zurück.

„Was ist Dir, Mutterchen, hast Du Schmerzen?" rief Balduin besorgt.

„Ich weiß nicht . . . ach, nein, es ist wohl bloß Seitenstechen . . . das lange Sitzen . . .“ die Frau lächelte mühsam und strich sich, wie in Verlegenheit, die Falten des schwarzen Seidenkleides über den Knieen glatt.

„Es darf auch nichts schlimmeres sein,“ sagte der Sohn, nahm die hagere Hand der Mutter in seine beiden und drückte sie zärtlich. „Das wäre ja was ganz Unerhörtes, wenn Mutterchen sich's einfallen ließe, mir krank zu werden!“

„Nein, nein — wie werde ich denn! Unsereins hat harte Knochen.“

Das Krüppelmätzchen schmetterte hinaus in den Maientag, als wollte es ein anderes kleines freies Vogelherz da draußen im Grünen mit seiner Liebeswerbung locken.

Doktor Bröfel steckte seine weiße Hand in die stets offene Thür des Käfigs und streichelte dem Tierchen mit zwei Fingern den schwefelgelben Rücken.

„Du meinst es gut, Mätzchen, du meinst es gut.“ Er seufzte leise auf. Dann hob er der Mutter den Strickstrumpf auf und trat ans Fenster.

„Balduin, Du hast wieder Kummer gehabt?“ frug die alte Frau und sah traurig zu ihm auf.

„Die Obertertia!“

Die Mutter wußte, was das eine Wort für einen trüben Sinn hatte. Es nur nennen, hieß über ein Wespennest stolpern: ein Schwarm giftig stechender Erinnerungen schwirrte daraus hervor.

Und Balduin wußte, auch abgewandten Blickes, daß der Mutter Hände sich ihm entgegenstreckten und legte seine Rechte hinein, um sie streicheln zu lassen — wie ein Kind, das anders nicht schlafen kann.

„Laß nur, Kind — laß nur! Nur noch ein Weilchen! Wenn Du erst Deine Gedichte hast drucken lassen . . . dann bist Du ein berühmter Mann und brauchst Dich nicht mehr mit den Buben zu plagen.“

Ach, diese Gedichte! In einem stets verschlossenen Fache seines Schreibtisches verwahrte sie Balduin, sauber abgeschrieben, in einem schönen Ledereinbande. Er konnte für gewöhnlich nicht anders als schief, von links unten nach rechts oben schreiben, und wenn man alle die Zeilen verlängert hätte, wären sie recht bald in einem Punkte zusammengelaufen. Aber für die Reinschrift seiner Verse hatte er ein Linienblatt angewendet und seine Feder war so ängstlich behutsam auf den durchschimmernden Wegen dahingetappt, wie ein halb Trunkener, der da beweisen will, daß er noch auf der Dielenritze gerade auszuschreiten imstande sei.

Tau und Thränen.

Gedichte von

Balduin Bröſel.

Es war wundervoll anzuſchauen; beſonders die weit rückwärts geſchweiften und ſchwungvoll wieder nach vorn umbiegenden Schnörkel an den beiden lateiniſchen T's! Und innen auf der erſten Seite ſtand:

„Meiner Mutter gewidmet".

Und die Verſe ſangen vom Mütterchen, vom Krüppelmätzchen und von unglücklicher Liebe — beſonders von letzterer; denn Balduin Bröſels Lieben waren ſtets unglückliche geweſen — beſonders die letzte! die hatte nämlich der hübſchen Tochter eines wohlhabenden Hyazinthenzwiebelgärtners in Erfurt gegolten, in welcher Stadt Balduin vordem gelitten und gelehret hatte. Das Mädchen liebte ihn aufrichtig und wäre wirklich gern Frau Bröſel geworden, aber es war eine ganz unbändig mitteilſame Seele und was ihm einer heute mündlich oder ſchriftlich zu verwahren gab, das beſaß übermorgen die ganze Stadt. So auch Balduin Bröſels Liebesgedichte: „An Anna".

Die jungen Mädchen ſchrieben ſie eifrig ab und in den Kaffeeklatſchen wurden ſie zu allgemeinſter Ergötzung vorgetragen. Von den jungen Schweſtern überkamen ſie die jüngeren Brüder — und dieſe Spitzbuben kreideten einige beſonders ſchwungvolle Verſe daraus groß und breit an die Wandtafel, bevor Dr. Bröſel die Klaſſe betrat, oder ſie zitierten dergleichen auffällig laut, wenn der unglückliche Dichter außerhalb der Schule an ihnen vorüberging.

Eines dieſer verwünſchten Gedichte begann:

„Mein Ännchen weiß es ſelbſt wohl nicht
Woher es einſt gekommen . . ."

Und das hatte einmal beim Eintritt des Dichters in die Untertertia an der Tafel geſtanden und darunter hatte eine zukünftige Meiſterhand einen Gegenſtand gezeichnet, welcher entſchieden wie ein — Storch ausſchaute und von vielfachen Fragezeichen umgeben war!

Durch dieſen überwitzigen Bubenſtreich wurde Bröſels ferneres Verbleiben in Erfurt unmöglich und die Verlobung rückgängig. Ja, der plebejiſche Schwiegervater hatte ihn mit grimmiger Höflichkeit erſucht, als jener Schulwitz zu ſeiner Kenntnis gekommen war: ſich ſamt ſeinem niederträchtigen Pegaſus als die Treppe hinuntergeworfen zu betrachten.

„Mein Ännchen weiß es selbst wohl nicht,
Woher es einst gekommen —
Und ist doch eitel Himmelslicht
In seinem Aug' entglommen!

Es fühlt sie selber wohl noch kaum
Die Engelsflügelstümpschen —
Und schwebt doch leichter als ein Traum
Auch noch auf Schuh'n und Strümpschen!

In dem Tone war das so harmlos noch ein Weilchen fortgegangen. Und darum Räuber und Mörder!

In Veckenstedt hatte Balduin Bröfel zwar der Liebe abgeschworen, nicht aber dem „niederträchtigen Pegasus", der vielmehr immer mehr ein liederträchtiger für ihn ward. Dieweilen kein Hafer dies Götterpferd also zu stacheln vermag, wie ungestillte Sehnsucht. Zeigt solch einem trunkenen Pegasus-Bereiter ein holdes Weib auf himmelhohem, steilem Fels, und alsbald wird er mit tollem Eifer sich daran machen, die Steinwand auf der Tonleiter herzbrechender Lieder zu erklimmen und nicht eher davon ablassen, bis er sich den harten Schädel eingestoßen oder auf noch höherem Fels ein noch holderes Weib erblickt hat. Nun probiert's aber einmal und führt ihm ein warm blühend Frauenbild in sein Kämmerlein, in seine Arme und schließet die Thür hinter den Beiden — oh! das wird ihm baß behagen. Des anderen Tages aber wird er fröhlichen Angesichts herfürtreten, sein Lieb am rechten, seine Leyer im linken Arm und wird das Weib artig in die Küche geleiten und das Instrument fein auf die Bodenkammer tragen.

Und Balduin war so liebebedürftig — es war ein Jammer und ein Graus! War er doch im Grunde in jedes hübsche Mädchen des ganzen Erdballes verliebt und jedesmal in arger Bedrängnis, wenn ein niedlich Kind von ohngefähr ihm auf Armeslänge nahe kam. Da konnte es denn nicht fehlen, daß sich in solcher wirr flackernden Sehnsuchtspein das Buch des Taues und der Thränen bedenklich zu füllen begann.

Jeden Sonntag Abend war Lesestunde in dem Häuschen am Wallgraben. Dann saß die Witwe Bröfel im Sopha und Balduin trug ihr das Allerneuste von der Woche vor, mit einem so wunderlich leidvollen Schwung, daß sicherlich außer dem Mütterchen niemand dabei hätte ernst bleiben können.

Die alte Frau äußerte niemals ein Urteil; aber wenn Balduin geendet hatte, pflegte sie den Strickstrumpf gegen die Augen zu drücken, tief aufzuseufzen und sich das schwarzseidene Kleid über den Knieen glatt zu

ſtreichen — eine Handlung, durch welche ſie anzudeuten gewöhnt war, daß ſie nunmehr von einer großen Gemütsbewegung ſich zu erholen anfange. — —

„Mutterchen, Du gefällſt mir heute nicht," ſagte Balduin beim Vesperkaffee, als die alte Frau wieder einmal ſchmerzlich zuſammenzuckte und ſich von ihrem Stuhle nicht zu erheben vermochte. „Dir iſt nicht wohl — ich will Dir den Arzt holen."

„Ach nein doch, bewahre — es geht ja ſo vorüber. Nur ein bischen Stechen — im Magen, oder wo es ſonſt ſitzt."

„Du mußt etwas ſtärkendes trinken! Warte, ich kaufe Dir eine Flaſche Wein — der wird Dir gut thun." —

Und als die Dämmerung hereinbrach, machte ſich der Doktor Bröſel auf den Weg zum Kaufmann Dittrich und verlangte eine Flaſche Tokayer.

„Oder nein, geben Sie mir lieber zwei — vom Beſten." Es war ihm noch Jemand eingefallen, der auch der Stärkung gar bedürftig ſei.

Und ehe er heimging, lenkte er ſeine Schritte nach der dunklen Rosmaringaſſe, wo der Trödler David Jeitteles hauſte. Er ſchaute ſich vorſichtig um wie ein Dieb, ehe er die Hausthür öffnete. Die geborſtene Klingel gab einen unheimlich ſchrillen Klang, der wie ein heiſeres Bellen in dem finſteren Korridor widerhallte. Haſtig ſtellte Balduin die eine Flaſche hinter der Hausthür in die Ecke und tappte dann nach der Seite, wo er die Ladenthür vermutete. Indeſſen tauchte am Grunde des langen, kellerartig überwölbten Flurs ein Lämpchen auf und ſchlurfenden Schrittes nahte ſich der alte Jude. Er war in einen ſchmierigen, geflickten Schlafrock gehüllt und trug um den Hals ein dickes wollenes Tuch, gerade wie ſein froſtiger Sohn, der Primaner. Jetzt hielt er die trübe Leuchte empor und blickte dem ſpäten Kunden ins Geſicht.

„Ei, der Herr Doktor beehren mich auch einmal?" grinſte er und verbeugte ſich tief, die Linke gegen die Bruſt drückend. „Belieben der Herr Doktor ſeine alten Kleider mir anzuvertrauen, oder . . ." Dabei holte er einen Schlüſſel aus der Taſche des Schlafrocks und öffnete damit die Ladenthür.

„Oh — oh — ſtraf mich Gott! — die Schwelle! Wenn der Herr Doktor nur keinen Schaden genommen haben!" rief der Alte faſt jammernd; denn der Doktor hatte die abſcheuliche hohe Schwelle nicht bemerkt und wäre faſt ſamt ſeiner köſtlichen Flaſche übel zu Falle gekommen.

„Straf mich Gott! Wenn der Herr Doktor mich wollen beehren mit ihrer Kundſchaft, werd' ich kommen laſſen den Schreiner und laſſen das Ding abhobeln!" fuhr Jeitteles zungenfertig fort und ſtellte die Lampe auf den Ladentiſch. „Womit kann ich dem Herrn Doktor dienen?"

„Ich möchte eigentlich Ihren Sohn sprechen," versetzte Balduin fast schüchtern.

„Mein Sohn sitzt dahinten über seinen geliebten Büchern und hebt nicht auf die Augen zu sehen in seines Vaters Angesicht, bis daß er Alles weiß, was die gelehrten Männer darin geschrieben haben. Oh — oh — der Bachur ist die Lust meines Alters und der Stolz meines Herzens! Der Herr hat ihm gegeben einen Kopf, darinnen ist Raum für alle Weisheit dieser Welt und hat ihm gegeben die Kraft des Geistes, welche ist herrlicher als die Stärke des Stiers und des stärksten unter den Männern!" rief der Alte begeistert.

„Sie haben recht, Herr Jeitteles, Ihr Sohn ist ein sehr fleißiger und begabter junger Mann; aber sein Körper ist schwach und widerstandslos. Ich hab' ihn gesehen heut' Mittag vor der Konferenz und ich muß Ihnen sagen, sein Aussehen hat mir bange gemacht um ihn! Ich weiß nicht, ob Sie wissen . . ."

Da blitzten die schwarzen Augen des Juden leuchtend wie Pantheraugen unter den buschigen grauen Brauen hervor. Und er griff sich mit den knochigen Fingern in den langen Kinnbart und zerrte ihn heftig in zwei dünne Strähnen auseinander. Seine Stimme dämpfte sich zu einem heiseren Geflüster herab, als er langsam, lauernd wieder zu sprechen anhub.

„Ich weiß wohl — der gnädige Herr Graf von Burg-Dannenberg hat sich gemacht einen Spaß mit meinem Sohne . . . Nu, nu — wie haißt? man weiß wie die großen jungen Herren so sind — hehe! Ein gräflicher Spaß muß eben anders sein, als . . ."

„Ein schöner Spaß!" fiel Balduin ungewöhnlich kräftig ein. „Eine abscheuliche Roheit war es! Ihr armer Sohn ist davon ohnmächtig geworden und wenn ihm der Schreck nicht noch schlimmeres angethan hat, dann ist es fast ein Wunder — bei seiner Schwäche. Ich möchte Sie bitten, Herr Jeitteles, ihrem Sohne zu seiner Stärkung diese Flasche Wein zu bringen und ihn schön von mir zu grüßen. Ich meinte es gut mit ihm — und er soll nur nicht zu viel im Zimmer bei den Büchern hocken, sondern mehr für seine Gesundheit thun."

Immer größer und glänzender waren die Augen des alten Israeliten bei diesen Worten des kleinen Lehrers geworden. Seine Lippen bebten und seine Finger zitterten, als er sie ausstreckte nach der Weinflasche. Er erhaschte den Rocksaum des Barmherzigen und drückte inbrünstige Küsse darauf, ja es fehlte wenig, so wäre er dem heftig errötenden Balduin zu Füßen gefallen.

„O gesegneter Mann! Gott lohne Ihnen solche Gutthat und verwandle

jeden einzelnen Tropfen Wein in dieser Flasche zu einem Goldstück und gebe Ihnen hundert Jahre zu leben in Herrlichkeit und Freuden!"

Balduin mußte lächeln über solch überschwänglichen Dank und wollte sich mit sanfter Gewalt den Händen entziehen, die noch immer seinen Rock festhielten.

„Nein, lachen Sie einen alten jüdischen Mann nicht aus mit seiner Freude, Herr Doktor. Sie haben mir wohlgethan mehr als hätten Sie mir zu verdienen gegeben 1000 Thaler! wo Sie doch sind der erste Christenmensch gewesen, der hat gezeigt ein freundlich Herz zu meinem lichtigen Bachur." Und dann dämpfte er wieder seine Stimme herab zu einem rauh gurgelnden Flüstern und die strahlenden Pantheraugen nahmen einen finster drohenden Ausdruck an, als er nun fortfuhr: „Ich werde Ihnen sagen das Gesicht, das mir geworden ist vom Herrn, als ich hab' gesessen in meinem Stuhl und mir hab' den Bart gerauft über die Kränkung, die meinem Sohne widerfahren ist. Ich hab' geschaut meinen Ephraim, wie er ist geworden ein großer und gelehrter Mann, vor dem die Gojin abziehen den Hut bis zur Erde. Und mein Ephraim wird wandeln unter ihnen, reden ihre Sprache und essen treife wie sie und nicht gedenken der heiligen Feste seiner Väter. Aber der Herr wird seine Sünde nicht ansehen, darum weil er ihn berufen hat zu seiner Geißel, damit zu peitschen den Rücken seiner Feinde. Er wird ihn erhöhen über Viele und große Macht in seine Hände geben zu treten seine Widersacher mit Füßen wie sie ihn haben getreten mit Füßen. Aug' um Auge, Zahn um Zahn spricht der Herr! Und ich habe geschaut den jungen Grafen zu seinen Füßen, wie einen Wurm im Staube und mein Ephraim ....." der alte Israelit lachte gellend auf und rieb sich die Knöchel seiner dürren Hände aneinander. „Der Herr ist gerecht und wird thun wie er verheißen hat den Kindern Israel!"

Er heftete in prophetischer Verzückung die Augen gegen die Wölbung der verräucherten Stubendecke, als läse er dort in Flammenschrift Worte schrecklicher Verheißung ab.

Balduin Brösel aber floh überhastig, verängstigt wie ein Kind im Dunkeln von dannen. Fast hätte er auch die andre Flasche hinter der Hausthür stehen lassen. Dem weichherzigen Manne graufte vor der Gewalt des Hasses — und doch: sein Geist beugte sich zitternd und staunend vor der Wucht der Worte, die er eben vernommen, und er beneidete den alten Trödler um die Kraft seines Hasses. War ihm doch so gar keine Kraft verliehen — weder zum Guten noch zum Bösen! Willenlos folgte er seiner Natur, die weder Sonnenbrand noch Gewitterſturm kannte,

weder edle Frucht zu reifen, noch im ungefügen Zorne zu vernichten wußte. — —

Die Uhr von Sankt Nikolas schlug Acht, als er das Häuschen am Wallgraben wieder betrat. Er mußte sich, wie immer, im Finstern die schmale Stiege hinauftappen, denn die geizige Wirtin spendierte keine Flurbeleuchtung und hätte es verächtlich gefunden, wenn Jemand auf ihrer Stiege sich ein Bein gebrochen hätte. Aber Balduin Bröfel hatte kaum die ersten lauten Stolperschritte hinauf gethan, als sich über ihm die Thür seiner Wohnung öffnete und im hellen Lampenschein die hagere Wirtin selbst ihm entgegentrat.

„Herr Doktor, Herr Doktor, kommen Sie schnell — Ihre Mutter liegt im Sterben," rief die Frau laut und rücksichtslos, und die erzdumme Weiberlust am Grauslichen leuchtete ihr hell aus den weit aufgerissenen Augen.

Es traf ihn wie ein Faustschlag gegen die Stirn. Funken tanzten vor seinem Blick, seine Kniee wankten. Er lehnte sich schwer gegen das Treppengeländer, sein Haupt sank matt auf eine Schulter und mit der Linken preßte er die Tokayerflasche fest gegen die Brust. Aber die übereifrige Wirtin machte kurzen Prozeß mit dem schwachen Männchen, griff ihm mit kräftiger Hand um die linke Achsel, und half ihm so die Treppe hinauf, während die Küchenlampe in ihrer hocherhobenen Linken ängstliche Bogen in der Luft beschrieb.

Sie schleppte ihn auch bis ans Bette des Mütterchens und erzählte ihm unterwegs mit ängstlich wichtigem Tone, wie sie bald nach seinem Ausgang das laute Schmerzgestöhn der Witwe Bröfel vernommen, als sie gerade dabei gewesen, einen Korb Wäsche auf den Boden zu tragen.

„Und sehen Sie, Herr Doktor, ich — zugesprungen wie der Blitz — der Wäschkorb steht immer noch da neben der Stiege — sehen Sie, Herr Doktor? Und ich 'nein in die Stube ohne anzuklopfen — denn bei so was, wissen Sie, hört der Anstand auf! — und sehen Sie, da lag sie auf dem Kanape lang, Ihre arme Mutter, und krümmte sich, mit Respekt zu sagen, wie ein Wurm! Ich, wie der Blitz, wieder 'naus aus der Stube und die Treppe 'nunter geschrieen: Karlechen! schrie ich, springe mal fix bei den Herrn Doktor Mauser 'num und er sollte sich sputen, sonst ginge's ans Leben. Und, sehen Sie Herr Doktor, nu . . ."

Balduin betrat seiner Mutter Schlafzimmer und taumelte auf ihr Bett zu.

„Mutterchen, mein Mutterchen, was ist's mit Dir? Sieh mich doch nur an — ich bringe Dir ja den schönen Wein!"

Und er wickelte mit zitternden Fingern die Flasche aus dem Papier und drehte und wendete sie mit wunderlich zuckendem Lächeln vor dem Antlitz der Bewußtlosen hin und her, daß von dem schwachen Lampenscheine tiefgoldene Lichter über den Rand des Glases huschten.

Balduin hatte die Anwesenheit des Arztes nicht bemerkt. Jetzt legte ihm der eine Hand auf die Schulter und sagte fast ärgerlich: „Lassen Sie das doch! Sie ist bewußtlos — vielleicht wird sie schlafen. Sie hat einen furchtbaren Kampf auszuhalten gehabt."

„Was ist's? was kann ihr fehlen? Sie hat ja nie geklagt!"

„Ich weiß nicht, was es ist. Wahrscheinlich ein inneres Leiden, das sie schon lange mit sich herumgetragen und mit aller Anstrengung verheimlicht hat. Vielleicht kommt sie wieder auf. Rufen Sie mich, wenn die Schmerzen wieder kommen."

„Sie kann doch nicht — daran sterben?"

„Mein lieber Herr Brösel — Sie thun jedenfalls gut, sich auf das Schlimmste gefaßt zu machen." Damit verließ Doktor Mauser das Zimmer.

Kaum war er hinaus, als dicht an Balduins Ohr wieder die unleidlich wichtige Stimme der Wirtin, wenn auch gedämpft erklang: „Sehen Sie, Herr Doktor, — sehen Sie, was ich gesagt habe! Sie macht's nicht mehr lange, verlassen Sie sich darauf. So zähe alte Frauen, die nie einen Muck nicht thun wollen und die Zähne aufeinanderbeißen, die sind dann auch mit einmal hin — ja, ja! — verlassen Sie sich darauf. — Na, dann guten Abend, Herr Doktor! Wenn Sie nichts weiter brauchen dann seh' ich mal wieder nach meiner Wäsche. Der Korb steht Sie immer noch neben der Treppe, sehen Sie. Aber Christenpflicht geht vor — natürlicherweise! Na, wenn Sie mich haben wollen, ich sitze nicht auf den Ohren heute Abend — Sie brauchen blos die Treppe 'nunter zu schreien: Frau Rückholdten! Frau Rückholdten! da spring' ich gleich die Stiege 'nauf und wenn ich aus'm warmen Bette müßt'. 'n Abend, Herr Doktor!"

Das Weib rasselte die Silben herunter wie wenn man trockene Erbsen in einen Topf schüttet. Balduin hatte kein Wort von ihrer fließenden Rede verstanden, aber die harte Knüppelmusik ihrer Stimme tönte noch lange nachdem sie gegangen in seinen Ohren nach, wie er so dumpf vor sich hin träumend auf dem Rande des Bettes saß und die Tokayerflasche auf seinen Schenkel gestemmt hielt. Und als sich endlich der klappernde Widerhall aus seinen Sinnen verloren, da wurde er abgelöst durch das eilige Ticken der kleinen Schwarzwälder Uhr, welche gerade hinter seinem Rücken an der Wand hing. So eilig, so eilig — und wie endlos währte doch die Zeit, bis das Mütterchen die Augen wieder aufthat!

Die bösen Schmerzen waren auch wiedergekommen, aber die alte Frau kämpfte heldenmütig dagegen an. Immer wieder löste sich die Verzerrung grausamster Qual in ein wehmütiges Lächeln auf, wenn ihr Balduin sich über sie beugte, um ihr liebevoll zuzureden. Er nötigte sie auch, von dem feurigen Ungarwein zu trinken, und der Trank schien ihre Kräfte zu beleben. Sie zog seinen dunklen Lockenkopf zu sich hernieder und flüsterte ihm ins Ohr: „Damit ich's nicht vergesse — begrabt mich in meinem Schwarzseidenen!"

Und dann, nachdem sie eine Weile ganz still gelegen hatte, fühlte sie Balduins Thränen warm auf ihre Rechte tropfen. Sie erhob die betaute, harte Hand und streichelte zärtlich des Sohnes Haupt.

„Du mußt nicht weinen, Kind," sagte sie fast fröhlich, leise und fest. „Es ist Zeit, daß ich gehe — denn sonst giebst Du Deine Gedichte nie heraus und — und heiratest auch wohl gar nie. Du wirst nun doch bald ein sehr berühmter Mann und dann brauchst Du mich nicht mehr. Ich war ja doch nur Köchin bei Deinem Vater."

„Mutterchen, sprich nicht so!" stöhnte Balduin auf.

„Aber er hat mich immer in Ehren gehalten und Du hast mich so geliebt, guter Sohn! — Ich möchte Dich noch was bitten, Balduin."

„Was denn, Mutterchen?"

„Lies mir noch was aus Deinen Gedichten."

Er trug gehorsam das Buch herbei und setzte sich die Lampe zum Lesen zurecht.

„Blendet es Dich nicht, Mutterchen?"

„Nein, nein. Setze Dich nur davor und guck' mich nicht an, Kind."

Nachdem Balduin ein Weilchen unschlüssig herumgeblättert hatte, wählte er endlich ein Gedicht, welches die bittere Enttäuschung seiner Erfurter Liebeshoffnungen einst ihm eingegeben hatte, und las mit einem recht unglücklichen Poeten-Pathos:

„Lenznacht erstrahlte wunderreich,
Gesunken war die Sonne —
In meinem Herzen bettet' ich weich
Schlummernde Liebeswonne.

Sie lag und atmete so tief
Mit jugendroten Wangen,
Und ich, dieweil die Holde schlief,
Wachte mit seligem Bangen!

Von meinen Liedern eingelullt,
Wußt' ich sie wohl geborgen

Und wartete voll Ungeduld
Auf den lachenden Morgen.

Da ward mit frevelnder Gewalt
Der Laden aufgerissen . . .
O weh! — Der Tag schien grell und kalt
Jäh auf ihr weißes Kissen!

Da fuhr sie auf und sah mich an
Mit leidvoll zornigem Schrecken:
Wie darfst Du so, unholder Mann,
Träumende Liebe wecken!

Vom Bettlein sprang sie flink herfür,
Ließ mich kein Wörtlein sagen . . .
Und hat mir des Herzens Kammerthür
Vor der Nase zugeschlagen!"

Die leidige Erinnerung übermannte den Dichter. Er ließ den Kopf auf die Brust sinken — und weinte. Hinter seinem Rücken tappte es über die Bettdecke. Er streckte die Linke darüber hin und die matte Hand der Mutter streichelte tröstend über die seine. Es war ganz still im Zimmer, nur die Uhr tickte ruhig fort und in der Lampe knisterte und brodelte es leise.

Da plötzlich zuckte Balduin zusammen. Er entzog der Mutter die Hand, wischte sich damit über die Augen und schlug hastig eine der letzten Seiten in seinem Buche auf. Dann las er in tiefer Erregung:

„Ich hab' es getragen viel Jahre lang
Und ich habe fein stille gehalten,
Wenn das Lachen mir schrill in die Seele klang
Und der Hohn mir das Herz zerspalten.

Doch wie ich oft weine, das sag' ich Euch nicht —
Ich mag Euch die Lust nicht gönnen,
Zu lachen über mein Angesicht,
Wenn Flammen der Scham drin brennen!

Die Thränen hat nur ein Auge geschaut,
Ein Auge, das über mir wachte,
Seitdem ich den ersten Jammerlaut
Der Welt zum Willkomm brachte.

Ach! in den Schoß, der in Wonn' und Weh
Mich Unseligen einst empfangen,
Berg' ich, hülfloser ach! denn je,
Die heißbetauten Wangen.

Was frommt mir des Hasses mutiger Rat?
Ich müßte drum doch verzagen —
Meine Thränen sind ja die einzige Saat,
Die je mir Früchte getragen!

O Mutter, Mutter — an Deiner Brust
Nur darf ich mich furchtlos grämen,
Brauch' erlösender Thränen schmachvoller Lust
Zornknirschend mich nicht zu schämen.

O Mutter, Mutter, geh' nicht fort!
Weißt Du, was dies Lachen bedeute?
Es hetzt mich ruhlos von Ort zu Ort
Wie das Kläffen der lechzenden Meute!

O Mutter, Mutter, bleibe bei mir!
Ich klammere mich an Dein Leben —
Und gehst Du von hinnen, nimm mein's mit Dir,
Wie Du es mir einst gegeben!

O Mutter, o Mutter, ich weiß es genau,
All' Glück brach mir in Scherben . . .
Und Du und ich, allbarmherzige Frau,
Wir sind eins auf Leben und Sterben!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen, schon in aller Herrgottsfrühe, steckte die hagere Wirtin den Kopf zur Kammerthür herein.

Da sah sie es denn auf den ersten Blick: die gute Witwe Brösel war tot und ihr zur Seite hingestreckt, vor Schmerz noch betäubt, der Sohn. Das Buch in dem schönen schwarzen Ledereinband lag auf dem Boden und sein einer Fuß trat achtlos darauf.

Frau Rückholdten wischte sich mit dem Handrücken über die Augen und sagte anständig gedämpft, von öfterem Schluchzen unterbrochen:

„Es muß doch ein rechter Trost für Sie sein, Herr Doktor, daß sie noch Gottes Wort so recht schön mit auf den Weg gekriegt hat — nicht wahr? Das war wirklich hübsch von Sie, Herr Doktor, daß Sie sich den Herrn Pastor noch in aller Nacht geholt haben — ach ja doch! Es ist eine gottlose Zeit! Und wie schön der Herr Pastor geredt' hat! Ich hab' im Bett aufgesessen und immer horchen müssen — aber fortgehen hab' ich ihn nicht hören, den Herrn Pastor, sehen Sie. Da muß ich doch wohl eingeschlafen sein — nehmen Sie's nicht übel . . ."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und als am nächsten Tage Balduin, selbst zu Tode erschöpft von

allem Gram und dem unfaßbar neuen Gefühl der Herzensverlassenheit, das Wohnzimmer betrat, um dort sein Frühstück einzunehmen, da fand er das Krüppelmätzchen todt auf der Diele liegend, gerade unter der offenen Thüre seines Bauers. Es war vergessen worden am ersten Tage des Jammers und hatte es doch nicht glauben wollen. Es hatte gesungen und gelockt — und die alte Frau in dem Schwarzseidenen war doch nicht gekommen, um sich mit ihrem Strickstrumpf in die Fensterecke zu setzen. — Dem Krüppelmätzchen schien das zu toll — es mußte selbst einmal nachsehen, wo denn die alte Frau bliebe. Und so schob es, mit den Beinstümpfchen kümmerlich sich forthelfend, auf dem Bauche sich im Sande weiter bis zur offenen Thür. Und da streckte es neugierig den Hals vor, immer weiter — bis es das Gleichgewicht verlor. Das Fliegen hatte es längst verlernt.

Balduin legte das treue Tierchen zu seiner Herrin in den Sarg. Sie war, ihrem Wunsche gemäß, in dem ehrwürdigen schwarzen Seidenkleide da hinein gebettet worden — und die dürre Frau Rückholdten hatte ihr, trotz Balduins Widerstreben, weiße Glacéhandschuhe über die steifen Finger gezwängt.

„Eine schöne Leiche, Herr Doktor, wirklich eine schöne Leiche! — Darf ich Sie denn nicht ein Stückchen Kuchen zum Kaffee bringen?“ —

Als die alte Frau begraben ward, schaute Ephraim Zeiteles trostlos garstiges Gesicht über die niedrige Kirchhofsmauer. Und am andern Morgen lag auf dem frischen Grabe, von unbekannter Hand gespendet, ein Kranz von weißen Rosen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Acht Tage lang war Doktor Balduin Bröfel überhaupt unfähig, unter Menschen zu treten, und ein kurzer Urlaub wurde ihm gern gewährt. Und auch, als er den Unterricht wieder aufgenommen hatte, ehrten die bösen Buben von Beckenstedt zunächst seinen frischen Schmerz und hielten sich von gröblichen Ausschreitungen fern. Aber freilich, die liebe Jugend vergißt sehr rasch, und sobald als das Angesicht ihres Lehrers nicht mehr so weithin sichtbare Spuren des Grames als eindringliche Mahnung aufwies, begann auch das drollige Wesen und die große Charakterschwäche des kleinen Herrn ihren Übermut aufs neue herauszufordern. Als die Sommerferien herannahten, war für den unglücklichen Bröfel wieder so ziemlich alles beim Alten. Er selbst war aber nicht mehr der alte, jede Kränkung tief schmerzlich empfindende und dennoch so leicht vergessende, oft sogar harmlos vergnügte Mensch, sondern er war seit dem Tode des Mütterchens so gleichgültig wie eine Schild-

kröte gegen die Außenwelt geworden. Er benutzte seinen Mund zum Reden und seine Beine zum Laufen, wie andere Menschenkinder auch, aber wenn die lachende Gefahr ihn jetzt bedrohte, so zog er flugs seine sämtlichen Außenstände herein unter den Hornpanzer seines Grames und ließ gefühllos alles über sich ergehen. Freilich spürte er den Panzer — solch unglückliches Weichtier, wie er bislang doch gewesen war!

Er hatte beschlossen, die Hundstage zu einer größeren Reise zu benützen. Er wollte sich losreißen von dem schmalen Rasenhügel, in welchem nunmehr das schwanke Schifflein seiner Liebessehnsucht Anker geworfen hatte. Er wollte mit einem raschen Entschluß das Tau kappen, den Anker verloren geben, wenn er gleich von gutem Eisen war, in unbekannte Gewässer hinaustreiben und vergessen. Er gedachte große Märsche zu machen, Berge zu beklettern und all dergleichen, um vielleicht aus solch männlicher Übung auch dem Geiste frische Kraft zuzuführen. Und zur besseren Vorbereitung war er schon in den letzten Wochen vor den Ferien fleißig spazieren gelaufen und hatte, auf der Flucht vor der trostlosen Öde des Häuschens am Wallgraben, die Umgebung Veckenstedts nach allen Himmelsrichtungen durchstreift.

Am Abend des letzten Schultages kehrte er so gegen Sonnenuntergang von einem solchen Übungsausfluge heim, als ihm in dem letzten Dorfe vor Veckenstedt eine liebliche Erscheinung ward. Über den Rand des alten Ziehbrunnens am Ausgang des Ortes lehnte eine weibliche Gestalt in zierlicher städtischer Kleidung. Sie hatte die Arme weit vorgestreckt und mühte sich vergebens durch eifriges Ziehen an der Stange, an welcher der Schöpfeimer hing, das Gegengewicht des beschwerten Hebebaumes zu überwinden. In dieser seltsamen Stellung kamen die kräftigen und doch feinen Formen ihrer Figur derart zur Geltung — und zudem war die Beleuchtung so hinterlistig vergoldend und verklärend — daß Balduin Brösels warmes Herz vor Entzücken schier zu schlagen aufhörte und er mit weit aufgethanen Augen stille stand und also unverwandt von solchem Anblick schmauste, als hätte er Sperrhölzlein zwischen die Lider geklemmt! Und bei dem Mädchen, denn dafür nahm Balduin die Erscheinung ungefragt, befand sich als Geselle noch ein Hund, ein mächtiger Leonberger von ächter Löwenfarbe, der hatte die Vorderpfoten gleichfalls auf den Brunnenrand gelegt und lechzte kläglich aufjaulend und mit flatternder Zunge nach Wasser.

Da that das Mädchen einen kleinen Schrei, ließ die Stange fahren und griff sich hastig mit der rechten Hand unter die linke Achselhöhle. Dabei hielt es den linken Arm hoch empor und wandte dem erstarrten

kleinen Philologen sein Gesicht zu — ein allerliebstes, lustiges Gesichtchen! Sie sah ihn nun auch, denn er stand nur ein paar Schritte von ihr entfernt. Zwei Reihen kostbar weißer Zähne lachten ihm entgegen und sie rief ohne eine Spur von Verlegenheit: „Da, schauen's, Sie, desch kommt von dene enge Taillen! Na, 's macht nix, 's isch doch blos d' Naht."

Und dabei wies sie lachend auf die geplatzte Stelle.

Balduin fühlte, daß er recht albern errötete, doch raffte er seinen ganzen Mut zusammen und sagte hastig: „Sie wollten gewiß den armen Hund tränken, Fräulein? Gestatten Sie, daß ich Ihnen behülflich bin."

Der „arme Hund" hatte sich unterdessen an den Doktor herangeschlichen und vorsichtig seine Stiefelhacken beschnüffelt. Er schien ihm einen leidlich günstigen Eindruck zu machen, denn er knurrte nur ein weniges und wandte sich dann gleich wieder dem Brunnen zu, indem er mit der prachtvollen Fahne ungeduldig gegen Bröfels Beine klopfte.

Balduin brachte es mit einiger Mühe glücklich fertig, einen Eimer Wasser heraufzufördern. Der Hund stürzte gierig darüber her. Balduin und die zierliche Kleine sahen ihm stumm lächelnd zu.

„Ist das Ihr Hund, Fräulein?" wagte er nach längerem Besinnen zu fragen.

„Ah moin!" lachte sie. „Desch ischt ja dem Herrn Grafen sein Lord."

„Welches Grafen?"

„Aber, i bitt' Ihne, kenne Se denn den jungen Grafen Hochburg seinen Lord nit?"

„Ach so — dem Primaner gehört er? Ja — allerdings — ich erinnere mich."

„Schaun's, desch Hundle hat so e Passion für mich, daß's mir halt immer nachlauft, wo's mi derwischen kann. I bin nämlich die Zof' von der gnädigen Frau Gräfin gewesen, wisse Se," plauderte die Kleine gutmütig weiter, „aber jetzt mag i nit mehr diene und da hab' i mit der Gnädigen ihrer Protektion da im Städtle e Putzgeschäft ang'fange, wisse Se."

„So, so," stotterte Balduin, „da kehren Sie auch wohl jetzt nach Beckenstedt zurück."

„Ja freilich, jetzt geh' i heim."

„Wenn Sie mir gestatten, so erlaube ich mir, Sie zu begleiten."

„Ah daterlata! I hab' nix zu gestatten — die Straß' is ja lang und breit genug. Sie werd'n mer a nix abtreten, wenn's neben mer her spazieren."

„Gewiß nicht," versicherte Balduin treuherzig.

Sie lachte ihn beluſtigt an und dann ſchritt ſie, da Lord ſeinen Durſt hinreichend gelöſcht hatte, rüſtig aus. Sie hatte, trotz ihrer kleinen Geſtalt, eine kurze Taille und darum auch verhältnismäßig lange Beine, wodurch ihr Gang eine entzückende federkräftige Straffheit bekam. Balduin, der doch immerhin etwas größer war, hatte Mühe, mit ihr Schritt zu halten. Zudem war das Raſcheln ihres tadellos ſitzenden Kattunkleidchens, wenn die zierlichen Füße ſo bei jedem Schritte die Quetſchfalten unten am Saum auseinander ſtießen, ſeinem Ohre eine berauſchende Muſik. Und wenn er einen Augenblick zurückblieb, um tiefer Atem zu ſchöpfen, dann verwirrten ihn wieder die loſen blonden Härlein, welche ihre hübſche, ganz moderne Friſur gegen das zartweiße Hälschen abgrenzten.

„Sie ſind eine Süddeutſche, Fräulein?“ fragte Balduin.

„Ei freilich, aus dem würtebergſche Schwarzwald,“ erwiderte ſie. „Die gnädige Frau Gräfin hat mi auf der Reiſ' engagiert und nachher hab' i mit nach Burg Dannenberg dürfen. Mei ſchwäbiſche Sprach hab' i mer wol nonit recht abgewöhne könne.“

„O nein, garnicht!“ lächelte Balduin. „Aber ich mag dieſen Dialekt ſo ſehr gern hören — und vollends wenn Sie ihn ſprechen!“

„Wirklich?“ rief das Mädchen geſchmeichelt. „Na, ſchaun's, da haben's ja a billiges Vergnügen, Herr . . . Herr . . .“

„Bröſel — Doktor Bröſel,“ fiel Balduin ein, indem er artig ſeinen Strohhut lüftete.

„Bröſel? Haha! Bröſele! Iſt deſch a narriſcher Nam' — aber e Bröſele eps Gut's — gelle Se?“ Sie lachte ihn laut an mit ihren luſtig blitzenden Augen.

„Ich hoffe, Sie möchten Geſchmack an dem Bröſele finden,“ verſetzte der kleine Mann raſch und errötete leicht vor Vergnügen über die bewieſene Schlagfertigkeit. Ihr Lachen kränkte ihn nicht, es klang ihm lieblich ins Ohr wie ein helles Glockenſpiel.

„Und wie heißen Sie denn — wenn ich fragen darf, mein Fräulein?“ ſetzte er hinzu.

„Ah ja, fragen dürfen's ſchon.“

„Und Sie wollen es mir nicht ſagen?“

„Doch, doch — deſch ſchon. Aber narriſche Leut' ſeid Ihr hier droben im Reich: wenn ich fragen darf, mein Fräulein . . . hahaha! Bei uns daheim ſagt mer geradzu: Je, grüß Gott, Mädle — jetzt, wie heiſcht denn Du?“ Dabei blieb ſie ſtehen, guckte ihm grad in die Augen und ſchlug ihn leicht auf die Achſel. Und der gute Dr. phil. machte ein ſo erzverwundertes Geſicht dazu, daß ſie wiederum laut hinauslachte.

Solches war ihm noch nie geschehen — und plötzlich kam's über ihn wie ein Rausch. Er griff nach ihrer Hand und küßte sie.

Das nahm jedoch der eifersüchtige Lord übel auf. Er sprang laut bellend gegen den stürmischen Balduin an und hätte ihn durch den unvermuteten Angriff fast umgeworfen.

„Lord — zurück! Du Malefizhundle du — läßt 'd glei den Herrn gehn." Sie schlug leicht mit ihrem Sonnenschirmchen nach dem knurrenden Tiere, das sich nur widerwillig zu beruhigen schien. „Ja schaun's, der Lord find't desch a nit in der Ordnung, daß e so e gelehrter Herr mei' vernähte Pratzen da abschmatzen thut. Geh heim, Lord, geh heim!" Sie wies nach der Richtung, aus welcher sie gekommen waren.

Aber der Hund dachte nicht daran, zu gehorchen, sondern schlich sich vielmehr dumpf murrend auf die andre Seite des Mädchens.

„Nun, wenigstens sind Sie in solcher Begleitung bei Tage und bei Nacht sicher," scherzte Balduin, während er dem Hunde nicht eben freundliche Blicke über seine goldne Brille hinweg zuwarf. „Wenn ich es nun gar machen wollte wie bei Ihnen daheim und Sie auf die Achsel schlagen und sagen: grüß Gott, Mädle . . ."

„Ach so, Sie wissen's ja noch immer nit: Theres' heiß' i, Theres' Moosmüller."

Also plauderten sie weiter, bis dicht vor der Stadt, wo endlich der glückselige Balduin sich vollends ein Herz faßte und, sich dichter an ihre Seite drängend, ihr zuflüsterte: „Sagen Sie, Fräulein Theres', giebt's da bei Ihnen daheim noch mehr so wunderschöne Mädle?"

„Wunderschöne Mädle? Gehn's zu, Sie . . . was denn für wunderschöne Mädle?"

„So wunderschön wie Sie — Thereschen!"

„Ach — warum net gar! Da giebt's wohl noch ganz andre Mädle . . ."

„Da dürft' ich ja morgen nirgends andershin, als in den Schwarzwald reisen."

„Sie wollen morgen schon verreisen?"

„Allerdings. Aber freilich, wenn ich bedenke . . . Warum in die Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so nah!"

„Den Vers kenn' i au — Sie!" rief Theres' triumphirend. „I mein', Sie sind amal g'scheidt und bleiben brav daheim."

„Und die schönen Schwarzwälderinnen . . .?" neckte Balduin. Seine Wangen glühten, sein Herz pochte ihm im Halse.

Mit reizend gespielter Verlegenheit blickte das Mädchen seitwärts zu

Boden, und schmiegte sich doch gleichzeitig leicht an ihn an. „Na freilich — i mag grad nit sagen, daß i die Allerschönste wär'; aber zum Anschauen bin i zur Not do noch und wenn der Herr — ah na! gehn's zu, die Leut' schwätzen hier so wihscht — wenn's uns zwei hier noch Pärles spielen sehen!"

„Ach Theres' — süßes Mädchen — Sie wollen also nicht, daß ich reise? Schön, ich reise nicht — und wir sehen uns wieder, nicht wahr?"

„Ja — warum denn nit?"

„Morgen Abend, nicht wahr? Hinterm Turm da am Wallgraben?"

„U Jegerl, so im Finstern!"

„Ich weiß ja doch, wie wunderschön Sie sind."

Theres' blieb stehen und schloß entzückt die Augen für eine Sekunde. So schmeichelnd, sanft und seltsam hatte noch keiner ihrer Verehrer zu ihr gesprochen.

„Sagen S' doch desch noch amal!" flüsterte sie und legte ihre Rechte leicht auf Bröfels Arm.

Und gehorsam wiederholte er: „Ich weiß ja doch, wie wunderschön Du bist!"

„Gleich Du?" Sie kicherte leise vor sich hin: „Ach du lieb's Herrgöttle, wie doch die Herren gleich so sind!"

Sie waren vor einem kleinen Häuschen angelangt, an dessen Thürpfosten ein Porzellanschild prangte: „Therese Moosmüller, Putzmacherin".

„Also Morgen! Gute Nacht, Theres'."

„Wünsch' ne wohl zu schlafen — Herr Bröfele!" damit schlüpfte sie rasch ins Haus, und in zwei großen Sätzen sprang der getreue Lord ihr nach, nicht ohne sich vorher durch ein unzweifelhaft übelwollendes Geknurr von dem neuen Bekannten verabschiedet zu haben.

In einem Wonnetaumel sonder gleichen kehrte der gute Bröfel die Nacht heim. Sein Herz schlug einen wahren Wachtelschlag und seine Pulse hämmerten lustig, wie eine Schar singender Blechschmiedsgesellen. Er riß das Fenster des Wohnzimmers auf — das, an welchem so lange die Mutter gestrickt und das Krüppelmätzchen gezwitschert hatte — er beguckte sich den feist glänzenden Vollmond lächelnd durch die Brille und richtete einige halblaute tiefsinnige Redensarten an ihn. Er lief stundenlang in seinen drei leeren Zimmerchen herum und dabei brodelte, summte und surrte seine Seele viel hundert Reime, wie ein behaglich fortkochender Theekessel, und Verstausendfüßler krabbelten in seinem frisch ergrünenden Hirn durcheinander und ließen sich die junge Knospenkost verliebter Ge-

danken wohl schmecken. Und als er dann endlich zu Bette ging, fand er noch lange keinen Schlaf; dann aber auch die wonnigsten Träume.

Am nächsten Abend war er natürlich, anstatt unterwegs auf der Eisenbahn, bereits mit Einbruch der Dämmerung auf dem Wallgraben und strich wie ein Kätzlein schmächtig wohl an zwei volle Stunden um die Feuerleitern herum, die wirklich und wahrhaftig an dem Gemäuer des alten Turmes befestigt waren.

Es hatte auf St. Nikolas halb zehn geschlagen, als Theres' Moosmüllerin endlich erschien — ohne Hut und Handschuhe, nur ein leichtes Wolltuch lose um die Schultern gelegt.

Es war gerade keine Menschenseele in der Nähe zu bemerken. Ach! wie er ihr entgegenlief, ihre derben, vernähten Fingerchen immer wieder in seinen weichen, warmen Händen drückte und vor bebender Entzückung kaum drei Wörtlein zu sagen vermochte. Er zog ihren Arm in den seinen, drückte ihn mit aller Gewalt gegen seine Rippen und schleppte sie die finstersten Wege im faustdicksten Schatten der alten Rüstern und Buchen einher, bis sie sich endlich seiner erbarmte, stehen blieb und ihn geradezu fragte: „Du hescht mi wohl arg lieb, Schätzle?"

„Ach — Theres'! Theres'!"

Da legte sie ihre Arme um seinen Hals, fuhr ihm mit allen zehn Fingern in den dicken, schwarzen Haarwust und küßte ihn auf den Mund — wohl fünf Minuten lang — so fest, weich und geräuschlos!

Der Kuß wirkte wie ein Zauber auf den kleinen Doktor Balduin. Er gebärdete sich wie toll und voll — er biß um sich wie ein junger Fuchs, und schmiegte sich doch wieder in ihren Hals, an ihre Wangen so zart wie ein Maienkätzchen!

Und so, bald lustig auflachend, bald leise flüsternd und tief erseufzend, mit tausend kleinen Haltepunkten und hundert größeren Stationen schlichen sie unter dem Volldampf süßer Liebespein den Wallgraben ringsum, der die ehrsame Stadt Beckenstedt als grüner, blütenbestickter Venusgürtel umschloß. Und als sie wieder bei ihrem alten Turm am Thore angelangt waren, da verwunderte sich die kleine Schwarzwälderin nicht wenig, daß es nicht bloß Zehn, sondern sogar schon Elf längst vorbei sei.

„O Jesses-Maria, wie komm' i jetscht heim? Kei' Hausschlüssel hab' i mit und um Zehni sperren's alleweil zu!"

„Komm nur Schatz — sieh' zu — vielleicht haben sie Dir doch noch aufgelassen," tröstete der brave Balduin, ehrlichst besorgt. Er merkte nichts davon, daß ihn der trostlose Schelm zwischen den Fingern hindurch,

die sie im Jammer vor das glühende Gesicht gedrückt hatte, so eigen, mitleidig anschaute.

Er folgte ihr in einiger Entfernung nach zu ihrer Wohnung und überzeugte sich, daß ihre Hausthür wirklich fest zugesperrt war. Da war denn freilich die Verlegenheit nicht gering — und auf ihren vier Wangen ward ein ganzes Pfund Rotfeuer abgebrannt, bis endlich das rechte Auskunftsmittel gefunden und dankend angenommen worden war. — — —

Am nächsten Morgen, vor Tau und Tage schier, stand die Moosmüllerin schon wieder gestiefelt und geschnürt auf der Straße und der Doktor Balduin begleitete sie noch ein paar Schritte. Sie zog ihr Sacktüchlein hervor, um sich ihr hübsches Näschen zu putzen, das der Morgenwind kühl und feucht anhauchte; aber — o weh! Dabei fiel auch ein großer Schlüssel aus der Tasche und sprang mit hellem Stahlklang vom Pflaster empor.

„Was ist denn das?“ rief Balduin bedenklich und hob ihr den verdächtigen Gegenstand auf.

„Das — desch ischt mei Hausschlüssele!“ kicherte sie lustig.

„Ei, ei — ein schönes Schlüssele!“

„Ach geh' zue, du dalkets Büwele, Du hescht dannit etwa denkt . . .“ Und sie fiel ihm lachend um den Hals und küßte ihn — so heiß, trotz ihrer kalten Morgenlippen! Das war freilich eine Erklärung. — —

Am nächsten Abend saß das wunderliche Liebespärchen beim traulichen Lampenschein auf dem alten Kanape, auf dem so viel hundert und tausend Abende das Mütterchen im Schwarzseidenen gesessen hatte, wenn es sich andächtiglich Balduins „Tau und Thränen“ vorlesen ließ. Und die Leutchen hielten sich selig umschlungen und er hatte ihren Kopf an seine Schulter gedrückt und sagte, wie sinnend: „Weißt Du, Liebchen, ich hab' einen gescheidten Gedanken, glaub' ich!“

„Je geh', was denn, Schätzle?“

„Ich mein', wir sollten mit einander auf und davon gehen und ich sollte Dich heiraten.“

„Mich heiraten!“

Die Theres' fuhr auf und starrte ihm ins Gesicht, als ob sie ihn für nicht ganz bei Sinnen hielte: „I so geh' zue. Treib' kei so G'spaß mit mir! Mi kannst dannit heuern wollen?“

„Warum denn nicht?“ frug Balduin ernsthaft zurück. „Das wär' bei uns nichts neues: mein Vater hat gar seine Köchin geheiratet — und ich hab' mein Mutterchen so lieb gehabt, wie . . . fast so sehr, wie ich Dich lieb hab'!“

„Ja, ja — desch wär' schon recht — und dei Vatter, desch ischt amal e braver Kerl g'sen; aber i — schau', i bin Dir so guet, i mag' di nit irr' führen — Du wärst doch halt nit grad der Erscht'!"

„Ach, Schatz, laß das — sprich mir nicht davon! Wer hat nicht schon einmal zu lieben gemeint! Ich war sogar schon einmal verlobt und ich will auch nicht wissen, ob schon einmal ein Andrer vor mir Dein Herz besessen hat."

„Je — schau! Bei uns Weibsleuten isch desch doch so e Sach, desch da mit dem Herzle besitze! Und wenn's grad noch Aner g'sen wär vor Dir, Schatz — aber 's mögen ihr' wohl scho a Paar g'sen sein."

„Aber Liebchen — so laß das doch!"

„Nu ja freili wohl. S'isch am End nit so arg! Und wenn 'd a nit g'rad der Dritt' oder Viert' bisch — der Siebt' denk' i, magst scho' sein! Auf viel mehr kann i mi wenigschtens nit glei besinne!"

Diese ernsthafte Offenheit stand dem Schwarzwaldmädele reizend zu Gesichte — und als ihr nun gar ein paar grundehrliche Thränen aus den blauen Augen rannen, da hätte eigentlich gleich der liebe Herrgott selber klein beigeben müssen; sintemalen die Zähren schöner Sünderinnen bekanntlich im Himmel und auf Erden Wunder wirken!

Balduin Brösel schluckte und würgte aber dennoch etlichermaßen mit Anstrengung die bittere Pille hinunter und ließ für diesen Abend den Gegenstand fallen. Als jedoch sein vielerfahrenes Liebchen von ihm gegangen war, da stieg er flugs zu Pegasus und verfaßte ein längeres Gedicht, welches, unter Anziehung unterschiedlicher klassischer Beispiele, die kühne Behauptung aufstellte, daß die wahre Jungfräulichkeit erst durch reiche Liebeserfahrung zu erwerben, daß Phryne die keuscheste Priesterin gewesen sei — und daß der leibhaftige Satan die frömmsten Augen von allen Engelein besitze! Lieber Himmel, so ein in Liebeslust tobsüchtig gewordener Dichter nimmt herzlich gern ein X für ein U, wenn's nur so besser zu seinem Herzensunwesen sich reimt!

Dieses Kunstwerk las Balduin seiner Theres' am andern Abend vor. Und sie verstand kein Sterbenswort davon — lachte aber recht ausbündig dazu. Das verstimmte den Dichter ein wenig. Als sie jedoch vor dem Heimgehen das Blatt sorgfältig zusammenfaltete und in ihrem Busen verbarg, da war er versöhnt und glücklich! — — —

Andern Tages hatte Balduin das überaus herrliche Wetter zu einem längeren Spaziergange benutzt. Er hatte die Richtung auf Burg Dannenberg eingeschlagen. Als er gegen Abend nach der Stadt zurückkehrte, machte er die letzte Rast an jenem nämlichen alten Ziehbrunnen, bei welchem

er sein holdes schwäbisches Liebchen zuerst erschaut hatte. In süßem Träumen starrte er in die sinkende Sonne hinein, bis ihm die Augen übergingen.

Da schreckte ihn ein mächtiges Gebell empor — und im nächsten Augenblick sprang auch schon der Riesenhund des Grafen Hochburg so wütend gegen den kleinen Doktor an, daß er ihn zu Boden gerissen haben würde, hätte er sich nicht an die Brunnenmauer angeklammert.

„Zurück — Lord!" rief eine laute Stimme aus einiger Entfernung. Aber es war nicht die Stimme des Liebchens, sondern eine krähende, schnarrende Mannesstimme.

Der Hund ließ ab von seinem Opfer und wandte den Löwenkopf zurück. Da bemerkte erst Balduin, daß der junge Graf selbst auf der Landstraße dahergeritten kam. Dicht am Brunnen brachte er sein feuriges Tier zum Stehen. Der Hund sprang hoch an seiner Seite empor, als fordere er mit Ungestüm weitere Befehle.

„Hast Recht, mein Lordchen — kannst den mufflichen Kerl nicht leiden! Ich auch nicht — haha! Hierher — tout beau! Überlaß den Herrn mir — mein Hundchen; ich werde ihn schon Mores lehren, den sauberen Herrn Lehrer!"

So sprach der Primaner zu einem Lehrer seines Gymnasiums. Balduin Brösel ward leichenblaß. Dies war der ärgste Schimpf, der ihm noch in seinem ganzen Leben so voll Schimpf und Hohn angethan worden war. Er wußte, daß er schwach und mutlos von Natur war, er fühlte, daß er eine klägliche Figur spiele diesem stolzen jungen Ritter, ja selbst diesem prachtvollen Hunde gegenüber! Aber eine unsinnige Wut bemächtigte sich seiner Sinne. Er stürzte mit erhobener Faust auf den Grafen zu und schrie auf: „Unverschämter Bube, Du!"

Das Pferd that einen Seitensprung. Doch der Graf ließ sich nicht aus dem Sattel bringen. Er beruhigte das Tier und dann holte er ein Papier aus der Tasche und sagte höhnisch, es Balduin entgegenstreckend: „Oho, mein Herr Doktor! Nur nicht schimpfen! Kennen Sie diesen Wisch?"

Auf den ersten Blick erkannte Balduin das unglückliche Gedicht, welches er seiner Theres' am Abend vorher verehrt hatte. Er war sprachlos vor ohnmächtigem Grimm.

„Ja, ja, Herr Doktor," höhnte der Primaner. „Das Dings hab' ich heute bei meinem Schatz gefunden! Sie hatte es gut verwahrt — auf ihrem Herzen trug sie's — haha! Und die goldne Uhr, die Sie ihr geschenkt haben, die hab' ich mir erlaubt in ihre Atome aufzulösen. Daß

Sie's nur wissen: ich halte mir mein Mädel für mich und nicht für meine Herren Lehrer!"

„Frecher Bursche!" knirschte Balduin: „Das melde ich heute noch dem Direktor!"

Der junge Graf lachte laut auf. „Na hören Sie mal, wenn Sie diesen Scherz dem Herrn Direktor erzählen, dann möchte ich doch lieber nicht mit Ihnen tauschen."

Balduin sah ein, daß er Recht hatte, der freche Spötter; aber Scham und Empörung waren so mächtig über ihn, daß er sich nicht zu beherrschen vermochte.

„Steig' herunter vom Pferde, Unverschämter, daß ich Dich . . ."

„Holla, Herr Doktor! Was denken Sie von mir? Ich kann Sie doch nicht auf offener Landstraße durchprügeln? Wenn Sie ein Gentleman sind, so werden Sie sich morgen früh um 7 Uhr mit Ihrem Zeugen in der kleinen Tannenkoppel rechts vom Wege nach dem Haidekrug einfinden."

„Gut denn — mein Bürschchen! Ich will Dir die Ehre anthun. Mann gegen Mann!" rief Balduin mit bebendem Pathos.

Der junge Graf lachte hellauf über die lächerliche Würde des kleinen Mannes und ritt in leichtem Trabe davon, nachdem er ihm noch zugerufen hatte: „Pistolen bringe ich mit. — Wenn Sie nicht kommen, weiß es morgen ganz Beckenstedt, wie Doktor Brösel in seinem Liebesdrange sich behilft!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Graf Hochburg und zwei andre Primaner, welche als Zeuge und Unparteiischer ihres Amtes walten sollten, warteten schon seit einer halben Stunde vergebens auf dem Kampfplatze.

„Na, da haben wir's ja!" rief der Herausforderer, zum zwanzigsten Male auf die Uhr schauend: „Er kneift!"

„Der feige Hund! Das sieht ihm ähnlich!" sagte der Unparteiische und spie aus.

Da ging ein Rascheln und Knacken durch die Bäume; die drei jungen Leute wandten aufmerksam ihre Köpfe nach der Richtung des Geräusches, und gleich darauf trat aus dem Dickicht — niemand anders als Ephraim Jeitteles. Mit Hohnlachen und Neckereien wollten sie ihn empfangen, aber sein garstiges Gesicht war so verstört, ernst und schreckensbleich, daß ihre Spottlust unwillkürlich verstummen mußte.

„Jeitteles! Gott, wie sehen Sie aus? Was bringen Sie? Wie kommen Sie her?" so schallte es ihm entgegen.

„Der Doktor Brösel — ist tot!" keuchte Jeitteles, heiser vor Aufregung.

„Tot!“

„Ja — und Ihr habt ihn totgehetzt, Ihr und Euresgleichen! Wie Ihr ein armes Wild tothetzt und noch darüber lacht, wenn es zusammenbricht — und nennt das ein edles Vergnügen! Ihr habt ihn totgehetzt, sein Blut komme über Euch und alle, die Euch gleich thaten!“

„Aber Zeitteles — was heißt das? Erzählen Sie doch!“

„Gut, ich will erzählen. — Also gestern Abend spät sucht er mich noch auf und bittet mich — mit Thränen in den Augen, kann ich Ihnen sagen, meine Herren! — ich möchte ihm den Gefallen thun und sein Zeuge sein — und erzählt mir die Sache in zehn Worten. Weil er der Einzige gewesen, der Mitleid gehabt mit mir und meiner Schande, sollt' ich der Einzige sein, der seine Not und seine Schande kennen sollte. Und ich hab' ihn abholen sollen aus seiner Wohnung heute früh halb Sieben. Ich komm' zur Zeit und klopf' und klopf' — keine Antwort! Da faß ich mir endlich ein Herz und trete ein — und da lag er im Wohnzimmer am Fenster in seinem Blute! Er hatte sich mit dem Rasirmesser die Kehle durchgeschnitten.“ — —

Die vier jungen Männer schwuren einen feierlichen Eid, daß sie die eigentliche Ursache des Selbstmords keiner Menschenseele verraten wollten. — —

Zwei Tage später fand das Begräbnis statt. Es hatte sich natürlich nicht vertuschen lassen, weß Todes der kleine Gymnasiallehrer verblichen war — und deshalb ging kein Pfarrer mit. An der Friedhofsmauer betteten sie Balduin Bröfel zur seligen Ruhe ein, und Direktor Baltzer hielt ihm eine kurze Gedächtnisrede, in welcher er ihn mit warmen Worten als pflichttreuen Kollegen, weichherzigen Menschen und — höchst begabten Dichter schilderte.

Der Primaner Graf Hochburg war, als die stattlichste Erscheinung unter den Schülern, gebeten worden, namens der Anstalt einen riesigen Lorbeerkranz auf dem Grabe niederzulegen. Er entledigte sich mit edlem Anstande seiner Aufgabe. Plöschke, der Primus der Obertertia, hatte neue schwarze Handschuhe an und sein Kragen war steifer gestärkt denn je. Er warf auch seine drei Hände voll Erde in die offene Gruft! Sonst waren nicht viele von den Schülern anwesend, da die meisten bereits in die Ferien gereist waren.

„Sagen Sie, Herr Kollege,“ fragte auf dem Heimwege lächelnd der Konrektor den Rektor: „war wirklich an diesen Gedichten Bröfels etwas dran? Ich kann Ihnen nur sagen, von den Feinheiten antiker Metrik hatte er keine Ahnung — ich habe ihm einmal auf den Zahn gefühlt.“

Und Direktor Baltzer erwiderte ernst: „Wir haben unserem armen Kollegen oft bitter Unrecht gethan, fürcht' ich. Und unter seinen Gedichten sind ein paar Sachen — die mir lieber sind als Ihr ganzer Horaz!"

„Sie scherzen, Herr Kollege — Sie scherzen!" —

Dicht hinter ihnen wandelte nachdenklich Ephraim Zeitteles nach Hause und seine wulstigen Lippen murmelten unaufhörlich: „Sie haben ihn totgehetzt! Sie haben ihn totgehetzt!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Gegen Abend desselben Tages trat der junge Graf Hochburg in das Zimmer der kleinen Putzmacherin.

Theres' Moosmüller trank ihren Kaffee und weinte bitterlich dabei.

„Ach, höre mal, Schatz', jetzt laß endlich das Heulen sein!" rief er ärgerlich, indem er seine Reitpeitsche und seine Handschuhe auf das Sopha warf. „Nach Allem, was Du mir angethan hast, könntest Du Dich jetzt wenigstens ein bischen zusammennehmen, dächt' ich. Komm', gleich giebst' mir einen schönen Kuß!"

Da warf sie, wütend aufknirschend, ihm die Kaffeetasse ins Gesicht.

Unser Dichteralbum.

Ein Ende vor dem Anfang.

Ganz leise erst, noch in den zart'sten Fäden,
Spann sich ein Band von Dir zu mir herüber . . .
Oh! Voll war ich des köstlichsten Erwartens,
Und süße Hoffnung hat mich oft berauscht.
Ich liebte Dich vielleicht noch nicht . . . Und doch —
Ich wußte es: die Stunde, ja, sie käme,
Wo ich Dich sanft in meine Arme nähme,
Dich an mich zöge, küßte . . . und tief atmend
Du Dich auch mir zu eigen geben würdest . . .
Ich lebte dieser Stunde still entgegen
Und zehrte scheu von ihrer Freude Segen . . .

Und nun kam's doch noch anders. Zaghaft faſt
Stand auf ein müder, milder Wind . . . und langſam,
Wie ſpielend, wie in harmlos neck'ſchem Zufall,
Hat er die weichen Flocken des Gewebes,
Das zart von Dir zu mir ſich angeſponnen,
Zertändelt . . . Sieh, mein liebes Kind, nun flattern
Die kleinen, loſen Maſchen wie verwaiſte,
Verlorne Seelchen durch die ſtummen Lüfte . . .
Und drüben nun ſtehſt Du, ich ſtehe hüben —
Und traurig ſehn wir unſer Glück zerſtieben . .

Ich liebte Dich vielleicht noch nicht . . Vielleicht
Lieb' ich Dich jetzt noch nicht . . . vielleicht nicht mehr . . .
Nein! Aus dem Wege gehen wir uns nicht.
Ja! Wir begegnen uns noch ziemlich oft . .
Und unſre Augen ſuchen ſich und bleiben
Auf einen . . . Augenblick in tiefem Anſchaun,
Nicht ſcheu, nicht ſchüchtern und wohl vorwurfslos . . .
Und nur wie Neugier, wie ganz zarte Neugier
Liegt es in unſrem Blick . . . dann gehen wir
Vorüber aneinander ſtumm und ſtill . . .

Ich weiß: wir werden uns nicht wieder finden —
Und aus einander weiter, immer weiter
Wird uns das Leben unſre Wege führen . . .

Nur manchmal zittert leis die Frage auf,
Das ſcheue Kind verſchwiegner Stunden: wenn
Nun dieſes Wiſſen dennoch trügriſch wäre?
So trügriſch wie das erſte? Würd' ich ſäumen,
Da ſich zum andren Mal das Glück mir böte,
Es zu ergreifen und es feſtzuhalten? . . .

Es folgt der Nacht die junge Morgenröte —
Doch meinem Leben blühet noch das Licht,
Doch meinem Leben blühet noch der Tag
Und ſeines Schaffens ungemeſſ'ne Freude . . .
Noch darf ich meine Kraft im Kampf vergeuden,
Noch habe ich ein Recht auf rote Wunden,
Noch ſchierts mich nicht: Ob träge Abſeitsruh,
Ein Opfer der alltäglichſten Geſchichten,
Im erſten beſten Winkel ich gefunden,
Noch darf ich kühn auf „ſtilles Glück" verzichten!
Es zu ergreifen — ja! ich würde ſäumen —
Und dann auch: ſelbſt, wär' ich zu feig dazu:
Nein! Nein! Ich halt' nicht viel von reparierten Träumen . . .

München. Hermann Conradi.

Die Wacht an Heinrichs IV. Leiche.

I.

„Des Kaisers Leiche, noch im Tod gebannt,
Darf nicht begraben werden; ausgeschlossen
Ist sie für immer vom geweihten Land."
So spricht der fromme Klerus. — „Rings umflossen
Steigt in der Maas ein Eiland aus der Flut,
Da ist der Sarg fürs erste aufzustellen;
Ob er umstürmt von Winden und von Wellen,
Was kümmert's uns, wo der Verfehmte ruht!"
Rasch ist der Sarg von Holzwerk überdacht —
Wie niedrig sind des Kaiserschlosses Hallen! —
Am Sarge selber hält ein Mönch die Wacht,
Eintönig, trübe klingt sein betend Lallen.
Es eint sich leise mit der Wellen Sang,
Erstirbt dann wieder in des Sturmes Reigen,
Und wenn zur Nacht so Flut als Winde schweigen,
Tönt landwärts stetig jener Stimme Klang.

Aus heil'gem Lande zog am Pilgerstab
Der fremde Mönch vor wenig kurzen Wochen,
Nun kniet er willig an des Kaisers Grab,
Beim toten Herzen eines, das gebrochen!
Den Schwärmer nennet ihn der Mönche Chor,
Fährt ihn zum kargen Mahl das Bot zu Lande.
Ihn kümmert's nicht, ob wild die Flut auch brande,
Stets dringet sein Gebet zu Gott empor.
Nur oft, wenn aus den Psalmen ihm ein Wort
Die Seele trifft, wo kaum verharschte Wunden
Aufs neue bluten, niemals zu gesunden,
Da schrickt er jäh empor — doch neigt sofort
Das greise Haupt auf seine Hände sich.
Jetzt klinget leise murmelnd von der Bahre
Des Assaph Lied: Der Zeit gedenke ich,
Der alten Zeiten, Herr, der vor'gen Jahre.*)

„Mein Gott, mein Gott, was läßt Du mich allein,
Mit meiner Seele irrenden Gedanken,
Die ewig zwischen Höll' und Himmel schwanken
Und höhnend mich des ew'gen Todes zeih'n?
Dem Land der Gnaden, — doch nicht gnädig mir —
Bin ich entflohn auf schwachen Greisesfüßen
Und kniee, toter Kaiser, nun bei Dir,
Beim größten Elend meine Schuld zu büßen.
Du hast gelitten, und so litt auch ich —
Du fehltest — doch gesühnt ist Dein Vergehen,

*) Psalm 77.

Noch muß der Strafe ich entgegenſehen,
Ob meinem Haupte wölkt ſich's fürchterlich!

„Der alten Zeiten denk' ich — beten kann
Ich weiter nicht! Ich ſeh' das Weib, das bleiche,
Heraufbeſchwörend alter Tage Bann:
So ſei denn Beicht'ger mir des Kaiſers Leiche!

„Wir waren jung und ſie, ſie war auch ſchön,
Schön wie die Jungfrau in der Dorfkapelle,
Und ich, entronnen kaum der Schule Schwelle,
Ich glaubte ſie entſtammt aus ſel'gen Höhn.
Ein Abend war's, wo goldig klar und tief
Der Himmel durch die grünen Zweige ſchaute,
Im ſtillen Haine jeder Vogel ſchlief,
Ein linder Segen ſtill herniedertaute.
Wir ſtanden ſchweigend, innig Hand in Hand,
Von ferne her die Abendglocken ſchallten,
Sie löſte ihre Hand zum frommen Falten,
Das Haupt in Andacht niederwärts gewandt.
Ich ſah ſie an — des Prieſters volle Weihen,
Noch banden ſie mich nicht, es durfte ſein,
Zum Eheweibe durft' ich ſie noch freien!
Ich ſprach ein einzig Wort und ſie war mein!
„Und ſcheuſt Du, ſagt' ich, ſüßes Lieb, Dich nicht,
Des Prieſters Weib Dich aller Welt zu nennen?
Ob wir auch heilig unſre Liebe kennen,
Schon fällt die Welt ein höhnendes Gericht!"
„„Ich habe Gott mein Lieben vorgelegt,
Er zürnte nicht, ſprachſt Du, und kein Begehren
Hat in mir wider ihn ſich aufgeregt,
Drum glaub ich Ihm und glaub auch Deinen Lehren.
Wie in das Meer der Sonne Auge flammt,
So geb' ich Dir mein ganzes Sein und Weſen,
Du kannſt in mir zu jeder Stunde leſen
Und nur durch Dich ſei ich von Dir verdammt."

Es war ein Jahr, ich glaub' es jetzt noch kaum,
Daß ſolches Glück auf Erden ſei gefunden! —
Nun knie' am Sarg ich — alles war ein Traum,
Auch flog es hin wie wenig flücht'ge Stunden.
Ein Mägdlein hielt mein junges Weib im Arm,
Das lichte Haar umſpielt vom Morgenwinde,
Seh' ich am Rain ſie ſitzen mit dem Kinde,
Doch da begann ſchon meines Lebens Harm.
Fern aus dem Süden kam ein rauhes Wort:
Der Kleriker darf ird'ſche Lieb' nicht kennen,
Die Kirche ſei ihm Weib und Kind hinfort,
Der Prieſter Ehen eilends ſind zu trennen!
Da ſchwand in trübem Sinnen manche Nacht,

Was recht und gottgefällig mir erſchienen,
Das ſah mich an mit hohnverzerrten Mienen;
Doch ward nicht leicht das Opfer dargebracht!
Bleich ward die Wange, trüb der Augen Licht,
Unruhig ward und wechſelnd mein Gebahren,
Mein Weib ſah ſorgend mir in's Angeſicht!
Sie hat den Grund nur gar zu bald erfahren!
Rings trennten in dem Lande weit und breit
Der Prieſter Ehen ſich in ſtummem Jammer,
Es ſchloſſen meiſt ſich in des Kloſters Kammer
Die Seelen, die einander ſich geweiht.
Und einſt um eine ſtille Siedelei,
Wo ſonſt nur frommer Liederton erſchallte,
Erhob ſich wüſtes, lärmendes Geſchrei
Und Fäuſte ſah ich, drohend mir geballte!
„Das Weib heraus, das deinen Stand entehrt,
Heraus mit ihr, daß wir den Weg ihr weiſen!"
Schon fühlt' ich mir das Blut im Hirne kreiſen,
Und wieder rief es: „Einlaß uns gewährt!"
Hochaufgerichtet in dem Zimmer ſtand
Das arme Weib, mein kleines Kind im Arme,
Sie regte ſich, zur Thüre griff die Hand,
Sie wollte fügen ſich dem wilden Schwarme.
Ich aber riß ſie fort und rief hinaus:
„Ich habe hier und ich allein zu richten,
Zur Vesperglocke ſoll ſich alles ſchlichten —"
Und dumpfe Stille herrſchte um mein Haus.
Da wachten in mir alte Zweifel auf:
Der hundertſtimm'ge Ruf, des Volkes Stimme
War Gottes Urteil in gerechtem Grimme;
Verdiente Strafe nahm den ſchnellen Lauf.
Wir ſündigten — vor Gott und aller Welt!
Von Schuld und Glück unſelige Verkettung!
Ein Mittel gab es nur zu unſrer Rettung:
Ewig Getrenntſein! Nun, wie's Gott gefällt!
Doch ob die Monden und die Jahre gehn,
Vergeſſen werd' ich nie die bange Stunde,
Da ich ihr ſagte, was von uns geſchehn,
Als wir die Hand gereicht zum Ehebunde.
Sie ſprach kein Wort, — doch dies war fürchterlich —
Zur Thüre ſchritt ſie, unſer Kind am Herzen,
Doch hielt, ein offner Abgrund ew'ger Schmerzen,
Ihr Aug' auf meines feſt gerichtet ſich!
Und dieſer Blick, ſo gram- und vorwurfsſchwer,
Der mich in jener Stunde hat getroffen,
Nicht nur auf Erden ſtirbt er jemals mehr —
Auch drüben kann ich kein Vergeſſen hoffen!
Wohin ſie zog, erfahren konnt' ich's nicht,
Doch Ruhe fand ich nicht, da ſie entſchwunden, —

Was ich gelitten hab' ſeit jenen Stunden,
Es mildert, Herr, vielleicht Dein letzt Gericht!
Sie ruht wohl lange ſchon im engen Schrein,
Es ſtrafte mild der Richter ihr Verirren,
Allein das Kind — es war noch gar ſo klein,
O wie die Sinne ſich in mir verwirren! —
Oft ſchrei' ich auf in wilder Raſerei,
Nach Weib und Kind breit' ich die müden Arme,
Dann wieder ſag' ich mir in tiefem Harme,
Daß eitel Sünde nur mein Sehnen ſei!
Und dennoch beugen kann ich nicht den Sinn,
Die Herzen, die in jener Zeit gebrochen,
Sie ſagen: unrecht hat der Papſt geſprochen —
So bin ich denn geworden, was ich bin!
Von Angſt und Zweifel ewig umgejagt
Bin ich gewallt zu allen heilgen Stätten,
Doch ſei das todesſchwere Wort geſagt:
Ich konnt' in Frieden nie zum Schlaf mich betten.
Und knie' ich hier im brünſtigſten Gebet,
So hör' ich doch ein leiſes Hohngelächter;
Ich fühle, daß, ein unſichtbarer Wächter,
An meiner Seite längſt der Wahnſinn ſteht.
Gebeichtet hätt' ich; doch Abſolution
Kannſt Du, o Toter, nimmer mir verſchaffen,
Im Oſten graut ein trüber Morgen ſchon,
Zum Beten will ich mich zuſammenraffen.

II.

Die Tage ziehn in ewig gleichem Lauf,
Am Sarge kniet der Mönch in ſich verſunken,
Aus ſeinem Auge ſprühen irre Funken,
In wilder Angſt ſtöhnt er zum Himmel auf.
„Du Geiſt des Toten, dem mein Beten gilt,
Das grauenvolle Leid, das mir geſchehen,
Das Elend, das in meiner Seele ſchwillt,
Du kannſt es nur und doch nicht ganz verſtehn.
Du haſt ein Obdach für Dein Haupt geſucht,
Dein Herz war müde, weil der Kinder Haſſen
Hinaus Dich ſtieß, doch kannſt Du dieſes faſſen?
Mich hat mein Kind, mein einzig Kind, verflucht!
Ich fand es wieder — o, daß ich es fand!
Die Sonne ſchien in Mittagshitze nieder,
Da führte mich das ſchwanke Boot ans Land,
Zum Kloſter trugen mich die alten Glieder,
Schon ſtieg mein Fuß den Kloſterberg hinan,
Als wilder Jubel an das Ohr mir gellte.
In Eile richtete die leichten Zelte

Ein fahrend Volk auf grünem Wieſenplan.
Ein luſtig Treiben, derber Lieder Klang
Entſpann ſich bald, doch kann ich nicht beſchreiben,
Was mich auf einmal nach dem Platze zwang,
Ich mußte ſehen jenes bunte Treiben.
Am wild'ſten ſprang an eines Burſchen Arm
Ein junges Weib im armen Flitterkleide,
Doch ſtieß ſie jäh den Tänzer von der Seite,
Und keuchend trat ſie aus dem tollen Schwarm.
Und wie ſie ſo das Haupt zur Seite wandte,
Ein wenig nur, daß kaum die Haare flogen,
Da fühlt' ich, wie das Herz in mir entbrannte,
In ihre Nähe fühlt' ich mich gezogen.
Und da, o ſeltſam, unbegreiflich Grau'n —
Dies war mein Weib, mein Weib in jungen Jahren,
Ihr Wangenrund umwallt von blonden Haaren,
Und doch verändert mußt' ich ſie erſchau'n!
Auf dieſen Wangen blich ſchon längſt die Scham,
Von dieſen Lippen leichte Rede ſchwirrte,
Doch las ich auf der Stirn geheimen Gram,
Ein bittres Lächeln ihren Mund umirrte!
Ich ſah ſie an, ſie wandte ſich zu mir,
Sah mein Gewand — und aus des Auges Gluten
Ein wildes Feuer flog, als ob in mir
Verborgne Gründe ew'ger Schande ruhten.
Ich blickte ſtarr ſie an — doch totenſtumm,
An ihrem Hals hing gülden ein Geſchmeide —
Das trug mein Weib an ſeinem Hochzeitskleide —
Verachtend wandte ſich *mein Kind* dann um!
Ins Kloſter floh ich da in wilder Haſt,
Anſtatt zum Mahle ging ich zur Kapelle —
Beim Beten fand ich weder Ruh' noch Raſt,
Ob ich auch wund mich kniete an der Schwelle.
Und als der Nebel aus dem Thale ſtieg,
Schlug ich den Pfad ein, der zum Plane führte,
Ich *mußte* ſprechen ſie, doch in mir ſchnürte
Das Herz ſich zu, zum Tode war ich ſiech!
Am Kreuzweg ſteht ein altes Heilandsbild,
Ich ſchritt vorbei, das Haupt in Weh verſenket,
Da hört' ich Worte ſchauerlich und wild! —
Mein Kind ſtand dort, in grimm'gem Trotz verſchränket
Die Arme auf der Bruſt, ſah ſie empor
Verzweiflungsſtarr, ſie hörte nicht mein Kommen,
Mit kurzem Atem, keuchend und beklommen,
Stieß ſie gebrochen jedes Wort hervor.
„„Der Du die Arme ſuchend ausgeſpannt
Am Kreuze hängſt mit liebender Geberde,
Haſt Du da droben *einmal* mich erkannt,
Wenn je Du noch herniederblickſt zur Erde?

Doch meine Schande sagt ein gellend Nein,
Und tausendmal ein Nein! spricht meine Sünde;
Ja, wenn ich noch etwas von Reu' verstünde,
So glaubt' ich wohl da droben an Verzeih'n!
Reut mich ein Leben nichtgewollter Schuld?
Ich lebte so — doch war es um zu sterben!
Und oft verlor im Rausch ich die Geduld,
Daß man so lange braucht, um zu verderben!
Die wunde Brust, sie wird gar bald nun frei,
Und wenn sie mir ein elend Grab bereiten,
Soll in das Ohr von Deinen Gottgeweihten
Noch furchtbar gellen meiner Seele Schrei!
In meinem Busen ist ein großes Grab,
Drin liegt im Sarg mein Glauben und Vertrauen,
Kein Ruf, kein Beten dringet da hinab,
Doch steiget aus der Gruft ein höhnend Grauen!" "
Sie schlug die Hände vor das Angesicht,
Da bin ich eilend zu ihr hingetreten:
„Du armes Weib, zusammen laß uns beten,
Das Schrei'n der Armen, Gott verschmäht es nicht!"
Und das Gebet, das für mich ohne Kraft,
Wie ist es brünstig meinem Mund entglitten!
Doch hatte sie sich meinem Arm entrafft
Und hörte mit Verachten auf mein Bitten.
„„Was willst Du Priester? Steig zum Berg hinan!
Im Kloster melde meine Lästerworte!
Was säumest Du? dort winkt Dir ja die Pforte,
Dann bin ich bald in Milde abgethan."" —
„Ich will Dich trösten." — „„Priester, keinen Spott!
Du kannst den Andern schöne Worte machen,
Und glaubte Deinem Lügen selbst ein Gott,
Ich würde doch Dich kennen und verlachen!
Und beugte sich vor euch die ganze Welt,
Nun, ich allein, ich trotze Deinem Segen."" —
„Weib, nicht als Priester komm' ich Dir entgegen,
Du weißt es nicht, was mir die Seele schwellt,
O hör mich an!" — „„Und weißt Du, wer ich bin?
Bin eines Priesters Kind — und bin verlassen!
Elend und sündig! — Weißt Du, wer ich bin?
Sie werden's bald Dir sagen in den Gassen!
Von meiner Unschuld, meiner Jugendzeit,
Ist nur der Mutter Kleinod mir geblieben, —
Und der sie einst aus seinem Arm getrieben,
Sie hat im Tode noch ihn benedeit!
Ich kann es nicht! Der Mutter Todesqual,
Mein Herz, sobald in eklen Staub gezogen,
Mein ew'ges Elend rufen allzumal!
Um meine Seligkeit bin ich betrogen!
Wer hat nicht wegzuwenden sich gesucht,

Wenn meiner Herkunft Schande er erfahren?
Und ſtänd' er hier, der Mann in grauen Haaren,
Wär' er von mir und ich mit ihm verflucht!"" —
„Mein Kind, mein Kind!" — Ich ſchrie's in Schreckensdrang,
Da ſah ſie ſtarr mich an, wie fiebertrunken,
Wahnſinn'ges Lachen jäh ſich ihr entrang,
Und leblos war zu Boden ſie geſunken.
Doch plötzlich hatte ſie ſich aufgerafft,
Eh' ich die Sinne wieder konnte faſſen,
Enteilte ſie mit letzter Lebenskraft —
Auf ödem Wege fand ich mich verlaſſen!
Wie ich zurückgekommen weiß ich nicht,
Doch ſchüttelt's mich, daß einſt am jüngſten Tage
Mein einzig Kind zu fürchterlicher Klage
Die Hand erhebt zu meinem Endgericht!
Und fern im Morgen ſtieg das Licht empor,
Da — an dem Strand ein traurig Glockenläuten,
Dazu ein dumpfer Sang und Leichenchor;
Der Mönch erbebt, was ſoll der Klang bedeuten?
Es trieb ihn hin in ungewohnter Haſt:
Im ſchlichten Sarg zu langer Ruh' gebettet,
Des Haares wilde Stränge ſanft geglättet,
Da lag ſein Kind in ſtiller Todesraſt.
Nie wieder je dies bange Herze ſchlug,
Das ſich in Todesqualen ausgeblutet,
Auf ihrem Antlitz lag ein Friedenszug,
Die Stirne war vom Morgenrot umflutet,
So ſpricht nicht der Verdammten Angeſicht!
Der Mönch warf ſich gebrochen an die Bahre,
Der ält'ſte Fahrende im grauen Haare
Sprach zu ihm leiſe: „Bruder, weinet nicht!
Als ſie ins Zelt zurückkam, letzte Nacht, —
Sie ſchweifte, wie ſie pflegte, auf der Haide —
Da haben treulich wir bei ihr gewacht,
Als ſie gekämpft mit grauſ'gem Todesleide.
Geſpenſt'ge Bilder der Vergangenheit
Sah ſie im Fieber drohend ſie umringen,
Dann ward ſie ſtiller, und die Ewigkeit
Hat über ſie gebreitet ihre Schwingen.
Und einmal hob ihr ſchwacher Leib ſich noch,
Als ob erneute Kraft ſie in ſich trüge,
Ein reines Lächeln flog um ihre Züge,
Und leiſe ſprach ſie: „„Und ich ſeg'n ihn doch!""
Da brach der Mönch zuſammen, ſchluchzte laut
Und küßte weinend ſeines Kindes Wangen,
Und als ihr Leib der Erde anvertraut,
Da iſt er ſtill zur Maas hinab gegangen.
Zum ſtillen Eiland nahm er ſeine Fahrt,
Und eine Nacht noch hat er dort geſungen,

Noch iſt ſo innig nie ſein Pſalm erklungen,
Seit in dem Strom der Kaiſer aufgebahrt!
Und ſegnend ob dem Sarg lag ſeine Hand:
„Ich brauche fürder nicht für Dich zu beten,
Du biſt beim Eintritt in der Sel'gen Land
Vor einen milden Richterſtuhl getreten.
Und der mein Kind die Ruhe finden ließ,
Er ruft auch mich, wenn einſt ich ausgerungen
Und nun mein Herz, das irrende, geſprungen,
Wie einſt den Schächer in das Paradies!"
Dann zog er fort. Wohin? Sie wußten's nicht.
Dem Kloſter blieb er und der Welt verborgen,
Doch findet wohl den Weg des Himmels Licht
Zu ſeinem einſt'gen Auferſtehungsmorgen!

Leipzig. Jeanne Bertha Semmig.

Xenien.

Von Ernſt Ziel.

(Kannſtatt.)

Die Welt iſt wahrhaftig die reine Pracht —:
Hier unten Hader, dort oben Nacht!
Hier unten auf Erden iſt nichts als Kampf
Und Zungengezeter und Schlachtengeſtampf;
Frißt doch ringsum mit Haut und Haaren
In Scharen ach! und aber Scharen
Erbaulich einander das liebe Vieh.
Blind wütet der Krieg, die Klauen erhoben,
Vom Menſchen abwärts bis zu den Mikroben
Und macht das Leben zur Parodie,
Und was ſich nicht meiden möchte und miſſen,
Wird grauſam von einander geriſſen
Und weiß nicht wann und weiß nicht wie.
Und oben, ihr Herren? Oben, ja oben
Hängt eures Jenſeits Schleier. Noch nie
Hat ihn die Weisheit der Weiſen gehoben.
Und faß' ich's zuſammen, ſo frag' ich: Wie?
Blut deckt die Tiefen und Nacht die Höhn —
Wie darf da mit großem Redegetön,
Wie darf da eure Philoſophie
Eine Welt, die ſchlecht iſt von unten bis oben,
Noch als der Welten „beſte" loben?

*

Nichtſein erkauft mit eines Lebens Schweiße?
Zum Himmel lodern und im Staub verglühen?

Zu kalter Gruft ſo ſonnenheiße Reiſe
Und um ein bischen Schlaf ſo langes Mühen?
Woran das Herz mit Andacht hängt und Bangen,
Begeiſt'rung für der Seele höchſte Güter —
Verbleichen wird es mit dem Rot der Wangen?
Und was gebaut die edelſten Gemüther,
Die über die bedürft'ge Erde wallen,
Auch das, auch das wird einſt in Schutt zerfallen
Und weiſ'rer Enkel prahleriſch Gelächter
Wehn übers Grab verſunkener Geſchlechter?
Was lohnt es ſich, ſolch' Leben zu ertragen,
Sich gegen Niedres flammend zu erheben,
Um Luſt zu jauchzen und um Leid zu klagen?
Ach! Fragen ſind es, die in unſer Leben
Zerfleiſchend wie mit Geierklauen greifen
Und ſcheuen Fluges mit den düſtern Flügeln
Uns das gedankenmüde Haupt umſchweifen.
Iſt doch ins Jenſeits uns der Blick verhangen,
Wie ſchwer wir auch den Wunſch des Schauens zügeln;
Denn unſer Weggenoſſe heißt Verlangen,
Verzicht das Gut, das wir am Ziel erwerben.
Dein tiefes Wort hör' ich auf allen Wegen,
O Sophokles: Gut iſt es, früh zu ſterben,
Doch nie geboren ſein, iſt höchſter Segen.

*

In die Welt bin ich gekommen
Ungefragt,
Werde einſt hinweggenommen
Ungefragt,
Soll nun zwiſchen dieſen beiden
„Ungefragt"
Wenig hoffen, vieles leiden,
Bis ich einſt in anderm Licht
Ewig, wie die Kirche ſpricht,
Werde ungefragt zuletzt
In persona fortgeſetzt?
Ich, ein Wurm voll Not und Pein,
Und dazu noch ewig? Nein!
Dieſes letzte „Ungefragt",
Das euch ſchmeichelt und behagt,
Mir macht's die Tragödie ſchnöde —
Lieber wär' ich kein Tragöde.

Der rote Baroche.

Ein Charakterkopf aus dem französischen Parlament.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Ein ehemaliger Lehrer und Sohn eines Lehrers. Es war zur Zeit des liberalen Pharisäertums der Julimonarchie. Die mundfertigen Freiheitshelden schwärmten für Versöhnungs-Ministerien und ersannen tausend Schliche, um selbst in einem solchen zu figurieren.

Man suchte die Wandelbarkeit der Grundsätze dem gutmütigen, loyalen Volke für Unabhängigkeit des Charakters aufzubinden; man tanzte bald auf dem rechten, bald auf dem linken Bein und gab sich alle erdenkliche Mühe, um die Vorteile der Unterwürfigkeit und die Ehren der Unabhängigkeit zugleich zu genießen. Die Verstellungskünstler galten Oben als die besten Parlamentarier.

„Von Zeit zu Zeit machten sie dem Ministerium Opposition, aber so liebreich, daß dasselbe wie ein umgekehrter Pyrrhus sagen konnte: Noch einmal eine solche Niederlage und wir haben gesiegt!“

Von einem flotten Deputierten dieser Sorte, dem rechtsgelehrten Dupin, der einen ungeheuren Einfluß auf die Geschicke seiner Wähler hatte, meldet die damalige Flugschriften-Litteratur wunderbar erbauliche Dinge. Einer seiner Wähler, dem das Herz auf dem rechten Fleck und die unbestechliche Bürgertugend treue Genossin geblieben war, schrieb an den ehrenwerten Parlamentarier:

„Ihr Schutz hat jede edle Gesinnung in seinem Schatten erstickt. Unsere jungen Leute sind im zwanzigsten Jahre zu berechnenden Greisen geworden. Wir haben uns gewöhnt, keinen politischen Akt zu vollziehen, ohne uns vorher zu fragen, was Sie, das öffentliche Gewissen des Bezirks, dazu sagen würden. Die Furcht, Ihren Unwillen und die Hoffnung, Ihr Wohlgefallen zu verdienen, ist seit zehn Jahren unsere einzige Richtschnur. Sie haben den verderblichsten Geist der Selbstsucht und der Ränkelust unter uns großgezogen. Aus unseren ehrlichen dicken Nullen haben Sie Staatsschmarotzer und Stellenjäger gemacht. Man ließ Dummköpfe studieren, um sie durch Sie versorgen zu lassen; man heiratete die Töchter Ihrer Bedienten, um Ihre Protektion als Mitgift zu erhalten. Ihre Empfehlung galt statt erworbener Rechte und ersetzte Tugend und Tüchtigkeit. Die Redlichkeit, welche ohne Ihre Empfehlung erschien, war ein Fremdling im Orte, das Talent, das Sie nicht auf den Leuchter pflanzten,

erstickte. Sie wurden als die Vorsehung des Bezirks betrachtet. Nächstens hätte man Sie um Regen und Sonnenschein angegangen, und wenn Sie in der Kirche von Clamecy einen Altar gewünscht hätten, der Gemeinderat hätte Ihnen flugs zwei errichtet . . . "

Der aufmerksame Leser erkennt an dieser kleinen Probe sofort, daß er nicht einen vulgären Schmähbriefschreiber vor sich hat, sondern einen jener klassischen Pamphletisten, wie sie unter politisch und human gebildeten Völkern von lebhaftem Freiheitssinn in schicksalsmächtigen Wendepunkten des Staatslebens erstehen. Und in der That, der arme Provinzlitterat Claude Tillier verdient als politischer Satyriker einen Ehrenplatz neben dem gefeierten Paul Louis Courrier. Geboren im Jahre 1801, sah er sein leistungsfähiges Mannesalter in eine der verworrensten und unlautersten Perioden der französischen Monarchenpolitik fallen, die über den mündig gewordenen Volksgeist hinweg sich auf den Trümmern der Revolution und des ersten Kaiserreichs wieder häuslich einzurichten und die legitimistischen Erbtümer komfortable zu restaurieren suchte. Claude Tillier war Journalist, Pamphletist, Romancier — und eine zeitlang um des lieben täglichen Brotes willen sogar Schulmeister, und das alles weit ab von Paris, mitten in der Provinz, die damals als besonderes Tummelfeld für die politischen Ausbeuter alle erdenkliche Unbill über sich ergehen lassen mußte. Als Publizist wie als Lehrer hatte er in seiner ländlichen Vereinsamung einen schauerlich harten Stand wider den siegestrunkenen Bund von Junkern, Pfaffen und deren interessierte Gefolgschaft. Gegen den Clerus, der gar schwer auf das französische Landvolk, auf Schule und Familie drückte, führte der unerschrockene Claude Tillier die wuchtigsten und glänzendsten Streiche. Sein Mut und sein litterarisches Rüstzeug sind gleich bewundernswert.

. . . . „Wer von uns beiden," ruft er in einem seiner Pamphlete aus, „wer von uns beiden verdient sein Brot ehrlicher, ihr Bischöfe oder wir Schulmeister? Wir stecken vom Morgen bis zum Abend in einem Rudel Kinder, welche wie eine Meute kläffen, und quälen uns, um die schwerfällige, verrostete Maschine, die man Schule nennt, in Gang zu halten, wir ermüden uns wie der Holzhacker, der seinen Keil in einen Klotz treibt, um Buchstaben und Silben in die harten Kinderköpfe zu keilen und setzen unsere Lunge daran, langweilige Erklärungen hundertmal wiederzukauen. Der arme Wegmacher kann seine Haue einen Augenblick ruhen lassen, um einem vorübergehenden guten Freund die Hand zu drücken; der Maurer auf seinem Gerüste dreht den Kopf nach der Gasse und grüßt ein hübsches Mädchen, welches freundlich zurückgrüßt. Der Schlosser, während er den

Blasbalg auf- und niederzieht, träumt von seiner Heimat und vom Tage des Wiedersehens; der Schneider, der seinen Rock näht, findet in einer Falte des Tuches ein lustiges Lied, das er wieder und wieder erklingen läßt . . . Aber wir, wir müssen unsern Kopf bewachen, wie eine Schildwache ihren Platz; wir müssen jeden Traum, jede Erinnerung, jeden Wunsch unerbittlich abweisen; wir müssen sehen und sprechen zugleich, diesen bändigen, jenen anspornen, hier die Ordnung wahren, dort den Fleiß erwecken, kurz wir müssen die Arbeit thun von dreien. Manche von uns haben glänzende Fähigkeiten, aber wenn sich ihr Geist in höhere Regionen aufschwingen will, müssen wir seine Flügel an den Katheder nageln; sie haben ein goldenes Werkzeug und müssen Steine damit klopfen. Und Ihr, Ihr Herren Bischöfe, was thut Ihr inzwischen? Ihr predigt auf einer Kanzel, Ihr spaziert als kleine Herrgötter unter einem Baldachin, Ihr laßt Euch von Leviten beräuchern, oder Ihr verbannt gar einen alten Pfarrer aus seinem befreundeten Sprengel. Für dieses harte Stück Arbeit zahlt Euch die Regierung zehntausend Francs per Jahr; aber Ihr seid nicht die Leute, die sich mit so wenigem begnügen. Ihr macht jedes Jahr eine Reise und wenn Ihr fünfzig Stunden weit gefahren seid, kehrt Ihr ermattet und erschöpft in Euren Palast zurück und verlangt zweitausend Francs Reisediäten. Ach, wie viele von uns wären überglücklich, wenn sie die Hälfte von dem und für die saure Arbeit eines ganzen Jahres bekämen, was Ihr doppelt bekommt und für acht Tage Frühstücken, Mittagessen und durch Triumphpforten-Gehen!

„Wollt Ihr etwa behaupten, Euren Fähigkeiten gebühre die größere Belohnung? Wer sagt Euch denn, daß zu einem Bischof mehr Verstand gehört, als zu einem Schulmeister? Ein guter Lehrer muß alles wissen, sogar ein wenig Theologie; aber ein Bischof — was weiß der *außer* seiner Theologie, die er oft schlecht weiß? Glaubt Ihr, ehrlich gestanden, ich könnte nicht auch heilige Öle reichen; aber die Frage ist, ob Ihr mit meinen Logarithmen rechnen könntet? . . . Oder wollt Ihr gar behaupten, die Höhe Eures Gehaltes richte sich nach der Höhe Eurer Nützlichkeit? Das wäre eine arge Selbsttäuschung. Die Diözese war vier Monate lang ohne Bischof und kein Mensch merkte etwas davon. Die Glocken läuteten, die Messen wurden gelesen; es war nur ein Priester weniger in der Stadt: jetzt ist die neue Eminenz endlich da und es ist ein Priester mehr in der Stadt. Das ist alles. Aber wenn die Diözese vier Monate lang ohne Schulmeister wäre, glaubt Ihr, das wäre gerade so? Werft uns also nicht wieder vor, daß wir Unterricht geben, um Geld zu verdienen; Ihr seht, daß wir im stande sind, Euch zu antworten . . ."

Besser als irgend eine ausländische Feder es vermöchte, giebt uns hier der eingeborene, vom reinsten Patriotismus erfüllte Bürger-Censor die Stimmung wieder, welche damals alle guten Geister angesichts der reaktionären Wirtschaft beherrschte. Wir haben dadurch ein sicheres Gefühl von den demokratischen Triebkräften einer Zeit gewonnen, in welche die leid- und kampfvolle Jugend des Deputierten fiel, dessen Lebensgang wir nun genauer betrachten wollen. Ein treuer Streiter für die heilige Volkssache, verdient er auch jenseits der Grenzpfähle die sympathische Teilnahme Aller, welche in einer freiheitlichen Gestaltung des Volkslebens, in der Losbindung und Nutzbarmachung aller gesunden sozialen Kräfte die vornehmste Aufgabe der modernen Politik erkennen. Dazu kommt noch, daß sich in dem Leben und Streben Barodet's der eigentümliche Charakter des französischen Demokraten sehr interessant ausspricht.

Wir erblicken in der That in diesem Pariser Deputierten nicht bloß eine starke Persönlichkeit, einen Mann aus eigner Kraft, der sich durch Geist, Charakter und unablässige Arbeit hervorgethan und aus armen Verhältnissen zu einem der populärsten Vertreter des demokratischen Gedankens emporgerungen hat, sondern zugleich einen Typus, der uns den Schlüssel zum Verständnis einer ganzen Gattung von französischen Volksmännern bietet.

Barodet wurde im Jahre 1823 in dem Dörflein Sermesse im Departement Saône-et-Loire geboren, wo sein Vater die Stelle eines Schullehrers bekleidete. „Wen die Götter hassen, den machen sie zum Schulmeister!" hat ein alter Poet versichert. Und gewiß, wenn man das Martyrologium der Volksbildner durch den Wechsel der Zeiten, der Regierungen und schulischen Systeme verfolgt, möchte man glauben, es hafte etwas wie Götterfluch an den einer ewigen Misère geweihten Sendboten der Jugendbildung. Man preist sie als die Lichtbringer — und schmiedet sie gelassen an den Felsen der inneren und äußeren Not, das Prometheische Schicksal! Man lobt sie nach glücklichen Schlachten als Siegbringer — und die Feldherrn stecken die Dotationen in die Tasche!

„Der Schullehrer ist der geborene Revolutionär", schrie der selige Thiers und schnitt ein vergnügtes Gesicht, als er dieses gefährliche Staatselement durch die klerikale Aufsicht luftdicht eingekapselt wußte.

„Mein Junge soll es einst besser haben, als ich," sprach der alte Barodet bei sich selbst und schwur, keinen Lehrer aus ihm zu machen. Es war ein Hunger- und Kummerdasein in der elenden Schulhütte zu Sermesse. Was sollte aus dem aufgeweckten, intelligenten Knaben werden? Ohne Geld, ohne Protektion, von Gott und der Welt verlassen in dem öden Landnest — das Problem war schwierig. Man bedenke, es

war vor sechzig Jahren; die leichte Verbindung mit den großen, hilfreichen Kulturzentren gehörte damals noch in das Reich der Träume. Allgegenwärtig war nur die Kirche. Es wurde beschlossen, aus dem kleinen Désiré einen Priester zu machen; dazu reichten die elterlichen Sparpfennige aus. Der katholische Geistliche hat eine immense Karrière vor sich, bis hinauf zur dreifachen Krone, bis zum heiligen Pantoffel, den Kaiser und Könige küssen! Papa Barodet wollte sich in seinem geistlichen Sohne an dem unbarmherzigen Schicksale rächen. Sein Sprößling sollte reichbesetzte Tafeln, üppige Spenden, demütige Verehrung, Macht und Einfluß in den Familien, vielleicht im Rate der Großen, die oft vor dem Priester so klein sind, gewinnen! Der Alte war wie berauscht, wenn er sich den hübschen, geistvollen Knaben betrachtete; er vergaß einen Augenblick sein Schulelend, in den Zukunftsbildern schwelgend, die ihm sein geliebtes Kind vor goldstrotzenden Altären, umflossen von Kerzenglanz und Weihrauchduft zeigten, die Herrschaft über die Seelen, die kostbaren Kultusgewänder — und eine auskömmliche, vielleicht eine glänzende Besoldung!

Der Ortsgeistliche gab dem Knaben den vorbereitenden lateinischen Unterricht. Die Familie legte sich die allergrößten Opfer auf, um den Priesterlehrling mit der nötigen Kleidung und Wäsche auszurüsten und ihn nach Autun in das Klerikalseminar zu befördern. Nun wird Alles gut werden, dachten die armen Eltern, und es fiel ihnen ein Stein vom Herzen, als sich die Thür der Studienanstalt hinter ihrem Kinde geschlossen hatte.

„Schickt uns Holz, und wir werden Pfeile daraus schnitzen!“ rief einst Calvin seinen Gläubigen zu, als er seine reformierte Predigerschule in Genf errichtet hatte. Die Lehrherren in Autun mußten jedoch bald gewahr werden, daß der junge Barodet nicht von dem Holze sei, aus dem sich die echten klerikalen Pfeile schnitzen lassen. Zwar war der Jüngling überaus begabt und sein Fleiß ließ nichts zu wünschen übrig, allein sein Wille zeigte sich von einem eigentümlichen knorrigen Wuchs, der den scharfprüfenden Obern auf die Dauer durchaus nicht gefallen wollte. Désiré selbst wurde sich bald darüber klar, daß ihm zum Kleriker der innere Beruf fehle. Der religiöse Zwang, die mechanischen Andachtsübungen widerstrebten seinem Geiste und empörten sein Gemüt, der frömmelnde Umgangston, die heuchlerischen Allüren der Professoren und Mitschüler verletzten seinen offenen, geraden Sinn, — kein Zweifel, er befand sich auf einem falschen Wege. Die schwarze Livrée, die Uniform geistiger Knechtschaft, drückte ihn wie der Bleimantel die Verdammten in Dantes Hölle. Die armen Eltern und ihre zerstörten Hoffnungen! Keine kindliche Rücksicht half, er war sich und seinen Eltern die Wahrheit schuldig. Er floh aus

der Prieſterſchule, pilgerte nach Macon und ließ ſich in das dortige Lehrerſeminar aufnehmen. Dem sacrifizio dell' intelletto entronnen, zeichnete er ſich vor allen Schülern aus und machte ein glänzendes Abgangsexamen.

Zurückgeſchnellt auf die dornenvolle Bahn, von der ihn ſein ängſtlich ſorgender Vater entfernen gewollt, nahm der einundzwanzigjährige Lehramtskandidat eine Stelle an einer Dorfſchule im Jura an. Um ſich der Vereinſamung zu entreißen, vermählte er ſich bald darauf mit einer ſchmucken Tochter des Landes. Außer ihren weiblichen Tugenden brachte ſie zwar keine nennenswerte Mitgift ins Haus, aber giebt es köſtlicheres hienieden als friſche, fröhliche Jugend und ein treues Herz? Madame Barodet war eine tapfere Frau, einigen Sinnes mit ihrem ſtrebſamen Manne, der ſeine freie Zeit zur Erweiterung ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung nützend, im Hauſe die ſtillen Freuden fand, die ſelbſt über ärmliche Verhältniſſe einen wonnigen Zauber verbreiten. Er ſtudierte Geſchichte, Philoſophie, nahm die Werke Rouſſeaus gründlich durch, machte die Bekanntſchaft Proudhons, des ſozialiſtiſchen Abſtraktions-Wüterichs, und lauſchte den Zeitſtimmen, die aus der gährenden Hauptſtadt bis an die Berge des Jura ſchlugen. Gegen 1847 übernahm er einen Lehrerpoſten in ſeinem heimatlichen Departement. Die politiſche Bewegung wurde lebhafter, die Unzufriedenheit mit dem Königtum wuchs und ſelbſt die ländliche Bevölkerung begann die Ohren zu ſpitzen und die Wetterzeichen zu erforſchen, die einen neuen Umſchwung der Dinge zu verkünden ſchienen. Man trat zuſammen, beratſchlagte, am Feierabend bildeten ſich Gruppen vor den Häuſern, der junge Lehrer bekam mehr und mehr Fühlung mit den Bauern, er legte ihnen die Zeitungen aus und ehe er ſich deſſen verſah, war er zum Mittelpunkt einer republikaniſchen Propaganda geworden, die von der hohen Obrigkeit mit ſcheelen Augen betrachtet wurde. Dieſelbe hatte jedoch kaum Zeit, ſich auf ein disziplinares Verfahren zu beſinnen, als der Revolutionsſturm losbrach und das Königtum und ſeinen offiziellen Anhang hinwegfegte. Nun war es dem Volksſchullehrer geſtattet, öffentlich und ſyſtematiſch ſeiner Gemeinde zu verkünden, was er ſeither nur in gelegentlichen Unterhaltungen vortragen durfte. Er organiſierte einen politiſchen Abend-Kurſus in ſeiner Schule, um die erwachſene Bevölkerung mit den republikaniſchen Einrichtungen vertraut zu machen und das Bürgertum methodiſch in ſeine Rechte und Pflichten einzuführen. Bald jedoch wurde dieſem begeiſterten Apoſtolat ein Ende gemacht. Die neuen Inhaber der Staatsgewalt waren nicht gewillt, die bäuerliche Aufklärung in dieſem Sinne Boden gewinnen zu laſſen. Der Abend-Kurſus des Lehrers Barodet wurde verboten und dieſer ſelbſt einige Zeit hernach

— Juni 1849 — seiner Stelle entsetzt. Arm wie er in die Gemeinde gekommen war, zog er mit seiner Frau und seinen drei Kindern von dannen, begleitet von den Segenswünschen seiner Schüler und Mitbürger. Der Schlag war hart. Er entmutigte zwar den Betroffenen nicht, verschärfte aber dessen Haß gegen die monarchisch-klerikale Vergewaltigungspolitik, die selbst unter revolutionärer Firma ihre freiheitsmörderischen Unternehmungen fortsetzte. Seine demokratischen Prinzipien hatten die Weihe der Verfolgung erhalten.

Barodet ließ sich in dem Städtchen Cuisery nieder und suchte dort eine Privatschule (Ecole libre) zu gründen. Der ausgezeichnete Ruf, der dem Schulmann vorausgegangen, führte ihm trotz aller Schwierigkeiten, die ihm von der Polizei bereitet wurden, bald eine ansehnliche Zahl Schüler zu. Die Befehdungen von Seite der klerikalen Reaktion dauerten jedoch fort, umsomehr, als der freisinnige Bürger sich geweigert hatte, sein jüngst geborenes Kind durch das Sakrament der Taufe in den Schoß der Kirche aufnehmen zu lassen. Er wollte nichts mehr von den jenseitigen Segnungen einer Kirche wissen, deren Sachwalter seiner Familie das kärgliche Stück Schulbrot entrissen hatten. Demokrat in weltlichen Dingen, hatten ihn die bitteren Erfahrungen in seinen philosophischen Anschauungen vom Wesen der religiösen Dinge bestätigt und den einstigen Gläubigen in einen überzeugten Freidenker verwandelt. Mitten in seinen schulischen Arbeiten und Studien, die ihm einerseits den nötigen Erwerb, andererseits das Gleichgewicht der Stimmung sicherten, traf ihn die Nachricht vom Staatsstreich Bonapartes wie ein Donnerschlag. Frau und Kinder zitterten für die Freiheit des Ernährers. Waren doch seine republikanischen Gesinnungen, seine intimen Beziehungen zu den Häuptern der demokratischen Propaganda in der Provinz nur zu wohlbekannt, als daß sein Name auf der Proskriptionsliste hätte fehlen können! In der That wurde ein Haftbefehl wider ihn erlassen und nur der eifrigen Verwendung der Gemeindebehörde war es zu verdanken, daß er wieder zurückgezogen wurde. Doch konnte nicht verhindert werden, daß die Schergen des Kaisers in seine Wohnung drangen, seine Papiere durchsuchten und seine Korrespondenz mit Beschlag belegten. Monate schwerer Prüfung folgten. Nicht nur ging die Schule bergab, sondern die Gesinnungsgenossen mußten sich besteuern, um den Opfern des Staatsstreichs teils die Flucht zu ermöglichen, teils die zurückgebliebenen Familien der Verbannten zu unterhalten. Barodet wanderte oft Nächte lang durch Wälder und Felder, um einen Flüchtling über die Schweizer Grenze zu geleiten. Die Not zwang ihn endlich, seine Schule zu schließen und eine Haus-

lehrerstelle bei einem begüterten und der Volkssache freundlich gesinnten Fabrikanten anzunehmen. Diese Beschäftigung dauerte vier Jahre. Die nahe Berührung mit dem Geschäftsleben gab seinen Plänen eine neue Richtung. Er sagte dem undankbaren Lehrberufe, der seine Familie fast an den Bettelstab gebracht hatte, Valet und zog nach Lyon, wo er, dreiunddreißigjährig, zuerst als Rechnungsführer bei dem Maschinenfabrikanten Combes, dann als Hilfsarbeiter in verschiedenen kommerziellen Bureaux seine bürgerliche Unabhängigkeit und die nötigen Mittel gewann, seinen Kindern eine tüchtige Erziehung angedeihen zu lassen. Gegen 1857 gründete er mit einem Associé selbst eine Fabrik, ein Unternehmen, das zehn Jahre lang gut gedieh und neben dem materiellen Verdienst dem unermüdlichen Barodet die beste Gelegenheit bot, seinen sozialpolitischen Ideenkreis zu erweitern. Wie er früher die Entwickelung des staatsbürgerlichen Geistes unter dem Landvolke Schritt für Schritt verfolgen lernte, so brachte ihm jetzt die ständige Verbindung mit den Arbeitern einer der größten Industriestädte einen neuen Zuwachs an wertvollen Erfahrungen und Einsichten. Ohne sich von den demokratischen Idealen seiner Jugend zu entfernen, reifte er zum praktischen Politiker heran, der über den individuellen Interessen keinen Augenblick die große Bewegung des Gemeinde- und Staatslebens aus dem Auge verlor und einen erfrischenden Quell der Stärkung und Erhebung in der Betrachtung der gewaltigen Volksbewegung fand, bis es ihm selbst vergönnt sein sollte, werkthätig in den Gang der Dinge einzugreifen. Den Kopf frei und hell, das Herz stark und unverzagt, den Sinn stets auf das Wohl des Ganzen gerichtet, führte er ein friedsames Dasein, zumal seit ihm durch die Übernahme der Direktion einer großen Versicherungs-Agentur (1869) das Glück seiner Familie fest begründet schien. Seinen ältesten Sohn ließ er zum Ingenieur ausbilden, die Erziehung seiner Töchter leitete er selbst. Sein Haus war seine Burg ... Da drang ein unbezwinglicher Feind ein, der Tod, und riß ihm seine treue Mitkämpferin von der Seite, seine blühende Gattin war nach kurzer Krankheit eine Leiche ...

Das Vaterland ist in Gefahr! Vor diesem Rufe mußte jeder persönliche Schmerz verstummen. Als Napoleon, der entsetzliche Spieler, aus dynastischer Interessen-Politik dem König von Preußen den Krieg erklärt hatte, als Niederlage auf Niederlage folgte und die Greuel des blindwütenden Verzweiflungskampfes dem Lande mit dem letzten Verderben drohten, da hob das Schicksal den braven, mutigen Bürger Barodet von Stufe zu Stufe empor und legte die verantwortungsvollsten Ämter auf seine starken Schultern. In der volkreichen Industriestadt an der Rhone,

wo die anarchischen Elemente niemals gefehlt hatten und wo der schwarze und der rote Radikalismus unheilträchtig sich gegenüberstanden, bereit zum Kampfe bis aufs Messer, leistete der ebenso intelligente und im Prinzip entschiedene, wie in der praktischen Bethätigung sanftmütige Barodet seinem Vaterlande die unanfechtbarsten Dienste. Vom Mitgliede des Wohlfahrts-Ausschusses wurde er Adjunkt des Bürgermeisters, bis er von dem Präsidenten der Republik Adolphe Thiers, der ein scharfes Auge für die rechten Männer am rechten Platze hatte, mittelst Dekret vom 23. April 1872 zum ersten Beamten der Stadt, zum Maire von Lyon ernannt wurde. Die Geschichte der unzähligen Arbeiten und Kämpfe dieses hervorragenden Volksmannes würde den Rahmen dieser Skizze überschreiten. Daß Barodet seine Hauptsorge der Beruhigung der Klassenzwietracht, der Ausgleichung der schroffen Gegensätze in der Arbeiterwelt, der Verbesserung des öffentlichen Volksschulwesens zuwandte, ergibt sich aus seiner ganzen Vergangenheit von selbst.

Als es der monarchischen Verschwörung in Versailles gelungen war, die Mairie der radikal-republikanischen Stadt Lyon zu Fall zu bringen und die reaktionäre Presse den „roten Barodet" mit den unerhörtesten Schmähungen und Verdächtigungen verfolgte, nahm die Stadt Paris die Rehabilitation des mit so schwarzem Undanke gelohnten Volksfreundes in ihre Hand und beschloß, ihm einen Deputiertensitz in der Nationalversammlung zu erkämpfen. Nie war eine Wahl eine glänzendere Manifestation des Volkswillens. Barodet hatte nicht nur sämtliche Organe der Reaktion, die Koalition der romantischen Achtundvierziger und der Orleanisten, sondern auch die Regierungspresse und die offizielle Kandidatur eines berühmten Staatsmannes und gemäßigten Republikaners, des ehemaligen Ministers des Auswärtigen, de Remusat, gegen sich. Und trotz dieses feindseligen Widerstandes, trotz dieser stolzen Mitbewerbung, ging der Name des bescheidenen Lyoner Bürgers mit einer überwältigenden Mehrheit aus der Pariser Wahlurne hervor! Der „rote Barodet", der Exschulmeister, der Exbürgermeister, der gefürchtete Demokrat hatte gesiegt und alle List der Reaktion, alle Intriguen der Royalisten, alle Kunststücke der Reptilien waren zu Schanden geworden. Und wie Barodet seinem Mandat, so waren auch die Pariser Wähler bei den Wahlen von 1876 und 1877 ihm treu geblieben. Er sitzt heute noch auf der äußersten Linken im Parlamente, der Mann mit den unerschütterlichen Grundsätzen, dem festen Blick, dem leutseligen Wesen, dem grauen Vollbart und der Brille — der „rote Barodet", der treue Diener und Lehrer seines Volkes.

Der tote Vater.

Von Erich Hartleben.

(Luckau.)

I.

Die Familie Stralendorff besaß in Warnemünde eine Villa. Das heißt, diese Villa war eigentlich nicht viel mehr als ein simples Gartenhäuschen, welches Herr von Stralendorff dann mit mehr Kosten hatte ausbauen lassen, als die Aufführung eines neuen jemals gekostet haben würde.

In dieser Villa war Herr von Stralendorff gestorben.

Aus diesem Grunde hatte dann das Häuschen volle zehn Jahre leer gestanden. Kein Mitglied der Familie hatte Warnemünde wieder besucht. Die Stralendorffs waren jetzt noch zu drei: die Mutter, eine Tochter, welche mit einem Arzte verheiratet war und mit diesem in Freiburg lebte, und ein Sohn, Johannes.

Dieser erkrankte im Frühjahr 1886, als er in dem sechsten Semester seiner Studienzeit stand, heftig am Scharlach. Und als er im August wieder hergestellt war, riet der Arzt zu einem Seebade und zwar an der Ostsee, weil die Kräfte des Rekonvaleszenten nur langsam wiederkehrten.

So kam denn die Villa in Warnemünde wieder zu Ehren. Zwei Zimmer darin wurden frisch hergerichtet, einige Möbel hingesandt, und eines Tages fuhr Johannes dorthin ab.

Als er Abschied nahm, sah er bleich und hinfällig aus. Man scherzte: als gebräunter Seemann würde er zurückkehren! —

Es kam anders.

Während der Zeit seines Aufenthaltes in Warnemünde schrieb er zufriedene und amüsante Briefe. Er würde wieder ganz gesund.

Da — eines Abends — sitzt Frau von Stralendorff in Berlin, zu Hause, bei der Lampe und näht.

Die Thür geht auf, und langsam und leise mit trägen Schritten kommt jemand ins Zimmer.

Die Mutter erkennt ihn nicht gleich — plötzlich aber schreit sie auf: „Johannes!“ —

Er ist bleich und scheu. Er sieht sich im Zimmer um und fährt zusammen, als ob ihn friert . . .

Und so ist er seitdem geblieben. —

II.

„Der Jas brennt wieder nich," sagte Wally zu ihrer „Kollegin".

In Wahrheit füllte ein derartiger Tabaksqualm das enge und schlecht ventilierte Lokal, daß darin die Gasflammen trüber erschienen. Die ganze schmutzige, aber nichts desto weniger sehr beliebte Kneipe war gedrängt voll. Ein jeder rauchte, ein jeder redete, ein jeder trank, und dazwischen hämmerte der „Musikdirektor" auf dem Pianino die schöne Melodie: „Behüt dich Gott, es wär zu schön gewesen!" —

An einem Tisch, der von dem Klavier möglichst weit entfernt war, saßen drei Herren und spielten Skat.

Wally saß, solange sie nicht geklingelt oder gerufen wurde, an der Seite des einen der Spieler und verfolgte mit Kennermiene das Spiel. Sie bemutterte diesen sehr und als er jetzt einen Nullo trotz ihres Abratens gespielt nnd gewonnen hatte, rief sie:

„Natürlich, Hannes! Wenn wir es nicht wüßten, was Du für 'n krasser Fuchs bist, so würden wir Dich an diesem bei den Füchsen ja mit Recht so beliebten Dusel erkennen!" —

Die Herren lachten. Es war seit einiger Zeit Wallys stehender Witz, daß sie Johannes von Stralendorff, obwohl er seit einem Jahre Referendar und außerdem ein „altes Verhältnis von ihr" war, als „Fuchs" behandelte und maltraitierte. Dieser Mensch hatte sich aber auch zu toll verändert!

Früher fidel und selbstbewußt, und jetzt — ein Duckmäuser, ein „Philister" und dabei schüchtern und scheu wie ein Kind.

„Hannes, ik werde Dir nächstens verführen. Hm? Du kennst doch meine Schwäche für erste Semester? Ich habe schon sechs Theologen entjungfert." —

Ein schallendes Gelächter belohnte diese Bosheit Wallys. Sie hatte Johannes umfaßt und schnitt eine Grimasse. Sie rief:

„Der reine Don Juan, was? Kann man denn anders?" —

Ein verlegenes Lächeln war alles, was Johannes erwiderte. Er fühlte sich nicht stark genug, um sich zu erzürnen, und fühlte sich nicht fähig, in denselben Tone einzustimmen. So ließ er sich von der dicken Wally drücken, ließ seine Freunde lachen und hatte selbst nur dieses demütige, resignierte Lächeln. —

Der Referendar Schuler sagte die „letzte Runde" an. Dieser Schuler war schon zu jener Zeit, als er sich noch mit seinem Freunde Johannes um die ersten Plätze in der Untertertia stritt, ein gern gesehener Gast in

der Familie Stralendorff gewesen. Frau von Stralendorff sah den hübschen kräftigen Knaben gern in der Gesellschaft ihrer beiden Kinder und nahm ihn, der keine Eltern mehr und auch keine Geschwister hatte, bei ihren Ausfahrten, die sie mit Hans und Lieschen unternahm, häufig in ihrem Wagen mit.

Dieser Frau hatte er daher ein Gefühl der Dankbarkeit und unbedingten Anhänglichkeit bewahrt, und hatte auch schon öfter Gelegenheit gehabt, ihr wichtige Dienste zu leisten. Auch heute handelte er in ihrem Auftrag. Denn Frau von Stralendorff, die das seltsam kopfhängerische Wesen ihres Sohnes betrübt und besorgt machte, hatte den Referendar geradezu darum gebeten, ihren Sohn in lustige Gesellschaft zu bringen.

So hatte Bernhard Schuler denn heute einen gemeinsamen Freund, Herrn Wilibald von Klocke Rhenaniae, der seit vier Semestern in Berlin „seine Studien beendete" und nächstens wirklich „anfangen wollte zu arbeiten", aufgesucht und mit ihm Johannes zu einem „Lachs" abgeholt. —

Als sie mehrere „Lächse" beendet und nach jedem den vergeblichen Versuch gemacht hatten, sich zu unterhalten, wurde schließlich noch ein Geldskat entriert, und der hatte sie denn bis jetzt gefesselt.

Aber nun war auch der zu Ende! Der Referendar Schuler hatte es schon bereut, die letzte Runde angesagt zu haben: nun saßen sie da, und jeder hatte nur die Empfindung, daß er dem andern nichts zu sagen habe.

Wally, ihr Trost in solchen Momenten, saß bei einem andern Gast, ihrem „jüngsten Balzer", wie sie ihn zu nennen pflegte — und so waren die drei denn in großer Not.

„Knobeln wir!" rief Wilibald von Klocke Rhenaniae.

„Wally! Man bringe den Becher der Lust!" —

Eine halbe Stunde lang wurde nun mit allem Eifer „geknobelt". Schließlich war alles dem Johannes zugeknobelt. Schuler steckte die Streichhölzer wieder in das Feuerzeug. Auch diese Rettung war dahin! Was thun?

Wilibald von Klocke Rhenaniae erzählte nun in aller Ausführlichkeit die Geschichte seiner letzten Kontrahage.

Wie der Kerl darauf spekuliert habe, daß aus einer Pistolenmensur nichts werden würde, wie er daher auf Pistolen überstürzt habe . . . Daß dann die Pistolenforderung doch im Ehrengericht durchgegangen sei, und wie elend der Kerl dann schließlich gekniffen habe.

„Und so etwas nennt sich Student." —

Die Geschichte war zu Ende.

Der Musikdirektor hatte schon lange sein Spiel beendet. Einige Tische hatten sich geleert. Die Kellnerinnen gähnten. Der Wirt war in einer dunklen Ecke eingeschlafen.

Aber die drei bestellten sich noch eins: sie saßen ja „so gemütlich“ beisammen.

„Ja, ja! Diese Studentenschaft von Berlin!“ rief der Referendar Schüler.

„O neulich: das war ja elend schön,“ fuhr Wilibald von Klocke Rhenaniae eifrig fort: „denken Sie sich, meine Herren, gerate ich unglücklicherweise, da bei Schmidt an der Ecke der Karlstraße, Sie wissen ja... gerate ich in einen Kreis von ‚Studenten‘ — meinen Sie, daß die Menschen ein andres Wort gesprochen hätten, als fortwährend von Litteratur, Theater, Musik und was weiß ich? Und das schönste war: fragt mich auf einmal einer von den Gelbschnäbeln nach meiner Meinung über eine Szene aus Käthchen von Heilbronn: ob ich die auch für ironisch hielte?!“ —

Die andern lachten: das war wirklich gut!

„Ich sage zu ihm: Mein Herr! Wenn ich am Biertisch sitze, will ich gemütlich sein! Ich finde, daß es durchaus nicht am Platze ist, derartige philosophische Fragen hier zu ererörtern. Ich bitte mich in ein derartiges Gespräch nicht hineinzuziehen. — Da war der Kleine natürlich sehr traurig und sagte keinen Ton. Wie die andern aber noch immer nicht mit ihrem Fachsimpeln aufhörten, da zahlte ich mein Bier und ging! — So eine öde Blase! —“

„Ja, das ist scheußlich,“ sagte Schuler. „Aber es ist das, was ich immer sage: in den großen Städten sollten keine Universitäten sein. Wie kann sich denn hier ein vernünftiges Studentenleben entwickeln. Das ist ja ganz unmöglich! Das muß ja so kommen. Erlaube mir Blume!“

„Sehr angenehm, komme gleich mit. Herr von Stralendorff, ich erlaube mir!“

Johannes fuhr auf, er hatte vor sich hin gestiert:

„Prosit! Sehr angenehm, gestatte mir gleich mitzukommen. Lieber Bernhard, ich komme Dir ein Stück!“

„Prost.“

Nach Erledigung dieser Formalitäten, und nachdem alle getrunken hatten, trat wieder eine Pause ein.

„Wollen wir dies Glas Bier noch — ausknobeln, Herr von Klocke?“

„Gewiß, gern. Wally! die Streichhölzer! Jeder nimmt drei, nicht wahr?“

Und sie knobelten wieder.

III.

Im Café Bauer waren sie in das kleine Seitenzimmer der oberen Etage gegangen.

Wally hatte sich ihnen in ihrer stillschweigenden Unverfrorenheit angeschlossen, die Herren neckten sie: das gehöre wohl zu ihrem Verführungsplan?

Sie war müde und reagierte hierauf nicht; ohne sich die Mühe zu geben, die Herren zu unterhalten, saß sie neben Johannes und sog langsam ihren Eiscafé ein.

Wilibald von Klocke Rhenaniae erzählte jetzt die interessante Geschichte von der letzten Säbelmensur seines Freundes Viktor Franke Borussiae.

Johannes saß mit seinem wachsbleichen Gesichte da und hörte kein Wort. Er sah auf die dicken, hübschen Lippen Wallys, die sich an dem Strohhalm spitzten und mit gierigem Behagen schlürften und sogen. Diese Lippen hatte er früher so oft geküßt, an ihnen hatte er mit der ganzen Sinnlichkeit seiner Jugend gehangen — das fiel ihm jetzt nicht einmal wieder ein. Er dachte an gar nichts, wie er so vor sich hinstarrte und bemerkte auch nicht die funkelnden Blicke, die jene ihm mit vorgeneigtem Haupte, unter ihren Stirnlocken hervor, zuwarf.

Jetzt sagte Wilibald im Verlaufe seiner Erzählung:

„Schade um den armen Kerl . . . S. C. Fechter . . . Gehirnerweichung oder so was . . . schrecklich!“

Seine Rede wurde von Gähnen unterbrochen.

„Übrigens ist sein Vater ja auch daran gestorben, nicht wahr?“ fragte plötzlich Johannes und lehnte sich über den Tisch.

„Ja, ich glaube,“ antwortete Wilibald.

Das Gespräch kam nun auf die Symptome verschiedener Gehirnkrankheiten und besonders viel wurde über die Erblichkeit solcher Leiden geredet. Johannes beteiligte sich sehr eifrig daran und Wally las zornig die fliegenden Blätter.

Mitten im Gespräch fragte auf einmal der Referendar Schuler Johannes:

„Sag mal: und wie war es denn mit Deinem Vater?“

Aber sofort bereute er seine Worte, als er die furchtbare Wirkung seiner Frage auf den Freund wahrnahm.

Johannes starrte ihn mit offnem Munde stieren Blicks an. Seine Augen vergrößerten sich, man fühlte, wie ihn Schauer des Entsetzens überrieselten. Seine Stimme klang scheu, furchtsam, als würde seine Kehle von einer entsetzlichen Angst zugeschnürt.

„Bernhard! Wirklich? Ist mein Vater auch . . .“

Er blieb stecken, ein Zittern überfiel ihn.

„Lieber Hans! Du mußt mir verzeihen, aber ich dachte natürlich, daß Du längst wüßtest . . . Ich finde es thöricht von Deiner Mutter, Dir das so lange zu verheimlichen.“

Johannes war aufgesprungen. Er stieß dabei an den Marmortisch: das Geschirr klapperte. Wally stieß einen Schrei aus.

Er fuhr mit den Armen in der Luft herum und rief ein über das andre mal:

„Nur zu . . . nur zu . . nur zu . . .“

Alle waren erschreckt.

Und nun brach er plötzlich in ein helles, hohes Gelächter aus, und als der verschlafene Kellner um die Ecke der Thür sah, rief er dem zu:

„Eine Pulle Sekt, Kellner! Aber schnell und die nächste gleich kalt stellen.“

Die andern waren starr, und Bernhard hatte das Gefühl, als müßte er seinem Freunde in den Arm fallen, um ihn vor einem entsetzlichen Fehltritt zu bewahren.

Aber dieser hatte sich jetzt wieder niedergesetzt und sagte in einem ungleich ruhigeren, beinah vernünftig klingenden Tone:

„Meine lieben Freunde! Innig geliebte Melusine! (so war damals ihr Name gewesen) Seht mal, ich bin heute Abend schrecklich langweilig gewesen: ich fühle es wohl. Ich war in einer miserablen Stimmung — freut Euch mit mir, meine Freunde: sie ist dahin, sie ist besiegt. Ah — so: schön, Kellner!“

Er schenkte den Champagner ein.

„Weißt Du noch unsere erste, Melusine? das war eine köstliche Zeit — das war eine köstliche . . .“

„Allemal sind die Füchse üppig,“ erwiderte Wally, aber diesmal fand ihr Witz frostige Aufnahme.

„Also, meine Herren: lassen Sie uns anstoßen auf — ja worauf denn?. — Halt! Auf das, was wir erben! Auf das, was wir erben!“

Die Herren ergriffen zögernd das Glas. Keinem war so zu Mute, wie sonst, wenn sie Champagner tranken.

„Gott dachte die Menschen von der Erbsünde zu erlösen — aber Gott denkt und der Mensch lenkt. Na, Melusinchen, Du denkst doch auch noch immer, den alten Destillateur aus der Invalidenstraße zu beerben, was? — Prosit Melusinchen!“

Die Erinnerung an Wallys berühmte Geschichte von dem alten

schnapsverkaufenden Sünder, der ihr einen Liebesantrag gemacht haben sollte, bei dem er als Gegenleistung seinerseits versprochen habe, sie zu seiner Erbin einzusetzen. Diese Erinnerung erweckte aufs neue allgemeine Heiterkeit und alle stießen an:

„Was wir erben! Was wir erben!"

Die Stimmung wurde nun bald eine sehr ausgelassene. Die peinliche Szene von vorhin wurde vergessen. Die Herren neckten Wally, welche jetzt dicht neben Johannes auf dem Divan saß. Die Zote gewann allmälig die unbestrittene Herrschaft, und schließlich zog Johannes das Mädchen an sich und ließ es nicht mehr los.

IV.

Johannes lag im Bett und fieberte.

Sein Rausch war verflogen, sobald er wieder allein war und nun zogen wirre, tolle, fratzenhafte Bilder vor seinen Augen vorüber, und an Schlaf war nicht zu denken.

In dem großen Schlafzimmer herrschte eine schwüle, heiße Luft. Johannes hatte das Licht ausgelöscht und starrte mit offnen Augen in die Finsternis.

Jedes leise Knacken der Möbel, jeder kleine Lichtpunkt, den er in der Dunkelheit zu erkennen glaubte, machte ihn erbeben. Einmal glaubte er Rauch zu riechen und sprang auf, um die Thür nach dem Korridor zu öffnen.

Alle abnormen, alle häßlichen und widrigen Eindrücke seines Lebens drängten sich in wilder Flucht in seiner Erinnerung. Seine Studentenjahre zogen wie ein Taumel schmutziger und öder Ausschweifungen dahin: er empfand keine Reue, denn er besaß keine Hoffnung, nicht einmal eine Vorstellung des Besseren.

Manchmal lachte er auf: er hatte die vier Jungen in der Hand!

Und Weiber! Weiber! —

„Alle Brüste sind schlaff," sagte er auf einmal laut, langsam und ernst vor sich hin. Das rührte ihn . . .

Schließlich verwirrte sich Alles. Er knobelte um eine Balleteuse, sein Gegner wollte ihm nur das Korsett und den Kul lassen, er erklärte, er ließe sich darauf nicht ein, der andere brummte ihm einen „dummen Jungen" auf, er schoß sich mit ihm, aber die Sekundanten konnten keinen Skat spielen und so konnte aus der Partie nichts werden . . .

Da plötzlich — aus all dem Wust — er fühlte wie es aufsteigen wollte, lange bevor es da war — er wollte es nicht — weg! weg! — er wollte

nichts davon wissen! Lieber das Tollste, das Widerlichste, nur dies nicht! nur dies nicht!

Aber langsam, mit unheimlicher Sicherheit kroch es heran und wurde größer und größer, dieses entsetzliche, dieses furchtbare Gefühl der Angst: wenn er wieder käme!

Und jetzt war es da.

Kalter Angstschweiß trat auf seine Haut, er fühlte seine Haarwurzeln, er fühlte die Schauer über seinen Rücken rieseln.

Er schloß die Augen, er preßte seine Hände gegen sie und vergrub das Gesicht in dem Kissen.

Furcht, schaurige, unwiderstehliche Furcht hatte ihn gepackt.

Und sie wuchs noch immer!

Wie die Ahnung eines Ungeheuren, eines Unfaßbaren, Unerhörten beklemmte es ihn.

Kein Zweifel: er wird jetzt wiederkommen, er ist nahe, Todesangst geht vor ihm her . . .

Fliehen! Fliehen! Das war sein einziger Gedanke.

Aber wohin vor ihm?

Zur Mutter! Ja zur Mutter: sie ist die einzige, sie kann helfen, sie muß helfen . . .

V.

In dem Schlafzimmer der Frau von Stralendorff waltete stiller tiefer Friede.

Ihr Bett stand mitten im Zimmer, nur mit dem Kopfende an der Wand. Daneben stand ein zweites, leeres. Dort hatte einst ihr verstorbener Mann, später ihre Tochter Lieschen geruht: nun war es zum zweiten male und für immer leer. —

Frau von Stralendorff lag auf dem Rücken und atmete regelmäßig und tief. — —

Da plötzlich wachte sie mit einem leisen Schrei auf.

„Ich bin's, Mutter!“ —

Er war vor dem Bette niedergekniet, hatte sie mit beiden Armen umfaßt und drückte seine Stirn gegen ihre Brust.

Wie das Wimmern eines Kindes klang es:

„Ich bin's, Mutter!“

Sie war so erschrocken, daß sie anfangs kein Wort finden konnte. Sie fühlte das Beben seiner Arme, seines Körpers . . .

„Aber Hans! Mein lieber Junge, was ist Dir denn? Aber, mein Gott, so faß' Dich doch!“ —

„Laß mich, liebe Mutter . . . laß mich! So . . . hier . . . bei Dir . . . nur bei Dir . . ."

Er schmiegte sich fester an sie. Sie strich mit der Hand über seine wirren Haare. Thränen rollten über ihre Wangen. Dann sagte sie leise:

„Sprich Dich aus, Hans! Ich weiß, daß Dich etwas Schweres beklemmt und ängstigt . . . schon seit lange. Deine Mutter, Hans . . ."

Die Thränen erstickten ihre Stimme. Alle die Sorge, die seit einem halben Jahre dieses Kind ihrem Herzen gemacht hatte, bestürmte sie jetzt mit der Gewalt des plötzlichen Schrecks. Aber sie bezwang sich:

„Schütte Dein Herz aus, Hans! Es ist nicht gut gewesen, daß Du es nicht schon lange gethan hast. Es wird besser werden, wenn Du es thust!" —

Er lag da, als hörte er nichts. Doch als sie jetzt, Antwort erwartend, ihre Hand zurückzog, sagte er flehend, ohne sich zu regen:

„Laß Deine Hand auf meinem Kopfe, Mutter . . . schütze mich . . . so! Ja: es wird besser werden."

Die Muter wartete — —

„Jetzt kann er nicht kommen . . ."

Die Mutter fragte nicht. Sie horchte: angstvoll, gespannt.

„Mutter, ich will es Dir sagen . . ."

Er regte sich nicht. Er sprach wie zu sich selbst. Sie fühlte seinen heißen Atem an ihrer Brust.

„Vorigen Herbst . . . in Warnemünde . . . in dem Zimmer, wo er gestorben ist . . . Mutter! Mutter, laß Deine Hand auf meinem Kopf! Weshalb ziehst Du sie weg?" —

Die Mutter legte ihre zitternde Hand wieder auf sein Haar und horchte weiter.

„Da ist er zum ersten mal gekommen und . . ."

„O Gott! Hans, was sagst Du!"

„Glaubst Du es nicht, Mutter?! Glaubst Du es nicht?!" Von einer plötzlichen leidenschaftlichen Bewegung erfaßt, rief er diese Worte beinah drohend. Er hatte den Kopf mit einem Ruck emporgeworfen und starrte sie mit großen, feindlichen Augen an:

„Glaube es, Mutter! Hörst Du? Glaube es! Ich will, daß Du es glaubst! Denn sonst . . . denn sonst . . . wenn es der Vater nicht war und wenn er nicht vor mein Bett trat und sagte: wenn ich wiederkomme, gehst Du mit . . . Mutter, das hat er gesagt!"

Er hatte die Stimme jetzt bis zum Schreien erhoben. Plötzlich schwieg er, als warte er auf Antwort.

Die Mutter war von Grauen und Furcht gelähmt.

Da schrie er außer sich:

„Dann bin ich verrückt, Mutter! Verrückt! Weißt Du, was das ist? Darfst Du das sagen? Du hast mich geboren, Mutter: weißt Du: Du hast mich geboren! Du darfst nicht sagen: ich bin verrückt! Du nicht! Du nicht . . .“

Er hatte mit eisernen Griffen die beiden Arme der Mutter gefaßt, und schüttelte das unglückliche Weib, als wollte er eine Rache an ihr üben.

Auf einmal hielt er inne.

Er wurde ganz starr.

Er streckte den Kopf vor und stierte über die Mutter, über das leere Bett weg in das Dunkel.

Eine unheimliche, lautlose Pause . . . ein wahnsinniger Schrei, er streckte die Arme aus:

„Mutter! Sieh da . . . sieh da! Erkennst Du ihn? . . . Zum zweitenmal . . . Ich will nicht . . . ich will nicht . . . ich . . .“

Sein Kopf fiel wie ein Hammer auf den Leib der Mutter.

Er war tot.

Ein Litterarhistoriker.

Von Conrad Alberti.

(Berlin.)

Wenn wirklich der Fleiß des Genies wesentlicher Teil ist, so muß Karl Bleibtreu unbedingt zu den genialsten Schriftstellern der Gegenwart gezählt werden. Die Zahl der Bände, die er bereits veröffentlicht hat, übersteigt die seiner Jahre. Wir sitzen heute friedlich mit ihm am Kneiptisch zusammen, und er erzählt uns von der Novelle, die er soeben begonnen. Nach acht Tagen treffen wir ihn wieder und fragen ihn teilnehmend, wie denn sein neuestes Werk, die Novelle, fortschreite. Da sieht er uns groß an und erwidert mit verweisendem Ton: „Sie meinen doch das Trauerspiel, das ich soeben vollendet habe.“ Die Zeit, die unsereins braucht, ein größeres nicht gerade ganz leichtes Buch durchzulesen, genügt ihm, eines von gleichem Umfange zu schreiben; eine so reiche Fülle von

Gedanken und Stoffen und Wiſſen iſt in ihm aufgeſpeichert. Er arbeitet beim Speiſen, auf Reiſen, im Theater, am Biertiſch. Ich bin überzeugt, er arbeitet ſogar heimlich bei ſich an einer Litteraturgeſchichte, während er anſcheinend in den Armen der Liebe ſchmachtet. Er kennt nur ein Lebensziel — die beharrlich fortgeſetzte, unabläſſige Arbeit; der Stoff, die Behandlung, die Darſtellung, das Alles kommt ihm erſt in zweiter Linie. „Schreiben!“ iſt ſeine Loſung. Er ſieht mit einer Art von Mitleid auf uns herab, die wir in drei Jahren bloß fünf nicht gar zu ſtarke Bände zu ſtande gebracht haben. Die Arbeit iſt der Dämon, iſt der Fanatismus ſeines Lebens. Solcher Fleiß, ſolche Beharrlichkeit allein müßte ſchon dem entſchiedenſten Gegner Achtung abnötigen, wären ſelbſt die Produkte dieſer Unermüdlichkeit es nicht allein im ſtande. Mir, der ich zu Bleibtreus aufrichtigſten und wärmſten Verehrern zähle, ein aufrichtigerer und wärmerer, als ſo manche jener halbreifen Schriftſtellerjünglinge, die täglich an den Redakteur des „Magazins“ bogenlange verhimmelnde Briefe richteten, worin ſie ihn mit Byron und Shakeſpeare auf eine Stufe ſtellen, mir geht es doch oft ſeltſam mit ſeinen Werken. Als Knabe beſaß ich ein Spiel, welches aus einer Anzahl von Glasplatten beſtand, auf denen ſcheinbar regellos Farbenflecke verſtreut waren. Legte man aber zwei korreſpondierende Täfelchen übereinander und hielt ſie in einiger Entfernung vom Auge, ſo vereinigten ſich dieſe Flecke zu einem harmoniſchen Bilde. Irrte man ſich aber in der Zuſammenſetzung, ſo ſah man eben überall nur halbe Figuren, unterbrochene Umrißlinien, ein vollſtändiges Bild kam nie zu ſtande; man hatte eben zwei Täfelchen übereinandergedeckt, die nicht zuſammengehörten. So kommt es mir auch mitunter bei Bleibtreu an, als ob Stoff und Darſtellung einander nicht ganz deckten, als ob die Stoff- und Darſtellungsflächen ſeiner Werke ſich ein wenig verſchoben hätten und nicht ganz konvergent übereinander lägen. Er iſt als Lyriker — Philoſoph und Denker („Welt und Wille“), als Novelliſt — Lyriker („Schlechte Geſellſchaft“), als Dramatiker — Kulturhiſtoriker und Geſchichtsphiloſoph („Vaterland“). Das ſoll nun bei Leibe kein Vorwurf ſein. Das Talent hat das Recht, die konventionellen Formen der Gattungen zu erweitern, und ich danke es Bleibtreu, daß er als geſchickter Gärtner durch die Beimiſchung der Samenkörner ſeiner ſubjektiven Reflexion eine Reihe von Baſtardkreuzungen erzielt hat, welche gewiß auf den Entwicklungsgang der nationalen Litteratur fördernd einwirken werden: das militäriſche Epos, das Feuilletongedicht, die Stimmungsnovelle und das kulturgeſchichtliche und geſchichtsphiloſophiſche Drama. Ich habe einmal im „Magazin“ vom Darwiniſtiſchen Standpunkte aus die Talente in drei Klaſſen eingeteilt, die

allein Berechtigung haben, in der Litteraturgeschichte fortzuleben — solche, welche neue Gattungen schaffen, solche, welche die bestehenden zur höchsten Vollkommenheit ausbilden oder ihre Grenzen erweitern, und solche, welche in Zeiten allgemeinen Verfalles die Gattungen auf der früheren Höhe erhalten oder die gesunkenen wieder emporbringen. Ist diese Einteilung richtig, so würde Bleibtreu der Klasse 2a angehören, und man darf schon heute sagen, daß seine litterarische Persönlichkeit aus der Litteraturgeschichte nicht mehr entfernt werden kann.

Wer seine Schriften aufmerksam gelesen, der dürfte bald bemerken, daß in ihm das Zeug zu einem hervorragenden Essayisten steckt. Fülle der Belesenheit, Tiefe der Auffassung geschichtlicher und litterarischer Ereignisse und Personen, Lebendigkeit der Darstellung, und die überall vorbrechende Subjektivität — das alles in einem Geiste vereinigt, muß ja einen hervorragenden Essayisten geben. Wenn Harold oder Cesar Borgia über ihre geschichtliche Mission philosophieren, so kann der Philister daraus einen die Menge blendenden Anschein von Berechtigung herleiten, über Verletzung der Gesetze des Dramas zu schreien. Wenn aber Karl Bleibtreu seine Ansichten über diesen Gegenstand mitteilt, so wird jeder dem geistreichen und belesenen Manne mit Vergnügen zuhören. Es ist, als hätte der Sohn es übernommen, ein Werk seines Vaters, wenn auch in anderen Formen, fortzusetzen. Wer in früheren Jahren den Salon des berühmten Schlachtenmalers betrat, war sicher, dort die geistreichste Gesellschaft Berlins zu finden und eine Fülle voll Anregungen und neuen Gedanken mit nach Hause zu nehmen. Jetzt scheint es, hat Karl Bleibtreu den Salon seines Vaters in seine Schriften verlegt; denn die Wirkung der letzteren ist eine ähnliche: man weiß sich in geistreicher Gesellschaft, man empfängt immer eine Anzahl neuer Gedanken über dies und jenes und fühlt sich zu weiterem eigenen Nachdenken über dieselben Gegenstände angeregt. So rechne ich zu Bleibtreus bestem die kleine Schrift „Paradoxe der konventionellen Lügen", wo er auf wenigen Bogen den dilettantischen Pariser Mode-Philosophen Max Nordau in der schneidigsten Art abführt, dessen schielende Muse beständig auf schiefen Absätzen umherläuft. Hätte er sich damals nicht verleiten lassen, aus äußeren Rücksichten dem Büchlein einen seltsamen, beinahe frömmelnden Schluß anzufügen, der mit dem sonstigen Inhalt desselben kaum im Zusammenhange steht und den Leser ganz eigentümlich berührt, so wäre die Wirkung der Schrift vermutlich eine geradezu vernichtende geworden.

Wie es Bleibtreu verschmäht, ausgetretene Pfade zu betreten und lieber einmal auf selbst aus dem Holz gehauenen Wegen fehl gehen will,

als auf der ebenen Heerſtraße mit Tauſenden an das übliche Ziel gelangen, ſo hat er auch diesmal einen neuen Weg eingeſchlagen, und ich darf ſagen, daß er ihn zu einem glücklichen und erwünſchten Ziele geführt hat, daß ſeine „Engliſche Litteraturgeſchichte“ (2 Bde., Leipzig, W. Friedrich) von großem Einfluß ſein wird auf die Entwicklung der geſamten modernen Litteraturgeſchichtsſchreibung. Bei all' ſeinem großen hiſtoriſchen Sinn doch erfüllt von den herrſchenden Ideen unſerer Zeit, ſieht Bleibtreu in der Litteratur mehr, als unſre gedankenloſen Profeſſoren, denen ſie nur ein Haufe guter und ſchlechter Bücher iſt, welche zu beurteilen und nach Entſtehungsperioden einzuteilen ihnen als ihre ganze Aufgabe erſcheint. Das iſt eine gänzlich veraltete Auffaſſung, und es iſt zu bedauern, daß noch Scherer in dieſem Geiſte ſeine „Geſchichte der deutſchen Litteratur“ ſchrieb, ich kann mir nicht anders helfen — eines der überſchätzteſten Bücher unſerer Zeit. Scherer war vollſtändig unfähig, zu begreifen, daß die Litteratur einer Nation ein einheitlicher Organismus iſt, der Niederſchlag des Kulturlebens der Nation, und daß ſie von demſelben losreißen und als Ding für ſich betrachten ſie zur Mumie machen heißt. Der Abſchnitt über das mittelhochdeutſche Volksepos in ſeinem Buche iſt das verfehlteſte, was wohl je über dieſen Gegenſtand geſchrieben. Und ebenſo jener über die Litteratur des ſiebzehnten Jahrhunderts, wo Scherer keine Ahnung hat von dem Zuſammenhange zwiſchen Schäferpoeſie und Pietismus, die in Wahrheit nur die beiden Seiten einer und derſelben Medaille ſind. Bleibtreu wahrt immer den Zuſammenhang zwiſchen kultureller und litterariſcher Entwicklung, und ihm iſt die letztere die Verkörperung des nationalen Geiſtes in ſeinen geſchichtlichen Phaſen. Man wird ſagen, das ſei nichts Neues, das habe Taine bereits vor ihm gethan. Allerdings! Bleibtreu iſt ein Schüler Taines, aber ein Schüler, der weit über ſeinen Meiſter hinauswächſt und die Methode desſelben vervollkommnet.

Taine verfällt bei ſeinem Syſtem des „milieu“ gar oft in den Fehler des Zuviel, er ſpricht zu viel vom Nationalgeiſt, von Land und Nahrung und Klima und Zeit; er will alles daraus herleiten und vergißt dabei nur zu oft der litterariſchen Perſönlichkeit. Bleibtreu läßt neben dem kulturellen und ſozialen Moment auch die angeborene oder ererbte Individualität der einzelnen Dichtererſcheinung zur vollen deutlichen Geltung kommen; denn nur aus der Miſchung beider Momente entſteht die Litteratur. Wahrhafte Meiſterſtücke ſind die Abſchnitte über Swift, Pope und Oſſian. In reicher, farbenprächtiger Darſtellung, in glänzendem Stil und voller Plaſtik treten uns hier die Zeit, die Geſellſchaft, die politiſchen Zuſtände, die phyſiſche und pſychiſche Individualität der Schriftſteller entgegen, und

aus ihnen erklärt sich leicht und natürlich ihr Werk. Ich will übrigens nicht leugnen, daß mir nach dieser Richtung hin der erste Teil des Buches mit seiner knappen plastischen Darstellung gelungener erscheint als der zweite, in dem sich ab und zu eine gewisse umständliche Breite, ein Verweilen bei dem Nebensächlichen geltend macht.

Natürlich hält es Bleibtreu nicht für seine Aufgabe, jede Erscheinung der englischen Litteratur aufzuzählen und über dieselbe zu berichten, wie es das System der alten Schule der Litteraturgeschichtsschreibung war. Er acceptiert oder antizipiert unsere Grundsätze. Der Gedanke der Fortentwickelung leitet ihn, und nur diejenigen Schriftsteller behandelt er ausführlich, welche zu der letzteren beigetragen haben, während er den Troß der Auch-Dichter, welche nur neuen Most in die alten Schläuche füllen, kurz und bündig in die Anmerkungen verweist. Und dies ist die einzig wahre Methode; denn allenthalben im litterarischen Leben der Nationen waltet jenes Gesetz, welches wir oben angeführt haben: daß nur die Werke derjenigen Dichter bleiben, welche Gattungen geschaffen, bereichert, vervollkommnet oder erhalten haben, alles Andere aber nur litterarischer Dünger ist, der dem Orkus verfällt. Die alten Meistersinger hatten eine dunkle Ahnung von diesem Gesetz, als sie nur dem den Titel „Meister“ bewilligten, der eine neue Weise eigne erfunden, und ich glaube, daß für das Urteil unserer Zeit hier der Punkt ist, an dem sich der Dichter vom Schriftsteller scheidet. Nach diesen Grundsätzen muß die Litteraturgeschichtsschreibung umgestaltet werden. Dabei sind natürlich Werke wie Gödekes Grundriß, in denen auch der kleinste Dichter mit dem umfassendsten Quellenapparat behandelt wird, als vollständige Materialsammlung, oder kritische Kompendien, wie das Scherersche Buch, nicht überflüssig; nur darf kein hochmütiger Professor kommen und als die wahre wissenschaftliche Litteraturgeschichtsschreibung ausgeben, was doch in Wirklichkeit nur den Wert vorbereitender Studien besitzt. Und bei der Anlage der Bahn zu dieser neuen, reiferen Form der Litteraturgeschichte, einer Behandlung derselben im modernen darwinistischen Sinne, begrüßen wir Bleibtreus Werk als den ersten verdienstvollen und nachahmungswerten Spatenstich.

Zur Charakteristik Wagners

aus dem Wagner-Lisztschen Briefwechsel.

Von Erich Stahl.

(München.)

Gewisse Leute haben nicht genug zu sagen gewußt von Wagners Undankbarkeit gegen den großen gönnerhaften Maëstro Giacomo Meyerbeer. Auch der Berliner Musikschriftsteller Ehrlich glaubte in seinem neuen Buche „Aus allen Tonarten" die alte Beschuldigung wiederholen zu müssen. Indessen enthält der Wagner-Lisztsche Briefwechsel in diesem Punkte eine so bemerkenswerte, die ganze Hoheit der künstlerischen Gesinnung abspiegelnde Selbstanklage Wagners, daß nach deren Kenntnisnahme das so stark in Tugend und Sittlichkeit machende Philistertum sein gewaschenes Mundwerk zur Ruhe verweisen darf.

Am 18. April 1851, also einige Wochen nach Beendigung des bösen Buches „Oper und Drama", worin dem großen Meyerbeer so undankbarlichst mitgespielt wird, schrieb Wagner an Liszt:

„Mit Meyerbeer hat es bei mir eine eigene Bewandtnis: Ich hasse ihn nicht, aber er ist mir grenzenlos zuwider. Dieser ewig liebenswürdige, gefällige Mensch erinnert mich, da er sich noch den Anschein gab, mich zu protegieren, an die unklarste, fast möchte ich sagen, lasterhafteste Periode meines Lebens; das war die Periode der Konnexionen und Hintertreppen, in der wir von den Protektoren zum Narren gehalten werden, denen wir innerlich durchaus unzugethan sind. Das ist ein Verhältnis der vollkommensten Unehrlichkeit: Keiner meint es aufrichtig mit dem Andern; der Eine wie der Andere giebt sich den Anschein der Zugethanheit und Beide benutzen sich nur so lange, als es ihnen Vorteil bringt. Aus der absichtlichen Ohnmacht seiner Gefälligkeit gegen mich mache ich Meyerbeer nicht den mindesten Vorwurf, — im Gegenteil bin ich froh, nicht so tief sein Schuldner zu sein als z. B. X. Aber Zeit war es doch, daß ich mich vollkommen aus dem unredlichen Verhältnis zu ihm los machte; äußerlich habe ich nicht die geringste Veranlassung dazu gehabt: denn selbst die Erfahrung, daß er es unredlich mit mir meine, konnte mich nicht überraschen und zumal mir kein Recht geben, da ich mir den Grund selbst vorzuwerfen hatte, mich absichtlich über ihn getäuscht zu haben. Aber aus inneren Gründen trat die Notwendigkeit bei mir ein, jede Rücksicht der gewöhnlichen Klugheit in bezug auf ihn fahren zu lassen: ich kann als Künstler vor mir und meinen Freunden nicht existieren, nicht denken und fühlen, ohne meinen vollkommenen Gegensatz in Meyerbeer zu empfinden und laut zu bekennen, und hierzu werde ich mit einer wahren Verzweiflung getrieben, wenn ich auf die irrtümliche Ansicht selbst wieder meiner Freunde stoße, als habe ich mit Meyerbeer irgend etwas gemein. Keinem meiner Freunde kann ich mich, mit Allem, was ich will und fühle, in reiner, deutlicher Gestalt hinstellen, als wenn ich mich vollständig von diesen verschwimmenden Umrissen lostrenne, in denen ich so Vielen noch erscheine. Es ist dies ein

notwendiger Akt der vollen Geburt meines gereiften Wesens, — und so Gott will — gedenke ich Manchem damit zu dienen, daß ich diesen Akt mit solchem Eifer vollziehe!"

Wagner äußert hiernach einige Zweifel an Liszts Zustimmung und fügt hinzu:

„Doch lassen wir das! Das sind weltliche Dinge, über die wir ab und zu verschiedener Meinung sein können, ohne in göttlichen Dingen uns zu trennen!"

Hiezu macht der vortreffliche Wagnerschriftsteller Albert Heinz in Leßmanns Allg. Musikzeitung die gute Anmerkung: „Auch in der heutigen Welt wird das Höchste und Edelste der Kunst noch stets durch Gunst der Menge für die Mittelmäßigkeit und deren Erfolg gehemmt und die Stimme der Wahrheit durch das Lob des Schwächlichen übertönt. ‚Wer von seinem Zeitalter Dank erwerben will,' sagt Schopenhauer, ‚der muß mit demselben gleichen Schritt halten. Dabei kommt aber nie etwas Großes heraus!' — Gott sei Dank, daß Wagner, unbekümmert um den Dank und das Urteil seines Zeitalters, sich von den Wegen und Verbindungen seines sehr zweifelhaften Gönners frühzeitig getrennt hat."

Wie fein Wagner übrigens den künstlerischen Genius einer fremden Volksseele zu empfinden und zu würdigen wußte, zeigt folgende Briefstelle: „Ich bin nahe daran, den Calderon einzig hoch zu stellen. Durch ihn hat sich mir auch die Bedeutung des spanischen Wesens erschlossen: eine unerhörte, unvergleichliche Blüte, mit solcher Schnelle der Entwickelung, daß sie bald beim Tode der Materie und — zur Weltverneinung gelangen mußte. Der feine und tief leidenschaftliche Sinn der Nation giebt sich in dem Begriffe der ‚Ehre' einen Ausdruck, in welchem sich das Edelste und zugleich das Schrecklichste zu einer zweiten Religion bestimmt. Die furchtbarste Selbstsucht und die höchste Aufopferung suchen zugleich dort ihre Befriedigung. Das Wesen der eigentlichen ‚Welt' konnte nie einen schärferen, blendenderen — und zugleich vernichtenderen, entsetzlicheren Ausdruck erhalten. Die ergreifendsten Darstellungen des Dichters haben den Konflikt dieser ‚Ehre' mit dem tief menschlichen Mitgefühl zum Vorwurf; die ‚Ehre' bestimmt die Handlungen, welche von der Welt anerkannt, gerühmt werden; das verletzte Mitgefühl flüchtet sich in eine fast unausgesprochene, aber desto tiefer erfassende, erhabene Melancholie, in der wir das Wesen der Welt als furchtbar und nichtig erkennen. Dieses wunderbar ergreifende Bewußtsein ist es nun, was in Calderon so bezaubernd schöpferisch gestaltend uns entgegentritt, und kein Dichter der Welt steht ihm hierin gleich. Die katholische Religion ist es, welche diesen tiefen Zwiespalt zu vermitteln eintritt, und nirgend konnte sie eine solche Bedeutung gewinnen, als einzig hier, wo der Gegensatz der Welt und des Mitgefühles sich so prägnant, scharf und plastisch ausbildete, wie bei keiner andern Nation es der Fall war."

Sehr bezeichnend sind die ersten Äußerungen Wagners über Schopenhauer (Oktober 1854):

„Neben dem langsamen Vorrücken meiner Musik (Nibelungen) habe ich mich jetzt ausschließlich mit einem Menschen beschäftigt, der mir wie ein

Himmelsgeschenk in meiner Einsamkeit gekommen ist. Es ist Arthur Schopenhauer, der größte Philosoph seit Kant, dessen Gedanken er — wie er sich ausdrückt — erst zu Ende gedacht hat. Sein Hauptgedanke, die endliche Verneinung des Willens zum Leben, ist von furchtbarem Ernste, aber einzig erlösend. Mir kam dieser Gedanke natürlich nicht neu, und niemand kann ihn überhaupt denken, in dem er nicht bereits lebte. Aber zu dieser Klarheit erweckt hat ihn mir erst dieser Philosoph."

Ähnlich spricht er sich in folgender Stelle aus:

„Wer sich von der Verwirrung des modernen Denkens, von der Lähmung des Intellektes unserer Zeit einen Begriff machen will, beachte nur die ungemeine Schwierigkeit, auf welche das richtige Verständnis des klarsten aller philosophischen Systeme, des Schopenhauerschen, stößt. Wiederum muß uns dies aber sehr erklärlich werden, sobald wir eben ersehen, daß mit dem vollkommenen Verständnisse dieser Philosophie eine so gründliche Umkehr unseres bisher gepflegten Urteils eintreten muß, wie sie ähnlich nur den Heiden durch die Annahme des Christentums zugemutet war."

„Es kann nach dem Stande unserer jetzigen Bildung nichts anderes empfohlen werden, als die Schopenhauersche Philosophie in jeder Beziehung zur Grundlage aller ferneren geistigen und sittlichen Kultur zu machen; und an nichts anderem haben wir zu arbeiten, als auf jedem Gebiete des Lebens die Notwendigkeit hiervon zur Geltung zu bringen. Dürfte dies gelingen, so wäre der wohlthätige, wahrhaft regeneratorische Erfolg davon gar nicht zu ermessen, da wir denn andererseits ersehen, zu welcher geistigen und sittlichen Unfähigkeit uns der Mangel einer richtigen, Alles durchdringenden Grunderkenntnis vom Wesen der Welt erniedrigt hat."

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Redaktionspost.

St. M. in Wien. Lassen Sie sich nicht verblüffen! Am wenigsten von den kritischen Tagschreibern, die nur mit den Stichworten der Reklame arbeiten! Die Schöpfer der neuen Bauzierden Münchens, der Synagoge und des Luitpold-Kaffees, haben ihren Genie-Wein ordentlich mit Wasser verschnitten. Die Synagoge wirkt äußerlich sehr fragwürdig, da der Baumeister so gut wie keine Rücksicht auf die architektonische Umgebung genommen hat: sie hockt schief auf dem Platz wie eine gedrückte krumme Nase in einem verzerrten Gesicht. Der Aufwand von Säulchen, Portälchen, Türmchen und andern architektonischen Nippes mag ein schönes Stück Geld gekostet haben — und wer ein Kunstwerk nur nach der Höhe der Rechnung schätzt, mag die Geschichte sehr imposant finden — allein der Bau selbst ist dadurch nicht imposanter geworden. Was das Luitpold-Kaffee an der Briennerstraße betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß es in seiner Ausstattung vieles Hübsche und künstlerisch Gelungene besitzt, z. B. die Kolossalstatuen und Brunnenfiguren von den Bildhauern v. Kramer und Kaindl. — Daß es aber in jedem Betracht eine künstlerische

Sehenswürdigkeit ersten Ranges sei, das werden nur jene Kunstreisende schlankweg glauben, die auch in ästhetischen Dingen auf ihren Baedeker schwören und ihre Bewunderung nach der Zahl der Sternchen regulieren. Womit wir selbstverständlich nicht entscheiden wollen, ob nicht trotzdem München auf dem besten Wege, Wien und Berlin im Kaffeehaus-Luxus zu überflügeln.

Redaktion der „Tägl. Rundschau", Berlin. In Nr. 66 der Beilage Ihres geschätzten Blattes finden wir in einer empfehlenden Anführung eines Aufsatzes aus dem Dresdener „Kunstwart" u. a. die einleitende Bemerkung: „Und schlimmer fast als die schleichende Gefallsucht der von der Reklame gehätschelten Propheten ist die rüpelhafte Bilderstürmerei der neuesten Kunstjünger." „Schleichende" Gefallsucht ist gut, „rüpelhafte" Bilderstürmerei nicht übel, „gehätschelte" Propheten machen sich auch ganz nett. Nur den Kunstjüngern gegenüber versagte dem ungenannten Schreiber die beiwörtliche Bildkraft. Die „neuesten" Kunstjünger — das ist mager. Dazu nicht einmal eine namentliche Bezeichnung oder eine Begrenzung der Zahl: schlankweg „die neuesten Kunstjünger"! Sie sind also allzumal Sünder, diese „neuesten Kunstjünger", samtundsonders „rüpelhafte Bilderstürmer"? Und da sowohl in dem belobten „Kunstwart" nicht weniger als in Ihrer erprobten „Tägl. Rundschau" neben alten und neuen gewiß auch „neueste" Kunstjünger zum Worte kommen, so machten sich mittelbar beide Zeitschriften selbst des Verbrechens „rüpelhafter Bilderstürmerei" schuldig?! Woraus doch männiglich ersehen muß, daß die Behauptung des ungenannten Schreibers in ihrer gemeinplätzigen Allgemeinheit eigentlich eine gemeine Verdächtigung darstellt, nicht wahr? Wir ersuchen daher den Leiter Ihrer „Beilage", den ungenannten Kunstwart-Empfehler aufzufordern, jene „neuesten Kunstjünger" namhaft zu machen, von welchen er „rüpelhafte Bilderstürmerei" behauptet, und seine Behauptung zugleich mit den notwendigen Beweisen auszustatten. Wir fühlen uns umsomehr zu dieser Bitte gedrungen, als gerade unsere Zeitschrift den neuen und „neuesten" Kunstjüngern (im Stile des ungenannten Anklägers zu reden) breiten Raum gewährt und deren ehrliche Bestrebungen aus voller Überzeugung unterstützt.

Herrn **Franz Sandvoß in Berlin.** In einer direkt versandten gedruckten „Privatmitteilung" erlauben Sie sich eine burschikose Anrempelung des Begründers dieser Zeitschrift. Nehmen Sie als empfangen an, was man solchen Anremplern für ihre edle Dreistigkeit im gesitteten Leben zu schenken pflegt. An dieser Stelle begnügen wir uns, Ihrer unwahren Behauptung, daß ein gewisser Otto Heinrichs „in Verbindung mit Dr. M. G. Conrad in München die ‚Gesellschaft' geschaffen" habe, die Thatsache gegenüber zu stellen, daß Otto Heinrichs nur als unser Leipziger Kommissionär eine zeitlang mit uns in Verbindung gestanden, aber weder bei der Begründung noch bei dem Verlage der ‚Gesellschaft' beteiligt gewesen ist. Auch Ihre Behauptung von einem „mehrmaligen Wechsel des Verlags" ist falsch. Bevor die ‚Gesellschaft' in den Verlag der Friedrich'schen Hofbuchhandlung übergegangen, hat sie nur ein einziges Mal ihren Verlag gewechselt. Es ist verwunderlich, daß Ihnen als ehemaligen Mitarbeiter und Leser der ‚Gesellschaft', diese Thatsachen unbekannt geblieben sind.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München und Karl Bleibtreu in Charlottenburg.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Politische Wandlungen.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Fantasio, in seiner ersten Jugend himmelblauer Ideologe, hat sich in harter Lebensschule zum härtesten Thatsachenmenschen entwickelt. Er glaubt es wenigstens.

Politik ist Geschäft, sagt er. Und dazu — wie eben Geschäfte sind, selten reinlich.

Früher ein Geschäft der Fürsten, heute ein Geschäft der Nationen.

Dieser Satz ist nicht unanfechtbar. Nationen! In Europa, wo man nur Parteien kennt! Trotz allen Nationalgeschreis und Nationalitätenhaders!

Aber wir können ja den Nationen und Nationchen einmal die Ehre anthun, sie in Bausch und Bogen als etwas homogenes, mit der herrschenden und das Wohlgefallen des Regenten besitzenden Partei sich einig wissendes und einig wollendes zu denken.

Also Politik ist Geschäft, schließt mithin wie jedes andere Geschäft, das respektiert sein will, ideologische Träumereien und gemütliche Gefühlsstandpunkte aus. Nur das Interesse, der Vorteil hat das entscheidende Wort. Was gegen das Interesse streitet: — „behüt dich Gott, es wär' so schön gewesen." Zum Beispiel auch gewisse fürstliche Heiratspläne. Es ist ganz in der Ordnung, daß die häuslichen Angelegenheiten der Fürsten sich nach dem Wohlfahrts-Prinzip des politischen Geschäftsvolkes regeln. Die Fürsten und ihre Angehörigen sterben, die Völker bleiben. Tüchtiger Geschäftssinn hält sich an das Bleibende, an das Solide.

Freilich ist auch im Geschäftsbetrieb ein Unterschied: ob ich ihn als kleinbemittelter, ängstlicher Dütenkrämer oder als kapitalskräftiger, weitschauender, mutiger Großhändler auffasse, ist zweierlei. Nicht zu reden vom verwegenen Ausbeuter aller einigermaßen faßbaren Chancen.

Auch das macht im Geschäft einen Unterschied: ob ich einen jungen oder einen alten Kopf habe.

Freilich ist man geneigt, zu sagen, man habe das Alter, das man sich giebt. Und man trifft dabei nicht immer das Rechte. Das Völkerleben wie das Einzelleben hat Stimmungsmomente, wo sich's schrecklich alt vorkommt. Wer kennt nicht Jean Pauls, unseres fränkischen Dichters, wundersames Traumbild: „Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen?" Der arme Mensch sieht sich im Traume alt und grau und unsäglich elend und schreit im verzauberten Bewußtsein seiner Erbarmungswürdigkeit das Schicksal an: O gieb mir meine Jugend wieder! Hilf mir, daß ich ein neues Leben beginne! — Und er erwacht, der unglückselige Thor, und findet, daß das Schreckliche nur ein Traum gewesen. Er ist ja noch jung, voller Saft und Kraft, trotz vieler Irrungen und Fehler, und ein langes Leben liegt noch verheißungsvoll vor ihm, seiner mannhaften Thatenlust die würdigsten Gaben und Aufgaben bietend! Fort mit der sentimentalen Schwarzseherei und Verzweiflungsträumerei und rasch zugegriffen, so lange die günstige Stunde lockt.

Wie viele brave Reichsbürger, die ein Herz haben für die Angelegenheiten und Sorgen ihrer Volksgenossen, mögen nicht nur bei der Jahreswende in einer ähnlichen traumumfangenen Stimmung sein, wie der glücklich Unglückliche der Jean Paulschen „Neujahrsnacht!" Wohin sie ihr prüfendes Auge wenden, überall liegt ein grauer Schimmer zweifelhafter Erfolge auf den Bestrebungen der ehrlichsten Arbeiter am Ausbau des Reiches, überall die nämliche Zerfahrenheit im Ringen um die Hebung der arg gefährdeten Volkswohlfahrt, um Erhaltung des Friedens! Verfehlt, abgelebt, greisenhaft alles auf dem weiten, kunterbunten Versuchsfelde des politischen Parteitreibens — — O gieb uns unsere Jugend wieder, die junge Kraft, das junge Vertrauen!

Und doch beruht er auf Täuschung, dieser verdrießliche Blick in unsere soziale und politische Welt. Denn die Jugend ist da und die Kraft — und es ist noch lange nicht aller Tage Abend im Reich. Die Wahrheit ist, daß wir riesige Wandlungen durchgemacht in den letzten Jahren, daß der Boden, auf dem wir leben, völlig umgegraben worden ist, daß unser Altertum ein Neutum wird unter dem frischen Wind, der aus allen Himmelsgegenden bläst.

Da heißt es Stellung fassen zu den aufschießenden Problemen und zu zeigen, wes Geistes Kind man ist. Ob Feigheit oder Ergebung, ob Betriebsamkeit oder Schlaraffentum, ob resoluter Freimut oder zaghaftes Lavieren: das wird abhängen von dem Urboden unseres Charakters und unserer Gesinnung und von der Geschäftstüchtigkeit!

Man ist auf der Bahn der Weisheit, wenn man sich selbst das Beste zutraut und im Falle des Mißlingens sich selber verantwortlich macht. Das greisenhafteste, was je über unsere Geschicke und Thaten gedacht worden ist, steckt in dem pessimistischen Satze: es kommt nichts besseres nach. Das ist ausgesuchte Narretei obendrein, pfiffig genug, um Schwachköpfe zu verwirren. Damit wird kein Geschäft in Schwung gebracht.

Wir stehen zu den geraden und festen Naturen, die eines heldenhaften Ausblickes ins Neue fähig sind. Und in diesem Sinne werben wir trotz schwieriger Zeitläufte um die erneute Teilnahme fröhlicher Freunde und jugendfrischer Mitarbeiter an dem gemeinsamen politischen Werke zur Wohlfahrt aller. Denn das mögen sich unsere griesgrämigfrömmelnden Staats- und Gesellschaftsheilkünstler gesagt sein lassen, daß fröhlicher Sinn ein besserer Pfeiler der Politik und sozialer Ordnung ist, als bußfertige Heuchelei, kriechender Knechtscharakter, moralische Verstimmung und mit dem Polizeispieß herausgekitzelte Kirchlichkeit. Damit dieser fröhliche Sinn gedeihe, damit jedes Glied der sozialen Kette auf das, was es ist, thut und erstrebt, auf seine Armut oder seinen Wohlstand, auf seine Ehre oder Unansehnlichkeit mit männlicher Heiterkeit hinblicke, darf dem deutschen Gemüte der Glaube an den Fortschritt, an die Tröstungen und Ermunterungen der Erkenntnis, der Wissenschaft und Kunst nicht vergällt werden. Jawohl, wir reden dem Fortschritt das Wort. Aber nicht dem kleinen, konfusen, desperaten, fraktionspolitischen, sondern jenem großartigen, der als treibende Lebenskraft allen gesunden Dingen innewohnt und auch das Unscheinbarste heben und bessern und schätzbar machen hilft. Im Geschäft werden wir's zunächst spüren!

Im Glauben an diesen Fortschritt rauschen die Heils- und Kraftquellen der modernen Welt und keine Reaktion und kein Pessimismus kommt auf die Länge dagegen auf, so lange ein Volk frisch bleibt.

Drum gilts auch in der Politik der Versumpfung zu wehren und für Bewegung und frische Luft zu sorgen. Laßt die Heulmeier klagen und zetern, der Dichter hat doch recht: „Nur der verdient die Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß." Oder so ähnlich.

Warum sind denn eigentlich die Franzosen so interessant?

Bloß weil sie verrückt, toll und gefährlich sind? —

Die Engelmacherin.

Berliner Sittenbild.

Von Max Kretzer.
(Berlin.)

Kennen Sie Frau Rührmund, meine Gnädige? Nicht? Wie sollten Sie auch! Die Sphäre, in der Sie sich bewegen, schließt diese Bekanntschaft von vornherein aus, die reine Luft, die Sie täglich atmen, ist frei vom Dunst der Arbeiterviertel und jenem aus dem Geruch von Menschenschweiß, aufgehängter Wäsche und Küchenabfällen zusammengesetzten fragwürdigen Duft, den man am besten mit den Worten „Es riecht nach Armut“ bezeichnet. Und doch würde Ihnen der Name nicht so fremd erscheinen, erinnerten Sie sich nur unseres letzten Gespräches. Es war von jenen beklagenswerten Geschöpfen die Rede, welche vergeblich nach einem Vater rufen. Ein Zeitungsblatt, auf welches zufällig Ihr Blick fiel, gab die Anregung.

„Sechstausend außereheliche Kinder wurden im vorigen Jahre in Berlin geboren?!“ riefen Sie aus und fügten hinzu: „Das ist ja fürchterlich! Was wird aus diesen Kindern, wo bleiben sie?“

Als Antwort begann ich Ihnen eine Geschichte aus jenen Tagen zu erzählen, wo ich von früh bis spät nach meinem ersten Verleger suchte; ich nannte Ihnen flüchtig den Namen einer Frau, mit der ich weit draußen in einer Vorstadt Thür an Thür wohnte — — Ach, ich sehe im Geiste, wie Sie verständnisinnig nicken und höre Sie sagen: Ich entsinne mich jetzt, wir wurden damals durch einen mißliebigen Besuch gestört; benutzen Sie nur die Gelegenheit und fahren Sie fort zu erzählen.

Also: Madame Rührmund, genannt die Mutter der Engel — — Sie lächeln? Ich verstehe: Sie finden diese Bezeichnung komisch; ich nur satyrisch. Mein Stubenkollege, ein verpfuschter Student der Philosophie, ein guter Junge, der heute irgendwo in Amerika sein Dasein fristet, hatte sie aufgebracht, als wir in der Stille eines Sommerabends im offenen Fenster lagen, die Dampfwolken des ehrlich geteilten Tabaksrestes der jenseitigen Häuserreihe entgegenbliesen und dem stillverrauschenden Leben des tief unter uns brütenden Berlins lauschten. Entsetzliches Kindergeschrei schallte aus dem Fenster unserer Nachbarin, eine Pause trat ein, dann ein Röcheln, ein leises Gurgeln — ein seltsamer überirdischer Ton, als wollte ein kleines Wesen noch einmal in einem einzigen Laut alles das ausdrücken, was es bisher gelitten hatte. Totenstille. Dann die gleich-

giltige, blecherne Stimme einer Frau: „Es ist alle mit ihm, Anna, lauf zum Doktor!“ Der Philosoph blickte zum sternenklaren Himmel empor und sagte: „Die Mutter der Engel ist eine brave Frau, sie sorgt dafür, daß die Wanderung kleiner Seelen im besten Gange und ihr Schuldbuch da oben ewig offen bleibe“. Unsere Wirtin im Fenster links hatte das vernommen, und am andern Tage sprach die ganze Nachbarschaft nur von der „Mutter der Engel“.

Man würde sich eine durchaus falsche Vorstellung von der Pflegefrau recte Engelmacherin Frau Rührmund machen, malte man nach dem so eben Gehörten sie sich im Geiste als ein häßliches, schmutziges Weib mit schlechten Manieren aus. Im Gegenteil — sie wiegt sich elegant in den Hüften, die weiße Haube leuchtet, der Mund lächelt, sobald es gilt, den „Kundinnen“ gegenüber zu repräsentieren. Frau Marthe im „Faust“ könnte ihr als Vorbild gedient haben.

Wie an ihrem Äußeren, so sieht auch in ihrer Wohnung alles blank und sauber aus; vom blitzenden Messingknopf der Klingelschnur bis zu den milchfarbenen Gardinen, welche dem Nachbar vis-à-vis unschuldvoll in die Scheiben leuchten, und dem zinnernen und kupfernen Kochgeschirr, das die Bretter der Küche ziert. Die Rührmunden hält auf Ordnung in ihrem Haushalt — „von wegen die Polizei“, wie böse Zungen behaupten. Sauberkeit und Solidität machen immer einen guten Eindruck; niemand weiß das mehr zu schätzen, als Madame im vierten Stock rechts: so etwas imponiert, raubt das Mißtrauen und wahrt die Reputation. Wollte man den Hauswirt fragen, wer am pünktlichsten die Miete in der Kaserne bezahle, so würde in der Antwort der Name Rührmund unausbleiblich sein; und würde man ihn weiter darüber inquirieren, wer sich am ruhigsten den Flurnachbaren gegenüber verhalte, so müßte man sich mit der Nennung desselben Namens bescheiden. Schließlich wäre es nicht unerhört, die Worte über sich ergehen zu lassen: Die Rührmunden ist eine gute, gottesfürchtige Frau; sie bringt ihr Leben damit hin, gegen geringes Entgelt arme Kinder wie die eigenen zu hegen und zu pflegen.

Die Engelmacherin hat — wie alle Menschen, welche mit der Zeit ein Raffinement sich angeeignet haben, das grade genügt, um die Welt zu täuschen — ihre Antezedentien. Ihr Seliger war einer jener Männer, welche alles versuchen und denen nichts gelingt, weil sie nichts vernünftiges gelernt haben. Dieser verfehlte Beruf treibt zum Agententum: Geldvermittler, Kommissionäre für die verschiedensten Dinge, Ratgeber in heiklen Angelegenheiten, in denen das Zuchthaus eine große Rolle spielt, sind die Titulaturen derer, welche in diesem schmutzigen Strome schwimmen.

Madame Rührmund hatte also eine gute Schule. Als sie Witwe ward, legte sie sich aufs Zimmervermieten, wobei es nicht immer sehr reinlich zuging. Dann kam ihr ein ihrer Meinung nach glücklicher Gedanke, den sie ausführte: sie machte einen Hebammen-Kursus durch und ließ am Hause ein elegantes Schild anbringen mit dem bekannten Draht, der die Wand hinauf zu laufen scheint. Was lernte Madame in ihrem neuen Metier nicht alles, was für Einblicke in gewisse Familienverhältnisse bekam sie nicht! Sie hätte jedenfalls auf noch mehr Kundschaft hoffen dürfen, als sie nach zweijähriger Etablierung bereits besaß, wenn ihr nicht als „kluge Frau" eine kleine Unregelmäßigkeit passiert wäre, die sie auf die Anklagebank brachte. Zu ihrem Glücke wurde sie wegen Mangels an Beweisen vor dem Wollspinnen in „ausgewählter Gesellschaft" gerettet; aber der ferneren Ausübung ihres Berufes für verlustig erklärt. Ihre neueste und erfolgreichste Periode begann.

Eines Tages ging sie durch die Straßen, als ihr Fräulein Meta begegnete: eine leichtsinnige Ladenmamsell aus der Kommandantenstraße, welche von ihrem Chef verführt worden und vor sechs Monaten unter dem Beistande von „Madame" Mutter geworden war. Wie ein aufgeblähter Pfau kam sie daher gerauscht. Der Puppenkopf drehte sich jedem Schaufenster zu, um in der Spiegelscheibe das schwarze Satinkleid mit unzähligen Volants (das „neueste Beruhigungs-Angebinde" des Herrn Chef), welches prallsitzend die unkeuschen Glieder umschloß, einer Musterung zu unterwerfen. Fräulein Meta zeigte trotz alledem eine mürrische Miene. Ihre Stiefmutter, der das späte Ausbleiben der lebenslustigen Tochter nicht mehr behagte, hatte sie samt ihrem Kinde vor die Thür gesetzt. Für das letztere, welches zeitweise bei einer Freundin aufgehoben war, mußte also eine Pflegefrau beschafft werden. Frau Rührmund hatte sofort ihren Plan gemacht. Hier war ein Stück Geld zu verdienen, ohne daß man viel zu riskieren hatte. Dieser liebe, süße, gute Engel von Kind, mit den großen blauen Augen, sollte in ganz fremde Hände kommen? Gott bewahre! Zu was wäre sie, die allbekannte Rührmunden mit dem guten Herzen, denn vorhanden, wenn sie nicht solcher Würmer sich annehmen sollte?! Fräulein Meta war hocherfreut, man wurde bald einig, und die „herzensgute Frau" übernahm das Kind mit dem ihr ein Dutzend Mal versicherten Trost, daß „Er" durchaus nicht knausere. Die Rührmunden ließ sich das Pflegegeld, pro Monat zwölf Thaler, für jedes Quartal vorausbezahlen; nachdem vier Monate vergangen waren, starb der Knabe — an Entkräftung meinte der Arzt, an Brechdurchfall versicherte die Mutter des „ersten Engels" jedermann im Hause; die Milch

tauge in der ganzen Gegend nichts! Dieser süße, kleine Knabe, was hätte aus ihm nicht alles werden können! Wie lieb habe sie ihn nicht gehabt! Verstohlen fuhr die Hand nach dem Auge, um eine Thräne zu suchen, die jeder Zuhörer erwartet haben würde, nur nicht sie. Als Fräulein Meta am selben Abend, benachrichtigt von dem Tode ihres Erstgeborenen, die vier Treppen emporgestiegen war, heulte sie auf nach der Manier von trauernden Menschen, denen das Schluchzen nicht aus der Seele kommt, die aber durchaus ihren Schmerz beweisen wollen. Sie beruhigte sich jedoch bald. Alles in allem genommen, war das Kind ihr doch eine rechte Last gewesen. Da es einmal da war, mußte man in seine Existenz sich fügen, nun aber war es jedenfalls besser aufgehoben. Der Stein des Anstoßes, der den Weg zu einer Ehe, auf welche man doch wie jedes andere Frauenzimmer hoffte, versperrte, war sozusagen aus dem Wege geschafft, man konnte leichter atmen, sorgenloser der Zukunft entgegen gehen.

„Nicht wahr, meine liebe Frau Rührmund, Sie besorgen doch alles nötige zur Beerdigung? Wir wollen das in aller Stille machen. Hier sind meine Papiere und vorläufig hundert Mark. „Er" will durchaus, daß es anständig begraben werden soll. Du lieber Himmel, es hat nicht sollen sein!" — Fräulein Meta, das lebende Resultat schlechter Erziehung und des frühen Einflusses entsittlichender Umgebung in einem „Bazar", zerdrückte die letzte Thräne in ihrem Auge und begann zur Entschädigung für die Abwälzung der Begräbnisvorbereitungen auf Madamens Schultern von der Landpartie am Nachmittag des morgenden Sonntags zu sprechen, deren wegen sie am Vormittage noch viele Laufereien habe: die Putzmacherin müsse an der Garnierung des Hutes noch etwas ändern, Handschuhe fehlten noch, und so weiter.

Während die Rührmunden die Phrase von den „Toten, die am besten aufgehoben sind", zum besten gab und rasch nach der Banknote griff, begegneten sich die Augen beider. Die Blicke sagten alles: Ich weiß, ich habe Dir eine Wohlthat gethan, und: Ich bezahle Dich anständig dafür!

Zwei Tage später, in der Dämmerungsstunde, wurde der schmucklose Sarg (die Rührmunden hatte natürlich den billigsten ausgesucht) in aller Stille nach der Leichenhalle des neuen Thomaskirchhofes, weit draußen an der Britzer Chaussee gelegen, geschafft. Und nach abermals zwei Tagen stand die Engelmacherin mit Fräulein Meta an der offenen Gruft einer jener langen frischaufgeworfenen Gräberreihen, deren kleine Hügel darauf hindeuteten, daß hier nur Stätten für die kleine Welt zu haben seien. „Er" habe nicht kommen können, versicherte Fräulein Meta; das Geschäft nehme ihn zu sehr in Anspruch.

„Die achte Reihe, Numero fünf — merken Sie sich das, meine Liebe," sagte Frau Rührmund unterwegs, das weiße Taschentuch noch immer an die Augen drückend. Dann fügte sie hinzu: „Wir gehen doch eine Tasse Kaffee trinken?"

Der kleine Hügel ist längst verfallen, der Stab mit der Nummer liegt ausgerissen daneben. Fräulein Meta tanzt jeden Abend im „Gesellschaftshause" und erinnert sich wohl nur in jenen Fällen ihrer Jugendsünde, wenn ihr ehemaliger Chef, der jetzt verheiratet ist, aus alter Anhänglichkeit dem Balllokal einen Besuch abstattet und sogleich von ihr in Anspruch genommen wird.

Seit jener Zeit hat Frau Rührmund ihren Ruf als Pflegefrau begründet und erweitert. Die Mädchen empfehlen sie unter einander, die vier Wiegen werden niemals leer. Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß sie Kinder zu Engeln mache, die Polizei blickt ihr auf die Finger, — aber Beweise sind ihr noch nicht erbracht worden. Die jungen Mütter bauen auf sie, und das ist maßgebend. Päppelkinder im zartesten Alter nimmt sie am liebsten auf. Wer will für das Leben eines wenige Monate alten Wesens bürgen? Schlechte Nahrung, schlechte Luft, Unreinlichkeit, — und der Schatten des Todes senkt sich langsam aber sicher auf die unschuldigen Züge. Sie profitiert bei jedem Todesfall. Gewöhnlich hat sie das Pflegegeld vorausbezahlt bekommen, — ohne dies thut sie es niemals, — und bei dem Begräbnis fällt immer etwas ab. Viel Ärger hat sie mit den Kindern nicht; schreien sie zu sehr und wollen durchaus nicht schlafen, so genügt ein Löffel voll Rum oder irgend etwas anderes, um die Augenlider schwer zu machen. Anna, ein schiefgewachsenes Mädchen von fünfzehn Jahren, das in die Fußtapfen ihrer Herrin und Gebieterin tritt, leistet ihr dabei vortreffliche Dienste. Sie nimmt zwei Kinder wie zwei Bündel Flicken und treibt sich mit ihnen an Sommertagen auf der Straße umher, setzt sie schließlich in einen Winkel und amüsiert sich mit den halbwüchsigen Jungen ihrer Bekanntschaft.

Die Rührmunden besitzt eine vortreffliche Beobachtungsgabe. Ein Blick auf die vor ihr stehende neue „Kundin" genügt, um sie nach dem Wert ihres Leichtsinns, ihrer Solidität und vor allem ihrer Zahlungsfähigkeit zu taxieren. Fabrikarbeiterinnen, falls sie ihr nicht von guter Seite empfohlen, weist sie grundsätzlich ab, gebraucht aber die Ausrede, daß sie keinen Platz habe, und giebt ihnen die Adresse einer „Kollegin", die weniger heikel ist und von der sie ihre Provision bekommt. Besuch, von dem sie etwas zu erwarten hat, empfängt sie höchst freundlich und regaliert ihn mit Kaffee und Kuchen. Jungen Müttern, die eine Affenliebe

für ihre Kinder zeigen, begegnet sie mit Mißtrauen; sie haben die Augen überall und könnten ihr gefährlich werden. Des Sonntags ist Empfangstag. Die Kinder sind gebadet und sauber angekleidet, ihre „Beschützerin" beugt sich angesichts jeden Besuches über die Bettchen und schäkert mit den „Lieblingen". Die Rührmunden ist von seltener Gefälligkeit, besorgt alles für — Geld. Es klingelt. Herein tritt Helene Zimmermann. Die Zimmermann ist ein langes, mageres und verblühtes Geschöpf, dem nur die wirklich regelmäßigen Gesichtszüge und ein hübsches Augenpaar etwas angenehmes verleihen. Sie geht sehr ärmlich gekleidet, arbeitet als Sortiererin in einer Tabaksfabrik, verdient bei sechzigstündiger Arbeitszeit sieben Mark wöchentlich und ist brustkrank. Man hat sie benachrichtigt, daß ihr zwei Monate altes Mädchen, das in sehr schwachem Zustande aufgenommen wurde, verstorben sei. Frau Rührmund hätte die Aufnahme nicht riskiert, wenn der Bräutigam der Zimmermann, welcher Tischler ist und Helene zu heiraten gedenkt, nicht gutgesagt hätte. Die Zimmermann jammert, denn sie hat ihr Kind lieb gehabt und kann den plötzlichen Tod nicht begreifen, während die Rührmunden diesen Schmerz nicht versteht. Das Begräbnis soll so einfach wie möglich sein, denn viele Mittel sind nicht vorhanden. „Madame" fängt an zu rechnen. Den Leichenwagen könnte man sparen. Für zwei Mark erklärt sie sich bereit, den Sarg selbst nach dem Kirchhof zu besorgen. Mit solch einem kleinen Wesen brauche man nicht viele Umstände zu machen! In der Dämmerung hüllt sie sich in einen weiten Mantel, schlägt ihn über den kleinen Sarg, setzt sich in eine Droschke und tritt in Begleitung Helenens, die natürlich den Wagen noch bezahlen muß, den Weg an. Es ist ein kalter Novembertag, der Wind fährt über die Stoppeln und treibt die welken Blätter über die Gräber, die Schollen rasseln, die Arbeiterin schreit laut auf, und die letzte Ehre ist erwiesen.

„Schrecklich!" höre ich Sie sagen, meine Gnädige. Sie beugen sich über Ihre schlafenden Kinder und berühren mit zärtlichem Blick deren Lippen. „Und existiert die Rührmunden noch?" fragen Sie. Ich erwidere: Sie lebt, sie lebt und webt als Vertreterin einer ganzen Gattung. Es mag Abweichungen geben, hin und wieder mögen bessere Charaktereigenschaften zu Tage treten, aber das Gewerbe ist vorhanden. Rousseau beginnt seinen „Emil" mit den Worten: ‚Alles ist gut, geht es aus den Händen der Natur hervor; Alles entar et unter den Händen des Menschen."

Und ich möchte behaupten: Es giebt straflose Verbrechen, welche die entsetzlichsten an der Menschheit sind.

Ein englisches Drama.

Von Carl Bleibtreu.

(Charlottenburg.)

Vorbemerkung. Es war mir gelungen, die gewaltige Tragödie „Eduard II." von Christofer Marlowe vollkommen bühnengerecht zu gestalten, wie eine Tabelle des Scenariums leicht erweisen würde. Freilich mußte bei dieser überaus schwierigen Aufgabe gar manches geopfert werden, was die schwachen Nerven unsrer Zeit allzu gräßlich berühren möchte. Leider auch ein dichterischer Glanzpunkt des Dramas, die Ermordungsszene, über welche Hazlitt urteilt, sie errege mehr Staunen und Mitleid als irgend eine Szene der älteren und neueren Poesie. — Allein, nun ich das ganze mächtige Werk überschaue, drängt sich mir die Gewißheit auf, daß auch hier wieder die darauf verwendete Mühe, wie so oft schon bei meinen Arbeiten, rein umsonst gewesen. Denn wer in aller Welt würde wohl ein Drama aufführen, das nur von gigantischen männlichen Leidenschaften durchpulst, das nirgends erbauliches Liebesgeflöte, sondern nur eine düstre Ehebruchsaffaire im Hintergrund und im Vordergrund eine nur pathologisch verständliche Minnekrankheit (des Königs für seinen Mignon Gaveston) enthält! Nein, nein, solche Renaissancepoesie steht unsrem gebildeten Publikum allzuferne — wozu also eine Drucklegung?

Nur, damit man eine kleine schwache Probe der wahren Renaissance-Dramatik erhalte, begnüge ich mich damit, beifolgend die Schlußszene der Tragödie dem geneigten Leser vorzuführen. Sie spricht für sich selbst. Es sei jedoch bemerkt, daß ich mich zwar möglichst getreu an das englische Original hielt, aber hier und da ausführlicheren oder umgekehrt knapperen Ausdruck wählte. In dem kurzen Dialog zwischen Mutter und Sohn mußte ich wegschneidend und zusetzend besonders eingreifen. Der Schluß (man bringt dem König den Kopf Mortimers) konnte nicht gebraucht werden. Durch die Schlußworte des jungen Königs aber wollte ich der „poetischen Versöhnung" zu ihrem Recht verhelfen, indem sich eine Perspektive glücklicherer Zukunft aus dem Chaos der Anarchie eröffnet. Man vergesse nicht, daß der hier redende junge König Eduard III. eben als Wiederaufrichter der monarchischen Staatsgewalt gegen die störrigen Barone und als Eroberer Frankreichs erstand. Der junge König, seinen schwachen Vater beklagend, spricht hier als der künftige große König.

Im königlichen Palast. Der **Lord-Protektor Mortimer** und **Sir John Maltravers** treten auf.

Mortimer. So ist's geschehen und der Mörder tot?
Maltravers. Ja wohl, Mylord. O wär' es nie geschehn!
Mortimer. Sieh da, das Armesünder-Glöcklein wimmert,
Ein Büßer reuig flennt? So will ich denn
Beichtvatern Dir, mein guter Maltravers.
Drum wähle Du, ob Du zu schweigen weißt
Oder sogleich von meiner Hand zu sterben.
Maltravers. Mylord, ich fürchte, Gurney, welcher floh,
Verrät uns Beide. Darum laßt mich fliehn!
Mortimer. Flieh' zu den Kannibalen, feiger Narr!
Maltravers. Demütig dank' ich Eurer Herrlichkeit (ab).
Mortimer (allein). Und ich? Ich stehe wie die Eiche fest,
Denn gegen mich sind alle nur Gestrüpp.
Sie zittern ja bei meinem Namen schon.
Laß sehn, wer mich des Königsmordes zeiht! (Königin Isabella, mit allen Zeichen des Schreckens stürzt herein)
Was giebt's, was soll die bleiche Angstgebärde?
Königin. O Mortimer, der König hat, mein Sohn,
Botschaft empfangen von — (stockt)
Mortimer. Vom Teufel, he?
Königin. Tot sei sein Vater, und die Mörder wir.
Mortimer. Und wenn auch schon! Der König ist ein Kind.
Königin. Wohl, doch er rauft sein Haar und ringt die Hände
Und schwört, er woll' es rächen an uns Beiden.
Zur Staatsrat-Kammer stürzte er hinweg,
Den Beistand seiner Pairs sich zu erbitten.
Weh mir, dort naht er, sieh', und mit ihm Jene.
Nun, Mortimer, beginnt Dein Trauerspiel.

(König Eduard III. — ein Knabe von sechzehn Jahren — tritt hastig ein, gefolgt von Lords und Wachen. Er geht mit geballter Faust auf Mortimer los.)

Eduard III. Schurke!
Mortimer. Halt ein! (er greift ans Schwert.)
Eduard III. Denk nicht, daß ich erschreckt durch Deine Worte!
Mein Vater ist ermordet durch Verrat.
Und Du sollst sterben. Und auf seiner Bahre
Soll liegen Dein vermaledeites Haupt,
Zu zeugen aller Welt, daß nur durch Dich
Sein königlicher Leib zur Grube sank.

Königin. Weine nicht, süßer Sohn!
Eduard III. Nicht weinen ich?
Verbiete andren das, er war mein Vater.
Und hättest Du ihn halb so tief geliebt,
Du trügest seinen Tod nicht so geduldig.
Ich fürchte sehr, Du wareſt mit verschworen. —
Warum antworteſt Du nicht Deinem König?
Mortimer. Weil ich verachte, wessen man mich zeiht.
Wer wagt zu sagen, daß ich ihn gemeuchelt?
Eduard III. Ich wage das, Dein König und Dein Richter.
Mein Vater selber spricht in meiner Stimme
Und wirft Dir's in die Zähne: Mörder, Mörder!
Mortimer. Bah, haben Euer Gnaden nicht vielleicht
Noch triftigere Gründe und Beweiſe?
Eduard III. Ich denke wohl, denn dies schrieb Eure Hand. (Er reicht ihm den Brief Mortimers an Maltravers.)
Mortimer (halblaut zur Königin). Der falsche Gurney gab sich an und mich.
Königin. Ich ahnte es. Mord bleibt ja nie verborgen.
Eduard III. Wie nun? Was sagt Mylord von Mortimer?
Mortimer (stolz). 's ist meine Hand. Was schließet Ihr daraus?
Eduard III. Daß Du den Mörder selbst dorthin gesandt.
Mortimer. Den Mörder? Wen? So zeigt mir doch den Mann!
Eduard III. Ah, Mortimer, Du weißt ja, kluger Mann,
Du selber hast Dein Werkzeug umgebracht —
Und also soll es auch mit Dir geschehn.
Was stiert er noch vor Unserm Angesicht?
Schafft ihn zum Block, bringt nur sein Haupt zurück!
Königin. O Gott, um meinetwillen, süßer Sohn,
Verzeih, verzeih, verzeihe Mortimer! (sie will knieen.)
Mortimer (sie emporreißend). Madame, entehrt mich nicht! Denn eher sterb' ich,
Als um mein Leben betteln einen Knaben.
Eduard III. Hinaus mit ihm, dem Mörder, dem Verräter!
Mortimer. Boshaftes Glück, nun seh' ich wohl den Punkt
In Deinem Rad, von dem kopfüber man
Im Umschwung niederstürzt, kaum daß man klomm
Empor zu ihm. Den Punkt berührte ich.
Und da ich sehe, daß kein Platz mehr war,

Um höher noch zu steigen, ei warum
Sollt' ich wohl jammern, weil ich stürzend falle?
Fürstin, leb wohl! Wein' nicht um Mortimer,
Der weltverachtend nun von dannen reist,
Um unbekannte Länder zu entdecken. (Er wird abgeführt.)

Königin (schluchzend). Wie Du von mir empfangen hast Dein Leben,
Schenke mir seins, vergieße nicht sein Blut!

Eduard III. Ja, Du vergossest meines Vaters Blut!

Königin. Beim Himmel, nein!

Eduard III. Ja, denn Du liebst den Mörder.
Die Mutter auch verlier' ich nach dem Vater,
So doppelt Waise. Wenn Du schuldig bist,
So wähne nicht, mich schwach zu finden, Mutter.
Die Untersuchung prüft das Weitere.
Und nun, ihr Herrn, geleitet sie zum Tower!

Königin. Zum Tode gleich! Zu lang schleppt' ich mein Leben,
Wenn es mein eigner Sohn zu kürzen denkt.
Und darf ich trauern nicht um meinen Gatten,
Leid tragen nicht um den geliebten Herrn
Und ihn zur Gruft geleiten mit den andern?

Eduard (wendet sich ab). Sie lästert. (Zu dem Gefolge) Bringt mir
allsogleich die düstern
Trauergewande für den Leichenzug!

Königin (die Wache abwehrend, die sich ihr nähert). Weh, er hat mich
vergessen! Haltet ein!
Ich — ich bin seine Mutter. (Eduard schreitet schweigend dem
Ausgang nach rechts zu) Er bleibt taub.
Tot, alles tot. (Sie wankt nach links hinaus, von der Wache
umringt.)

Eduard III. (rechts am Ausgang, hoch aufgerichtet, die Hand am Schwert).
Doch England lebt für immer
Und auferstehen soll sein alter Ruhm.

Ich bin der Mörder.

Geheimnisse eines Unentdeckten.

Von Peter Hille.
(Pyrmont.)

Motto:

Ὀσμὴ βροτειών α ἱμάτων με προσγελᾷ.
Der Menschenblutduft lacht mir zu.
Aischylos' Eumeniden.

Bekanntmachung! 300 Mark Belohnung! Aha. Ich glaub' Ihr sucht mich. Dreihundert Mark, zum ersten, zum zweiten und — Ich will noch etwas warten, vielleicht steigt mein Preis. — — — Ich handle aus Menschenliebe. Wenn ich mich noch etwas verborgen halte, so wird mein Häscher reicher noch belohnt. Thut Gutes denen, die euch verfolgen. Ich allein bin ein Mann nach dem Evangelium. Und doch dieses Blut, das Entsetzen der kreischenden Dame... Und alles blieb so still, keines hörte es. Gestern suchte man mich. Ich war in der Familie eines Freundes, zu dem ich öfters gehe. Der vermutet nichts. Wir machten die Fenster auf, legten uns hinein und rauchten unsere Cigarren. Einige Spaßvögel unter den Hunderten der breit wartenden Menge riefen:

„Da ist er."

Gut, daß ich es weiß: das Äußerste, die lustig kitzelnden Schauer der Furcht oder der Heldengröße vielleicht: nachher, wenn es auf den frühen frostigen Hof geht mit den harten Gesichtern, welche die rächende, in mir beleidigte Menschheit vertreten. Bis dahin aber kann mir nichts passieren, muß ich genießen, ein Götterdasein führen. O, was muß ich kichern und ihr hört es nicht. Soll ich es euch sagen? Nein, nein, ich thue es nicht. Das möchtet ihr wohl, ja? Für Zeitungen? Wenn ich zu einer Zeitung ging und verkaufte es ihr? Aber — sie müßte es nicht wieder sagen. „Zerrissene, ins Grünliche schillernde Hose — etwas reduciert!" Ja wohl! Der Portier reißt vor mir seine bortierte Mütze tief ab wie vor Bismarck. Und die Brosche, die ich vor dem Hause des kommandierenden Generals in Altmoabit weggeworfen! Ja, ich bin großmütig: das sollte auch noch jemand finden. Nur müßte er nicht so dumm tugendhaft sein und es abgeben.

Warum ich eigentlich den Mord begangen? Eigentlich weiß ich es selbst nicht. Dann aber weil alle Menschen, draußen die Straße, der ganze Stadtteil — auch in dem feinen Hause ließ sich keiner sehen, nur die Kristallgriffe der Klingeln schillerten bläulich blöde — so dumm still waren. Auch das rote Gerichtsgebäude mit seiner dummen Gerechtigkeit

oben auf dem Dache — das ging alles so alltäglich, an mich dachte keiner, da wollte ich denn ein bischen Unterhaltung bringen, Ironie, die Gesellschaft amüsieren, eine Überraschung besorgen. Ganz dieselbe Stimmung, welche ich als Student hatte, wenn wir des Nachts um 2 Uhr über die Straßen gingen und alles so dämlich aussah. Das ärgerte mich dann: der Unfug kitzelte und bald brachten wir die Nachträte hinter uns auf die Beine. Das versetzte sie in Spannung, machte ihnen warm. Also werde ich wohl aus Gutmütigkeit gehandelt haben. Schade, daß man so wenig verstanden wird. Die besten Witze werden einem übel ausgelegt.

Die Aufregungen des Verbrechers, der gesucht wird, werde ich mir bis später aufheben. Erstmal das Geld verjuxen. Habe ich nicht der schlanken Spanierin in der Leitmeritzer Taverne auf heute versprochen? Gehen wir heute ins Schlaraffenland!

— — — — — — — — — — — — — — —

So, jetzt könnts ja wieder aufs neue angehn, wir sehn ja wieder „reduziert" aus! Allerdings noch etwas anständiger als neulich. Ich muß doch eigentlich erst wieder auf dem alten Standpunkt stehn. Das giebt mehr Mut, Frische, Unumgänglichkeit. Jetzt würde ich es nur erst noch als Liebhaberlaune betrachten. Ob ich es wohl wieder so gut mache? Fast fehlt mir der rechte Ernst dazu, ich gebe mich so lässig hin. Ich glaube es wird Stümperwerk diesmal.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nun muß es. Ich bekomme jetzt nichts mehr heraus. Einen lumpigeren Anzug giebt es nicht mehr. Kinder schreien und Hunde heulen, wo ich mich nur sehen lasse. Ich glaube, diesmal habe ich es zu weit getrieben. Man wird schon vorher auf mich aufmerksam. — Auf einmal faßt mich die Lust auf die königliche Bibliothek zu gehn und zu lesen. Ich möchte Albert Dulk so gern noch kennen lernen, ehe ich in die Unsicherheit meines zweiten Unternehmens trete. Mir sagt es ein Vorgefühl, wahrscheinlich hält es mich fest dann. Hebbels Judith, Hegel und von Hartmann, alles drängt sich so verlockend vor mich hin. Auch möchte ich Curtius und Lazarus wohl mal hören, Treitschke noch einmal und — nein, Ranke liest nicht mehr, aber — ach Gott, diese sogenannten Verbrechen schwächen das Gedächtnis so, ei . . . he . . . i, wie hieß er doch noch, den ich meine? Dieser Historiker, Römer, Mommsen, aha Mommsen!

Und dann — ei „des Meeres und der Liebe Wellen" im deutschen Theater — das wollte ich immer sehen, aber wie ich das Geld hatte, dachte ich nicht daran. Rein vergessen. Und dann noch Messalina — eins, dann dieses Residenztheater mit Theodora und dann noch: Die kleine

Madame Rührmund hatte also eine gute Schule. Als sie Witwe ward, legte sie sich aufs Zimmervermieten, wobei es nicht immer sehr reinlich zuging. Dann kam ihr ein ihrer Meinung nach glücklicher Gedanke, den sie ausführte: sie machte einen Hebammen-Kursus durch und ließ am Hause ein elegantes Schild anbringen mit dem bekannten Draht, der die Wand hinauf zu laufen scheint. Was lernte Madame in ihrem neuen Metier nicht alles, was für Einblicke in gewisse Familienverhältnisse bekam sie nicht! Sie hätte jedenfalls auf noch mehr Kundschaft hoffen dürfen, als sie nach zweijähriger Etablierung bereits besaß, wenn ihr nicht als „kluge Frau" eine kleine Unregelmäßigkeit passiert wäre, die sie auf die Anklagebank brachte. Zu ihrem Glücke wurde sie wegen Mangels an Beweisen vor dem Wollspinnen in „ausgewählter Gesellschaft" gerettet; aber der ferneren Ausübung ihres Berufes für verlustig erklärt. Ihre neueste und erfolgreichste Periode begann.

Eines Tages ging sie durch die Straßen, als ihr Fräulein Meta begegnete: eine leichtsinnige Ladenmamsell aus der Kommandantenstraße, welche von ihrem Chef verführt worden und vor sechs Monaten unter dem Beistande von „Madame" Mutter geworden war. Wie ein aufgeblähter Pfau kam sie daher gerauscht. Der Puppenkopf drehte sich jedem Schaufenster zu, um in der Spiegelscheibe das schwarze Satinkleid mit unzähligen Volants (das „neueste Beruhigungs-Angebinde" des Herrn Chef), welches prallsitzend die unkeuschen Glieder umschloß, einer Musterung zu unterwerfen. Fräulein Meta zeigte trotz alledem eine mürrische Miene. Ihre Stiefmutter, der das späte Ausbleiben der lebenslustigen Tochter nicht mehr behagte, hatte sie samt ihrem Kinde vor die Thür gesetzt. Für das letztere, welches zeitweise bei einer Freundin aufgehoben war, mußte also eine Pflegefrau beschafft werden. Frau Rührmund hatte sofort ihren Plan gemacht. Hier war ein Stück Geld zu verdienen, ohne daß man viel zu riskieren hatte. Dieser liebe, süße, gute Engel von Kind, mit den großen blauen Augen, sollte in ganz fremde Hände kommen? Gott bewahre! Zu was wäre sie, die allbekannte Rührmunden mit dem guten Herzen, denn vorhanden, wenn sie nicht solcher Würmer sich annehmen sollte?! Fräulein Meta war hocherfreut, man wurde bald einig, und die „herzensgute Frau" übernahm das Kind mit dem ihr ein Dutzend Mal versicherten Trost, daß „Er" durchaus nicht knausere. Die Rührmunden ließ sich das Pflegegeld, pro Monat zwölf Thaler, für jedes Quartal vorausbezahlen; nachdem vier Monate vergangen waren, starb der Knabe — an Entkräftung meinte der Arzt, an Brechdurchfall versicherte die Mutter des „ersten Engels" jedermann im Hause; die Milch

tauge in der ganzen Gegend nichts! Dieser süße, kleine Knabe, was hätte aus ihm nicht alles werden können! Wie lieb habe sie ihn nicht gehabt! Verstohlen fuhr die Hand nach dem Auge, um eine Thräne zu suchen, die jeder Zuhörer erwartet haben würde, nur nicht sie. Als Fräulein Meta am selben Abend, benachrichtigt von dem Tode ihres Erstgeborenen, die vier Treppen emporgestiegen war, heulte sie auf nach der Manier von trauernden Menschen, denen das Schluchzen nicht aus der Seele kommt, die aber durchaus ihren Schmerz beweisen wollen. Sie beruhigte sich jedoch bald. Alles in allem genommen, war das Kind ihr doch eine rechte Last gewesen. Da es einmal da war, mußte man in seine Existenz sich fügen, nun aber war es jedenfalls besser aufgehoben. Der Stein des Anstoßes, der den Weg zu einer Ehe, auf welche man doch wie jedes andere Frauenzimmer hoffte, versperrte, war sozusagen aus dem Wege geschafft, man konnte leichter atmen, sorgenloser der Zukunft entgegen gehen.

„Nicht wahr, meine liebe Frau Rührmund, Sie besorgen doch alles nötige zur Beerdigung? Wir wollen das in aller Stille machen. Hier sind meine Papiere und vorläufig hundert Mark. „Er" will durchaus, daß es anständig begraben werden soll. Du lieber Himmel, es hat nicht sollen sein!" — Fräulein Meta, das lebende Resultat schlechter Erziehung und des frühen Einflusses entsittlichender Umgebung in einem „Bazar", zerdrückte die letzte Thräne in ihrem Auge und begann zur Entschädigung für die Abwälzung der Begräbnisvorbereitungen auf Madamens Schultern von der Landpartie am Nachmittag des morgenden Sonntags zu sprechen, deren wegen sie am Vormittage noch viele Laufereien habe: die Putzmacherin müsse an der Garnierung des Hutes noch etwas ändern, Handschuhe fehlten noch, und so weiter.

Während die Rührmunden die Phrase von den „Toten, die am besten aufgehoben sind", zum besten gab und rasch nach der Banknote griff, begegneten sich die Augen beider. Die Blicke sagten alles: Ich weiß, ich habe Dir eine Wohlthat gethan, und: Ich bezahle Dich anständig dafür!

Zwei Tage später, in der Dämmerungsstunde, wurde der schmucklose Sarg (die Rührmunden hatte natürlich den billigsten ausgesucht) in aller Stille nach der Leichenhalle des neuen Thomaskirchhofes, weit draußen an der Britzer Chaussee gelegen, geschafft. Und nach abermals zwei Tagen stand die Engelmacherin mit Fräulein Meta an der offenen Gruft einer jener langen frischaufgeworfenen Gräberreihen, deren kleine Hügel darauf hindeuteten, daß hier nur Stätten für die kleine Welt zu haben seien. „Er" habe nicht kommen können, versicherte Fräulein Meta; das Geschäft nehme ihn zu sehr in Anspruch.

„Die achte Reihe, Numero fünf — merken Sie sich das, meine Liebe," sagte Frau Rührmund unterwegs, das weiße Taschentuch noch immer an die Augen drückend. Dann fügte sie hinzu: „Wir gehen doch eine Tasse Kaffee trinken?"

Der kleine Hügel ist längst verfallen, der Stab mit der Nummer liegt ausgerissen daneben. Fräulein Meta tanzt jeden Abend im „Gesellschaftshause" und erinnert sich wohl nur in jenen Fällen ihrer Jugendsünde, wenn ihr ehemaliger Chef, der jetzt verheiratet ist, aus alter Anhänglichkeit dem Balllokal einen Besuch abstattet und sogleich von ihr in Anspruch genommen wird.

Seit jener Zeit hat Frau Rührmund ihren Ruf als Pflegefrau begründet und erweitert. Die Mädchen empfehlen sie unter einander, die vier Wiegen werden niemals leer. Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß sie Kinder zu Engeln mache, die Polizei blickt ihr auf die Finger, — aber Beweise sind ihr noch nicht erbracht worden. Die jungen Mütter bauen auf sie, und das ist maßgebend. Päppelkinder im zartesten Alter nimmt sie am liebsten auf. Wer will für das Leben eines wenige Monate alten Wesens bürgen? Schlechte Nahrung, schlechte Luft, Unreinlichkeit, — und der Schatten des Todes senkt sich langsam aber sicher auf die unschuldigen Züge. Sie profitiert bei jedem Todesfall. Gewöhnlich hat sie das Pflegegeld vorausbezahlt bekommen, — ohne dies thut sie es niemals, — und bei dem Begräbnis fällt immer etwas ab. Viel Ärger hat sie mit den Kindern nicht; schreien sie zu sehr und wollen durchaus nicht schlafen, so genügt ein Löffel voll Rum oder irgend etwas anderes, um die Augenlider schwer zu machen. Anna, ein schiefgewachsenes Mädchen von fünfzehn Jahren, das in die Fußtapfen ihrer Herrin und Gebieterin tritt, leistet ihr dabei vortreffliche Dienste. Sie nimmt zwei Kinder wie zwei Bündel Flicken und treibt sich mit ihnen an Sommertagen auf der Straße umher, setzt sie schließlich in einen Winkel und amüsiert sich mit den halbwüchsigen Jungen ihrer Bekanntschaft.

Die Rührmunden besitzt eine vortreffliche Beobachtungsgabe. Ein Blick auf die vor ihr stehende neue „Kundin" genügt, um sie nach dem Wert ihres Leichtsinns, ihrer Solidität und vor allem ihrer Zahlungsfähigkeit zu taxieren. Fabrikarbeiterinnen, falls sie ihr nicht von guter Seite empfohlen, weist sie grundsätzlich ab, gebraucht aber die Ausrede, daß sie keinen Platz habe, und giebt ihnen die Adresse einer „Kollegin", die weniger heikel ist und von der sie ihre Provision bekommt. Besuch, von dem sie etwas zu erwarten hat, empfängt sie höchst freundlich und regaliert ihn mit Kaffee und Kuchen. Jungen Müttern, die eine Affenliebe

für ihre Kinder zeigen, begegnet sie mit Mißtrauen; sie haben die Augen überall und könnten ihr gefährlich werden. Des Sonntags ist Empfangstag. Die Kinder sind gebadet und sauber angekleidet, ihre „Beschützerin" beugt sich angesichts jeden Besuches über die Bettchen und schäkert mit den „Lieblingen". Die Rührmunden ist von seltener Gefälligkeit, besorgt alles für — Geld. Es klingelt. Herein tritt Helene Zimmermann. Die Zimmermann ist ein langes, mageres und verblühtes Geschöpf, dem nur die wirklich regelmäßigen Gesichtszüge und ein hübsches Augenpaar etwas angenehmes verleihen. Sie geht sehr ärmlich gekleidet, arbeitet als Sortiererin in einer Tabaksfabrik, verdient bei sechzigstündiger Arbeitszeit sieben Mark wöchentlich und ist brustkrank. Man hat sie benachrichtigt, daß ihr zwei Monate altes Mädchen, das in sehr schwachem Zustande aufgenommen wurde, verstorben sei. Frau Rührmund hätte die Aufnahme nicht riskiert, wenn der Bräutigam der Zimmermann, welcher Tischler ist und Helene zu heiraten gedenkt, nicht gutgesagt hätte. Die Zimmermann jammert, denn sie hat ihr Kind lieb gehabt und kann den plötzlichen Tod nicht begreifen, während die Rührmunden diesen Schmerz nicht versteht. Das Begräbnis soll so einfach wie möglich sein, denn viele Mittel sind nicht vorhanden. „Madame" fängt an zu rechnen. Den Leichenwagen könnte man sparen. Für zwei Mark erklärt sie sich bereit, den Sarg selbst nach dem Kirchhof zu besorgen. Mit solch einem kleinen Wesen brauche man nicht viele Umstände zu machen! In der Dämmerung hüllt sie sich in einen weiten Mantel, schlägt ihn über den kleinen Sarg, setzt sich in eine Droschke und tritt in Begleitung Helenens, die natürlich den Wagen noch bezahlen muß, den Weg an. Es ist ein kalter Novembertag, der Wind fährt über die Stoppeln und treibt die welken Blätter über die Gräber, die Schollen rasseln, die Arbeiterin schreit laut auf, und die letzte Ehre ist erwiesen.

„Schrecklich!" höre ich Sie sagen, meine Gnädige. Sie beugen sich über Ihre schlafenden Kinder und berühren mit zärtlichem Blick deren Lippen. „Und existiert die Rührmunden noch?" fragen Sie. Ich erwidere: Sie lebt, sie lebt und webt als Vertreterin einer ganzen Gattung. Es mag Abweichungen geben, hin und wieder mögen bessere Charaktereigenschaften zu Tage treten, aber das Gewerbe ist vorhanden. Rousseau beginnt seinen „Emil" mit den Worten: ‚Alles ist gut, geht es aus den Händen der Natur hervor; Alles entar et unter den Händen des Menschen."

Und ich möchte behaupten: Es giebt straflose Verbrechen, welche die entsetzlichsten an der Menschheit sind.

Ein englisches Drama.

Von Carl Bleibtreu.

(Charlottenburg.)

Vorbemerkung. Es war mir gelungen, die gewaltige Tragödie „Eduard II." von Christofer Marlowe vollkommen bühnengerecht zu gestalten, wie eine Tabelle des Scenariums leicht erweisen würde. Freilich mußte bei dieser überaus schwierigen Aufgabe gar manches geopfert werden, was die schwachen Nerven unsrer Zeit allzu gräßlich berühren möchte. Leider auch ein dichterischer Glanzpunkt des Dramas, die Ermordungsszene, über welche Hazlitt urteilt, sie errege mehr Staunen und Mitleid als irgend eine Szene der älteren und neueren Poesie. — Allein, nun ich das ganze mächtige Werk überschaue, drängt sich mir die Gewißheit auf, daß auch hier wieder die darauf verwendete Mühe, wie so oft schon bei meinen Arbeiten, rein umsonst gewesen. Denn wer in aller Welt würde wohl ein Drama aufführen, das nur von gigantischen männlichen Leidenschaften durchpulst, das nirgends erbauliches Liebesgeflöte, sondern nur eine düstre Ehebruchsaffaire im Hintergrund und im Vordergrund eine nur pathologisch verständliche Minnekrankheit (des Königs für seinen Mignon Gaveston) enthält! Nein, nein, solche Renaissancepoesie steht unsrem gebildeten Publikum allzuferne — wozu also eine Drucklegung?

Nur, damit man eine kleine schwache Probe der wahren Renaissance-Dramatik erhalte, begnüge ich mich damit, beifolgend die Schlußszene der Tragödie dem geneigten Leser vorzuführen. Sie spricht für sich selbst. Es sei jedoch bemerkt, daß ich mich zwar möglichst getreu an das englische Original hielt, aber hier und da ausführlicheren oder umgekehrt knapperen Ausdruck wählte. In dem kurzen Dialog zwischen Mutter und Sohn mußte ich wegschneidend und zusetzend besonders eingreifen. Der Schluß (man bringt dem König den Kopf Mortimers) konnte nicht gebraucht werden. Durch die Schlußworte des jungen Königs aber wollte ich der „poetischen Versöhnung" zu ihrem Recht verhelfen, indem sich eine Perspektive glücklicherer Zukunft aus dem Chaos der Anarchie eröffnet. Man vergesse nicht, daß der hier redende junge König Eduard III. eben als Wiederaufrichter der monarchischen Staatsgewalt gegen die störrigen Barone und als Eroberer Frankreichs erstand. Der junge König, seinen schwachen Vater beklagend, spricht hier als der künftige große König.

Im königlichen Palast. Der **Lord-Protektor Mortimer** und **Sir John Maltravers** treten auf.

Mortimer. So ist's geschehen und der Mörder tot?
Maltravers. Ja wohl, Mylord. O wär' es nie geschehn!
Mortimer. Sieh da, das Armesünder-Glöcklein wimmert,
Ein Büßer reuig flennt? So will ich denn
Beichtvatern Dir, mein guter Maltravers.
Drum wähle Du, ob Du zu schweigen weißt
Oder sogleich von meiner Hand zu sterben.
Maltravers. Mylord, ich fürchte, Gurney, welcher floh,
Verrät uns Beide. Darum laßt mich fliehn!
Mortimer. Flieh' zu den Kannibalen, feiger Narr!
Maltravers. Demütig dank' ich Eurer Herrlichkeit (ab).
Mortimer (allein). Und ich? Ich stehe wie die Eiche fest,
Denn gegen mich sind alle nur Gestrüpp.
Sie zittern ja bei meinem Namen schon.
Laß sehn, wer mich des Königsmordes zeiht! (Königin Isabella, mit allen Zeichen des Schreckens stürzt herein)
Was giebt's, was soll die bleiche Angstgebärde?
Königin. O Mortimer, der König hat, mein Sohn,
Botschaft empfangen von — (stockt)
Mortimer. Vom Teufel, he?
Königin. Tot sei sein Vater, und die Mörder wir.
Mortimer. Und wenn auch schon! Der König ist ein Kind.
Königin. Wohl, doch er rauft sein Haar und ringt die Hände
Und schwört, er woll' es rächen an uns Beiden.
Zur Staatsrat-Kammer stürzte er hinweg,
Den Beistand seiner Pairs sich zu erbitten.
Weh mir, dort naht er, sieh', und mit ihm Jene.
Nun, Mortimer, beginnt Dein Trauerspiel.

(König Eduard III. — ein Knabe von sechzehn Jahren — tritt hastig ein, gefolgt von Lords und Wachen. Er geht mit geballter Faust auf Mortimer los.)

Eduard III. Schurke!
Mortimer. Halt ein! (er greift ans Schwert.)
Eduard III. Denk nicht, daß ich erschreckt durch Deine Worte!
Mein Vater ist ermordet durch Verrat.
Und Du sollst sterben. Und auf seiner Bahre
Soll liegen Dein vermaledeites Haupt,
Zu zeugen aller Welt, daß nur durch Dich
Sein königlicher Leib zur Grube sank.

Liebe Wellen". Wäre es nicht möglich, auf zahmere Weise, als Paletotmarder? Ich weiß nicht, zu dem Kleinen habe ich nicht den rechten Mut das kommt mir zu niedrig vor.

Ich glaube, ich glaube: unsere Zeit verdirbt mich. Ich bin sonst nämlich gar nicht so schlecht. Ich habe früher immer Gewissensbisse gehabt, wenn ich mein Abendgebet nicht verrichtete. Der Londoner Phrenolog in Ludgate Hill sagte mir, mein Gewissen sei Nr. 5 und das ist doch das höchste, was gewöhnlich vorkommt. Vielleicht hat er sich geirrt. Er meinte vielleicht den Mordsinn, daß der bei mir etwas — hochsitzt.

Daß die Lebenslinie bei mir durch jähen Tod unterbrochen ist, kann ich auch nicht finden. Kunst und Reichtum ist durchstrichen. Die Glückslinie gabelt auf Ehebruch hin. Ja, das ist es, ich bin eine so sinnliche, organreiche Natur. Mir sind viele Dinge, welche der reiche Esel nicht kennt, wie eine rote reife Frucht!

Sozialdemokrat will ich auch nicht sein. Was brauchen die Plumpen so viel Schnaps und Schweinefleisch, so viel Geld, wie ich für meine Feinheiten, das Aparte meiner zartfühlenden Natur? Nun, und Gewissen! Wer hat heutzutage Gewissen? Ich bin die Zeit, die vielseitige, gebildete, nervöse Zeit von heute, nur etwas logischer, und eben darum, weil ich Philosoph bin und ihr zeigen will, wie sie sich erhalten muß, habe ich — einen Mord begangen.

Ich bin zu nichts gekommen, weil ich immer alles sah. Bei ihnen, den andern meine ich, warf sich der Gedanke immer auf das eine: den Schnaps oder die Jura, die Theologie oder die Konfektionneuse, und so waren sie zufrieden mit ihrem Lästerchen und ihrem Berüschen, das eine in dieser Hand, das andere in jener und beißen dann abwechselnd hinein: Kinder, die in jeder Hand ein Butterbrot haben. Mir gefällt alles: die safthäutige Traube, der grübchenvolle wollig frische Pfirsich, die porig ausgreifende Apfelsine ... Ich weiß alle Nüancen zu deuten; und zum Kunstwerk meines Lebens gehört — Reichtum. Und den muß ich mir so erbärmlich zusammenstehlen ... eine Schande!

Für andere, die „verdienen" können, mag ja Entbehrung möglich sein! Ihnen setzt sich aus Verweigerungen und Gewährungen das Leben zusammen. In die Lücke von heute sieht die Füllung von morgen. Ich aber muß meinen Raub in Eile hinunterschlingen. Gefüttert mit Pasteten, die Tasche voll Bücher, ein Schauspiel vor den Augen, dann Mädel und Wein und gute Cigarren.

— — — — — — — — — — — — — — —

Diese Pfandleiherin! Wie sie so unnatürlich genährt ist. Alles schon

gelassen, wie eine Maschine, deren Kessel sich speist von der Not; wie sie alles heranzieht, fast herrisch, hochmütig, als hätte sie ein Recht dazu! Wie sich da alles aufhäuft, eine Mauer um sie her, in den Spinden, Bügeleisen wie abgeschälte Granaten, Anzüge und Kleider, Regenschirme und Fächer. Sie ist stumpf, stumpf wie ihr dummschnüffelnder Mops. Nichts Weibliches mehr an dieser formlosen Gestalt, eine grobe mißklingende Masse, deren Schall verkehrt ist: anders herauskommt, als man ihn erwartet, wie bei einer mißratenen Glocke.

Und dann ihre Tochter, die ihr hilft in ihrem muffig fetten Geschäft, so muffig fest selbst aussieht mit ihrem Busen und den engen Ärmeln, die sich in Ringeln aufschieben an den festen graumarmorierten Armen, mit den dicken Lidern, so träg und falsch, wie von tückischen Tieren. Auch deren Stimme hat bereits einen so unreinen Klang. Ich glaube, die verdirbt noch ganz und gar, wenn sie noch länger bei dem Geschäft bleibt. Ich kann nicht glauben, daß die höchste Vernunft Wesen hierzu bestimmt hat. Daher suche ich sie von dieser verkehrten Richtung abzubringen. Vielleicht kann ich die beiden ihrer Bestimmung wiedergeben, daß sie sich lieben, einander Mutter und Tochter zu sein lernen, wozu ihnen jetzt das Geschäft, in welchem sie steif neben einander stehn und sich bewegen, keine Zeit läßt. Auch das Essen wird nur noch wie in den Kulissen verrichtet. — — —

„Mama, da ist jemand im Laden. Hilfe, Polizei!“ Hättet ihr nicht ruhig liegen bleiben können, gleich wäre es vorbei gewesen. Nun muß ich euch mitnehmen. Buff, buff, alles still. Der Totschläger ist doch ausgezeichnet!

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich weiß nicht, Ihr guten Romanschreiber, besonders du Freund Dickens, ich weiß nicht, warum es bei einem Verbrechen immer so melodramatisch zugehen muß.

Mit einer gewissen Ungezwungenheit muß es gehen. Das ist guter Ton. Es hat mir ordentlich Freude gemacht, so glatt ging es. Wenn die Leute nur etwas entgegenkommender wären. Aber man hat so seine Last damit, das schreit und sperrt sich. Gut, daß die andern so vernünftig sind und es nicht hören. Wenn man einander nur verstehn wollte, so könnte die ganze Angelegenheit so ordnungsgemäß erledigt worden, daß jeder seine Freude daran hätte. Aber sie gehen auf die besten Intentionen nicht ein. Warum muß denn immer Gewalt dabei sein? Meine Schuld ist es nicht. — Nun hätte ich gern eine gute Cigarre. Schade, daß die Läden geschlossen sind, und Bagatellen riskiere ich nicht. Ich arbeite nur im Großen. — — —

Gott sei Dank! Morgen wieder: „Des Meeres und der Liebe Wellen.“ Wenn sie mich nur nicht packen bis dahin. Und dann dies Grüne. Was hat die denn wieder. „Wacht!“ Tausend nochmal, 15 Mark ein Paletot. Und ich habe 70 Mark — für diese paar Tage — ein Unsinn. Ah, da ist ja auch der rote Zettel. Bekanntmachung! Der alte noch? Was, da haben sie ja mein neuestes schon gebracht! Wie das doch schnell geht. Diesmal wissen sie aber nichts, haben sie keinen in grüner Hose gesehn, vorn zerrissen. Rein gar nichts an der Hand, ob sie mich so wohl herauskriegen? . . .

„Die Räuber!“ O nicht viel daran. Hat kein Interesse mehr für unsere Zeit. Kenn' es auch schon. Da geh ich lieber in „Theodora“. Der Schiller hat eben keine Erfahrung davon gehabt. So kann ich es dem guten Manne auch nicht übel nehmen. So lange ich es selbst auch nicht kannte . . . Aber in Wirklichkeit ist ein Mord doch viel freier, großartiger, ich möchte sagen edler und unbefangener, als man ihn so gemeinhin dargestellt findet. Es ist so etwas Heiteres, Hohes, alle Vorurteile Abwerfendes darin, was eben nur der Kenner versteht. Ich selbst möchte es gern dichterisch darstellen, aber man glaubte mir nicht, und glaubte man's, so würde mein Beruf bald meinem irdischen Dasein im Wege stehn, mich verhindern ihn zu genießen. So sind dem Wohlthäter der Menschheit wieder einmal die Hände gebunden. Man muß die tiefsten Gefühle für sich behalten, sie entziehen sich der Darstellung.

Und doch sah früher alles mit warmem, kräftigem Auge, und nun so kalt. Alles sieht darin so schief aus, so dürftig und verzogen. Schön nur der Preis der Niederträchtigkeit, die vollendetsten Dirnen, den vollendetsten von uns Schuften! Der Mensch ist ein Krokodil, das abschuppt. Hieltet Ihr seine Leimausschwitzung nur ein Jahr lang zurück, ihr würdet erstaunen, wie es ihm ähnlich sähe. — —

Der Mensch ist nun mal eine dumpfe Kreatur. Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille? Man fühlt sich am wohlsten bei seinen Vorurteilen, und ist man aufgeklärt, so kommt es einen fast vor, wie verkehrt. Als wäre man — wahnsinnig. Und hat doch gerade den hellsten Verstand. Das kommt: man kann sich nicht mitteilen. Und so muß man in Gesellschaft der Esel Esel bleiben. Man findet dann — keine Formen mehr: Die Gesellschaft mit sich erträgt man nicht, wird eitel, eingebildet und überspannt in seinem Vorrechte. Ja wenn die menschliche Gesellschaft aus lauter Mördern bestände, man mindestens einen Klub hätte. Ich meine von richtigen, geistreichen, gebildeten Mördern, welche nicht allein Fachkenntnis hätten, sondern auch Sinn für die Feinheiten und Genüsse, welche ein

Meistermord dem Kenner bietet, Verständnis und Sinn für die höchsten Aufgaben dieser Wissenschaft besäßen. Überhaupt: Da könnte sich ein anregender Austausch der Meinungen zum Zwecke gegenseitiger Weiterbildung entwickeln. Aber leider, leider besteht die Mehrzahl der Mörder aus Flachköpfen, dumpfen, stumpfen Naturen, welche dazu gekommen sind, sie wissen nicht wie, ohne auch nur die geringste Kenntnis von der Sache zu haben.

Ich weiß nicht, ich fasse den Mord immer gleich künstlerisch auf. Ich habe eine Idee. Diese nun trachte ich zu verwirklichen auf die entsprechendste Weise. Mit überraschender Leichtigkeit! Dabei habe ich ein Gefühl, daß mir ein Hindernis fehlt, welches den meisten die schönste Entwickelung ihres besseren Selbst versperrt. Ich meine das „Gewissen"; ich erkenne diese veralteten ästhetischen Vorschriften im Thun und Vollbringen, im Können und Vermögen nicht weiter an. Dieser Zopf ist mir ein Greuel und Gelächter. Ich reiße ihn herab und hebe mich heran zur Mutter Natur, der freien großen Mörderin, vor der nichts sicher ist, nicht einmal ich. Und doch muß ich sie lieben. Aus vollem Herzen vergebe ich ihr das Unrecht, das sie an mir gethan und noch thut; weil sie gar so groß ist und gewaltig. Ihr ahme ich nach als treuester Jünger und demütigster famulus.

Vor ihr bleibt nichts, sie mordet Alles in übersprudelnder Geistesfülle. Und ich kann nur so wenig, nur hier und da, verstohlen, und bald fällt man mir in die Arme, entzieht mich meiner Kunst. Laßt mich los, ihr Herren, laßt mich los! Wehe, wer mir in den Weg tritt in der Erfüllung meines heiligsten Berufes! Dann kenne ich mich nicht mehr, ich handele in der Begeisterung, welche meine Seele hinwegreißt über die Satzungen des Täglichen. Und warum auch wollt ihr mich hindern, weil ihr mich nicht versteht! Ich sage euch, nehmt euch in Acht vor den Unverstandenen, denn sie sind es, nur sie allein, welche immer den widerstrebenden Erdball zusammengerollt haben zu einem Schemel ihrer Füße, auf den sie traten, wenn sie sich setzten auf den Thron der Macht . . .

Ich sehe ein Männchen hüsteln und keuchen und scheu umhersehn unter den Linden rechts und links. Ich wittere und wittere. Er hat's mir angethan. Ich folge ihm nach wie der Liebende der Geliebten. Nie lasse ich ihn außer Sicht. Auf der Börse bin ich hinter ihm und sehe ihm ins Buch, wenn er notiert. Im Orpheum — ich trage den Ekel um seinetwillen. Nichts so Schmutziges, nichts so Verschwiegenes und ich seh' es mit an — seinetwegen.

Er kauft bei Asher, der alte Sünder, die Pall Mall Gazette. Ich mißbillige seinen Geschmack, aber bewundere seine Kenntnisse. Meine Bewunderung steigt, er kann englisch. Ich bin stolz auf ihn, meine strahlenden Blicke sagen es aller Welt, wenn ich hinter ihm gehe, wie sein Lakai. Er streichelt einer Balleteuse die Wangen, er atmet stärker, — seine dürren Schläfenadern schwellen an — raschelnd wie dürres Laub, durch das eine Schlange huscht.

Er hustet, er kann die Erregung nicht mehr vertragen, sie schlägt ihm sofort auf den sympathischen Nerv. Ich möchte ihm den Rücken klopfen, sein Arzt sein. Sie aber richtet ihn zu Grunde. Sie hasse ich, wie nur die Eifersucht hassen kann, die Löwin, der man ihr Junges geraubt. Sie wird mein nächstes Opfer!

Niemand weiß: Kostbarkeiten, Geld, nichts ist angerührt. Ich aber weiß, warum sie sterben mußte, warum ich nichts angerührt und meine Füße abgewischt habe, als ich ihre Behausung verließ. Sie trat zwischen mich und meine Liebe. Darum mußte sie sterben. Ihre Feilheit und Niedertracht war mein Abscheu, sie stand mir zu verworfen. Darum rührte ich nichts an.

Und wieder folgte ich dem Alten. Der war traurig, denn er hatte sie noch nicht genossen. Er schüttelte den Kopf: „Ja, ja die arme Arabella! Was mag das gewesen sein?“ Er aber wußte nicht, daß ich ihn befreit. Ja er kannte mich nicht, kannte mich nicht, bis die Liebe mich trieb, mich, der noch nie in Botmäßigkeit gewesen, niemals noch fremdes Brot der Abhängigkeit gegessen, mich ihm als Privatsecretär zu stellen, den er suchte. Ich that es billig, umsonst hätte ich es gethan, ja gemordet und geraubt, um nur, falls solches verlangt, dafür bezahlen zu können.

Er schrieb und ich las, wenn er hinausging; er diktierte und ich schrieb. Ich sah verstohlene Reize bei der Toilette des Reichtums: aus schnellgeschlossenem Portemomaiespalt Gold, aus blitzschnell geschlossenen Portefeuilles fremdartig aussehende großumgefaltete Anweisungen: zu groß fürs Portefeuille. Ich betrachtete den Arnheim wie mein Hochzeitsbett. Und doch war der alte Herr keusch mit seinen Reizen, keuscher wie die kokettste Soubrette. Ich aber liebte ihn darum nur mehr, immer mehr: wie man die liebt, welche sich der Liebe entziehen.

Qualen der Eifersucht erdulde ich, wenn er mit seiner Donnerstagsgeliebten — er hatte sie jeden Donnerstag, mehr hatte ihm der Arzt untersagt, und so sehr er am Vergnügen hing; noch lieber war ihm sein teures Leben — in die mit blauer Seide gefütterte Badekarre, den Phaëton, stieg . . . Spitzen schäumten auf ihrem schwarzen Seidenbusen.

Qualen der Eifersucht, wenn er allein war und ein schelmisch souveränes Lachen sich hören ließ, das Besuchslachen, so lose und übermütig . . . Dieses Alles sehe ich zum ersten Mal, die Einrichtung gefällt mir und mein ist, was ich wünsche" — dieses Besitzergreifende, unterjochende Lachen, das besuchende Damen dort anbringen, wo sie ihrer Macht sicher sind . . . — mit dem sie den Unberufenen zwei Sekunden lang so schweigend messen und demütigen können.

Ich wollte die Thüre öffnen! Sie war verschlossen. Er rief: „Was wollen Sie?" Ich rief: „Ich habe Ihnen was Wichtiges mitzuteilen!" Langsam und mit mehreren Rucken, wie von mir abreißend, öffnete er. Er war auch in seinen geheimsten Stunden doch immer geschäftlich oben auf. Seine Liebe war eine Tasse Chokolade und das Geschäft die Schlagsahne darauf. Und die war reichlich, wie sie Kellner ihren Lieblingsgästen zu bringen pflegen.

„Ich war sehr rot und stotterte, er sehr grob. Äußerst grob: „Machen Sie, daß Sie hinaus kommen. So eine Impertinenz ist mir doch noch nicht . . ." Weitere Worte folgten nicht. Noch nicht einmal ein vollständiger Satz beschäftigte sich mit mir, so viel war ich ihm nicht wert. Dann fuhr er fort: „Also dieses Collier hat Ihnen so in die Augen gestochen, mein süßes Kind, Sie kleiner Schäker, Sie?" Und er ging ihr — um den Bart, und zärtlich atmend, den Busen hoch aufhebend sah sie ihn an und ab, ab und an. Ihr Kinn hat sie fromm gesenkt, wie ein flaumiges Vöglein sich tiefer senkt unter dem Fittig der Mutter, und biß sich erglühend, bangend, harrend in die rote frisch demütige Lippe mit engen kleinen weißen Zähnen. Ich aber knirschte auf starken gelben Zähnen hörbar und stürzte hinweg, denn ich konnte für mich nicht länger einstehn. Dann aber schüttelte ich die Hände wiederholt heraus, als solle ich sie abschütteln.

Er entließ mich. Dann ging ich des Abends vor seinen Fenstern auf und ab, ab und auf, so lange der Schein durch die gewölkten Fältchen der weißen Vorhänge schien . . . Ja, grolle nur, ich liebe dich dennoch, verbanne mich aus deiner Nähe, ich komme immer wieder zu dir. Und singen hätte ich mögen, Serenaden bringen, so atmete meine Brust auf. Mir war als sänge ich ohne mein Zuthun wie eine Spieluhr, sänge lange schon, wäre nur taub, könnte es nicht hören, und blutete mein Herz aus gleich einem Minstrel.

Doch nichts wird einem vergönnt. Kaum bemerkte die mißgünstige Welt, daß man ein Vergnügen hat, so ist sie ja auch schon darüber aus, es zu zerstören. Man hieß mich die Promenaden auf dem Straßensteige unterlassen.

Wie! ich sollte meinen lieben Alten nicht wiedersehn? Nun sah ich, es blieb kein anderes Mittel als Entführung. Und da ich vorausſah, denn wie mein Herz, so hebt sich mein Geist, ich bin nie verblendet, da ich ganz deutlich wußte, er würde nie darin einstimmen, so ließ ich diesen Don Quixotischen Plan von vornherein liegen, und schritt zum zweiten. Denn alle Liebenden, welche das Ziel der Wünsche nicht erreichen können, suchen sich dasselbe — im Tode zu sichern. Da ich ihn aber mehr liebte als mich, mehr als sonst irgend Jemand auf der Welt ihn zu lieben vermochte, denn ich habe zu Allem die besten Organe, beschloß ich, mich seinem Gedächtnisse und dazu mir das Leben zu bewahren.

Ich stieg wieder hinan die Stufen, die ich so schmählich hinabgestiegen war vor einiger Zeit. Hinan stieg ich sie wie der Tod hinansteigt, der durch die Riegel tritt. Durch die Thüren schritt ich wie der leise Sonnenstrahl hindurchschreitet, der verstohlene Mondesstreif. So erhaben und elementar schreiten nur ein die natürlichen Dinge . . .

Er schlief. Ich schlich zum Lager und leuchtete ihm ins Gesicht mit dem Wachsstock, an dem er seine Cigarre anzündete und das Siegellack erweichte beim Petschieren.

So etwas Frommes, weihnachtlich Kindliches . . . Sein Mund war weit offen, es fehlten die Zähne und bläulich war sein Zahnfleisch, als hätte es zu lange auf dem Metzgerscharren gelegen. Seine Lider zitterten wie ein Blatt, worunter ein Wurm sich hebt, aber nicht aufkann. Grau wie ein träg aufblähender Schlammstich lag diese schlaffe Wange da, umlagert von verkehrten häßlichen Falten — Schlangen, welche der Seele zunächst liegen — besetzt mit dem Flaum, dem unehrwürdigen, des Alters, dem schmutzig grauen, vom wüsten Leben gerupft, wie bei einer Gans . . .

So liebte ich ihn und konnte nicht widerstehn und erschlug ihn. Dann schlug ich den Toten ins Gesicht, zupfte ihn an den Haaren und gab ihm Stoß um Stoß auf die braune kärgliche Brust, die aus dem sehr weißen Hemd hervorsah wie ein vertrockneter Boden. Doch auf ein Herz traf ich nicht — es äußerte sich nichts Beleidigtes. Dann suchte ich mir die Erbschaft des väterlichen Freundes zusammen, gewissenhaft und vorsorglich, damit nichts in unrechte Hände fiele.

Draußen sangen die ersten Vögel und auch ich begann zu pfeifen:

„Hier ist die Hand,
Schlagt alle ein,
wir wollen gute Kinder sein,
Dann leben wir recht froh . . ."

Ich bin der Mörder.

Geheimnisse eines Unentdeckten.

Von Peter Hille.
(Pyrmont.)

Motto:
Ὀσμὴ βροτειών α ἱμάτων με προσγελᾷ.
Der Menschenblutduft lacht mir zu.
Aischylos' Eumeniden.

Bekanntmachung! 300 Mark Belohnung! Aha. Ich glaub' Ihr sucht mich. Dreihundert Mark, zum ersten, zum zweiten und — Ich will noch etwas warten, vielleicht steigt mein Preis. — — — Ich handle aus Menschenliebe. Wenn ich mich noch etwas verborgen halte, so wird mein Häscher reicher noch belohnt. Thut Gutes denen, die euch verfolgen. Ich allein bin ein Mann nach dem Evangelium. Und doch dieses Blut, das Entsetzen der kreischenden Dame... Und alles blieb so still, keines hörte es. Gestern suchte man mich. Ich war in der Familie eines Freundes, zu dem ich öfters gehe. Der vermutet nichts. Wir machten die Fenster auf, legten uns hinein und rauchten unsere Cigarren. Einige Spaßvögel unter den Hunderten der breit wartenden Menge riefen:

„Da ist er."

Gut, daß ich es weiß: das Äußerste, die lustig kitzelnden Schauer der Furcht oder der Heldengröße vielleicht: nachher, wenn es auf den frühen frostigen Hof geht mit den harten Gesichtern, welche die rächende, in mir beleidigte Menschheit vertreten. Bis dahin aber kann mir nichts passieren, muß ich genießen, ein Götterdasein führen. O, was muß ich kichern und ihr hört es nicht. Soll ich es euch sagen? Nein, nein, ich thue es nicht. Das möchtet ihr wohl, ja? Für Zeitungen? Wenn ich zu einer Zeitung ging und verkaufte es ihr? Aber — sie müßte es nicht wieder sagen. „Zerrissene, ins Grünliche schillernde Hose — etwas reduciert!" Ja wohl! Der Portier reißt vor mir seine bortierte Mütze tief ab wie vor Bismarck. Und die Brosche, die ich vor dem Hause des kommandierenden Generals in Altmoabit weggeworfen! Ja, ich bin großmütig: das sollte auch noch jemand finden. Nur müßte er nicht so dumm tugendhaft sein und es abgeben.

Warum ich eigentlich den Mord begangen? Eigentlich weiß ich es selbst nicht. Dann aber weil alle Menschen, draußen die Straße, der ganze Stadtteil — auch in dem feinen Hause ließ sich keiner sehen, nur die Kristallgriffe der Klingeln schillerten bläulich blöde — so dumm still waren. Auch das rote Gerichtsgebäude mit seiner dummen Gerechtigkeit

oben auf dem Dache — das ging alles so alltäglich, an mich dachte keiner, da wollte ich denn ein bischen Unterhaltung bringen, Ironie, die Gesellschaft amüsieren, eine Überraschung besorgen. Ganz dieselbe Stimmung, welche ich als Student hatte, wenn wir des Nachts um 2 Uhr über die Straßen gingen und alles so dämlich aussah. Das ärgerte mich dann: der Unfug kitzelte und bald brachten wir die Nachträte hinter uns auf die Beine. Das versetzte sie in Spannung, machte ihnen warm. Also werde ich wohl aus Gutmütigkeit gehandelt haben. Schade, daß man so wenig verstanden wird. Die besten Witze werden einem übel ausgelegt.

Die Aufregungen des Verbrechers, der gesucht wird, werde ich mir bis später aufheben. Erstmal das Geld verjuxen. Habe ich nicht der schlanken Spanierin in der Leitmeritzer Taverne auf heute versprochen? Gehen wir heute ins Schlaraffenland!

— — — — — — — — — — — — — — —

So, jetzt könnts ja wieder aufs neue angehn, wir sehn ja wieder „reduziert" aus! Allerdings noch etwas anständiger als neulich. Ich muß doch eigentlich erst wieder auf dem alten Standpunkt stehn. Das giebt mehr Mut, Frische, Unumgänglichkeit. Jetzt würde ich es nur erst noch als Liebhaberlaune betrachten. Ob ich es wohl wieder so gut mache? Fast fehlt mir der rechte Ernst dazu, ich gebe mich so lässig hin. Ich glaube es wird Stümperwerk diesmal.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nun muß es. Ich bekomme jetzt nichts mehr heraus. Einen lumpigeren Anzug giebt es nicht mehr. Kinder schreien und Hunde heulen, wo ich mich nur sehen lasse. Ich glaube, diesmal habe ich es zu weit getrieben. Man wird schon vorher auf mich aufmerksam. — Auf einmal faßt mich die Lust auf die königliche Bibliothek zu gehn und zu lesen. Ich möchte Albert Dulk so gern noch kennen lernen, ehe ich in die Unsicherheit meines zweiten Unternehmens trete. Mir sagt es ein Vorgefühl, wahrscheinlich hält es mich fest dann. Hebbels Judith, Hegel und von Hartmann, alles drängt sich so verlockend vor mich hin. Auch möchte ich Curtius und Lazarus wohl mal hören, Treitschke noch einmal und — nein, Ranke liest nicht mehr, aber — ach Gott, diese sogenannten Verbrechen schwächen das Gedächtnis so, ei . . . he . . . i, wie hieß er doch noch, den ich meine? Dieser Historiker, Römer, Mommsen, aha Mommsen!

Und dann — ei „des Meeres und der Liebe Wellen" im deutschen Theater — das wollte ich immer sehen, aber wie ich das Geld hatte, dachte ich nicht daran. Rein vergessen. Und dann noch Messalina — eins, dann dieses Residenztheater mit Theodora und dann noch: Die kleine

Herzogin — Baronin, Baronin — — War es noch mehr? Deutsches Theater, Königstädter-, Viktoria- und Residenz-. Das andere . . . Hülsenfrüchte überlasse ich andern. Aber dann die Museen, das alte, das neue. Schliemanns Ausgrabungen. Das könnte mich immerhin acht Tage oder länger hinziehen . . .

Nein, da dürft ihr mich nicht fassen. Diesmal noch nicht — um der Kunst willen: der Bildung müßt ihr mich lassen. Aushören erst will ich das klingelnde Heute, die feinsten Gerichte kosten an der table d'hôte des Geistes! Mir ist alles Geist, denn ich bin ein Auserkorener, dem alles sich verfeinert. Nur habt ihr mir Hindernisse hingelegt, ich habe sie euch an den Kopf geschleudert. Habt Ehrfurcht vor mir, betet mich an, sag' ich, Bildungsmenschen — des Geistes wegen habe ich mein morgen ins Ungewisse gesetzt. Thut es mir nach, Feiglinge ihr! Einmal muß man ja doch das Morgende lassen. Ich möchte immer — die Bildung sehen, die Neuigkeiten der Erde, die nun Großstadt geworden. Flanieren mit empfänglichem Sinne jeden Tag vor dem Ausgestellten. Ich glaube Äschylos steckt in mir, ein Geist, ein Dichter, ein Anschauer der zu bejubeln, zu beklatschen und unter den Klassikern zu hegen ist. Wie kommt es nur, daß nirgends Anerkennung, daß alles so still ist und alltäglich und man mich beschleicht? Ich spüre es, sie sprachen von mir, brechen auf, in meinen Nerven wird es unruhig . . . O, wie spüre ich die Welt! Ich glaube, Feinheit ist schon ein Verbrechen. Nun, da ich doch einmal fort muß und das Glänzende, Gebildete sich weiter bildet, seinen innigsten Jünger doch mal eine Zeit in Stich läßt, nun so ist es mir eigentlich gleichgiltig.

Sieh, da hängt ja wieder das Rote. Es ist doch noch? Ja, und daneben das Grüne. „Mensch, friere nicht". Goldene Hundertzehn! Da könnte ich ja gleich hingehn und mir einen Anzug kaufen für die — dreihundert Mark Belohnung. Ja, wenn ich ein anderer wäre. Schade, daß sie sich darauf nicht einlassen. Haben auch kein bischen Genie, diese Leute. Hat sich noch nichts gefunden? Das thut mir wirklich leid. Aber er muß doch wo sein!

Auf mich könnte die Hundertzehn auch ein Gedicht machen: „Grumm, Grumm, Grumm, bring keine Menschen um, und willst du dich aufs Neu' versehn, so komm' zur goldenen Hundertzehn!"

Das Gedicht möchte ich lesen, ob sie wohl auf den Gedanken kommen? Ich könnte ihnen ja die Idee schreiben, wenn ich noch in der Lage wäre. Erstmal lesen! Ich weiß nicht, was mir diese Bafel so'n Pläsier machen! Kein einzigesmal, daß ich an der Litfaßsäule vorübergehe — ich suche meinen grünen Zettel. Nun und? heute abend „des Meeres und der

Liebe Wellen". Wäre es nicht möglich, auf zahmere Weise, als Paletotmarder? Ich weiß nicht, zu dem Kleinen habe ich nicht den rechten Mut das kommt mir zu niedrig vor.

Ich glaube, ich glaube: unsere Zeit verdirbt mich. Ich bin sonst nämlich gar nicht so schlecht. Ich habe früher immer Gewissensbisse gehabt, wenn ich mein Abendgebet nicht verrichtete. Der Londoner Phrenolog in Ludgate Hill sagte mir, mein Gewissen sei Nr. 5 und das ist doch das höchste, was gewöhnlich vorkommt. Vielleicht hat er sich geirrt. Er meinte vielleicht den Mordsinn, daß der bei mir etwas — hochsitzt.

Daß die Lebenslinie bei mir durch jähen Tod unterbrochen ist, kann ich auch nicht finden. Kunst und Reichtum ist durchstrichen. Die Glückslinie gabelt auf Ehebruch hin. Ja, das ist es, ich bin eine so sinnliche, organreiche Natur. Mir sind viele Dinge, welche der reiche Esel nicht kennt, wie eine rote reife Frucht!

Sozialdemokrat will ich auch nicht sein. Was brauchen die Plumpen so viel Schnaps und Schweinefleisch, so viel Geld, wie ich für meine Feinheiten, das Aparte meiner zartfühlenden Natur? Nun, und Gewissen! Wer hat heutzutage Gewissen? Ich bin die Zeit, die vielseitige, gebildete, nervöse Zeit von heute, nur etwas logischer, und eben darum, weil ich Philosoph bin und ihr zeigen will, wie sie sich erhalten muß, habe ich — einen Mord begangen.

Ich bin zu nichts gekommen, weil ich immer alles sah. Bei ihnen, den andern meine ich, warf sich der Gedanke immer auf das eine: den Schnaps oder die Jura, die Theologie oder die Konfektionneuse, und so waren sie zufrieden mit ihrem Lästerchen und ihrem Berüschen, das eine in dieser Hand, das andere in jener und beißen dann abwechselnd hinein: Kinder, die in jeder Hand ein Butterbrot haben. Mir gefällt alles: die safthäutige Traube, der grübchenvolle wollig frische Pfirsich, die porig ausgreifende Apfelsine ... Ich weiß alle Nüancen zu deuten; und zum Kunstwerk meines Lebens gehört — Reichtum. Und den muß ich mir so erbärmlich zusammenstehlen ... eine Schande!

Für andere, die „verdienen" können, mag ja Entbehrung möglich sein! Ihnen setzt sich aus Verweigerungen und Gewährungen das Leben zusammen. In die Lücke von heute sieht die Füllung von morgen. Ich aber muß meinen Raub in Eile hinunterschlingen. Gefüttert mit Pasteten, die Tasche voll Bücher, ein Schauspiel vor den Augen, dann Mädel und Wein und gute Cigarren.

— — — — — — — — — — — — — — —

Diese Pfandleiherin! Wie sie so unnatürlich genährt ist. Alles schon

gelassen, wie eine Maschine, deren Kessel sich speist von der Not; wie sie alles heranzieht, fast herrisch, hochmütig, als hätte sie ein Recht dazu! Wie sich da alles aufhäuft, eine Mauer um sie her, in den Spinden, Bügeleisen wie abgeschälte Granaten, Anzüge und Kleider, Regenschirme und Fächer. Sie ist stumpf, stumpf wie ihr dummschnüffelnder Mops. Nichts Weibliches mehr an dieser formlosen Gestalt, eine grobe mißklingende Masse, deren Schall verkehrt ist: anders herauskommt, als man ihn erwartet, wie bei einer mißratenen Glocke.

Und dann ihre Tochter, die ihr hilft in ihrem muffig fetten Geschäft, so muffig fest selbst aussieht mit ihrem Busen und den engen Ärmeln, die sich in Ringeln aufschieben an den festen graumarmorierten Armen, mit den dicken Lidern, so träg und falsch, wie von tückischen Tieren. Auch deren Stimme hat bereits einen so unreinen Klang. Ich glaube, die verdirbt noch ganz und gar, wenn sie noch länger bei dem Geschäft bleibt. Ich kann nicht glauben, daß die höchste Vernunft Wesen hierzu bestimmt hat. Daher suche ich sie von dieser verkehrten Richtung abzubringen. Vielleicht kann ich die beiden ihrer Bestimmung wiedergeben, daß sie sich lieben, einander Mutter und Tochter zu sein lernen, wozu ihnen jetzt das Geschäft, in welchem sie steif neben einander stehn und sich bewegen, keine Zeit läßt. Auch das Essen wird nur noch wie in den Kulissen verrichtet. — — —

„Mama, da ist jemand im Laden. Hilfe, Polizei!“ Hättet ihr nicht ruhig liegen bleiben können, gleich wäre es vorbei gewesen. Nun muß ich euch mitnehmen. Buff, buff, alles still. Der Totschläger ist doch ausgezeichnet!

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich weiß nicht, Ihr guten Romanschreiber, besonders du Freund Dickens, ich weiß nicht, warum es bei einem Verbrechen immer so melodramatisch zugehen muß.

Mit einer gewissen Ungezwungenheit muß es gehen. Das ist guter Ton. Es hat mir ordentlich Freude gemacht, so glatt ging es. Wenn die Leute nur etwas entgegenkommender wären. Aber man hat so seine Last damit, das schreit und sperrt sich. Gut, daß die andern so vernünftig sind und es nicht hören. Wenn man einander nur verstehn wollte, so könnte die ganze Angelegenheit so ordnungsgemäß erledigt worden, daß jeder seine Freude daran hätte. Aber sie gehen auf die besten Intentionen nicht ein. Warum muß denn immer Gewalt dabei sein? Meine Schuld ist es nicht. — Nun hätte ich gern eine gute Cigarre. Schade, daß die Läden geschlossen sind, und Bagatellen riskiere ich nicht. Ich arbeite nur im Großen. — — —

Gott sei Dank! Morgen wieder: „Des Meeres und der Liebe Wellen.“ Wenn sie mich nur nicht packen bis dahin. Und dann dies Grüne. Was hat die denn wieder. „Wacht!“ Tausend nochmal, 15 Mark ein Paletot. Und ich habe 70 Mark — für diese paar Tage — ein Unsinn. Ah, da ist ja auch der rote Zettel. Bekanntmachung! Der alte noch? Was, da haben sie ja mein neuestes schon gebracht! Wie das doch schnell geht. Diesmal wissen sie aber nichts, haben sie keinen in grüner Hose gesehn, vorn zerrissen. Rein gar nichts an der Hand, ob sie mich so wohl herauskriegen? . . .

„Die Räuber!“ O nicht viel daran. Hat kein Interesse mehr für unsere Zeit. Kenn' es auch schon. Da geh ich lieber in „Theodora“. Der Schiller hat eben keine Erfahrung davon gehabt. So kann ich es dem guten Manne auch nicht übel nehmen. So lange ich es selbst auch nicht kannte . . . Aber in Wirklichkeit ist ein Mord doch viel freier, großartiger, ich möchte sagen edler und unbefangener, als man ihn so gemeinhin dargestellt findet. Es ist so etwas Heiteres, Hohes, alle Vorurteile Abwerfendes darin, was eben nur der Kenner versteht. Ich selbst möchte es gern dichterisch darstellen, aber man glaubte mir nicht, und glaubte man's, so würde mein Beruf bald meinem irdischen Dasein im Wege stehn, mich verhindern ihn zu genießen. So sind dem Wohlthäter der Menschheit wieder einmal die Hände gebunden. Man muß die tiefsten Gefühle für sich behalten, sie entziehen sich der Darstellung.

Und doch sah früher alles mit warmem, kräftigem Auge, und nun so kalt. Alles sieht darin so schief aus, so dürftig und verzogen. Schön nur der Preis der Niederträchtigkeit, die vollendetsten Dirnen, den vollendetsten von uns Schuften! Der Mensch ist ein Krokodil, das abschuppt. Hieltet Ihr seine Leimausschwitzung nur ein Jahr lang zurück, ihr würdet erstaunen, wie es ihm ähnlich sähe. — —

Der Mensch ist nun mal eine dumpfe Kreatur. Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille? Man fühlt sich am wohlsten bei seinen Vorurteilen, und ist man aufgeklärt, so kommt es einen fast vor, wie verkehrt. Als wäre man — wahnsinnig. Und hat doch gerade den hellsten Verstand. Das kommt: man kann sich nicht mitteilen. Und so muß man in Gesellschaft der Esel Esel bleiben. Man findet dann — keine Formen mehr: Die Gesellschaft mit sich erträgt man nicht, wird eitel, eingebildet und überspannt in seinem Vorrechte. Ja wenn die menschliche Gesellschaft aus lauter Mördern bestände, man mindestens einen Klub hätte. Ich meine von richtigen, geistreichen, gebildeten Mördern, welche nicht allein Fachkenntnis hätten, sondern auch Sinn für die Feinheiten und Genüsse, welche ein

Meistermord dem Kenner bietet, Verständnis und Sinn für die höchsten Aufgaben dieser Wissenschaft besäßen. Überhaupt: Da könnte sich ein anregender Austausch der Meinungen zum Zwecke gegenseitiger Weiterbildung entwickeln. Aber leider, leider besteht die Mehrzahl der Mörder aus Flachköpfen, dumpfen, stumpfen Naturen, welche dazu gekommen sind, sie wissen nicht wie, ohne auch nur die geringste Kenntnis von der Sache zu haben.

Ich weiß nicht, ich fasse den Mord immer gleich künstlerisch auf. Ich habe eine Idee. Diese nun trachte ich zu verwirklichen auf die entsprechendste Weise. Mit überraschender Leichtigkeit! Dabei habe ich ein Gefühl, daß mir ein Hindernis fehlt, welches den meisten die schönste Entwickelung ihres besseren Selbst versperrt. Ich meine das „Gewissen"; ich erkenne diese veralteten ästhetischen Vorschriften im Thun und Vollbringen, im Können und Vermögen nicht weiter an. Dieser Zopf ist mir ein Greuel und Gelächter. Ich reiße ihn herab und hebe mich heran zur Mutter Natur, der freien großen Mörderin, vor der nichts sicher ist, nicht einmal ich. Und doch muß ich sie lieben. Aus vollem Herzen vergebe ich ihr das Unrecht, das sie an mir gethan und noch thut; weil sie gar so groß ist und gewaltig. Ihr ahme ich nach als treuester Jünger und demütigster famulus.

Vor ihr bleibt nichts, sie mordet Alles in übersprudelnder Geistesfülle. Und ich kann nur so wenig, nur hier und da, verstohlen, und bald fällt man mir in die Arme, entzieht mich meiner Kunst. Laßt mich los, ihr Herren, laßt mich los! Wehe, wer mir in den Weg tritt in der Erfüllung meines heiligsten Berufes! Dann kenne ich mich nicht mehr, ich handele in der Begeisterung, welche meine Seele hinwegreißt über die Satzungen des Täglichen. Und warum auch wollt ihr mich hindern, weil ihr mich nicht versteht! Ich sage euch, nehmt euch in Acht vor den Unverstandenen, denn sie sind es, nur sie allein, welche immer den widerstrebenden Erdball zusammengerollt haben zu einem Schemel ihrer Füße, auf den sie traten, wenn sie sich setzten auf den Thron der Macht . . .

Ich sehe ein Männchen hüsteln und keuchen und scheu umhersehn unter den Linden rechts und links. Ich wittere und wittere. Er hat's mir angethan. Ich folge ihm nach wie der Liebende der Geliebten. Nie lasse ich ihn außer Sicht. Auf der Börse bin ich hinter ihm und sehe ihm ins Buch, wenn er notiert. Im Orpheum — ich trage den Ekel um seinetwillen. Nichts so Schmutziges, nichts so Verschwiegenes und ich seh' es mit an — seinetwegen.

Er kauft bei Asher, der alte Sünder, die Pall Mall Gazette. Ich mißbillige seinen Geschmack, aber bewundere seine Kenntnisse. Meine Bewunderung steigt, er kann englisch. Ich bin stolz auf ihn, meine strahlenden Blicke sagen es aller Welt, wenn ich hinter ihm gehe, wie sein Lakai. Er streichelt einer Balleteuse die Wangen, er atmet stärker, — seine dürren Schläfenadern schwellen an — raschelnd wie dürres Laub, durch das eine Schlange huscht.

Er hustet, er kann die Erregung nicht mehr vertragen, sie schlägt ihm sofort auf den sympathischen Nerv. Ich möchte ihm den Rücken klopfen, sein Arzt sein. Sie aber richtet ihn zu Grunde. Sie hasse ich, wie nur die Eifersucht hassen kann, die Löwin, der man ihr Junges geraubt. Sie wird mein nächstes Opfer!

Niemand weiß: Kostbarkeiten, Geld, nichts ist angerührt. Ich aber weiß, warum sie sterben mußte, warum ich nichts angerührt und meine Füße abgewischt habe, als ich ihre Behausung verließ. Sie trat zwischen mich und meine Liebe. Darum mußte sie sterben. Ihre Feilheit und Niedertracht war mein Abscheu, sie stand mir zu verworfen. Darum rührte ich nichts an.

Und wieder folgte ich dem Alten. Der war traurig, denn er hatte sie noch nicht genossen. Er schüttelte den Kopf: „Ja, ja die arme Arabella! Was mag das gewesen sein?“ Er aber wußte nicht, daß ich ihn befreit. Ja er kannte mich nicht, kannte mich nicht, bis die Liebe mich trieb, mich, der noch nie in Botmäßigkeit gewesen, niemals noch fremdes Brot der Abhängigkeit gegessen, mich ihm als Privatsecretär zu stellen, den er suchte. Ich that es billig, umsonst hätte ich es gethan, ja gemordet und geraubt, um nur, falls solches verlangt, dafür bezahlen zu können.

Er schrieb und ich las, wenn er hinausging; er diktierte und ich schrieb. Ich sah verstohlene Reize bei der Toilette des Reichtums: aus schnellgeschlossenem Portemomaiespalt Gold, aus blitzschnell geschlossenen Portefeuilles fremdartig aussehende großumgefaltete Anweisungen: zu groß fürs Portefeuille. Ich betrachtete den Arnheim wie mein Hochzeitsbett. Und doch war der alte Herr keusch mit seinen Reizen, keuscher wie die kokettste Soubrette. Ich aber liebte ihn darum nur mehr, immer mehr: wie man die liebt, welche sich der Liebe entziehen.

Qualen der Eifersucht erdulde ich, wenn er mit seiner Donnerstagsgeliebten — er hatte sie jeden Donnerstag, mehr hatte ihm der Arzt untersagt, und so sehr er am Vergnügen hing; noch lieber war ihm sein teures Leben — in die mit blauer Seide gefütterte Badekarre, den Phaëton, stieg . . . Spitzen schäumten auf ihrem schwarzen Seidenbusen.

Qualen der Eifersucht, wenn er allein war und ein schelmisch souveränes Lachen sich hören ließ, das Besuchslachen, so lose und übermütig . . . Dieses Alles sehe ich zum ersten Mal, die Einrichtung gefällt mir und mein ist, was ich wünsche" — dieses Besitzergreifende, unterjochende Lachen, das besuchende Damen dort anbringen, wo sie ihrer Macht sicher sind . . . — mit dem sie den Unberufenen zwei Sekunden lang so schweigend messen und demütigen können.

Ich wollte die Thüre öffnen! Sie war verschlossen. Er rief: „Was wollen Sie?" Ich rief: „Ich habe Ihnen was Wichtiges mitzuteilen!" Langsam und mit mehreren Rucken, wie von mir abreißend, öffnete er. Er war auch in seinen geheimsten Stunden doch immer geschäftlich oben auf. Seine Liebe war eine Tasse Chokolade und das Geschäft die Schlagsahne darauf. Und die war reichlich, wie sie Kellner ihren Lieblingsgästen zu bringen pflegen.

„Ich war sehr rot und stotterte, er sehr grob. Äußerst grob: „Machen Sie, daß Sie hinaus kommen. So eine Impertinenz ist mir doch noch nicht . . ." Weitere Worte folgten nicht. Noch nicht einmal ein vollständiger Satz beschäftigte sich mit mir, so viel war ich ihm nicht wert. Dann fuhr er fort: „Also dieses Collier hat Ihnen so in die Augen gestochen, mein süßes Kind, Sie kleiner Schäker, Sie?" Und er ging ihr — um den Bart, und zärtlich atmend, den Busen hoch aufhebend sah sie ihn an und ab, ab und an. Ihr Kinn hat sie fromm gesenkt, wie ein flaumiges Vöglein sich tiefer senkt unter dem Fittig der Mutter, und biß sich erglühend, bangend, harrend in die rote frisch demütige Lippe mit engen kleinen weißen Zähnen. Ich aber knirschte auf starken gelben Zähnen hörbar und stürzte hinweg, denn ich konnte für mich nicht länger einstehn. Dann aber schüttelte ich die Hände wiederholt heraus, als solle ich sie abschütteln.

Er entließ mich. Dann ging ich des Abends vor seinen Fenstern auf und ab, ab und auf, so lange der Schein durch die gewölkten Fältchen der weißen Vorhänge schien . . . Ja, grolle nur, ich liebe dich dennoch, verbanne mich aus deiner Nähe, ich komme immer wieder zu dir. Und singen hätte ich mögen, Serenaden bringen, so atmete meine Brust auf. Mir war als sänge ich ohne mein Zuthun wie eine Spieluhr, sänge lange schon, wäre nur taub, könnte es nicht hören, und blutete mein Herz aus gleich einem Minstrel.

Doch nichts wird einem vergönnt. Kaum bemerkte die mißgünstige Welt, daß man ein Vergnügen hat, so ist sie ja auch schon darüber aus, es zu zerstören. Man hieß mich die Promenaden auf dem Straßensteige unterlassen.

Wie! ich sollte meinen lieben Alten nicht wiedersehn? Nun sah ich, es blieb kein anderes Mittel als Entführung. Und da ich voraussah, denn wie mein Herz, so hebt sich mein Geist, ich bin nie verblendet, da ich ganz deutlich wußte, er würde nie darin einstimmen, so ließ ich diesen Don Quixotischen Plan von vornherein liegen, und schritt zum zweiten. Denn alle Liebenden, welche das Ziel der Wünsche nicht erreichen können, suchen sich dasselbe — im Tode zu sichern. Da ich ihn aber mehr liebte als mich, mehr als sonst irgend Jemand auf der Welt ihn zu lieben vermochte, denn ich habe zu Allem die besten Organe, beschloß ich, mich seinem Gedächtnisse und dazu mir das Leben zu bewahren.

Ich stieg wieder hinan die Stufen, die ich so schmählich hinabgestiegen war vor einiger Zeit. Hinan stieg ich sie wie der Tod hinansteigt, der durch die Riegel tritt. Durch die Thüren schritt ich wie der leise Sonnenstrahl hindurchschreitet, der verstohlene Mondesstreif. So erhaben und elementar schreiten nur ein die natürlichen Dinge . . .

Er schlief. Ich schlich zum Lager und leuchtete ihm ins Gesicht mit dem Wachsstock, an dem er seine Cigarre anzündete und das Siegellack erweichte beim Petschieren.

So etwas Frommes, weihnachtlich Kindliches . . . Sein Mund war weit offen, es fehlten die Zähne und bläulich war sein Zahnfleisch, als hätte es zu lange auf dem Metzgerscharren gelegen. Seine Lider zitterten wie ein Blatt, worunter ein Wurm sich hebt, aber nicht aufkann. Grau wie ein träg aufblähender Schlammstich lag diese schlaffe Wange da, umlagert von verkehrten häßlichen Falten — Schlangen, welche der Seele zunächst liegen — besetzt mit dem Flaum, dem unehrwürdigen, des Alters, dem schmutzig grauen, vom wüsten Leben gerupft, wie bei einer Gans . . .

So liebte ich ihn und konnte nicht widerstehn und erschlug ihn. Dann schlug ich den Toten ins Gesicht, zupfte ihn an den Haaren und gab ihm Stoß um Stoß auf die braune kärgliche Brust, die aus dem sehr weißen Hemd hervorsah wie ein vertrockneter Boden. Doch auf ein Herz traf ich nicht — es äußerte sich nichts Beleidigtes. Dann suchte ich mir die Erbschaft des väterlichen Freundes zusammen, gewissenhaft und vorsorglich, damit nichts in unrechte Hände fiele.

Draußen sangen die ersten Vögel und auch ich begann zu pfeifen:

„Hier ist die Hand,
Schlagt alle ein,
wir wollen gute Kinder sein,
Dann leben wir recht froh . . ."

Unschuldig ja, zu unschuldig. Was könnte unschuldiger sein als der Thäter? Er glaubt nun hinter das Geheimnis zu kommen, aber er ist noch weiter davon weggetrieben als der Unschuldige. Er hat's gethan, aber nicht gesehn.

Dem Menschen ist nicht wohl, wenn er nicht ein wenig krank sein kann, daher Laster und Kummer, Cigarren und Schnaps, für die Kleinen die Rute, für die Großen Gefängnis und Schafott, Gericht und Krieg, Vorgesetzte und Unterwürfige, und für die Vorgesetzten und Reichen wieder was sinnreich Ausgedachtes, was diese quält, denen die Armut nicht ankann. Die Welt ist geistreich und vielleicht dies ihr Geheimnis: Die Gesunden krank zu machen. Ist sie Arzt? will sie Praxis? —

Die Sonne äugelte mir immer schelmisch zu: „Ja, ja!" Und ich antwortete krähend wie ein Kind, das man anspricht, zuversichtlich wie ein Genosse, den man anruft „Ja, ja!" — Und jetzt, jetzt kann ich mich nicht darüber freuen. Und war doch so kühn, so einzig. . . .

Der Denker zieht sich zusammen, als lausche er seinem Rückenmarke, das ihm über die Schultern spricht. So gehe auch ich jetzt, muß mich aus mir selbst verstehn.

Die Sterne da oben haben doch nichts Sittliches. Und ich habe nichts. Aber ich glaube ich habe doch etwas „Gutes". Nur daß es nicht aufkommen konnte, weil an jeder Seite zwei Bösarten saßen und meine Hände gefaßt hielten. So kann es nicht auf. Nun bin ich nirgend, nicht sicher im Guten, nicht sicher im Bösen, heimatlos.

Mord ist auch nur tiefere Neigung, Liebe — gegen das kleinere Interesse des Verzagten. Wir wollen ihn haben, besitzen in der Gestalt, wie er ewig bleiben wird. Liebten wir ihn nicht, weshalb wollten wir ihn zweimal besitzen, zwei Ansichten von ihm haben, zwei verschiedene Photographien: Face im Leben, Profil im Tode!

Vielleicht ist alle Gerechtigkeit nur ein Neid, der Feigheit erbärmlicher Haß. Wahrscheinlich wird die Moral auch noch widerlegt, sie ist so schemenhaft. Es legitimiere sich etwas, und ich folge ihm.

Wollte sehen, wie eine gebildete Dame sich beim Sterben benehme, ob da der Takt noch vorhält. Darum tötete ich die Dame. Aber ich betrog mich. Um eine Illusion ärmer. Es war unnütz. Darum thuts mir fast leid, leid wie der vergebliche Rettungsversuch an der weiblichen Mammonsfamilie. Nur am Tode des Alten und der Rache an meiner Rivalin kann ich mich noch ergötzen. Dieses ist mir geblieben. —

Bei dem immer bewegten, nie pausierenden Gedankenverkehr, kann ich doch nie Gruppen bilden. Muß mich sausen lassen. Kann nicht einmal

nachdenken und möchte doch so gerne einmal auf meine Unternehmungen zurückblicken. So ist auch das All: es rennt und rennt und denkt auch nicht. So nur geschieht es, daß Alles ausgefüllt ist, jegliches Ding auch wirklich da steht und Handlungen die Zeit bedecken; nackt wäre sie Entsetzen! —

Ich glaube, ich wollte wirklich auch nur geistreich sein, daß ich es that. Denn sonst liegt eine Notwendigkeit nicht vor. Wär's mir nur um das Geld zu thun gewesen, so hätte ich ja leicht ein milderes Mittel finden können; einen Knebel oder so was. Ich wäre vorsichtiger gewesen, schonender. Vielleicht war ich nur Schicksal? Pfui, welche Albernheit, geschmacklose Schicksalstragödie. Ich ein Zacharias Werner, Müllner, Godagisel oder Napoleon? O pfui, nein, ich bin mehr. Meinethalben bin ich da, ich habe es gethan, eben weil ich wollte — warum? ich wollte so — und aus keinem anderen Grunde!

Gäb' es ein maßgebendes Gesetz gut zu sein, ich wäre der erste wahrscheinlich, aber ich bin Logiker und lasse mich nicht durch Sophismen kirren. Ich handle, wie ich urteile, und packt ihr mich, so straft, aber überzeugen könnt ihr mich nicht. Die Welt ist niemals richterlich.

So muß man immer wieder sich selbst aus sich selbst herausziehn. O! Verdammniß! Ein sichtbares Gericht wäre mir lieber. Wenn nur nicht der dumme Tod dahinter stände, von dem man — auch nichts weiß. Die Welt denkt nicht, ist nicht geistreich, nicht aufgeklärt und deshalb — geht sie. Aber besser eine wohl genährte, gesund ausgebildete Neigung als ein ganzes Heim von halbverhungerten feigen Krüppeln, Idioten und Wasserköpfen von Verbrechen, wie bei den meisten Menschen.

Könnte man doch dem nächsten Gähnenden die Fenster einwerfen, daß man freien Ausblick hätte, mal etwas Anders sein könnte, wenn auch nur für einen Augenblick: um zu sehen, wie sichs in einer andern Haut sitzt, in einer reinen oder ganz verdorbenen. Dann könnte man urteilen, wirklich Schlechtes thun, alles. Aber das ist ja das Öde, man sitzt auf dem Platze, den man selbst verunreinigt hat, kann ihn nicht ekler machen, da man auch im Besudeln schwach ist. — — —

Doch fleißige Arbeiterinnen, diese Nachtvögel! Habe Respekt vor ihnen! Alle Hochachtung! Glaubt ihr denn, ihr Faulpelze der Tugend, Liebe, immer Liebe machen, immer Liebe haben, sei keine Anstrengung? Das edelste, seelenvollste Geschäft, was es giebt auf Gottes Erdboden, und sie thun es billiger, als die Gattinnen . . .

Und das bei euch lahmen, jämmerlichen Burschen, der eine noch immer mißgestalteter, als der andere. Es ist eine Opferwilligkeit, eine unverdiente

überschwängliche Gnade, eine Schonung eurer lächerlichen Schwächen, für die ihr nur auf den Knieen danken dürftet.

Nun habe ich Alles durchgedacht. Weiter ist die Welt nicht mehr schmackhaft. Alles so flau. Es giebt keine Schwierigkeiten mehr, welche ich noch verrichten könnte.

Mein Kopf ist so leer und ruhend. Trinke ich Wein, so komme ich immer auf etwas Beängstigendes, Weinerliches, es treibt mich von da zurück. Bier macht so stupide und zum Schluchzen. Bei Punsch verplappert man sich. Das darf noch nicht geschehen und könnte mir hernach leid thun. Ob man es einmal mit Schnaps versuchte? Da dreht sich der Kopf einmal so, dann so, wie ein noch nicht in Gang geratenes Karussell, das ungeduldig vorthätige Buben vorpressen und zurück ziehen, während der Besitzer schimpft und auf noch mehr wartet . . .

Er macht so schlaff und müde. Und schlafen wir, so ruht es auf uns wie ein Alp: wir wissen nicht mehr, was es ist, aber fühlen, es verläßt, entwischt uns nicht. Das ist es, das muß ich haben!

Lange her, daß ich Branntwein getrunken. Als ich noch ein Knabe war, auf unserem Gute. Wenn die Schnitter mir anboten, aus Höflichkeit. Und leutselig war ich so gerne. Und doch: annehmen und selbst trinken, es ist nicht dasselbe. So leicht und schön es ist, herablassend, so schwer fällt es einer nobeln Natur, gemein zu sein.

Aber meine Wirtin muß ihr Geld noch haben. Die hat es nötig. Jetzt gleich. Ob es nachher noch geht, kann man nicht wissen . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Nachschrift eines Überlebenden.

Er trat zurück von der Schwelle der Destillation, durchschritt mehrere Straßen, bog in einen Thorweg ein und ging über die holprigen Pflastersteine eines Hofes zu einer kleineren pfeilförmig zugespitzten Turmthür. Keuchend stieg er die hundertneun Stufen der Wendeltreppe hinauf bis in den vierten Stock und schellte an einer der kärglichen Thüren, die so fadenscheinig aussehn, in denen der Schlüssel so frech steckt, als hätte er oben einem Zornigen eine Grimasse gemacht. Und öffnet man eine solche Thür, so ist einem, als müßte man Jemandem unversehens einen Schlag unter die Nase gegeben haben, als müßte man „Verzeihung!“ sagen. So nah ist alles, so wenig kann man sich rühren.

Frau Ammert nahm das Geld wie selbstverständlich, dankte nicht, aber brachte dafür mit zitternden Händen ihren rotbraunen Kaffee. Grumme

nahm den Kaffee, aber es stieg ihm so gegen die Kehle, daß er erst wieder zurückdrängen mußte, um trinken zu können. — — —

Er schüttelte mit dem Kopfe, er wußte es nicht, wußte nicht, was da saß auf dem Stuhle: ein Bewußtsein, so ganz tief nach unten gedrückt, ein Traum, eine wartende Welt.

Er vergaß sich und nahm nur wahr, daß sich das Etwas schüttele über ihm, an ihm. Vielleicht der junge Pflaumenbaum, der in seinem elterlichen Garten in der Stachelbeerhecke gestanden und bald so, bald so sich gedreht hat, wenn man die groß quellenden Früchte herunterbog an den glänzend schwarz-grünen, langherzförmigen Blättern und langreisigen Zweigen.

Kummervoll sah ihn die alte Frau an und fragte mißtrauisch, wie feindselig, aber gütig entschlossen und schnell: „Sie haben wohl kein Mittagessen gehabt?“ „O ja, gewiß! Frau Ammert. Hier nehmen Sie, nehmen Sie, ich brauch's nicht“. So weit her kam ihm die Stimme; verwundert sah er auf in ihre tiefen, heißliegenden Augen.

Er besann sich. Heftig drückte er ein Goldstück in ihre Hand, während er mit der andern den Hut auf den Kopf drückte.

Hinaus! Draußen trieben kalte, violettgraue, blattartige Wolken über den giftigen Himmel. Dazwischen glommen schwache Sterne. Kauerten sie nicht wie spätes Gevögel in der Ackerfurche? —: manchmal raschelt es, nistet sich tiefer ein in den feuchten Boden und Traumlaute stößt es aus, die auftappen wie Kinder . . .

Schlotternd, verfehmt, betäubt, wie etwas Gebrechliches schlich er daher. Manchmal ging es fremd durch ihn; er drängte sich näher an sich heran, als sei er etwas Kaltes, oder rege sich etwas Kaltes in ihm, das erwarmen müsse.

O wäre jetzt Jemand, der ihm den Scheitel streicheln könnte, den so einsamen Scheitel! Jemand, Jemand, o Jemand, o! Und er schluchzte auf, als wenn etwas zerbräche und weinte jetzt immer still herunter. Das that ihm gut, ihm wurde wohler, gelöst, flächiger um die Brust. Diese Erleichterung ganz zu genießen, wandte er sich dem Tiergarten zu . . . Nun hatte er ausgeweint. Ein paar Stunden mochten hin sein.

Nun wohin? Gleichgiltig und leer wurde es in ihm. Für ihn — nirgends mehr. Er klimperte lose, wie das Geld in seiner Tasche. Er hätte noch Vergnügen genug haben können, überall hätte man ihn gut aufgenommen. Aber er war fertig damit.

Er wendete sein Gesicht zum Himmel und pfiff. Zum ersten Male seit langer Zeit. Dann sang er:

„Da schreibt mit finst'rem Angesicht
Der eine Relationen . . ."

Erst erschrak er, wie vor etwas Frevelwundem, zuckte zusammen, und sein Herz spannte sich. Dann sang er immer kecker, freier, immer freier von der Brust herab. Dann begann er zu tanzen, indem er dazu pfiff. Er bekam im Dunkeln einen borkig harten Baum in die Hand. Mit dem tanzte er, dann rechts, dann links, bis ihm der Schweiß von der Stirne rann. —

Fröhlich begann er zu traben und trat bald darauf mit vergnügtem Gesichte in eine Polizeistube. „Sie wünschen?" „Ich möchte Ihnen den Verbleib des Raubmörders aus der Dreyseſtraße angeben." — „So, was wissen Sie denn? Sie sind der Dreißigste heute." — „Ich weiß aber jedenfalls das Richtige." — „Das sagen eben alle."

„Sie erlauben wohl?" meinte er mit seinem gewinnendsten Lächeln und setzte sich einen Stuhl nahe an den Abschlag.

„Rauchen die Herren?" Damit bot er seine wohlgefüllte Cigarrentasche herum. Finster abwehrend schüttelten zwei schwarzhaarige, ziemlich starke Köpfe mit roten Ohren, indem sie einmal kurz in der Richtung der Cigarrentasche aufblickten. „Aber bitte, thun Sie mir doch den einzigen Gefallen, es läßt sich viel besser plaudern, wenn man raucht. Ich möchte mir dann auch eine anzünden." Mit scheuer, verlegener Höflichkeit und dem kriechenden Danke der Pflichtübertretung nahmen in etwas geduckter Kopfhaltung die Beamten die Cigarre an. Grumme schlug ein Bein langsam über das andere und sah lächelnd vor sich hin auf die Dielen. Die beiden Beamten hatten den Kopf zurückgelehnt und pafften, indem sie den Rauch ansahen, welcher der schneeweißen, harten Asche ihrer Cigarren entstieg.

„Ist das behaglich hier", meinte Grumme, „hier möcht ich wohl bleiben mit Ihnen, meine Herren!"

Schweigsame Gedanken riefen immer wieder ein Lächeln auf seine Lippen, eins immer glücklicher und unschuldiger, als das andere. Ja, es bildeten sich sogar Grübchen in seinen bläulich durchblümten Wangen, was sonst nie der Fall war. Dann sah er auf seine zierlichen Lackstiefel und blinzelte mit frei und selig rollenden Augen schelmisch auf die armen Beamten. Die fühlten sich angesteckt, mitzulachen; schon hoben sich die Register ihrer Brust. In ihrem Kopfe da oben aber dachten sie für sich, daß sie den Mann wohl nach Dalldorf würden zu bringen haben, von wo er wahrscheinlich aus dem Irrengarten entwischt sei, und berechneten schon im voraus ihre Diäten. Darum suchten sie auch mit Ernst ihre Augen-

brauen niederzudrücken zum Zeichen, daß sie „nach Lage der Sache befänden . . .“ aber es gelang ihnen herzlich schlecht.

Nun ertönte die Stimme: „Ich bin doch heute gar zu lustig, gar zu — — —“ erneuter Lachausbruch. „Verzeihen Sie, meine Herren, doch nun Ernst!“

Und er sprach schnell, wie man einen förmlichen, der Hauptsache nach bekannten Bericht liest: „Der Raubmörder, er hat nämlich alle die vier unaufgehellten Raubmorde begangen, welche unsere Residenz in jüngster Zeit mit so großem Entsetzen erfüllt haben. Er ist ein Mensch, dem es bald gut ging, bald schlecht, der das Schlechte aber nur als Verdunklungen wie durch Wolkenschatten oder vorübergehende Sonnen- und Mondfinsternisse ansah und möglichst schnell darüber hinweg zu kommen trachtete. Finden Sie das schlecht, meine Herren?“

„Nun, wie mans nehmen will, je nachdem.“ Der Zweite spuckte nur aus.

„Er liebte das Licht, das gleichmäßig Helle, Allen Gemeine, Niemandem Vorenthaltene, war — mit einem Worte — ein ätherischer Sozialist. Hätte er gehabt, hätte er Andern gegeben. Nun aber fehlte ihm oft das Nötigste. Und so nahm er denn. Aus den der Menschheit daraus zugedachten Wohlthaten wurde leider nichts, denn Sie begreifen, was man auf solchem Wege erhält, das weiter zu geben, wird einem — noch eine Zigarre? Bitte! — vergällt. Sie müssen nämlich begreifen, meine Herren, ich bin langsam von Bewegungen, aber in meinem Kopfe da ist all mein Leben, ein besonderes, galoppierendes Leben. Gedanken kommen und gehn wie der Wind. Und wenn man mich da stört, da werde ich sehr ungeduldig. In meinem Höchsten, meinem Geistigen kann ich eine Unterbrechung einmal nicht leiden. Was wollen Sie, ich kann's nicht. Und denken Sie, diese Frau, sie wollte auf meine Gründe nicht eingehn, unruhig, unruhiger, immer unruhiger. — Dieses kleinliche Gebahren brachte mich auf — ich neige zum Jähzorn — und suchte sie durch einige Schläge zu beschwichtigen. Sie ist auch still geblieben. Dann wischte ich meinen Totschläger ab, ich halte auf Ordnung und erledigte den Zweck meines Kommens. Und dann, meine Herren, Aufklärung können wir nicht vertragen. Messen Sie, ich sage Ihnen dies im Namen der Menschheit, uns aufs Schleunigste eine neue moralische Uniform an. Die alte ist zerfetzt und zu geistreich für uns“.

„Sie sind also . . .“

„Ich bin der Mörder.“ — —

„O einen Augenblick noch: ein Gedanke, der mir gerade kommt . . . eben, laßt mich — O, stört mich nicht . . . keine Ruhe . . . keine Feder,

kein Papier, nichts bei sich: Es war so etwas ganz Eigentümliches, wie ich es noch nie gesehen habe in meiner Vorstellung, so etwas über Tod und dennoch Lebenbleiben im All — aber diese Bande, was versteht denn die davon! Der Richter muß nach Hause und Kaffee trinken; wie er trippelt, er kanns nicht mehr aushalten. Na, meinetwegen, ich will nicht länger stören — „Vorwärts Schinder!“ Bitte, noch eins! Nun weiß ich, wie es kommt ... Impulse stürzen schwarz an mir vorbei, ich merke sie, es verdunkelt sich davon etwas in mir, aber ich fühle mich zu ohnmächtig sie aufzuhalten ... Die fliegende Empfindung einer stürzenden Kraft, dann ist alles geschehen und ich finde mich fremd daneben, manchmal noch ein Messer ... einen Bleiknopf ... mit Blut ... in der Hand, den ich stumpfsinnig ansehe ... Ich wollte nur Störungen fortschaffen, als durch Abnormes geärgerter Arzt der Menschheit, während Innungen wie Staat und Kirche gerade die Besten auszumerzen sich bemüht haben ... Auch der Mord ist eine große Sehnsucht ...“

„Also, Sie sind ... kurz und gut ...“

„Ich bins, wie Sie sehen ...“

— — — — — — — —

Unser Dichteralbum.

Wi'm Chaiser Wilhelm.

's war chüehler, blicher Morge,
Still war's im wite Land;
Es fiel d'r Schnee in Flocke
Uf d' Welt un dine Locke ...
Es war e Tog voll Sorge,
Wo 's Herz d'r stille stand.

D'r Sturmwind cham gezoge
Mit Raffle un Gestöhn,
Als ob im Stimmeschwirre,
E lises Waffechlirre
Vum Wind uns hergetroge
Mit d'r Trompete Tön.

Am Himmel jogte d' Wolke,
Wie Gſtalte mannigfalt.
Es ware die Soldote,
Die brove, lang ſcho todte,
Die nahme ſinem Volke
De Chaiſer wiß un alt.

Si Seel iſch nuf geſtiege
In d'r Verchlärte Schor,
D'r Flocke Silberg'wimmel
Het g'buet am blue Himmel,
Wo Gottes Engel fliege,
En offnes Siegesthor.

Un drobe ſeh i's ſchwinge
Die Speer im Waffetanz,
Erſtohn de ewige Friede
Nach allem Champf hieniede
Un hör die Selige finge:
„Heil Dir im Siegerkranz!"

* * *

Gehüellt in Schatte ſchweigt d'r Chor
D'r Lüete in de Halle,
Chaum füehlt m'r unner'm dunkle Flor
De Duft d'r Roſe walle.

Viel ſtolze Palme büege ſi
Uf d' Stirn d'r, ſtiller Chaiſer,
Un blicher Cherze Truerſchi
Durchbebt die Lorberreiſer.

Die mennig Tog von Ruhm un Glanz
Geweiht mit ihre Zwiege,
I ſeh ſie ſtumm im Todtechranz
Um dine Sarg ſi ſchmiege.

Es goht durch d' Welt wie Süefze lis,
Wie'n Schuer chüehler Chräne,
Un durch d'r Herze Burgverließ,
Wie'n bittres, tiefes Sehne.

Mi Chaiſer, bliebl Du biſch net todt,
Wie die Betrüebte mine,
Du loſcht, wie d' Sunn, wenn's unnergoht,
Die Erdeauge wine.

Un troge's di nes dinem Hues
In chlorer Sterne Flimmer,
So lebſch du doch wie'n Segensgrueß
In unſre Herze immer.

Mi Chaiſer, leb! Wie Morgeroth
Iſch Purpurglanz erglomme, ...
Du g'liebter Chaiſer, biſch net todt,
Nur heim zur Mueter chomme!

Marſeille. Marie Margarete.

Dem Kämpfer gegen die Lüge.

Henrik Ibſen.

Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt!

Goethe: Fauſt I. Teil.

Ein altes Wort ſagt, daß die Wahrheit ſchreite
Im Mantel und die Maske vor'm Geſicht
Und wenn die Hülle ihr einmal entgleite,
Wenn ſie vor Augen ſtünde, frank und ſchlicht:
So wolle Keiner ſie als Wahrheit kennen,
Kein Menſch das Ding beim rechten Namen nennen!

Wenn nun ein Geiſt, geſünder als die Menge,
Heraus ſich ringt aus ihrem Markt-Gedränge,
Wenn er ihr zeigen will der Lüge Bild,
Wenn er die Wahrheit hob auf ſeinen Schild:
Dann fallen ſchreiend über ihn die Raben
Einmütig her, das iſt ein alter Witz,
Von jeher hat geſchreckt ein Geiſtesblitz
Die, welche keinen zu verſenden haben!
Wer es gewagt zu brechen mit dem Alten,
Wer aus dem ausgetret'nen, breiten Gleis
Der nüchternen Alltäglichkeit ſich weiß
Zu retten, und beſondere Geſtalten,
Die nicht alltäglich ſind und hergebracht,
Dem Volke zeigt, das ſonſt in dumpfer Nacht
Dahingebrütet, nun an alles glaubt,
Was eingeredet ihm von ſeichten Thoren:
Dem wird der freien Rede Recht geraubt
Und ihm der Mund geſtopft — dem Volk die Ohren!
Man will den Leuten vor ihm bange machen,
Sie ſollen leſen nicht, ein Urteil bilden
Sich ſelbſt nicht, ſondern ſollen vor den wilden,
Verbrecheriſchen Lehren, ſchlimmen Sachen,
Die man ihm zugedacht, zurücke weichen
Wie vor verfaulten, angeſteckten Leichen:

O! deutſches Volk der Denker und der Dichter!
Wo blieb Dein Dichten, und wo blieb Dein Denken!
Wenn Du Dich leiten läßt von dem Gelichter,
Wenn Mißgunſt, Neid und Kleinlichkeit Dich lenken!
Wenn als „verderblich", „falſch" als „infernaliſch",
Die Wahrheit von der Schwelle Du gebannt,
Wenn Du brandmarken willſt als „unmoraliſch"
Die Wenigen, die was davon erkannt!

Was fiel Dir ein, dem Pöbel zeigen wollen,
Was hoch und hehr — was Edles thun ſie ſollen!?
Sie haben Dich verlacht nur, armer Mann!
Sie haben weidlich Dich verſpottet dann!
Was trieb Dich einſt auch, armer Denker,
Zu zeigen was im Herzen Dir gebrannt?!
Wann haben jemals Wahrheit ſie gekannt?
O! Thor, o armer Thor, der Du geweſen!
Wer hat die Wahrheit jemals gern geleſen,
Wenn bitter ſie ins Fleiſch hinein that ſchneiden?
Und wenn ſie ſtrahlte: Thaten ſie nicht neiden
Mit Gift und Galle Dir Dein armes Denken,
Das ſich in Höheres gekonnt verſenken,
Als ſie, die ſeichten, allgemeinen Laffen!
Und als Du gar noch zogſt zu Leib dem Pfaffen,
Der ſeinem Vorteil nach die Schrift verkehrte,
Der Lüge Bild nur, doch nicht Gott verehrte:
Da war es aus und einmütig zu Feld
Zog gegen Dich der Heuchler ganze Welt!
So war es immer, und ſo wird es bleiben:
Seit Evas Zeiten, mag man niemals gern
Die, welche dringen in der Dinge Kern!
Wahrheit iſt Gift, man mag ſie treiben,
Doch nur für ſich, ſie paßt nicht für die Menge,
Die ſich in abergläubiſchem Gedränge,
Geführt von Dummheit und von Eigennutz,
Schart um der Lüge goldnen Flitterputz!
Doch die, die ſich im Meinungsmute ſcharten,
Um das Bild, das der Wahrheit Namen trägt:
Für ſie nicht eine einzge Hand ſich regt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten!

Du kämpfſt für Wahrheit, was Du ſchreibſt und dichteſt
Hat nur ein einzges, großes, hehres Ziel:
An wen Du immer Deine Worte richteſt,
Für was Du ſtreiteſt, mit der Feder Kiel,
Nur ein Ziel hat es, eines ganz allein:
Gen Lüge kämpfſt Du, Heuchelei und Schein!
Drum, wenn die Gegner ihre Waffen ſchärfen,

Wenn ſie zu Felde ziehn mit aller Macht,
Wenn man Dich rings verſpottet und verlacht,
Wenn man mit eklem Kot Dich will bewerfen:
So denke deſſen: Du der Wahrheit Kämpfer,
Haſt, was die Welt auch geifert, tobt und ſchreit,
Auf Deiner Seite: Recht, Geſetzlichkeit!
Wahrheit hat doch an Lüge keinen Dämpfer!
Die Wahrheit, ſie iſt exiſtenzberechtigt,
Sie bleibt beſtehen, wird ſie auch verdächtigt!
Die Lüge, ſie hat einen großen Fehler,
Schreit auch für ſie der Pöbel-Markt-Krakehler,
Und wenn ſie allerorten, Alle preiſen:
Das Eine fehlt: Sie iſt nicht zu beweiſen!
Friſch weiter, kämpfe für die Wahrheit fort,
Die Du einmal auf Dein Panier erhoben!
Wird ſie auch hier geknechtet — gilt ſie dort,
Woher ſie kommt und ſtammt, im Himmel droben!
Laß Dich nicht reuen, daß Du biſt von Denen,
Die ſich die hehre Himmelstochter rein bewahrten,
Die unentwegt in heißem Drang und Sehnen
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten!

Und tröſte Dich! Sie Alle, die bekannt
Die Wahrheit kecker Stirne, ohne Bangen,
Hat man von je gerädert und gehangen,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt!

Großenhain. G. v. Ademar.

Im Zeichen des Todes.

Der Frühling kam ins Land mit ſeinen Apfelblüten,
Doch ich empfing ihn nicht, ich muß das Lager hüten.
Mein letzter Atemzug, mein letzter Tag iſt heute,
Ich fühl's, ſchon krallt der Tod die Hand nach ſeiner Beute.
Kaum eine Woche dann, bin ich der Welt vergeſſen,
Bin eine table d'hôte, an der die Würmer eſſen.

Jetzt eben ging der Arzt; die Ärzte, ich muß lachen,
Denk' ich wie friſch auf friſch ſie Heilverſuche machen.
Sie ſchütteln ernſt das Haupt, vergleichen Puls und Uhr ...
„Der Kranke, das kann ſein, hat eine Stiernatur."
Ja, ja, Natur, Natur, die laſſen ſie dann walten,
Die muß das Beſte thun, den Menſchen zu erhalten.

Mein Leben iſt am End', nun liegt es abgeſchloſſen,
Die letzte Well' iſt bald ins große Meer gefloſſen,
Und überleg' ichs mir, es winkt ein ſtiller Hafen,
Wo viele Schiffe ſchon auf immer ſturmfrei ſchlafen.
Kein Toben fühl' ich mehr, kein Lärm iſt mir im Blute,
Wenn die Gemeinheit ſiegt und ſtöhnend ſtirbt das Gute;
Wenn unter roher Fauſt das Schöne muß vergehen;
Wenn Eigenart in Kunſt die Leute nicht verſtehen;
Wenn einer kämpfte, rang, den nie ein Quell erquickte,
Der ſich nicht ſchwang empor, weil Armut ihn erſtickte,
Indes ein andrer wo, dem Gold der Zufall legte,
Als höchſte Heldenthat den Fliegenwedel regte.

Was hab' ich denn gehabt, was hat das volle Leben
Mir Köſtliches gebracht, mir Fröhliches gegeben:
Wenn kurze Stunden auch, ich hab' ſie nicht verpaßt,
Dann hing vor meiner Thür die Freudenfahn' am Maſt.
Der Tag der großen Schlacht, das kleinſte der Gefechte,
Gewiß von jedem Sport der erſte und der echte:
Auf naſſem Gaul, umqualmt, umjauchzt von meinen Mannen,
So männliches Gefühl kann mehr den Nerv nicht ſpannen.
Mit Hund und mit Gewehr ſtirnhoch durch Buſch und Haiden,
Ging den Weg ich entlang, vergaß ich alle Leiden.
Getrunken hab' ich gern, wie konnt' ich ſelig werden,
Sah jeden Lumpenkerl als Engel an auf Erden.
Und manche ſüße Nacht, hat's auch der Pfaff verboten,
War ich ummaſcht, umſtrickt von weißen Liebesknoten.

Sonſt, aufrichtig geſagt, hab' ſelten ich gefunden,
Daß ſanft der Kreis ſich dreht der vierundzwanzig Stunden.
Den Menſchen frißt der Menſch; ein Widerſpruch das ganze —

Klopft wer an meine Thür, gar ſchon im Trauerkranze?
Ah, du, Gevattersmann, nimm Platz in der Kajüte,
Ein wenig bin ich doch verwirrt durch deine Güte.
Du ſtreckſt die Hand aus, nun ... muß ich die meine geben,
Verlangſt du fort und fort das reiche Sternenleben?
Jetzt würgſt du mich, halt ein, ich ſticke, hab' Erbarmen,
Du preßt mich an dein Herz mit deinen Eiſenarmen
Und bläſt das Fünkchen aus, das letzte, das geglommen, ...
Ruft eine Stimme mir ... wem bin ich denn willkommen ...?!

Kellinghuſen. Detlev Freiherr von Liliencron.

Erſcheinung.

Die Nacht begann. Ich war allein, wie immer,
Vor meinem Fenſter brandete die Flut.
Mein Zimmer hellte nur ein trübes Licht.
Es ſtand vor mir. Bald flackerte es auf,
Bald ſank es nieder. Durch die tiefe Stille
Drang nicht ein Laut noch wachen Lebens zu mir.

Und da geſchah etwas — — etwas, das nie
Aus meinem dunklen Leben ſchwinden wird.
Das Licht auf meinem Tiſche brannte trüber,
Und ich war müde. Eben wollte ich
Die Ruhe ſuchen, da — wie achtlos — glitt
Mein Blick zur Seite — und da ſah ich etwas —
Was nie bisher ich ſah! . . . — — ich ſah dicht vor mir
Ein ſcheußliches, von Wut verzerrtes Antlitz:
Blutunterlaufene Augen ſah'n auf mich
Mit ſtierem, tückiſchem, erboſtem Blick.
Die bleiche Stirn war dicht von Haar umflogen,
Aus dem halboffenen Mund floß weißer Geifer,
Die langen, ſpitzen Zähne lagen dicht
An den blutleeren Lippen — — ſo ſtand vor mir
Das Antlitz . . . Schon lag auf den hohlen Wangen
Die grüne Farbe ekelhafter Fäulnis . . .
Da lachte ich — „Was für ein wirrer Traum!“ —
Und ſah hinweg. Doch zwingend zog den Blick
Ein etwas wieder hin — — das Antlitz ſtand
Vor mir, wie eben . . . Da ſtieg Zornesglut
Mir in die Stirn — ich lachte nicht mehr. Doch
Voll Ekel rief ich: „Pfui, wie häßlich!“ — auf.
Da rückte mir das Bild des Schreckens näher.
Und dann — — dann fühlte ich, wie kalt und feucht
Die Angſt über den warmen Nacken kroch.
Der Atem ſtockte, und das ſtarre Auge
Hielt ich geheftet auf das Bild des Grauens,
Das näher mir und langſam näher rückte.
Ich wollte ſchreien, doch kein Laut entfloh mir —
Und näher rückte mir das Bild — das Licht
Ward kleiner . . . immer kleiner . . . größer wurden
Die Schatten an der weißgetünchten Wand
Und wie in Eiſenbanden lag mein Körper.
Ich bog den Kopf zurück. Da aber ſah ich
Dicht über mir das wutverzerrte Antlitz,
Und fühlte ſchon den Hauch der bleichen Lippen
Und hörte ſchon das kurze, heiſere Röcheln —
— Da aber riß die Angſt mich jäh empor

Und hellauf flammte da das Licht der Kerze
Und alles leer um mich — — ich ſah entſetzt
Noch vor mich hin — und dann erloſch das Licht! . . .
Ich ſtand in leerer, dunkler, ſtiller Nacht —
Ich ſtand und wagte nicht ein Glied zu rühren —
Ich ſtand und wagte nicht das Licht zu zünden —
Ich ſtand und wagte ſchaudernd nicht zu denken!
— — — — — — — — — — — — — — —
Und langſam ſank die Angſt von meinen Gliedern —
Und langſam hob ein Atemzug die Bruſt —
Und langſam dämmerte ein fahler Morgen . . .

London. John Henry Mackay

Guter Rat.

Jage nicht der Liebe nach,
Thöricht Menſchenkind,
Wie ein ſchimmernd Roſenblatt
Trägt ſie fort der Wind.

Jage nicht dem Glücke nach,
Kind'ſcher Menſchenthor,
Wie ein Irrlicht lockt es nur
Dich in Sumpf und Moor.

Auf der breiten Straße bleib'
Freudlos und allein,
Und triffſt eine Schenke Du,
Trink' den ſauren Wein.

München. Heinz Oſſer.

Urſchleim.

Wie der Keſſel einer Hexe
Iſt das All von je geweſen,
Drin die Urkraft ſtäubt den Urſtoff
Unabläſſig mit dem Beſen.

Stoff und Kraft, die Ehgeſponnſten,
Zeugen brodelnd ſonder Grenzen.
Aus dem Urſchleim Affen, Menſchen
Mit den Zöpfen und den Schwänzen.

Wenn die beiden je ermatten,
Ist's zu Ende mit den Köpfen,
Die aus diesem Urkraftstoffbrei
Blasen ihrer Weisheit schöpfen.

Immer bleibt der Brei derselbe,
Nur die Blasen sind verschieden,
Während hoch die neuen steigen,
Ruh'n die alten schon in Frieden.

Quirlte nicht den Brei der Besen,
Herrschte Ruh an jedem Flecke,
So doch treibt er ständig Blasen
Aus dem aufgerührten Drecke.

München. Heinrich v. Reder.

Zwei Aquarelle.

Von Rosa Jacobsen.

(Kopenhagen.)

Der weiße Ernst.

„Ich bitte ums Wort!" rief er aus und schob Hummerteller, Weinglas, Dessertreste und Brotkrumen mit einer gewaltsamen Bewegung zur Seite, so daß der Tisch mit den herabgebrannten Kandelabern tanzte.

„Ich habe plötzlich Lust bekommen, etwas zu sagen." Alle wendeten sich mit dem lebhaftesten Erstaunen nach Ernst um, dem „weißen Ernst", wie man ihn wegen seines farblosen Haares und seines milchigen Teints nannte.

Was hatte der weiße Ernst zu sagen?

Noch niemals hatte er sich erhoben in der ganzen Reihe von Jahren, wo man mit ihm getafelt, mit ihm getrunken, gegessen, gepraßt, die Zeit mit ihm auf jede erdenkliche Weise vergeudet und totgeschlagen hatte.

„Silentium! Der weiße Ernst hats Wort!" rief Friedrich Ancher mit lauter Stimme.

Um in dem Hexensabbat, der ihn umgab, Ruhe herzustellen, brachte Ernst, indem er mit einem damals gebräuchlichen Vertheidigungsmittel, der

sogenannten „Eisernen Faust“ auf die innere Tischplatte schlug, drei hohle wunderliche Laute hervor.

Die ganze lärmende Gesellschaft war wirklich einen Augenblick still.

„Ich habe die Absicht, mich in Kürze zu fassen,“ sagte er mit seiner pfeifenden, etwas näselnden Stimme, die man so gut kannte . . . „Ich habe nämlich heute Abend sehr wenig Zeit, höchstens fünf oder zehn Minuten... Was ich Euch zu sagen habe, lieben Freunde und lieben Freundinnen, ist nur dies — diese eine, einfache . . . traurige Wahrheit: daß das Leben, das, was man im Allgemeinen das Leben nennt, was Ihr und ich das Leben nennt . . . mich nie amüsiert hat . . . daß es mich im Gegenteil niederträchtig gelangweilt hat.“

„Er ist göttlich,“ zischelte man unter einander.

Er trank sein Glas aus, sah einen Augenblick empor, aber senkte gleich darauf den Blick, so daß man auch nicht ein einziges Blinken seiner Augen mit den farblosen Brauen auffing, während er fortsetzte:

„Es schien mir einmal, als ich ganz jung war, daß das Leben so ein wunderliches Gemisch sei . . . bald glich es einem Morast mit stinkendem Wasser und schleimigem Getier, bald einer Landschaft mit rosenroten oder violetten Wolken, wie man sie an schönen Sommerabenden am Himmel sieht . . . Die Heimat, die Schule, die Arbeit, die Pflicht, das war der Morast . . . die Wünsche, die Weiber, die Sehnsucht, das waren die rosenroten Wolken.“

„Herrje! was für dummes Zeug,“ sagte Wilhelm zu Klotilde, die zwischen ihm und Ernst saß.

Den Kopf auf beide Hände gestützt, gähnend, mit blinzenden Augen, sah sie Ernst an.

„Ihr müßt wissen, ich war nur zwanzig Jahre alt damals,“ fuhr er ganz tonlos fort . . . „ich lebte überhaupt nicht, ich dachte nur, ah, es war herrlich, wollüstig herrlich . . .

„Später, es war gerade an meinem zweiundzwanzigsten Geburtstage, erbte ich all das Geld, wie Ihr wohl wißt. Ihr werdet Euch erinnern, die Leute glaubten damals anfangs, ich sei verrückt geworden. Ich war es auch. Verrückt wird man, wenn die Gedanken plötzlich stocken, wenn man wie ein Tier lebt, wie ein Idiot, wie ein blinder oder betrunkener Mann . . . nur weil man am Wege vor sich Gold, Blumen, Lügen, Irrlichter blinken sieht.“

„Geh' zum Teufel mit Deinen Irrlichtern, nun haben wir genug von der Geschichte,“ brüllte der Wirt.

Etwas exaltierter fuhr er fort: „Es war damals, als ich Euch kennen

lernte — oder wenigstens Einige von Euch, die hier sitzen. Niemand von Euch hat sich jemals um mich bekümmert, Niemandem von Euch bin ich Freund, kaum einmal guter Kamerad gewesen . . . Während Ihr unter einander Verbindungen schlosset, Euch hingezogen und abgestoßen fühltet, blieb ich Euch stets derselbe: gleichgültig, kalt, cynisch, langweilig . . . Aber die Sache war die, daß ich während der ganzen Zeit, die ich Euch gekannt, von einer starken und nie gesättigten Eitelkeit gequält wurde. ‚Den weißen Ernst kann man nicht lieben‘, sagten die Mädchen.

„Ich lachte darüber, aber es wurmte mich und ich wollte dann träge, gleichgültig, dumm scheinen, als ob ich es nicht merke.

„Jetzt sag' ich Euch aber, daß ich es nicht länger dulde. Deine kalten Küsse, Klotilde, widern mich an in der tiefsten Seele, ich könnte Gift speien über Eure elenden Witze und die Gerichte mit ihrem faden Geschmack und französischen Namen hätte ich Lust, in die tiefste See zu werfen. Die Blumen und die falschen Steine, mit denen Ihr Euch behängt habt, Mädchen, wie sie mich in die Augen schneiden; weg damit! Ich reiße sie Euch ab. Weg! Fort! Platz!“

„Bitte sehr, geniere Dich nicht,“ sagte Friedrich, indem er sich erhob und die Stühle zur Seite schob.

Ernst ging vorwärts.

Als er in der Thüre stand, wandte er sich plötzlich um und sagte in einem veränderten, weichen Tone:

„Komm' her zu mir, Klotilde, du bist immer ein gutes Mädchen gewesen.“

Sie näherte sich ihm neugierig und fing ein wenig an zu kichern . . . Er faßte sie hart um die Taille, eine schmächtige Taille in hochroter Tricotage, und drückte sie fest an sich.

„I, Gott bewahre,“ rief sie und riß sich los . . . „Er riecht nach Karbol! . . . Er vergiftet mich . . . “

„Er — ist nur besoffen,“ fiel Friedrich ein und wollte ihn aufrütteln.

Ernst stand bleich mit verzerrten Zügen in der Thür, die Arme hingen schlaff herab, sein Körper verzog sich in heftigen Zuckungen, er hustete stark.

Klotilde hatte Recht gehabt — „der weiße Ernst“ war es ernstlich müde geworden, sich zu amüsieren.

Das Band.

Sie hatte das Band im Garten verloren — ein blaues, schmales Seidenband, — als sie mich in der Dämmerung am vorhergehenden Abend verließ.

Ich fand es am Morgen, nahm es auf und glättete es. Es war sehr weich und etwas zerdrückt vom Liegen auf der feuchten Erde eine Nacht hindurch.

Ehe ich hineinging, sie zu begrüßen, setzte ich mich auf eine Bank, um meine Gedanken zu sammeln, um nochmals dies unerwartete Begegnis von gestern, all' dies neue fremde Glück in Gedanken an mir vorüberziehen zu lassen.

Inzwischen stand sie ohne Beschäftigung drinnen im Zimmer und blickte unverwandt durch die Gartenzimmerthür hinaus in den Garten, in den grauen Morgen, wo leichte Nebel die knospenden Büsche und Bäume sanft umhüllten.

Sie schien sich zu besinnen, sich zu sammeln, gerade wie ich, plötzlich machte sie eine Bewegung nach der Thür und kam freundlich auf mich zu.

Als sie mich mit dem Band in der Hand sitzen sah, hielt sie indessen äußerst jäh inne, gleichwie erschreckt.

Der eine oder andere schmerzliche Gedanke durchfuhr sie.

„Gieb mir das Band," sagte sie hastig.

Ich sah auf — sie stand in der Morgenbeleuchtung, hoch, schlank, mit einem eng anliegenden weißen Shawl um die etwas schmalen Schultern und das üppige Haar, welches ganz schwach in den Locken über der Stirn zu ergrauen anfingen, entblößt. Sie hielt einen Sonnenschirm in römischen Farben, die mit ihrem bleichen Teint kräftig kontrastierten, über den Kopf.

Auch ich wurde von einem plötzlichen Gedanken, irgend einer Erinnerung ergriffen . . .

Was war es doch?

Ja . . . es mochte lange her sein, wohl wenigstens zehn Jahre.

Ein glühend heißer Sommertag. — Die Wärme war so plötzlich, so überwältigend gekommen, alles strahlte in Sonnenpracht, die Schilfe badeten sich im frischen grünen Schimmer, die Syringen und Jasmine dufteten betäubend von den Gärten herüber.

Wir waren eine weite, weite Tour über die Felder gegangen und warfen uns erschöpft unter einige dichte, aber etwas niedrige Tannen bei einem kühlen Moorgewässer.

Unsere Plaids und Überröcke schleuderten wir von uns auf die Erde.

Es war eine recht muntere Gesellschaft, zwei junge Mädchen und vier junge Männer — vier rasend verliebte junge Männer. Das eine junge Mädchen war hoch, üppig, mit krausem kastanienbraunen Haar und großen, lachenden Augen.

„Sieh da," rief sie und zeigte über das Moor gerade vor uns, „da wächst eine Wasserlilie, das ist die allererste, die ich diesen Sommer gesehen, ich liebe die Wasserlilien!"

Und mit einem Blick auf die Freundin hob sie ihr Kleid ein wenig, wie um sie zu befragen, ob es wohl anginge, daß sie selbst hinüber watete.

Doch die Freundin schüttelte den Kopf.

„Wer mir die Wasserlilie bringt, bekommt eine Belohnung, eine ganz königliche Belohnung," rief sie, sprang auf, löste ein blaues Band aus ihrem Haar, pflanzte ihren Sonnenschirm in die Erde und band das Band wie einen Wimpel daran.

„Das soll meine Belohnung sein!" sagte sie lachend und deutete auf das Band. Wir warfen alle vier Schuhe und Strümpfe ab und wateten wie wahnsinnig nach der Lilie hinaus.

Aber ich gewann damals nicht das Band.

* * *

Ich sah auf — da stand sie noch grade vor mir, schlank, ruhig, dicht in den weißen Shawl gehüllt.

Sie war nur etwas bleicher geworden und um ihren Mund spielte ein scheues, fast kokett wehmütiges Lächeln.

„Dessen Du Dich jetzt erinnertest — es war meine ganze Jugend — nicht wahr?"

Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Oper und Schauspiel nehmen trotz allerlei ungünstigen Veränderungen in der Theaterverwaltung seit dem Tode des Königs Ludwig immer noch den breitesten Raum im Münchener Kunstleben ein und bieten in

ihrer Art keinen geringeren Reiz für den beobachtenden und genießenden Kunstfreund, als die neuen Leistungen der Maler, Bildhauer und Architekten.

So lange die gegenwärtige Rangordnung der Faktoren, welche den Charakter des Kunstlebens bestimmen, in Kraft bleibt, wonach nicht die künstlerische Individualität und der große Zug des Geistes, sondern der Geschmack und das Unterhaltungsbedürfnis des Publikums und der materielle Erfolg in der Wahl und Schätzung der Werke für alle öffentlichen Veranstaltungen das entscheidende Wort haben, die Mehrheit der Kunsthervorbringer und Kunstausüber nicht das Publikum führt, sondern vom Publikum geführt wird, die Künstler also nicht die Herren, sondern die Knechte des großen, erfolgmachenden Haufens sind — eine Rangordnung, die ganz dem herrschenden Geist unserer materialistisch-industriellen Zeit entspricht: so lange wird auch diejenige Kunst an der Spitze der Künste marschiren, welche die stärkste sinnliche Wirkung mit dem geringsten Anspruch an die Intelligenz und das Gemüt verbindet — die Opernkunst. An dem riesigen Herdentier-Ungeheuer, genannt das „verehrliche Publikum", ist neben den Freß- und Verdauungswerkzeugen das Ohr das ausgebildetste und willigste Organ. Das riesige Ohr an dem kleinen Kopf des Herdentier-Ungeheuers hat die Entwickelung der Opernkunst zu riesiger Ausdehnung getrieben. Von allen Künsten erfordert die Oper den größten Aufwand, den größten Apparat. Die Inszenierungskosten einer sogenannten „großen" Oper betragen heutzutage eine Summe, für die man sich einen kleinen Palast bauen oder ein Dutzend Meisterbilder malen oder eine Bibliothek der Weltlitteratur einrichten oder zwanzig Lustspiele ausstatten lassen könnte. Ein riesiges Personal besetzt das Orchester, wimmelt in männlichen und weiblichen Chören als Sang- und Tanzmimen auf der Bühne, als Hilfsarbeiter zwischen und hinter, über und unter den Kulissen. Ein riesiger Spaß! Und riesige Preise! Opernpreise!

Natürlich könnte wirtschaftlich kein Operninstitut aus eigener Einnahmskraft bestehen, wenn nicht einesteils ein starker etatsmäßiger Zuschuß, andernteils der Überschuß aus dem billig hergestellten Lust- und Schauspiel in den gefräßigen Rachen des Opernhaushalts geworfen würde.

Also verneigen wir uns vor der herrschenden Oper und betrachten wir ihr jüngstes Kunststück. Nach dem großen Spektakel-Gestirn der Othello-Oper von dem greisen Meister Verdi tauchte als angenehme Abwechselung am Novitätenhorizont der sanfte Stern einer komischen Spieloper von dem toten Meister Karl Maria von Weber „Die drei Pintos" auf.

Weber ist im Juni 1826 auf seiner Konzertreise in London gestor-

ben — also wäre die Novität wenigstens ihre wohlgezählten 60 Jahre alt. Allein diese Webersche Oper ist eben nur sozusagen eine Webersche Oper: den größten Teil hat der Weberianer Kapellmeister Gustav Mahler aus anderen Weberschen Kompositionen und Nachlaßschnitzeln und aus eigenen, Weber nachempfundenen Musikeinfällen, zusammengestellt und überarbeitet und mit Kapellmeisterlack überstrichen, so daß das Ding wie eine Oper frei nach Weber sich ausnimmt. Ebenso wurde mit dem Textbuch verfahren. Der Enkel des Komponisten, ein Hauptmann Karl von Weber, ist ad hoc Librettist geworden und hat unter Zugrundelegung eines Manuskriptes von dem seligen Theodor Hell den dramatischen Teil der Spieloper hergestellt. Er hat seinen Dichtgeist dabei nicht übermäßig angestrengt. Die ganze Pintogeschichte ist namentlich in den gesprochenen Partieen von einer unglaublichen — Harmlosigkeit.

Eine wunderliche Opernmacherei, nicht wahr? Übrigens ganz im Stile unserer kunstinduſtriellen Zeit und nach dem bekannten nützlichen Rezept: „Mach' Geld, mein Sohn!" Schwamm drüber!

Was hat nun der eigentliche Weber, der Freischütz- und Oberon-Weber, für diese „Drei Pintos" Originales gewebt? Soviel bekannt geworden Folgendes: im ersten Akt die Solostimmen und Chöre und vom orchestralen Teil die erste Geige, im zweiten Akt den Anfang des ersten Chors, im dritten Akt einige wenige Nummern. Alles übrige hat der Bearbeiter teils aus anderen nachgelassenen Liedern und Chören Webers, teils aus eigener Nachempfindung und Kunstfertigkeit hinzugefügt. So haben die „Drei Pintos" in drei Akten, die eigentlich nur zwei vorstellen, vier Väter gehabt, Großpapa Weber, Enkel Weber, Th. Hell selig und Gustav Mahler, Kapellmeister und Weberianer.

Vielleicht thun sich in weiteren sechzig Jahren auch einige Wagner-Enkel und Wagnerianer-Kapellmeister zusammen und bescheren der dankbaren Nachwelt noch eine Wagner-Oper, von der die spitzöhrigsten und eingeweihtesten Bayreuther Wahnfried-Genossen heute noch nicht die leiseste Ahnung haben.

Die Fabel der „Drei Pintos" ist rasch erzählt: ein junger, tölpelhafter Landedelmann, Don Pinto, zieht, mit einem väterlichen Empfehlungsbrief ausgerüstet, nach Madrid, um Klarissa zu freien. Unterwegs nimmt ein lustiger Student aus Salamanca, Don Gaston Viratos, dem dummen Kerl den Empfehlungsbrief ab und eilt nach Madrid, des Jux halber bei Klarissa sich für Don Pinto auszugeben. Klarissa aber ist in heißer Liebe zu Don Gomez entflammt, den sie nicht bekommen kann, weil ihr Vater sie dem ihr persönlich unbekannten Don Pinto versprochen hat.

Hiervon unterrichtet, fühlt der Student ein menschliches Rühren, er verzichtet auf den Jux mit Klarissa und übergiebt den Brief dem Don Gomez, damit sich dieser als Don Pinto bei dem Vater seiner Geliebten einführe. Dies geschieht. Nach erfolgter feierlicher Verlobung trifft der wirkliche Pinto ein — und wird als mutmaßlicher Schwindler hinausgeschmissen. Nun fühlt sich der Studiosus, der seither natürlich auch von Don Gomez für den echten Pinto gehalten wurde, in seinem Gewissen verpflichtet, der Wahrheit die Ehre zu geben. Entsetzen, Versöhnung, Glück und Jubel. Das ist die ganze komische Geschichte, ausgereckt zu drei Opernakten, wovon der zweite fast ohne jegliche Handlung, sofern man reiheweises Ariensingen nicht als solche betrachten will.

Eine gute lustige Figur ist Ambrosio, des Studenten Diener, sehr erheiternd vorgestellt von dem vortrefflichen Sänger, Herrn Fuchs. Auch Herr Mikorey als Student und Siehr als Don Pinto waren recht gut. Herr Nachbaur als Don Gomez ist zu alt. Überhaupt hatte Herr Nachbaur keinen guten Abend: er sang meist sehr unkünstlerisch, unfein, und stellenweise auch merklich unrein. Schauspielerisch ist er zum totschießen spaßhaft, der agierende Tenorist von vorsündflutlicher Manieriertheit; ein Handschwenker und Fingerspreizer und Kniebrecher, wie mans auf Karikaturbilderbögen abgeschildert sieht. Frau Meysenheim war als fesches Wirtstöchterlein wohl ein Bischen zu dick und schwer, sang und spielte aber sehr ansprechend. Fräulein Weitz, eine stimmbegabte, jedoch temperamentslose Blondine mit ausdrucksloſem Gesicht, konnte die Klarissa nur stimmlich, nicht schauspielerisch verkörpern. Laura, Klarissens Zofe, wurde von Fräulein Herzog sehr frisch und lustig gesungen; ihr altjüngferliches, grimassenschneiderisches Spiel muß bei der hervorragenden Gesangsleistung mit in den Kauf genommen werden. Zwei oder drei unbedeutende Nebenrollen waren in routinierten Händen. Das Orchester spielte unter Fischers Leitung vortrefflich. Der Gesamterfolg war ein sehr freundlicher, wenn auch kein durchschlagender.

„Heinrich der Löwe", Martin Greifs Schauspiel, dessen Erfolg auch bei den der Erstaufführung rasch sich anschließenden Wiederholungen ein entschiedener und nachhaltiger geblieben war — allen düsteren Vorhersagungen voreingenommener Kritiker zum Trotz, die, wie Franz Munker im Neuen Wiener Tageblatt, an Greifs kraftvollem Drama sich halb zu tot nörgelten — geht geschichtlich dem neuesten, am 21. März vom Königlichen Hoftheater zum erstenmale gespielten Greiffschen Schauspiele „Die Pfalz im Rhein" unmittelbar voran. Auch dieses zweite vaterländische Werk zeigt alle Eigentümlichkeiten und Vorzüge der Greiffschen Theater-

dichtung: geschickte Anfassung des spröden geschichtlichen Stoffes, tüchtigen Aufbau der Handlung, Achtung vor dem historisch beglaubigten Charakter der Hauptfiguren, Klarheit und Wärme in der Ausführung der Szenen, edle vaterländische Gesinnung ohne Phrasenmacherei. Wenn es dabei dem Stücke an überraschenden, durch Neuheit verblüffenden Bühnenbildern mangelt, so ist nicht die Erfindungskraft des Dichters, sondern die Beschaffenheit des geschichtlichen Stoffes dafür verantwortlich zu machen, ebenso wie für das Überwiegen des Heroisch-Idyllischen in dieser fürstlichen Familientragödie mit gutem, landes- und theaterüblichem Heiratsausgang. — Heinrich von Braunschweig, Sohn des alten, zahm gewordenen Löwen, freit, dem Widerspruche des Kaisers Heinrich VI. zum Trotz und wider den Willen ihres Vaters, Agnes, des Pfalzgrafen bei Rhein liebliche Tochter, und versöhnt die in den Haaren sich liegenden Gegenfüßler, so daß das „garstig Lied" der Politik von den süßen Schalmeien der Liebe und des Kindersegens übertönt wird.

„Die Pfalz im Rhein" ist womöglich theatralisch noch wirksamer, als „Heinrich der Löwe". Wenn die Erstaufführung einen etwas matteren Eindruck machte, so lag dies hauptsächlich noch an den Mängeln der schauspielerischen Darstellung. Außer dem Pfalzgrafen Konrad des Herrn Richter, dem Wormser Bischof Burkhard des Herrn Schneider und dem erst im letzten Akt auftretenden (richtiger auffitzenden) alten Löwen des Herrn Fuchs zeigte sich bei der Première kein Darsteller seiner Aufgabe in dem Maße gewachsen, wie es von den Kräften einer berühmten Hofbühne unbedingt gefordert werden darf. Der Gesamteindruck war flau, es fehlte dem Zusammenspiel an Feuer und Kraft. Herr Bonn (Kaiser Heinrich VI.) wußte seiner bedeutsamen Charakterrolle nach keiner Seite vollkommen gerecht zu werden. Bonn, ein Schüler Possart's, der seinen Meister bis in die nichtigsten Äußerlichkeiten sklavisch nachahmt, ist ein geschickter Kopist nach gegebenen Mustern, aber bis jetzt unfähig, eine neue Rolle selbstschöpferisch so zu gestalten, daß der anspruchsvollere Kunstfreund ein überzeugendes, rundes Charakterbild erhält. Herr Sturz (Heinrich von Braunschweig, des Löwen Sohn) und Fräulein Dandler (Agnes) waren von einer ertötenden Monotonie, ihre Figuren kehrten dem Beobachter immer nur eine Seite zu, die deklamierende Maske des nämlichen Affekts. Herr Sturz und Herr Bonn erfreuen sich guter äußerer Mittel, einer modulationsfähigen, klangvollen Stimme, einer elastischen Gestalt, einer lebhaften Geberde, allein sie verbinden damit nur die Kunstgriffe der Dressur und Routine und zeigen eine zu wenig entwickelte, nicht genügend reiche, selbstherrliche Natur, welche allein die höchste Fähigkeit besitzt, ohne

Schablonen und konventionelle Mätzchen, die inneren charakteristischen Vorgänge der Seele deutlich, in schnellem Wechsel wie in allmählichen Übergängen zu spiegeln und mit einem Schlag in Wort und Miene ein wahres, eigenartiges Leben zu enthüllen. Die Kunst dieser Herren ist zu sehr eine Kunst bloßer Äußerlichkeiten; es geht nichts in ihrer Seele vor; würde man ihnen die äußeren Mittel beschränken oder wegnehmen und sie bloß auf seelische Wirkungen stellen, so würden sie hilflos auf der Bühne stehen, denn sie hätten heute noch nichts, um den äußeren Mangel durch innere Fülle und Größe zu ersetzen.

Ähnlich verhält sich's mit der Veranlagung des Fräulein Dandler. Alles, was sie dem Auge auf der Bühne bietet, erfüllt die Forderungen, die man an eine hübsche, jugendliche Gestalt, an ein fleißiges Studium der Deklamation und Bewegung im allgemeinen stellen kann. Sobald sich's aber um feines, geistreiches Individualisieren und empfindungsreiche Herausarbeitung eines Charakters handelt, läßt uns Fräulein Dandler unbefriedigt. Hier fehlt die Grundlage des wahrhaft künstlerischen Volltalentes — und wir sollen uns durch Surrogate abspeisen lassen. Kein Zweifel, denn der Erfolg zeigt es: der große Haufe läßt sich durch Surrogate abspeisen. Allein dasjenige Publikum, welches nicht Schauspielerei, sondern Schauspielkunst zu fordern gewohnt ist und welches sich nur jenem schnellen und starkem Empfinden gefangen giebt, das des wahren Künstlers ganzen Körper durchdringt, bis in die Spitze des kleinen Fingers, bis in die Spitze der kleinen Zehe reicht, aus jedem Zug des Gesichtes spricht und aus jedem Ton der Rede zittert, — dieses Publikum hat das Recht, die Leistungen Fräulein Dandlers nicht als vollwertig anzuerkennen. Fräulein Dandler spielt, von einem mächtigen Wohlwollen der Rollenspender unterstützt, in allen Fächern herum; sie ist bald die sentimentale, bald die naive, bald die tragische Liebhaberin, sie macht die junge Frau der Franzosen und mimt Shakespeares Julia und Goethes Gretchen — allein keine einzige dieser zahlreichen Figuren vermochten dem strengeren Kunstfreund bis jetzt so zu gefallen, daß er bekennen mußte: dies ist die echte Schöpfung einer echten Künstlerin. Routinierter Dilletantismus im besten Falle.

Durch das Vordrängen von schauspielerischen Begabungen, wie den soeben charakterisierten, erhielt die ganze Münchener Schaubühne an vielen Abenden den Stempel des Dilettantischen, Liebhabertheatralischen aufgeprägt. Es sind uns Vorstellungen im Gedächtnis, wo fast sämtliche bessere Rollen mit Kräften untergeordneten Ranges besetzt waren. Herr Häusser z. B. und Frau Herzfeld-Link, die sich mit den Vorgenannten gar nicht vergleichen lassen, sind sehr wenig beschäftigt gewesen; Häusser

insonderheit, für gewisse Rollen eine Kraft allerersten Ranges, hat sich's gefallen lassen müssen, mehr und mehr auf Episodenspielerei beschränkt zu werden.

Das beliebteste der Ibsenschen Dramen, „Nora", wurde nach zwanzigmaliger Aufführung in dem kleinen, eleganten Residenztheater am 4. April zum erstenmal im großen Hoftheater gespielt. Das Haus war nahezu ausverkauft. Die Gattin des Dichters wohnte der Vorstellung bei. Auch der Hof war durch mehrere Königliche Prinzen vertreten. Nur eine in jeder Beziehung vortreffliche Aufführung war imstande, diesem intimen Familiendrama, das hauptsächlich durch seine psychologischen Feinheiten und nur selten an der Oberfläche liegenden poetischen Schönheiten wirkt, in dem großen, zerstreuenden Rahmen des Königl. Hoftheaters einen vollen Erfolg zu sichern, dessen Löwenanteil der Trägerin der Titelrolle gebührt. Der Dichter ließ ihr nach der Vorstellung seine neueste Photographie mit der eigenhändigen Widmung überreichen: „Der genialen Darstellerin der ‚Nora' Frau Conrad-Ramlo in Verehrung und Dankbarkeit Henrik Ibsen."

Kurz vorher wurde die „Nora" zum erstenmal in Wien in einer Benefizvorstellung von Frau Friederike Goßmann gespielt. Bei dieser Gelegenheit haben die guten Wiener gezeigt, wie weit sie im Verständnis des großen nordischen Dichters noch zurück sind und wie viel sie noch in der Schätzung des Dramas und des dramatischen Spiels von den Münchenern lernen könnten. Was die Wiedergabe der Hauptrolle betrifft, so ist es natürlich für die Wiener schwer gewesen, den richtigen Maßstab für ihr Urteil zu finden, da ihnen keine Vergleichung mit der Münchener Darstellerin zu Gebote stand. Es sei uns gestattet, zur Charakterisierung unserer Nora einem Kritiker das Wort zu geben, der wie wenige in den Geist der Ibsenschen Dichtung eingedrungen ist und sich jederzeit als ein unbestechlicher Richter von unbezweifelbarem Wahrheitsmute erwiesen hat. Herr Max Bernstein schrieb in seinem 54. Theaterbrief in den Münchener Neuesten Nachrichten:

„Der Wiedergabe der Hauptrolle wird nur durch ein Eigenschaftswort genug gethan: vollendet. Man könnte ein Buch mit einem Doppeltitel schreiben: ‚Maria Ramlo als Nora, oder die Schauspielkünst'. Denn was an Herzerquickendem, Herzergreifendem ein schauspielerisches Genie, dem ein dichterisches Genie den Stoff gegeben, gewähren kann: hier wird es gewährt. Man müßte Szene für Szene, Wort für Wort, Geberde für Geberde nachschildern, wollte man von der entzückenden Lieblichkeit der ganzen Gestalt, dem verschwenderischen Reichtum an einzelnen herrlichen

Zügen einen Begriff geben. Das ist unmöglich. Man muß es selbst sehen und hören, wie sie mit ihrem Manne plaudert, mit Rank spricht, vor Günther bebt, ihre Freundin begrüßt, mit ihren Kindern spielt . . . Die unendliche Einfachheit und goldene Poesie dieser Kinderscene hat in Dichtung und Darstellung kaum ihres Gleichen . . . Unvergleichlich, weit hinausragend über alles Maß dessen, was das Talent leisten kann, ist die Kunst dieser Schauspielerin. Sie besitzt die nicht zu beschreibende, nicht zu erklärende Zaubermacht, welche die Natur seltenen begünstigten Menschen verleiht; von der wir reden, mehr ahnend als wissend, wenn wir das geheimnisvolle Wort „Genie" aussprechen . . . "

Die deutsche Bühne hat jetzt drei Nora-Darstellerinnen von ausgeprägter Eigenart, die Berlinerin Frau Niemann-Raabe, die Münchnerin Frau Conrad-Ramlo und die Wienerin Frau Friederike Goßmann. Frau Niemann-Raabe hat den Wert ihrer Auffassung dadurch beeinträchtigt, daß sie der Zimperlichkeit des Publikums zu viel Rechnung trug und den berühmten dritten Akt, wo Nora nach der großartigen Auseinandersetzung mit ihrem Gatten das Haus verläßt, abschwächte und entgegen den dichterischen Absichten auf einen rührseligen melodramatischen Effekt zuspitzte; Frau Goßmann hat sich gleichfalls eine eigene und sehr anfechtbare Umdeutung des dritten Aktes gestattet, indem sie den Umschlag in der Gedanken- und Gefühlswelt Noras verleugnete und die hochtragischen Schlußscenen zu einem gewöhnlichen Keifkonzert eines weiblichen Trotzkopfes, der nichts gelernt und nichts vergessen, herabstimmte. Das Experiment ist schauspielerisch interessant, allein psychologisch läßt sich's aus dem Geiste der Ibsenschen Dichtung nicht begründen.

Die Münchener Auffassung und Darstellung der „Nora" wird also vorläufig und vielleicht noch für lange Zeit eine Musterleistung bleiben, die unserer Hofbühne zur größten Ehre gereicht.

In der zweiten Hälfte des Mai beginnen in München die großen Sommerausstellungen: die internationale Jubelausstellung der schönen Künste, die nationale Kunstgewerbeausstellung und eine Reihe kleinerer, mit den bildenden Künsten mehr oder weniger verwandten Vorführungen schöpferischer Leistungen. Im Hochsommer werden die Festlichkeiten, die mit solchen Schaustellungen verbunden zu sein pflegen, in einer großartigen Jahrhundertfeier zu Ehren des gewaltigen Kunstkönigs Ludwig I. gipfeln. Es wäre von höchstem Interesse gewesen und hätte sich wundervoll in den festlichen Rahmen gefügt, wenn auch die Münchener Hofbühnen ähnlich wie vor bald zehn Jahren, durch eine Reihe von nationalen Mustervorstellungen sich auf der vollen Höhe der Situation hätte

zeigen und den Gästen aus Nah und Fern ein abgerundetes Bild deutscher Schauspielkunst darbieten wollen. Hoffentlich wird die Theaterleitung wenigstens durch die Wahl der Stücke und zweckmäßige Besetzung derselben in dem großen Jubelkonzert der Künste dem Theater einen Platz sichern, wie er seinem Rufe entspricht.

Nach allem, was man bis jetzt über die Vorbereitungen im Glaspalast und am Isarquai vernommen hat, darf man auf glänzende, in mancher Beziehung epochemachende Ausstellungen der Künste und Kunstgewerbe rechnen. Nicht nur dem Kunstgenießer, sondern auch dem Kunstforscher werden sich neue und weite Ausblicke über das deutsche und insonderheit Münchener Kunstschaffen öffnen. Daß man das hundertjährige Jubiläum der ersten in München 1788 gehaltenen Kunstausstellung auch einer historischen Überschau der in diesem Zeitraume geschaffenen charakteristischen Bilder und Entwürfe widmet, ist selbstverständlich. Auch dafür ist Sorge getragen, daß neben einer möglichst vollständigen Vertretung der deutschen Schulen auch die ausländischen Meister nicht zu kurz kommen. Von großem Reize wird es sein, jene Künstler zu studieren, welche mehr oder weniger stammverwandten Völkerschaften entsprossen, ihre eigengeartete Individualität an der Münchener Schule entwickelt haben und als freischaffende Kolonisten seit Jahren mitten unter den Einheimischen hausen. In keiner anderen deutschen Kunststadt weisen die fremden Kolonien so hervorstechende Züge auf wie gerade in München, wo die Skandinavier, die Amerikaner, die Magyaren, die Slaven, die Griechen ꝛc. ebenso reich an Zahl wie an Talent vertreten sind. Schon die wöchentlichen Kunstvereinsausstellungen haben uns einen vielversprechenden Vorgeschmack gegeben von den auserlesenen Genüssen, die uns aus diesen Kreisen werden geboten werden. Wir nennen nur die Überraschungen, die uns bereits die Skandinavier (Frithjof Smith, Grönvold, Cederström) und die Deutschamerikaner (Hartwich, Marr, A. Renouf) in der letzten Zeit mit ihren kraftvollen Werken bereitet haben. Von A. Renouf, einem genial aufstrebenden jugendlichen Talent, war jüngst eine Reihe von Skizzen ausgestellt, die sowohl nach der Seite der Naturauffassung wie der technischen Behandlung die größten Erwartungen rechtfertigen.

Kurz, wohin wir blicken, herrscht auf dem vielverzweigten Gebiete des Münchener Kunstlebens eine erfreuliche Bemühung, die glänzende Stellung der alten Isarstadt in der Kunstgeschichte zu befestigen. Es knospet und blüht an allen Enden ein neuer Frühling — und wenn auch in der bewegten, mit Stürmen und Wettern drohenden Zeit nicht alle Blüten reifen, so ist es schon Erhebung und Befriedigung des Geistes genug, schaffender

und genießender Mitlebender einer Epoche zu sein, die im Ringen nach edler Daseinsgestaltung vollkräftig sich auszuleben niemals müde wird.

„Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten . . .
„Rufet die Arme der Götter herbei!"

Deutsche Hausmusik.

Von Erich Stahl.
(München.)

I.

Was ist das: deutsche Hausmusik? Selbstverständlich die Musik, welche sich die Deutschen in ihrem Hause machen oder machen lassen. Hauptsächlich unter Zuhilfenahme des Pianinos, dann der Zither, der Geige, der Ziehharmonika, der Drehorgel und deren Abarten, der Guitarre ꝛc.

Zum Pianino, zur Zither und Guitarre gesellt sich ab und zu auch die Menschenstimme, meistens vereinzelt, hie und da zu zweit, selten mehr. Spieler und Sänger sind in erster Linie die Kinder, die höhere Tochter, die alte Jungfer, in zweiter Linie Söhne und jugendliche Hausfreunde. Vater und Mutter singen fast gar nicht mehr. Also keine singende Familie, kein musizierendes Haus, nur musikmachende Familienmitglieder. Also auch kein Lied im höheren Chor, in das Jung und Alt einstimmen aus froher Kehl und frischer Brust, kein Singen wie der Vogel singt, dem's zur andern Natur geworden, sondern konventionell, angelernt, aus Langeweile, aus Eitelkeit, in verliebten, einsamen Stunden, aus blöder Rührseligkeit und Dummheit, aus Mode ꝛc.

Und was wird da meistens musiziert? Opern- und Operettenauszüge, „Behüt dich Gott, es wär' so schön gewesen", dann sogenannte Salonstücke, dann ab und zu etwas Klassisches: Sonaten und dergleichen, solange man noch schulmäßig übt, endlich irgend ein landläufiger Gassenhauer, der gerade aller Welt in den Ohren liegt, sei es Lied oder Tanzstück.

In besseren Häusern hört man wohl auch ganz vereinzelt ein schönes altes deutsches Volkslied, dann die leichteren Nummern aus dem konzertmäßigen Liederschatz von Schumann, Schubert, Mendelssohn.

In den besten Häusern Brahms, Liszt, Hans Sommer — und den herrlichsten aller deutschen Liedermeister: Robert Franz.

Robert Franz!

Und wo diese sang- und klanggewordene Seele, diese reine musikalische Himmelsnatur in einem Hause eingezogen, da wird auch das geistliche Lied gepflegt, der unvergleichliche protestantische Choral, das wundersame Kirchen- und Gemeindelied.

Und auf dieser Stufe hebt für uns erst die herzerquickende, wahrhaft deutsche Hausmusik an. Und für diese wahrhaft deutsche Hausmusik wollen wir von Zeit zu Zeit in unserer „Gesellschaft" ein gutes Wort einlegen, indem wir auf solche neue Erscheinungen der musikalischen Litteratur hinweisen, welche berufen sind, den klingenden Schatz des Hauses zu vermehren.

Es hat lange gewährt, bis Robert Franz dem deutschen Hause und dem deutschen Konzertsaal vertraut geworden. Über vierzig Jahre ist es her, daß seine ersten Lieder erschienen sind und daß er von Robert Schumann selbst als neuer Stern am Himmel des deutschen Gesanges begrüßt und in die Öffentlichkeit eingeführt wurde. Die Zahl seiner Lieder hat bis jetzt fast dreihundert erreicht. Sie sind von einer unaussprechlichen Gemütstiefe, dabei von einer Schlichtheit und Keuschheit der Form, daß es uns nicht wundern darf, wenn sie nur ganz langsam die rechte Schätzung gefunden haben.

Neben seinen eigenen Werken hat er der musikalischen Litteratur Bearbeitungen älterer Meisterwerke geschenkt, die in ihrer Art nicht weniger einzig sind, als Robert Franz's Originalkompositionen. Und da waren es besonders zwei Meister, denen er seine geniale Kraft gewidmet hat: Bach und Händel. Die alten Tonkünstler haben bekanntlich in ihren großen Werken Vieles nicht völlig ausgefährt, sondern nur angedeutet, weil sie zumeist selbst von der Orgel aus die Aufführungen leiteten und die Lücken mit ihrem genialen Orgelspiel ausfüllten. Diese Kunst der Improvisation, die an gegebene Andeutungen anknüpft, ist verloren gegangen, und es muß, soll das Werk möglichst in der Art zu Gehör gelangen, wie es der Meister gedacht, ein ebenbürtiges Genie die fehlenden Stücke nach den Andeutungen im Sinne und Geiste des Meisters ausführen. Ein zweiter Umstand ist der, daß gar viele damals gebräuchliche Instrumente gar nicht mehr existieren, sondern durch andere verdrängt worden sind, die einen anderen Klangcharakter haben. Und doch soll und muß, will man dem Meister gerecht werden, Alles so klingen, wie er es seinerzeit gedacht und auch gehört hat. Man denke, welch' eine Summe

gelehrten und praktischen Wissens dazu gehört, um eine solche Arbeit unternehmen zu können, aber auch welch' eine Pietät, ein wie hochgebildeter Geist, welch' eine künstlerische Feinfühligkeit. An einer ganzen Reihe großer Werke von Bach, Händel, Astorga, Durante und anderer, hat Robert Franz diese Aufgabe gelöst und — meisterhaft gelöst. Wohl hat es auch nicht an Stimmen gefehlt, die sich gegen eine solche Ausarbeitung erhoben; aber trotz ihnen hat man in immer weiteren Kreisen die Notwendigkeit sowohl wie die Vorzüglichkeit dieser Franzschen Bearbeitungen alter Meisterwerke anerkannt, und die musikalische Welt wird ihm diese, dem Selbstschaffen sehr nahe verwandte, an Schwierigkeit dieselbe oft sogar noch überragende Thätigkeit über sein Grab hinaus danken.

Die neueste Gabe, die uns Franz auf diesem Gebiete darreicht, sind zwanzig geistliche Lieder von Johann Sebastian Bach.*)

Sebastian Bach war s. Z. von dem Kantor Schemelli in Zeitz aufgefordert worden, ihn bei Herausgabe seines Gesangbuches mit Material zu unterstützen. Der Meister entsprach diesem Wunsche mit 69 Nummern, die Schemelli dem „Musikalischen Gesangbuche" als Beilage hinzufügte. Ein Teil dieser Lieder wurde von Bach selbst komponiert, das übrige versah er mit einem bezifferten Basse.

Von diesen 69 Nummern wählte Robert Franz 20 aus, die sich ihres arioſen Charakters wegen besonders für Sologesang eignen und auch in der Cantilene fast ausnahmslos das Gepräge des Bachschen Genius an der Stirn tragen.

Stücke wie: „Liebster Herr Jesu! wo bleibst du so lange?" „Komm, süßer Tod", „Die bittre Leidenszeit" und „Vergiß mein nicht" sind Kleinodien edelster Art und müssen dem Besten beigezählt werden, was die Choral-Litteratur überhaupt bietet. —

Die Arbeit Robert Franz' fußt auf dem Grunde der Bachschen Baßbezifferung und läßt auch hier von neuem wahrnehmen, wie innig sich die von ihm gesetzten Mittelstimmen am Ausdrucke des Ganzen beteiligen, wie fein sie in selbständiger Führung die Stimmung malen und zur Höhe reinster Kunstwirkung emporläutern. Denn nicht das einzelne Wort des Textes ist bedeutend, sondern die wundersame Stimmung, welche sich im ganzen Liede ausspricht. Und diese Stimmung weiß Franz mit unvergleichlicher Meisterschaft in seiner polyphonen Klavierbegleitung zu ergreifendem Ausdrucke zu bringen. Das ist bald ein breit hin rauschender

* J. S. Bach, zwanzig geistliche Lieder, der Schemellischen Sammlung entnommen und für eine Singstimme mit Pianoforte ausgearbeitet von Robert Franz. Leipzig, Leuckart (Konstantin Sander). Preis M. 2,—, elegant gebunden M. 3,50.

Strom echten poetischen Gefühls, bald ein flüsternder Wald seligsten, auch im Leide nicht zu verwirrenden Gott-Empfindens. Reine Kunst, die sich voll religiöser Weihe zu reiner Natur verklärt!

Wer sich in diesem im besten Sinne frommen Klangzauber erquicken und seine Ohren und sein Herz reinwaschen will, der schlage in einer stillen Stunde an seinem Klavier diese Bach-Franzschen Choräle auf!

Er wird dankbar des großen Meisters und Bearbeiters gedenken, der ihm solchen Tonquell erschlossen in der Wüstenei moderner Klimperkunst. Der Meister Robert Franz selbst kann freilich euer Lob und euren Sang nicht vernehmen, — er ist taub, wie sein großer Bruder in Apoll Ludwig van Beethoven.

Pariser Kunst-Ketzerbriefe.

Von Louise Breslau.

(Paris.)

I.

Champs Elysées, April 1888.

Es war der letzte Nachmittag, an welchem die Bilder in den Salon abgeliefert werden. Abscheulicher Kot und Regen, Zugwind, Pfützen rieselnde Schirme! Auf der Einfahrts-Seite des Palais de l'Industrie in den Elyseischen Feldern aber dennoch eine ebenso lärmende, als widerliche Menge, von einigen Sergents de Ville hinter die unabsehbar nahende Prozession riesiger Möbelwagen und anderer Karren geschoben, die in wohlgedrängten Klaftern ungezählte Bilder in dräuender Menge bringen. Seit 10 Tagen schon wurde abgeliefert, und obschon die Flut der in den weiten Räumen des Palais aufgespeicherten Gemälde bereits überhoch staute, so stiegen ununterbrochene Reihen belasteter Männer in Blousen die geduldigen Treppen aufwärts, von Zeit zu Zeit wagrecht getragene Leinwände umwendend, und meistens Unglaubliches enthüllend. Lautes Hallogeschrei begleitet sie; denn nur einigen Schlauen gelingt es, bis in die oberen Säle zu bringen, wo die Rahmen und Leinwände wachsen und schwellen und in Entsetzen erregender Monotonie meilenweit sich ausdehnen.

Einige kühne, junge Damen, künstlerisch gekleidet, vereinzelte alte, verzweifelte, lockenergraute Kämpferinnen, viele bärtige Gestalten, andere elegant als Gommeux aufgestutzt, wieder Hutmenschen und wieder Rapins; und alles dies hin und hertrippelnd, unter der kolossalen Halle in der rohen, weißen Glasdachbeleuchtung schwimmend, lavierend zwischen Bildern, Bildern, Bildern, — — grimassierend, lachend, schreiend. Eine infame Alpdruck-Vision . . .

Ich kenne einen einsamen und bedeutenden Künstler, welcher nie in dieser Halle der Industrie mitmacht. — Er sagte mir: „Ich fürchte mich! Da sehe ich sie zu Tausenden, wie ein Heer von Monomanen. Immer einer gegen alle.“ —

Sonderbare Zeit, welche mit so heißem Durst nach poetischer Erquickung jagt und in ewiger Unmacht Generationen der Ihrigen zum Licht der Kunst erhebt, um sie im nächsten Augenblick wieder enttäuscht und übersättigt ins Nichts zu schleudern. Niemals hat dies monstruöse Phänomen der Kunstwut die Welt gequält wie heute. — In alle Klassen hat es seine zehrenden Arme geklemmt und saugt die besten, die jüngsten, die großmütigsten Herzen aus. —

Ich drücke mich schlecht aus, denn niemals könnte wirkliche Kunst die Herzen austrocknen. Also das, was man heutzutage Kunst nennt.

Kunst, welche eine Stellung einbringt, diese meine ich; die nur von Neid, Intrigue und Betrug lebt, die es erfand, den Namen unters Bild so groß und so vortrefflich zu schreiben, daß sonst nichts anderes nötig bleibt. —

Wie kann aber diese Art Kunst die Bessern unter uns kümmern? Nun ja — sie ist so breit und mächtig, so bedeutend erstarkt, daß sie alles ausfüllt. Sie ist es, welche die Möbelwagen zu Tausenden belastet, welche die riesigen Säle der Glas-Paläste bis unters Dach vollhängt, die Zeitungen mästet und den Juroren und ihren Medaillen Ernst verleiht. — Sie ist es, die Corot 40 Jahre totschwieg, Millet fast verhungern ließ, Rousseau verläugnete, Courbet verhöhnte und Manet auf Abwege brachte. Ja sie ist schuld, daß alle die unabhängigen Männer, die man mit dem unbegriffenen Namen Impressionisten getauft, alle diese wirklichen Enthusiasten, so oft und schmerzlich in Irrtümer verfallen, die der guten Sache zum Unheil und ihnen selbst zur Entmutigung gereichen.

Ist es doch menschlich, wenn zehn Tausend Esel in fauler Falschheit eitelm Wahn huldigen, — der hassenswerten Horde ein allzu grimmiges Halt zuzurufen, dieser feilen Lüge eine zu rohe, zu bittere, zu höhnische Wahrheit entgegen zu setzen! Gewiß — so wahr Gott die aufrichtige Liebe

zum höchsten Gut: der Poesie, nie in der Menschheit Seele ganz ersterben läßt, — so wahr ist es, daß diese ganze Generation keinen vollkommenen Maler hervorbringen kann, weil ihn entweder das riesig wuchernde Unkraut erstickt, oder er bei übermäßiger Anstrengung seine normale erfreuliche Gestalt nicht entwickeln kann und bizarr-interessant gewiß, nie aber ganz erquickend wird. —

Haß Euch allen, Ihr Schmierer! Mit Euerm ekeln Pech entleidet Ihr uns die teure Malerei.

Ihr füllt Kilometer voll Leinwand aus, und wißt nicht 'mal weshalb.

„Il est un jeu d'esprit, disait Monsieur Prudhomme, de deviner le sujet des peintures." Ich möchte wohl, daß Euch der liebe Gott auch 'mal fragen wollte: „Weshalb habt Ihr gemalt, Ihr Elenden? — Alle jene, so Ihr in Euern Richterkollegien verdammtet, die sollen selig werden, und die Ihr zu Ehren erhoben, sollen in ihrem eigenen Öl, Siccatif und Asphalt schmoren! —"

„Ihr aber, hoffe ich, wird der große Richter weiter sagen, die Ihr Euch anmaßtet, über meine Kinder zu richten, sollt für alle Ewigkeit zu Gericht sitzen über Bilder, die Ihr einst medailliertet, über Bilder, die Ihr mentioniertet, über Bilder — Bilder — Bilder."

Ich möchte nur wissen, welcher aufrichtige Mann zu behaupten wagte, daß Maler mit irgend welchem Schein von Recht ihresgleichen verurteilen oder mit Nr. I. II. III ꝛc. klassifizieren können!

Der Rechtsanspruch muß doch auf einem logischen Grund beruhen? Nach was richtet man also? Naturähnlichkeit? Vollkommene Ausführung? — — — Gut. Hören wir, was darunter zu verstehen ist.

Nehmen wir zwei schlagende Exempel entgegengesetzter Malweisen.

Erstens: Velasquez.

Zweitens: Bouguereau.

Wie bekannt, komponiert der künstlerische Wille des ersteren eine außerordentliche Konzentration der malerischen Erscheinung. Der höchste Grad des lebendigen Ausdruckes ist stets im Kopf seiner Bildnisse erreicht. Die Modellierung der Hände sehr vereinfacht, der Körper noch mehr und in breiten, wohlausgerechneten Effekten konstruiert, und die ganze Person lebt auf einem dunkeln, konventionellen Grund oder hebt sich sogar gegen eine gänzlich erfundene, neutralgefärbte Landschaft ab.

Alles ist wollend zu einem bestimmt erkannten Zweck berechnet und erreicht auch diesen auf die bekannte, alles übertreffende Weise.

Nehmen wir nun Bouguereau.

Dieser moderne, in seiner Art sehr vollkommen ausgebildete Maler, ist die vollendete Anthithese des Velasquez. Wo jener von einer keck persönlichen Vision ausgeht, wünscht dieser nichts mehr, als sich seinem Modell unterzuordnen und wendet daher all seine erstaunliche Fertigkeit auf, um ohne künstlerische Überzeugung, oben von der äußersten Haarspitze bis unten an die agathenen Fußnägel das Modell nicht nur getreu, sondern auch in einer allen verständlichen gefälligen Weise nachzuahmen.

Bouguereau malt sozusagen mit bloßem Auge, Velasquez durch die Vision seines Genies: der erstere bringt keinerlei künstlerische Emotion beim Beschauer hervor, letzterer fesselt unsere Imagination seit $2^1/_2$ Jahrhunderten!

Man nennt so gemeinhin Bouguereaus Malart: „l'art du fini", denn auf den ersten Blick wird jeder naive Mensch behaupten, ein Bouguereau sei das getreue Bild der angenehmen Natur, ein Velasquez hingegen eine nachlässige und unbegreifliche Kleckserei. Der naive Mensch hat auch Recht. Warum nicht? Für ihn ist die photographische Vergleichung mit der positiven Natur die einzige Kritik.

Welche sonst? —

Der bewußte Künstler hingegen geht darauf aus, eine Wirkung hervorzubringen, die ihn entzückt. — Wenn er zu diesem Behuf nun gewisse Teile seines Werkes anscheinend vernachlässigte, wenn er mit Willen das generalisierte, was der Gedankenlose ausgedrechselt hätte und alsdann die vierzigköpfige Jury mit kühler Klarheit verlangt, daß alles in seinem Bilde ausgeführt sein sollte, was sollen wir von diesem künstlerischen Recht zur Verurteilung und Verschulmeisterung denken? — Wird das Bild doch gerade dadurch Kunstwerk, daß aus der uns nicht interessierenden Materie ein Etwas geworden, was uns als Interpretation des menschlichen Geistes fesselt und entzückt!

Eine Butterssemmel kann uns doch nur Lust zum Essen machen — nichts weiter! Diese Butterssemmel aber von Chardin gemalt, rührt uns, ergreift uns. Folglich kann, soll und darf keine Formel bestehen, nach welcher ein Kunstwerk von einer Jury gerichtet und heilig gesprochen oder verdammt wird. Nur die Zeit, nur der geheimnisvoll hellsehende Genius der Menschheit kann den Wahlspruch fällen.

Aber faktisch ist's so, daß die reglementären Ausstellungen, die offiziellen Medaillen, die von blödsehenden Schreibern erfundenen Talente, die heutzutage die zivilisierte Welt überfüllen, eine demoralisierende Ungeheuerlichkeit sind, die dem Staat eine große Menge Kraft entzieht, den Geschmack

der sich bildenwollenden Menge irreleitet, und die Laufbahn des wirklichen Künstlers unnötig erschwert, indem sie zwischen ihn und sein Publikum einen undurchdringlichen Wall elastischer Dummheit und schmieriger Heuchelei aufhäuft. Wenn die Kunst keine Kunst ist, so ist sie ein Gräuel; und die, welche nicht wissen, weshalb sie ihre Bilder malen, sind viel unnützer für die Zivilisation als Schuster und Schneider. Die erste Existenzfrage eines Kunstwerkes ist dessen innere Notwendigkeit, und, sagt das Volk mit richtigem Gefühl: was nicht vom Herzen kommt, geht nicht zum Herzen. Neunundneunzig Prozent aber dieser Bilder, welche so alljährlich die Welt erfüllen, haben gar keinen Grund zu bestehen, und wären deren Autoren sehr verlegen, offen die Absicht zu formulieren, die sie bei ihrer Fabrikation gehabt. Meistens ist es das eitle Verlangen, sich vor dem Nachbar Gevatter Schneider und Handschuhmacher auszuzeichnen, oft eine verzweifelte Art Aushängeschild, um die Waare des Ateliers anzubringen, und endlich giebt es eine große Zahl, die überhaupt nicht weiß, weshalb und was sie malt, aber sothane Beschäftigung einer andern ernstern Arbeit vorzieht.

Höchstens zehn Bilder per Jahr und Ausstellung sind einzig aus wirklich künstlerischer Überzeugung und innerm Drang hervorgegangen, und diese sind verloren in der erstickenden Masse der Fabrikationen. — Ein Werk kann doch nur rühren, anziehen und entzücken, wenn es aus leidenschaftlicher Überzeugung und tiefem Willen entsteht, und demgemäß muß es stets durch seinen ihm eigentümlichen, zu diesem Behuf gebildeten Mittel ausgedrückt werden.

Diese einfache Thatsache erklärt uns, weshalb eine so tötliche Langeweile von diesen Exlubitionen ausgeht, gleichgiltig, ob nun mit Asphalt, hellem Grau, violetten Flecken gemalt wird, ob römische Kaiser, Bauern, Idyllen, Rührstücke oder Esprit Mode sind.

Item sage ich dieses allen denen, so guten Willens sind, aufrichtige Sachen zu hören. Und obgleich ich die Feder als ein spitzes und hartes Instrument hasse, so weiß ich leider dennoch, daß deren Zeichen von mehreren verstanden werden, als die weichsten Binselstriche, und will ich für viele verehrte Freunde vor der Sonne sprechen, damit deren mutiges Streben mit vorurteilsloseren Augen gesehen und demnach verstanden werde! —

Die Stellung der Frau zur Kunst und zum — Mann.

Gedanken bei der Lektüre eines im heiligen römischen Reich deutscher Nation konfiszierten Buches von *,*

Von Johanna Elberskirchen.
(Minteln a/B.)

Gewisse ästhetische Theetischler stellen folgende Paradoxe als unantastbare Dogmen auf:

1) In der Kunst wie in der Schriftstellerei giebt es einen Geschlechtsunterschied, d. h. die Kunst zieht dem Manne männliche Grenzen, der Frau weibliche Grenzen. Die „weiblichen Kunstgrenzen" heißen: Keller und Küche und Kaffeeklatsch; über die, Weib, darfst Du nicht hinaus! Thust Du es dennoch und trachtest danach, den Kunstidealen des Mannes gerecht zu werden, dann entkleidest Du Dich aller „zarten Empfindung", alles „weichen Gefühls" und aller „Herzensreinheit" und verfällst einem Materialismus, der Deine Individualität zerstört.

2) Das Weib kann und soll nicht mit dem Manne rivalisieren.

Ich werde mir, verehrliche Theetischler, erlauben, diese beiden ebenso verehrlichen Dogmen ein wenig spazieren zu führen, und zwar, wie folgt:

In der Kunst wie in der Schriftstellerei giebt es keinen Geschlechtsunterschied; jede Individualität, ob männlich oder weiblich, muß sich in der Kunst zur neutralen Individualität erheben, wenn sie der Kunst und ihren Gesetzen dienen will. Die Kunst kennt weder Mann noch Weib und sie zieht weder weibliche noch männliche Grenzen, sondern nur ästhetische, und selbst die nur in gewisser Hinsicht. Das Wesen der Kunst spricht sich in Stoff und Form, oder im Was und Wie aus. Dem Was darf die Kunst keine Grenzen setzen, es ist unbegrenzt, trotz der verehrten Theetischler, welche die Kunst gar zu gern identifizieren möchten mit jener holden, prüden, sechzigjährigen Jungfrau, die vor Scham holdselig erglühte, als man ihr zumutete, ein — „Herrenhemd" zu nähen! Aber das Wie! Da kommt die hehre Göttin, in der Hand ihr ästhetisches Gesetzbuch, und fragt: Wie hast du das Was gestaltet, geformt und durchdrungen, — wie ein Künstler oder Stümper? Majestätisch schlägt sie ihren Codex auf und prüft. Wehe dem, der auf schlechten Wegen gewandelt ist! Erbarmungslos, mit der Strenge der Gerechtigkeit, stößt die zürnende Gottheit den Verbrecher in das ewige Verderben; wenn nicht heute, dann morgen oder übermorgen, — einmal doch!

Dieses ästhetische Wie ist die einzige Grenze, welche die Kunst

zieht, und somit auch die einzige Grenze, welche das Weib zu respektieren hat — ergo: Die Kunst ist absolut neutral!

Aber sie ist auch noch etwas anderes, — sie ist die höchste Potenz der Schönheit! Und da wagt man von Materialismus zu sprechen, — wagt man zu behaupten: „Weib, die Kunst macht Dich materiell, rein materiell, und entkleidet Dich aller „zarten Empfindung", alles „weichen Gefühls" und „aller Herzensreinheit", wenn Du ihr ehrlich wie ein Mann dienst. O, ihr Götter! O, ihr Thoren! Materiell? Nein, dreimal nein! Edler, erhabener, größer, freier macht sie das Weib, aber nie und nimmer materiell, — hoch hinauf zieht sie es in höhere Sphären, aber nicht hinunter in die Gosse! Das „ästhetische Wie" bietet dafür eine absolute Garantie, es ist der kategorische Imperativ, der mit flammendem Schwerte über der fleckenlosen Reinheit und Schönheit der Kunst wacht und alles Gemeine und Unedle von ihr scheidet und ausstößt. — Doch weiter im Glaubensbekenntnis unserer Theetischler: und entkleidet Dich aller „zarten Empfindung", allen „weichen Gefühls" und aller „Herzensreinheit", wenn Du ihr ehrlich, wie ein Mann dienst. So! O, über diese Weisheit! Diese Drei: „zarte Empfindung, weiches Gefühl und Herzensreinheit', sind ja doch unerläßliche Attribute jedes echten Künstlers. Attribute, die nicht allein die schriftstellernde Frau, sondern ebenso gut der schriftstellernde Mann besitzen muß, will er ein wahres Kunstwerk schaffen. Eine Schriftstellerin darf unter das echte Kunstwerk eines Schriftstellers seelenruhig ihren Namen setzen, ohne sich darum in irgend einer Hinsicht als Frau etwas zu vergeben!

Ich kenne, und gewiß auch Sie, verehrte Leser, ein Meisterwerk eines Meisters der französischen Litteratur, das alle meine obigen Ausführungen aufs glänzendste bestätigt. Es ist Mussets „Rolla". Der Stoff dieser Dichtung ist wahrhaftig nicht schön, im Gegenteil! Aber was hat Musset daraus gemacht! Eine der köstlichsten Perlen im Diademe der Kunst, und ein Werk, so keusch und zart in Auffassung wie Durchführung, daß keine Frau sich zu scheuen brauchte, ihren Frauennamen darunter zu setzen!

Welch reellen Wert haben also da so abgedroschene, unsägliche Dummheiten wie: „weibliche Kunstgrenze, Materialismus", und wie sie sonst alle heißen? Keinen! Hinein in die ästhetische Rumpelkammer damit auf Nimmerwiedersehen! Nicht weiblich, nein künstlerisch sei das Weib in der Kunst und es bleibt Weib, echtes Weib! Das ist ja übrigens auch der einzige Weg zur künstlerischen Seligkeit für sie. Eine Frau, die sich in den engen Grenzen ihrer sogenannten Weiblichkeit hält, wird nie ein echtes Kunstwerk schaffen! Darum fort mit der leider Gottes schon so berüch-

tigten Frauenlitteratur, die auf hundert Schritte schon nach Keller und Küche und Kaffeeklatsch duftet! Lasset Euer Ideal sein, Kunstwerke zu schaffen, unter die jeder Meister-Schriftsteller mit Vergnügen seinen Namen setzt!

Und nun kommen wir zu dem Paradoxon:

„Das Weib kann und soll nicht mit dem Mann rivalisieren."

„Das Weib kann nicht mit dem Manne rivalisieren" — wie absurd! Das ist eine leere Behauptung, durch nichts bewiesen, im Gegenteil, glänzend ad absurdum geführt durch Namen wie: Madame de Staël, George Sand, Felicia Hemans, Elisabeth Browning, George Eliot, Annette von Droste-Hülshoff, Frau von Kapff-Essenther, Emilie Mataja (Emil Mariot), Bertha von Suttner, Ida Boy-Ed u. s. w. Und wenn diese Frauen die Ausnahme und nicht die Regel sind, wer ist schuld daran? Das Weib, seine geistige Qualität? Mit nichten! Die geistige Qualität der Frau ist gleich der des Mannes, der geistige Geschlechtsunterschied ist illusorisch! Wenn die Frau auf den Gebieten des Lebens heute noch nicht das geleistet hat, was der Mann geleistet, dann ist daran nur ihre relative Unfähigkeit schuld, oder besser gesagt: die sozialen Zustände! Zustände, die das Weib knechten und verknechten und zur geistigen Helotin des Mannes machen! Und das muß anders werden! Der Frau müssen alle jene Berufszweige geöffnet werden, alle jene Bildungsmittel zur Verfügung gestellt werden, die dem Manne zur Verfügung stehen. Die Gymnasien, die Universitäten müssen sich ihr allenthalben öffnen, damit sich die „geistig berufene" Frau gleich dem Manne jene tiefe logische Bildung aneignen kann, die sie befähigt, ihr Licht in vollem Glanze leuchten zu lassen! Daß die „geistig Unberufenen" nicht fehlen werden, liegt auf der Hand, aber wer wird das „edle" Gestein ungehoben lassen, weil er „unedles" dabei mit in den Kauf nehmen muß! Und beiläufig: wie viele der Männer sind denn Berufene in den höchsten Angelegenheiten des schöpferischen Lebens? —!

Und nun: „Das Weib soll nicht mit dem Manne rivalisieren."

Das Weib soll nicht? Aber wo, meine sehr verehrten Herren der Schöpfung, steht denn das geschrieben? „Im Buche der Natur" schreien Sie natürlich in corpore! Nein, nein, meine sehr Verehrten, da stehen nicht so unsinnige Dinge, da stehen Dinge, die Hand und Fuß haben, und zwar: „Ich, die Natur, bin die verkörperte Logik, ergo: ich gab dem Weibe seinen Verstand, daß es ihn gebrauche und verwerte, und nicht, daß es ihn stelle unter den Scheffel der männlichen Selbstsucht!" Aha, das ist's, das ist des Pudels Kern: die männliche Selbstsucht! Sie und nur sie allein ist es, die dem Weibe am Tage seiner Erschaffung mit

niederschmetternder Deutlichkeit jene Worte ins Ohr posaunte: „Weib, du sollst nicht mit mir, dem Manne, rivalisieren" und sie ihm als erstes und höchstes Gebot in Herz und Verstand brannte! So ehrwürdig jenes Gebot ist, so ehrwürdig es auch von Anbeginn der Welt vom Weibe acceptiert und respektiert worden ist, heute ist es ad acta gelegt! (Es ruhe sanft!) Wer das that? Die Zeit! Müde der schreienden Ungerechtigkeit, die das Weib, als einer natürlichen Konsequenz seiner Sklaverei, nicht fähig war, selbständig zu erkennen und zu bemeistern, zog sie einen Strich durch diese diktatorischen Worte und grub in Flammenzügen darunter: „Weib, du sollst! Du sollst, weil Du mußt! Du mußt, weil ich, die Zeit, das ganz kategorisch will!

Und wahrhaftig! Die Zeiten sind vorbei, wo Frauenbedarf sich mit Frauenbestand deckte. Es giebt heute eine Menge überflüssiger Frauen; Frauen, die absolut nicht wissen, wohin mit ihrer sogenannten „Weiblichkeit", — Frauen, die, wenn sie nicht verhungern wollen, hinaus müssen auf den Markt des Lebens und rivalisieren müssen mit dem Manne, um sich eine Existenz zu gründen, die ihnen Brot giebt; ganz abgesehn von den Frauen, die nicht das materielle, sondern allein schon das ideelle „Muß" in die Öffentlichkeit und zur Konkurrenz mit dem Manne treibt, um einen Beruf zu ergreifen und zu erfüllen, der ihrem Leben Wert und Inhalt giebt und sie bewahrt vor der trostlosen Öde und Bitterkeit eines einsamen Lebens, — ich meine die ledige Frau, der ja ihr sogenannter „weiblicher Beruf" ein Buch mit sieben Siegeln bleiben muß.

Und es ist gut so! Es ist gut, daß die Zeit so und nicht anders mit mächtiger Faust befreiend eingriff, sonst trottete das Weib heute noch gemütlich in der Tretmühle der männlichen Selbstsucht! Ach, du ewig „weiblicher Beruf"! Das Weib kann und hat also weiter nichts zu thun als Kinder zu zeugen und zu säugen und unterthänigste Magd Sr. Herrlichkeit des Mannes zu sein? Weit gefehlt! Der Mensch lebt nicht von Brot allein und das Weib nicht allein von Kinderzeugen und -säugen und Stiefelputzen! Das Weib ist vor allen Dingen auch Mensch und hat als ein solcher auch seine Rechte und Pflichten, (siehe oben, was geschrieben steht im Buche der Natur!) und die sind genau so groß wie seine weiblichen! Und nichts kann ihm diese menschlichen Rechte und Pflichten streitig machen, — nichts auf der ganzen Welt existiert, das dem Weibe logischerweise gebieten könnte, nur Weib alias „Fortpflanzungsinstrument" zu sein! Nicht einmal die Phrase von der „Notwendigkeit"; denn eine derartige Notwendigkeit liegt gar nicht vor. Im Gegenteil! Absolut notwendig ist es, daß der rein weibliche oder „Fortpflanzungs-

beruf", soviel wie die Natur der Sache das erlaubt, durch größere soziale Selbständigkeit der Frau beschränkt wird! Beweise? Geht hin in die Hütten der Proletarier, geht hin in die Wohnungen der um ihrer Seelen Seligkeit, ihr ideelles Glück betrogenen Menschen — und ihr seht Beweise, daß euch die Augen übergehen, ihr hört Beweise, daß euch die Ohren gellen! Was wollt ihr mehr! Die Menschheit ist nicht gekommen auf die Welt sich selig zu machen! „Sie ist verloren, sie ist verdammt zu ew'gen Höllenqualen!" Und warum? Weil sie zu schlecht, zu egoistisch, zu unfähig zum Guten ist!

Darum: Nicht „Sein", sondern „Nichtsein" ist Glück!

Darum: Warum die Zahl der unseligen Menschen leichtsinnig vermehren?

Darum: Warum das Weib mit solch unlogischer Konsequenz wieder und immer wieder auf die Fortpflanzung als den es allein seligmachenden Beruf hingewiesen?

Thut Buße, verehrte Herren der Schöpfung, werft euren schmachvollen Egoismus über Bord und gebt dem Weibe was des Weibes ist: seine Rechte als Mensch! Und wenn ihr noch ein Fünkchen Logik im Hirn und noch ein bischen Ehre im Leibe habt, dann geschieht das bald und ganz. Der Logik wegen, weil: das Weib Fleisch von eurem Fleisch und Bein von eurem Bein ist, ergo: genau derselbe Mensch wie ihr, ergo: auch genau dieselben Rechte hat. Der Ehre wegen, weil: die jämmerliche Sklaverei und Sinnesneigung des Weibes eine Sünde und eine Schande für die ganze Menschheit ist, die aufs Schmachvollste dadurch beleidigt und ins Gesicht geschlagen wird!

Gebt ihr dem Weibe nicht, was des Weibes ist, dann wird das Weib sich nehmen was sein ist! Der Anfang dazu ist schon gemacht. Schon regt es sich allenthalben, — hüben wie drüben. Drüben, in Amerika, allerdings schon reger als hüben, hier in Europa. Nicht allein das materielle, nein, auch das geistige Gebiet ist oder wird dort von den Frauen schon okkupiert, gilt überhaupt die Frau schon als ganzer, voller Mensch; während hüben, hier in Europa, das Weib gerade anfängt das materielle Gebiet zu besetzen. Doch Geduld! Auch hier im alten Europa wird man die stolze Fahne der Frauenemanzipation höher und höher hissen, — auch für uns wird der Tag kommen, an dem man das Weib als vollen, ganzen Menschen erklärt. Der Tag muß und wird kommen! „Für uns das Recht — wer mag wider uns sein!"

Für diesen als Zuschrift aus dem Leserkreis veröffentlichten Beitrag übernimmt die R[illegible]tion keine Verantwortung.

Berliner Theaterbriefe.

Von Conrad Alberti.
(Berlin.)

II.

Das „Deutsche Theater".

Lassen Sie mich nun von dem „Deutschen Theater" sprechen, diesem Stolze der Berliner Plutokratie, welche sich dasselbe geschaffen, welche es mit allen Mitteln unterstützt und hält, und jede Aufführung desselben, auch die mißglückteste, als eine That von unvergänglicher künstlerischer Bedeutung hinstellt, vermittelst jenes feilen und charakterlosen Teiles der Berliner Presse, welcher aus Mangel an jedem künstlerischen Verständnis, jeder kritischen Schulung in seinen Urteilen sich ausschließlich von persönlichen Eindrücken und Gesichtspunkten leiten läßt. Wir werden nachher sehen, welch grob materielle Grundlage diese Eindrücke sehr oft haben.

Was zunächst das Spielverzeichnis dieser Bühne anbetrifft, so bilden den Hauptteil desselben jene Lustspiele genannten, blöden, modernen Salonposſen Schönthan-Kadelburgscher Mache, „Goldfische", „Die berühmte Frau" u. s. w., die nur wie ein Abguß aus den „Fliegenden Blättern" aussehen, in denen mit Verzicht auf Charakteristik, ja selbst auf den noch immer höher stehenden Situationswitz Mosers, nur der knotige Wortkalauer herrscht, die Karrikatur, — in denen sich die Mädchen aus den feinsten Familien betragen wie die Stalldirnen und die Aristokraten wie Idioten und Zieraffen. Früher gab man noch die um ein Geringes — freilich ein sehr Geringes! — höher stehenden Blumenthalschen Stücke, in denen wenigstens der Autor ein höheres, künstlerisches Ziel heuchelte, so wenig Ernst ihm damit auch war. Seitdem jedoch Blumenthal selbst auf Direktors Füßen geht und seinen neuen Kunsttempel den drei Sozietären gerade unter die Augen gebaut hat, sind seine Stücke natürlich von dieser Bühne verschwunden. Sodann widmet man sich der Darstellung der Klassiker, deren Werke im Laufe der Zeit fast sämtlich hier gegeben werden.

Aber wie versteht man hier diese große und schwere Aufgabe der Inszenierung unserer klassischen Meisterwerke?

Von der geistigen Durcharbeitung der einzelnen Rollen, dem harmonischen Zusammenstimmen der schauspielerischen Individualitäten, dem Eindringen in die künstlerischen Absichten der Dichter, der Wiedergabe der eigentümlichen elektrischen Stimmungsatmosphäre der einzelnen Werke, der Herausarbeitung des geistigen Porträts des einzelnen Dichters in der Darstellung seines Werkes, der scharfen Entwickelung der Gegensätze des Dialogs, der Szenen der Charaktere: kurz von alle dem, was man so im eigentlichen höheren Sinne Regie nennt, — die Prinzipien der Laubeschen Schule, die wir am Wiener Burgtheater so herrlich und wunderbar durchgeführt sehen — von eben diesem hat man am „Deutschen Theater" auch nicht die leiseste Vorstellung. Da weht dieselbe Luft, derselbe Geist in der düsteren Nebelhaftigkeit „Macbeths", der glühenden Sinnlichkeit von „Romeo und Julia", der biederen Beschränktheit von „Götz" und „Tell", der dämonischen Leidenschaft der „Antigone". Alles wird über den gleichen Leisten der Regiestuhlroutine geschlagen, Schlacht ist Schlacht, Volksszene Volksszene, Liebeszwiesprach Liebeszwiesprach, ob sie am schottischen Hochmoor oder auf dem römischen Forum, unterm Balkon der Casa Capulet zu Verona oder in

Frau Marthens zum üppigen englischen Park verwandelten Hausgärtlein stattfinden. Nur einen Grundsatz kennt die Leitung des „Deutschen Theaters“: ihr Publikum zu blenden, durch möglichst üppige und glänzende Dekoration, farbenstrotzende Gewänder, bunte Möbelstücke in Aufregung zu versetzen. Die Ausstattung, das glänzende Bühnenbild ist die Hauptsache, die Darstellung, die Rollenauffassung kommt erst in zweiter Linie.

Es ist unglaublich, wie die Regisseure des „Deutschen Theaters“ sich in dieser Hinsicht erdreisten, mit unseren Klassikern umzuspringen. So bleibt — um nur ein Beispiel zu geben — im „Faust“ das Vorspiel im Himmel einfach fort, und dadurch wird dem Zuschauer natürlich jedes Verständnis des Dichters im Vorhinein entzogen, das Ganze auf die Fläche einer gewöhnlichen Liebesgeschichte herabgedrückt. Eines schönen Augenblicks erscheint ein gewisser Mephisto, kein Mensch weiß woher, weshalb, wozu; er begeht allerhand Gemeinheiten, und man zerbricht sich umsonst den Kopf mit der Frage: wie kommt der Mann eigentlich dazu? Zu welchem Zwecke thut er das Alles? Was will er hier überhaupt? Welchen Zweck hat die ganze Geschichte? ... „Don Carlos“ ist die Tragödie des Despotismus, des ernsten, finsteren, bis zum Verfolgungswahn eines Tiberius und Ludwig XI. ausschreitenden Despotismus, in dessen Haus die Wände nicht nur Ohren haben, sondern auch Musketen; düstere Grandezza ist der Grundton des Stückes. Man spielt es hier in üppigen Gemächern, in den Flittergewändern eines Costümballes, unter fortwährendem Toben und Schreien, ohne die leiseste Andeutung einer Hofetikette. Mit einem Wort: von dem Geist der Dichter ist auch nicht die leiseste Spur zu finden, alle Inszenierung ist nur auf die äußere Blendung gerichtet.

Es wäre freilich ungerecht, dies den Leitern jener Bühne allein zuzuschreiben, sie folgen vielmehr damit unbewußt nur der großen Flutrichtung der Zeit. Wir werden in einem der nächsten Hefte in einem Aufsatz „Die Kunst und die Bourgeoisie“ ausführlich nachweisen, wie zu allen Zeiten unter der Herrschaft des reichen Kaufmannsstandes der Sinn und das Verständnis für die eigentliche Kunst zurückgegangen ist, wie für diesen die Kunst nur ein Dekorationsstück, ein Unterhaltungsmittel ist, wie er für die Kunst nicht die mindeste Neigung des Herzens besitzt und stets das Oberflächliche, Äußerliche bevorzugt. Aber ihre geringere Begabung, ihr mangelhaftes Kunstverständnis machte es den Leitern des „Deutschen Theaters“ unmöglich, mit dieser zeitgemäßen Bevorzugung des Dekorativen zugleich die individuelle Durchbringung der Inszenierung zu verbinden, die geschmackvolle Anpassung des Charakters derselben an den der Dichtung, die feine Abtönung der Darstellung, wie sie die jeder hervorragenden Einzelkräfte entbehrenden „Meininger“ im Großen und Ganzen mit so wunderbarem Glück geübt haben.

Von dem Hauptgebot einer guten Theaterleitung, Hand in Hand zu gehen mit der gleichzeitigen dramatischen Produktion des Landes, hat man wie an allen deutschen Bühnen auch an dieser keine Ahnung. Jedes aufrichtige Interesse für die eigenartigen und kraftvollen Schöpfungen der Dramatik der Gegenwart ist hier ausgeschlossen. Die ganze Teilnahme dieser Bühne beschränkt sich, abgesehen von den Leistungen der obengenannten Kompagnie und den verzweifelten Bestrebungen des Herrn L'Arronge den alten Namen aufrecht zu erhalten, denen das Publikum bisher in rührender Regelmäßigkeit mit dem eisigsten Hohne begegnete, auf einige glatte, wertlose Mittelmäßigkeiten der Salonpoeten einer eng begrenzten Clique, Ludwig Fulda und Max Bernstein — des letzteren alberne und kindische Produkte werden

vom Publikum hartnäckig zurückgewiesen, demselben immer wieder mit Beharrlichkeit vorgesetzt — auf die Kunstdrechseleien Paul Heyses, an denen Gottlob dem vernünftigen Teil der Zuschauer anfängt der Geschmack verloren zu gehen, und auf einige Stücke des an sich trefflichen Anzengruber, in dessen Bauernkomödien jedoch auch für den Kenner bäuerlichen Lebens die Theatermache zehnmal größer ist als die Natur. Wilbrandts „Gracchus" verschwand sehr schnell wieder von der Bildfläche; Wildenbruch wurde, als eines seiner Werke nicht gleich die allabendlichen ausverkauften Häuser Schönthan-Kadelburgs erzielte, von den Sozietären in ziemlich brutaler Weise hinausgedrängt. Und damit sind wir zu Ende mit der Teilnahme des „Deutschen Theaters" an der deutschen Dramatik. Doch halt — noch Einen vergaß ich zu nennen: Emil Wolff, dessen „Herzog Ernst" gegeben ward — ein mit einem gewissen Theatergeschick aufgeputztes mittelmäßiges Oberlehrerstück. Wieso unter allen den eigenartigen Vertretern der zeitgenössischen Dramatik gerade dieser sonderbare Schwärmer? Einfach genug: weil er das Verdienst hat, ein Jugendfreund August Försters, des Sozietärs, zu sein. Clique und Kameraderie überall!

Weder das Spielverzeichnis noch das Zusammenspiel und der Geist der Darstellungen rechtfertigen also im mindesten das unaufhörliche Hosiannageschrei, welches von den Kreisen unserer Geldaristokratie unaufhörlich um das „Deutsche Theater" herum erhoben wird, als sei dasselbe eine Kunstanstalt ohne Gleichen. Sehen wir also, wie es mit den einzelnen künstlerischen Kräften derselben steht.

Von den drei Genossenschaftern, denen diese Bühne gehört, wirken zwei als Darsteller mit. Herr August Förster hat einen beschränkten Rollenkreis, in dem er nicht Übles leistet; es sind bornierte Kommerzienräte, gutmütige, schwachköpfige Alte, Murrköpfe, graue Sünder und dergleichen. Sein „Brander" im „Faust" in seiner ungeschlachten Weinseligkeit ist keine üble Leistung, ja selbst sein sentimentaler Musikus Miller — freilich weit entfernt von der gewaltigen Natürlichkeit Baumeisters in Wien — kann nicht allzu hohen Ansprüchen genügen. Aber er hat auch den Ehrgeiz, tragische Charaktere spielen zu wollen, wie den Richter von Zalamea, und wider seinen Willen wirkt er dann unendlich komisch. Dieses plumpe Poltern und Brummen, dieses Niedermurmeln der wichtigsten Sätze in den Kasten des Einhelfers, dieser Mangel jeglicher Hoheit, Kraft und Leidenschaft! Ein weit besserer Schauspieler als er ist sein Mitgenossenschafter, Herr Siegwart Friedmann; er ist zweifellos die bedeutendste darstellerische Kraft dieser Bühne. Zwar setzt auch ihm sein sprödes, hohles Organ gewisse Grenzen, zwar fehlt auch ihm sowohl der überzeugende Ton der Leidenschaft, wie der sprudelnden Laune. Dagegen charakterisiert er scharf, weiß eine Szene nicht übel zu steigern und eine Gestalt mit einer gewissen Kraft durchzuführen. Sein „König Philipp" ist eine markige Schöpfung, für den „Mephisto" fehlt bereits sowohl der Humor wie das Dämonische. Er ist übrigens in der letzten Zeit recht bequem geworden und fängt an, der eingehenden Vertiefung in die Gestalt des Dichters das wohlfeile Hinarbeiten auf den Beifall der Masse vorzuziehen. Es ist übrigens leicht entschuldbar, wenn er denkt: Bah, es ist ja ganz egal, wie ich spiele — die Kommerzienratstöchter im Parquet klatschen sich doch die Hände wund.

Achtung! Trompeten angestimmt! Merkt Ihr nichts? Zittert die Erde nicht? Das Genie kommt, der große Mann, von dem ganz Deutschland spricht! Josef Kainz! Das ist fürwahr so ein rechtes Beispiel, um die ganze Verständnislosigkeit und affenhafte Nachsprecherei des Berliner Publikums zu begreifen! Nie habe ich

einen Reklamehelden gesehen, bei dem die wirkliche Leistung so wenig mit dem Radau zu thun hatte — obgleich uns in dieser Hinsicht die Männer des Tages auf allen Gebieten schon recht herzerhebende Beispiele gegeben haben: Paul Lindau, Ludwig Fulda, Oskar Blumenthal, Anton von Werner, Eugen Richter . . . Hohngelächter, Josef Kainz giebt ihnen doch Allen die Königin vor. Er könnte Barnum eifersüchtig machen. Denkt euch eine kleine, magre, häßliche Erscheinung, mit einer eingedrückten Stumpfnase und so wirrem Haar, als käme er eben von einer Rauferei, einem wenig starken, spröden und hohen Organ, dem die tieferen Brusttöne vollständig mangeln.

Dieses Ideal spielt den Romeo, den Carlos, den Melchthal, den Franz (Götz).

Aber er spielt den einen wie den andern, er hat nur den einen Leisten, über den er alle Rollen schlägt, ob ein glühender, leidenschaftlicher Italiener, ein in den vornehmsten Manieren erzogener spanischer Prinz, ein schüchterner deutscher Bursche: ihm ist Alles eins, er kennt keinen anderen Unterschied als den des Kostüms. Alles schreit er mit dem gleichen, mörderischen Aufwand der Lungen herunter, daß man meint, die Wände sollten zerspringen. Keine Spur von Charakteristik, von Individualisierung, von Mitempfindung, von psychologischer Entwicklung eines Charakters. Er schreit bei der Exposition, er schreit bei der Peripetie, er schreit, wenn es zum Tode geht. Finger und Arme sind von der Beweglichkeit einer Meerkatze, er wirft sie von sich, er fuchtelt damit herum, beschreibt Kreise in der Luft, wie ein Neapolitaner beim Morraspiel. Ihr verlangt Leidenschaft, die zarten, verschämten Töne der Seele, des Gefühls? Er schreit euch in die Ohren, daß ihr für euer Trommelfell bangt, er schlenkert die oberen Extremitäten und verdreht dabei die Augen, den Apfel nach oben, daß es euch nervös vor den euern flimmert. Man kann ihm nicht einen Akt durch zusehen, ohne seekrank zu werden.

Dann haspelt er wieder einmal fünf, sechs Sätze hin, tonlos, ohne abzusetzen, murmelnd, sie gleichsam aus dem Ärmel fallen lassend, an einer Stelle, da es absolut zwecklos, sinnlos ist, und eben deswegen lispeln die höheren Töchter unten: „Wie genial!"

Und plötzlich wirft er schüttelnd das Haupt zurück, fährt mit der knochigen, gespreizten Hand in die Luft, durch das Haar, und erhebt wieder die Stimme, diese metallose, thönerne Stimme, und stößt die Sätze hervor, schreiend, Wort um Wort dick unterstreichend. Auf die Nuancen der Mitspielenden eingehen, ihnen die Worte vom Munde ablesen, die ihrigen in den Mund legen? Das mögen die Dutzendschauspieler thun — den Henker, wofür wäre man ein Genie! Er steht immer außerhalb des Rahmens; sowie er auftritt und sein Spiel beginnt, sagt er schon Solo an und führt es durch bis zum Abgang.

Er würdigt seine Mitspielenden nicht der Ehre sie anzusehen oder sie als seinesgleichen zu betrachten, und wenn er als Carlos den Vater mit einer beispiellosen Mißachtung von oben herab behandelt, so begreift man den Zorn des an Etiquette gewöhnten Monarchen sehr wohl und findet ihn gar nicht unberechtigt. Durch jede Bewegung, jede Miene giebt er dem Publikum zu verstehen, welche Banausen die Andern seien und wie er sich eigentlich entwürdige, wenn er sich herablasse, mit ihnen zu spielen; und wenn er die Bühne verläßt, so sagt seine Geberde: „So, nun könnt ihr ja wieder reden, ich komme erst im nächsten Akt wieder." Wenn er auf der Bühne steht, so hat man regelmäßig das Gefühl, als ob er auch nicht im mindesten an das denke, was er thue und spreche, als ob ihm die ganze Komödie vollkommen gleichgiltig sei, und er seinen Part nur herunterspreche, weil er eben dafür bezahlt werde. Er zeigt dem Publi-

Berliner Theaterbriefe.

Von Conrad Alberti.
(Berlin.)

II.

Das „Deutsche Theater".

Lassen Sie mich nun von dem „Deutschen Theater" sprechen, diesem Stolze der Berliner Plutokratie, welche sich dasselbe geschaffen, welche es mit allen Mitteln unterstützt und hält, und jede Aufführung desselben, auch die mißglückteste, als eine That von unvergänglicher künstlerischer Bedeutung hinstellt, vermittelst jenes feilen und charakterlosen Teiles der Berliner Presse, welcher aus Mangel an jedem künstlerischen Verständnis, jeder kritischen Schulung in seinen Urteilen sich ausschließlich von persönlichen Eindrücken und Gesichtspunkten leiten läßt. Wir werden nachher sehen, welch grob materielle Grundlage diese Eindrücke sehr oft haben.

Was zunächst das Spielverzeichnis dieser Bühne anbetrifft, so bilden den Hauptteil desselben jene Lustspiele genannten, blöden, modernen Salonpossen Schönthan-Kadelburgscher Mache, „Goldfische", „Die berühmte Frau" u. s. w., die nur wie ein Abguß aus den „Fliegenden Blättern" aussehen, in denen mit Verzicht auf Charakteristik, ja selbst auf den noch immer höher stehenden Situationswitz Mosers, nur der knotige Wortkalauer herrscht, die Karrikatur, — in denen sich die Mädchen aus den feinsten Familien betragen wie die Stalldirnen und die Aristokraten wie Idioten und Zieraffen. Früher gab man noch die um ein Geringes — freilich ein sehr Geringes! — höher stehenden Blumenthalschen Stücke, in denen wenigstens der Autor ein höheres, künstlerisches Ziel heuchelte, so wenig Ernst ihm damit auch war. Seitdem jedoch Blumenthal selbst auf Direktors Füßen geht und seinen neuen Kunsttempel den drei Sozietären gerade unter die Augen gebaut hat, sind seine Stücke natürlich von dieser Bühne verschwunden. Sodann widmet man sich der Darstellung der Klassiker, deren Werke im Laufe der Zeit fast sämtlich hier gegeben werden.

Aber wie versteht man hier diese große und schwere Aufgabe der Inszenierung unserer klassischen Meisterwerke?

Von der geistigen Durcharbeitung der einzelnen Rollen, dem harmonischen Zusammenstimmen der schauspielerischen Individualitäten, dem Eindringen in die künstlerischen Absichten der Dichter, der Wiedergabe der eigentümlichen elektrischen Stimmungsatmosphäre der einzelnen Werke, der Herausarbeitung des geistigen Porträts des einzelnen Dichters in der Darstellung seines Werkes, der scharfen Entwickelung der Gegensätze des Dialogs, der Szenen der Charaktere: kurz von alle dem, was man so im eigentlichen höheren Sinne Regie nennt, — die Prinzipien der Laubeschen Schule, die wir am Wiener Burgtheater so herrlich und wunderbar durchgeführt sehen — von eben diesem hat man am „Deutschen Theater" auch nicht die leiseste Vorstellung. Da weht dieselbe Luft, derselbe Geist in der düsteren Nebelhaftigkeit „Macbeths", der glühenden Sinnlichkeit von „Romeo und Julia", der biederen Beschränktheit von „Götz" und „Tell", der dämonischen Leidenschaft der „Antigone". Alles wird über den gleichen Leisten der Regiestuhlroutine geschlagen, Schlacht ist Schlacht, Volksszene Volksszene, Liebeszwiesprach Liebeszwiesprach, ob sie am schottischen Hochmoor oder auf dem römischen Forum, unterm Balkon der Casa Capulet zu Verona oder in

Frau Marthens zum üppigen englischen Park verwandelten Hausgärtlein stattfinden. Nur einen Grundsatz kennt die Leitung des „Deutschen Theaters“: ihr Publikum zu blenden, durch möglichst üppige und glänzende Dekoration, farbenstrotzende Gewänder, bunte Möbelstücke in Aufregung zu versetzen. Die Ausstattung, das glänzende Bühnenbild ist die Hauptsache, die Darstellung, die Rollenauffassung kommt erst in zweiter Linie.

Es ist unglaublich, wie die Regisseure des „Deutschen Theaters“ sich in dieser Hinsicht erdreisten, mit unseren Klassikern umzuspringen. So bleibt — um nur ein Beispiel zu geben — im „Faust“ das Vorspiel im Himmel einfach fort, und dadurch wird dem Zuschauer natürlich jedes Verständnis des Dichters im Vorhinein entzogen, das Ganze auf die Fläche einer gewöhnlichen Liebesgeschichte herabgedrückt. Eines schönen Augenblicks erscheint ein gewisser Mephisto, kein Mensch weiß woher, weshalb, wozu; er begeht allerhand Gemeinheiten, und man zerbricht sich umsonst den Kopf mit der Frage: wie kommt der Mann eigentlich dazu? Zu welchem Zwecke thut er das Alles? Was will er hier überhaupt? Welchen Zweck hat die ganze Geschichte? ... „Don Carlos“ ist die Tragödie des Despotismus, des ernsten, finsteren, bis zum Verfolgungswahn eines Tiberius und Ludwig XI. ausschreitenden Despotismus, in dessen Haus die Wände nicht nur Ohren haben, sondern auch Musketen; düstere Grandezza ist der Grundton des Stückes. Man spielt es hier in üppigen Gemächern, in den Flittergewändern eines Costümballes, unter fortwährendem Toben und Schreien, ohne die leiseste Andeutung einer Hofetikette. Mit einem Wort: von dem Geist der Dichter ist auch nicht die leiseste Spur zu finden, alle Inszenierung ist nur auf die äußere Blendung gerichtet.

Es wäre freilich ungerecht, dies den Leitern jener Bühne allein zuzuschreiben, sie folgen vielmehr damit unbewußt nur der großen Flutrichtung der Zeit. Wir werden in einem der nächsten Hefte in einem Aufsatz „Die Kunst und die Bourgeoisie“ ausführlich nachweisen, wie zu allen Zeiten unter der Herrschaft des reichen Kaufmannsstandes der Sinn und das Verständnis für die eigentliche Kunst zurückgegangen ist, wie für diesen die Kunst nur ein Dekorationsstück, ein Unterhaltungsmittel ist, wie er für die Kunst nicht die mindeste Neigung des Herzens besitzt und stets das Oberflächliche, Äußerliche bevorzugt. Aber ihre geringere Begabung, ihr mangelhaftes Kunstverständnis machte es den Leitern des „Deutschen Theaters“ unmöglich, mit dieser zeitgemäßen Bevorzugung des Dekorativen zugleich die individuelle Durchdringung der Inszenierung zu verbinden, die geschmackvolle Anpassung des Charakters derselben an den der Dichtung, die feine Abtönung der Darstellung, wie sie die jeder hervorragenden Einzelkräfte entbehrenden „Meininger“ im Großen und Ganzen mit so wunderbarem Glück geübt haben.

Von dem Hauptgebot einer guten Theaterleitung, Hand in Hand zu gehen mit der gleichzeitigen dramatischen Produktion des Landes, hat man wie an allen deutschen Bühnen auch an dieser keine Ahnung. Jedes aufrichtige Interesse für die eigenartigen und kraftvollen Schöpfungen der Dramatik der Gegenwart ist hier ausgeschlossen. Die ganze Teilnahme dieser Bühne beschränkt sich, abgesehen von den Leistungen der obengenannten Kompagnie und den verzweifelten Bestrebungen des Herrn L'Arronge den alten Namen aufrecht zu erhalten, denen das Publikum bisher in rührender Regelmäßigkeit mit dem eisigsten Hohne begegnete, auf einige glatte, wertlose Mittelmäßigkeiten der Salonpoeten einer eng begrenzten Clique, Ludwig Fulda und Max Bernstein — des letzteren alberne und kindische Produkte werden

vom Publikum hartnäckig zurückgewiesen, demselben immer wieder mit Beharrlichkeit vorgesetzt — auf die Kunstdrechseleien Paul Heyses, an denen Gottlob dem vernünftigen Teil der Zuschauer anfängt der Geschmack verloren zu gehen, und auf einige Stücke des an sich trefflichen Anzengruber, in dessen Bauernkomödien jedoch auch für den Kenner bäuerlichen Lebens die Theatermache zehnmal größer ist als die Natur. Wilbrandts „Gracchus" verschwand sehr schnell wieder von der Bildfläche; Wildenbruch wurde, als eines seiner Werke nicht gleich die allabendlichen ausverkauften Häuser Schönthan-Kadelburgs erzielte, von den Sozietären in ziemlich brutaler Weise hinausgedrängt. Und damit sind wir zu Ende mit der Teilnahme des „Deutschen Theaters" an der deutschen Dramatik. Doch halt — noch Einen vergaß ich zu nennen: Emil Wolff, dessen „Herzog Ernst" gegeben ward — ein mit einem gewissen Theatergeschick aufgeputztes mittelmäßiges Oberlehrerstück. Wieso unter allen den eigenartigen Vertretern der zeitgenössischen Dramatik gerade dieser sonderbare Schwärmer? Einfach genug: weil er das Verdienst hat, ein Jugendfreund August Försters, des Sozietärs, zu sein. Clique und Kameraderie überall!

Weder das Spielverzeichnis noch das Zusammenspiel und der Geist der Darstellungen rechtfertigen also im mindesten das unaufhörliche Hosiannageschrei, welches von den Kreisen unserer Geldaristokratie unaufhörlich um das „Deutsche Theater" herum erhoben wird, als sei dasselbe eine Kunstanstalt ohne Gleichen. Sehen wir also, wie es mit den einzelnen künstlerischen Kräften derselben steht.

Von den drei Genossenschaftern, denen diese Bühne gehört, wirken zwei als Darsteller mit. Herr August Förster hat einen beschränkten Rollenkreis, in dem er nicht Übles leistet; es sind bornierte Kommerzienräte, gutmütige, schwachköpfige Alte, Murrköpfe, graue Sünder und dergleichen. Sein „Brander" im „Faust" in seiner ungeschlachten Weinseligkeit ist keine üble Leistung, ja selbst sein sentimentaler Musikus Miller — freilich weit entfernt von der gewaltigen Natürlichkeit Baumeisters in Wien — kann nicht allzu hohen Ansprüchen genügen. Aber er hat auch den Ehrgeiz, tragische Charaktere spielen zu wollen, wie den Richter von Zalamea, und wider seinen Willen wirkt er dann unendlich komisch. Dieses plumpe Poltern und Brummen, dieses Niedermurmeln der wichtigsten Sätze in den Kasten des Einhelfers, dieser Mangel jeglicher Hoheit, Kraft und Leidenschaft! Ein weit besserer Schauspieler als er ist sein Mitgenossenschafter, Herr Siegwart Friedmann; er ist zweifellos die bedeutendste darstellerische Kraft dieser Bühne. Zwar setzt auch ihm sein sprödes, hohles Organ gewisse Grenzen, zwar fehlt auch ihm sowohl der überzeugende Ton der Leidenschaft, wie der sprudelnden Laune. Dagegen charakterisiert er scharf, weiß eine Szene nicht übel zu steigern und eine Gestalt mit einer gewissen Kraft durchzuführen. Sein „König Philipp" ist eine markige Schöpfung, für den „Mephisto" fehlt bereits sowohl der Humor wie das Dämonische. Er ist übrigens in der letzten Zeit recht bequem geworden und fängt an, der eingehenden Vertiefung in die Gestalt des Dichters das wohlfeile Hinarbeiten auf den Beifall der Masse vorzuziehen. Es ist übrigens leicht entschuldbar, wenn er denkt: Bah, es ist ja ganz egal, wie ich spiele — die Kommerzienratstöchter im Parquet klatschen sich doch die Hände wund.

Achtung! Trompeten angestimmt! Merkt Ihr nichts? Zittert die Erde nicht? Das Genie kommt, der große Mann, von dem ganz Deutschland spricht! Josef Kainz! Das ist fürwahr so ein rechtes Beispiel, um die ganze Verständnislosigkeit und affenhafte Nachsprecherei des Berliner Publikums zu begreifen! Nie habe ich

einen Reklamehelden gesehen, bei dem die wirkliche Leistung so wenig mit dem Radau zu thun hatte — obgleich uns in dieser Hinsicht die Männer des Tages auf allen Gebieten schon recht herzerhebende Beispiele gegeben haben: Paul Lindau, Ludwig Fulda, Oskar Blumenthal, Anton von Werner, Eugen Richter . . . Hohngelächter, Josef Kainz giebt ihnen doch Allen die Königin vor. Er könnte Barnum eifersüchtig machen. Denkt euch eine kleine, magre, häßliche Erscheinung, mit einer eingedrückten Stumpfnase und so wirrem Haar, als käme er eben von einer Rauferei, einem wenig starken, spröden und hohen Organ, dem die tieferen Brusttöne vollständig mangeln.

Dieses Ideal spielt den Romeo, den Carlos, den Melchthal, den Franz (Götz).

Aber er spielt den einen wie den andern, er hat nur den einen Leisten, über den er alle Rollen schlägt, ob ein glühender, leidenschaftlicher Italiener, ein in den vornehmsten Manieren erzogener spanischer Prinz, ein schüchterner deutscher Bursche: ihm ist Alles eins, er kennt keinen anderen Unterschied als den des Kostüms. Alles schreit er mit dem gleichen, mörderischen Aufwand der Lungen herunter, daß man meint, die Wände sollten zerspringen. Keine Spur von Charakteristik, von Individualisierung, von Mitempfindung, von psychologischer Entwicklung eines Charakters. Er schreit bei der Exposition, er schreit bei der Peripetie, er schreit, wenn es zum Tode geht. Finger und Arme sind von der Beweglichkeit einer Meerkatze, er wirft sie von sich, er fuchtelt damit herum, beschreibt Kreise in der Luft, wie ein Neapolitaner beim Morraspiel. Ihr verlangt Leidenschaft, die zarten, verschämten Töne der Seele, des Gefühls? Er schreit euch in die Ohren, daß ihr für euer Trommelfell bangt, er schlenkert die oberen Extremitäten und verdreht dabei die Augen, den Apfel nach oben, daß es euch nervös vor den euern flimmert. Man kann ihm nicht einen Akt durch zusehen, ohne seekrank zu werden.

Dann hastet er wieder einmal fünf, sechs Sätze hin, tonlos, ohne abzusetzen, murmelnd, sie gleichsam aus dem Ärmel fallen lassend, an einer Stelle, da es absolut zwecklos, sinnlos ist, und eben deswegen lispeln die höheren Töchter unten: „Wie genial!“

Und plötzlich wirft er schüttelnd das Haupt zurück, fährt mit der knochigen, gespreizten Hand in die Luft, durch das Haar, und erhebt wieder die Stimme, diese metallose, thönerne Stimme, und stößt die Sätze hervor, schreiend, Wort um Wort dick unterstreichend. Auf die Nuancen der Mitspielenden eingehen, ihnen die Worte vom Munde ablesen, die ihrigen in den Mund legen? Das mögen die Dutzendschauspieler thun — den Henker, wofür wäre man ein Genie! Er steht immer außerhalb des Rahmens; sowie er auftritt und sein Spiel beginnt, sagt er schon Solo an und führt es durch bis zum Abgang.

Er würdigt seine Mitspielenden nicht der Ehre sie anzusehen oder sie als seinesgleichen zu betrachten, und wenn er als Carlos den Vater mit einer beispiellosen Mißachtung von oben herab behandelt, so begreift man den Zorn des an Etiquette gewöhnten Monarchen sehr wohl und findet ihn gar nicht unberechtigt. Durch jede Bewegung, jede Miene giebt er dem Publikum zu verstehen, welche Banausen die Andern seien und wie er sich eigentlich entwürdige, wenn er sich herablasse, mit ihnen zu spielen; und wenn er die Bühne verläßt, so sagt seine Geberde: „So, nun könnt ihr ja wieder reden, ich komme erst im nächsten Akt wieder.“ Wenn er auf der Bühne steht, so hat man regelmäßig das Gefühl, als ob er auch nicht im mindesten an das denke, was er thue und spreche, als ob ihm die ganze Komödie vollkommen gleichgiltig sei, und er seinen Part nur herunterspreche, weil er eben dafür bezahlt werde. Er zeigt dem Publi-

kum unverhohlen mit jeder Miene, wie wenig er sich aus demselben mache — und das imponiert dem Bildungspöbel ja am meisten. Er benimmt sich, als habe er nur den einen Wunsch: sobald als möglich wieder in der Garderobe zu sitzen, sein Abendbrot zu essen, bei seiner Frau zu liegen — oder Gott weiß was.

Seine Frau! Er hat die Sara Hutzler geheiratet, die Verfasserin berüchtigter Kindergeschichten voll sentimentaler Verlogenheit und grammatikalischer Fehler, an welche die Verleger der unverkäuflichen Krebse mit Schrecken denken. Der Teufel hätte die Beiden nicht besser zusammenführen können. Simile simili gaudet! Die passen zu einander wie Mörser und Keule! Was er noch etwa nicht wissen sollte, das hat sie sicherlich schon vor Jahren vergessen. Ich habe ein ausführliches Bild dieser amerikanischen Reklameheldin schon seinerzeit in der „Schlesischen Zeitung" gegeben: sie ist eine Mimose, wie sie nur auf dem Gelatinenährboden des heutigen Berlin gedeihen kann, dieser unvergleichlichen Mischung dreisten Parvenutums und kindlichster Naivetät, auf welcher die Bacterien des „Mumpitz" so üppig in Blüte schießen.

Dreimal in der Woche essen sich die Rezensenten einiger der maßgebenden Berliner Blätter in ihrem Hause satt und machen der Herrin den Hof, von der trügerischen Hoffnung erfüllt, in der Gunst derselben mehr erlangen zu können als die konventionellen liebenswürdigen Blicke, ohne zu ahnen, daß das Entgegenkommen der beiden klugen Leute sich genau nach dem Entgelt richtet, mit welchem von jenen öffentlich über den Empfang desselben quittiert wird. Dann fahren sie hin nach dem „Deutschen Theater", und indes Romeo oben auf den Brettern umherrast und in seinem Haarbusch wühlt, erinnern sie die noch unverdaut im Magen ruhenden Beefsteaks daran, daß es unmöglich einen größeren Künstler geben könne als den, der so hohe Gastfreundschaft so uneigennützig ausübt, und wenn die letzte Beifallssalve verklungen und sie sich zum nächtlichen Gang nach der Redaktionsstube rüsten, daß am nächsten Morgen das harrende Berlin beim Kaffee nur ja erfahre, wie genial der „junge Feuerkopf" gestern wieder seine Arme von sich geworfen, so empfinden sie wohl gerade das wohlthuende Gefühl jenes beendigten Verdauungsgeschäftes, trifft sie ein strahlender Blick aus zwei grauen Augen, ein vielsagender, scheinbar verheißungsvoller Blick, auf dessen Grunde die Mahnung lauert: „Daß Sie mir ja mein Männchen recht ordentlich herausstreichen!"

So kann man es, wie Alfred Friedmann so schön sagt, mit der Zeit schon „zum Genie bringen!"

Über die anderen männlichen Kräfte dieser Bühne kann ich mich nur sehr kurz fassen — es wäre auch beim besten Willen nicht viel von ihnen zu sagen. Herr Sommerstorff, der erste Heldenspieler, ist ein unerträglicher, polternder Schreier, sein „Faust" ist, besonders in den ersten Akten, die mit verhaltenem dumpfen Grimm gespielt werden müssen, eine wahre Ohrenmarter. Herr Engels ist in mancher Episode von erschütternder Komik und ohne Zweifel ein sehr guter Schauspieler, aber auch er fängt an, träg zu werden, alle Rollen nach einem Muster zu behandeln und statt des Charakters immer nur sich selbst zu geben. Herr Kadelburg, der Dichter, ist der erste Bonvivant und bürgerliche Liebhaber. Er hat die Manieren eines Handlungsreisenden, die aufdringlichsten Bewegungen, die lascheste Haltung, die unelegantesten Formen; dazu klingt seine Sprache, als ob sie zwischen Gaumen und Kinnbacken eingekeilt sei und nicht recht heraus könne. Dem Stammpublikum des „Deutschen Theaters", welches niemals lebendige Grafen und Barone gesehen hat, sondern höchstens einmal einen ausgestopften in den Museen,

und die Lieutenants auch nur aus den „Fliegenden Blättern“ kennt, gilt er als ein Ideal der höchsten Vornehmheit. Ein recht kluger und zurückhaltender Schauspieler sie lebten, nicht suchte. Eine andere Ursache liegt in dem Umstand, daß die Kenntnis von den Alten und dem Altertum eine Gelehrsamkeit und Belesenheit erweist, die sich immer Achtung erwirbt, so gemein und unbedeutend die Sachen an sich ist Herr Max Pohl, in gewisser Hinsicht vielleicht der bedeutendste an dieser Bühne. Seine Leistungen sind stets fleißig durchgearbeitet und abgetönt, aber ihm fehlt der warme, fortreißende Atem der Leidenschaft. In Rollen, für die er desselben nicht bedarf, leistet er recht Annehmbares. Ganz wackere Kräfte zweiten Ranges sind die Herren Pittichan und Merten, dem ersteren gelingen biedere, offene Naturen, dem letzteren feinkomische Charaktere nicht übel. Von den übrigen männlichen Kräften kann ich nicht besser sprechen, als indem ich von ihnen schweige.

Von den Damen das nächste Mal!

Redaktionspost.

M. F. in Frankfurt a. M. Wir stehen auf dem Standpunkte der Einheitsschule, wie er mit so viel Geist und Kraft von Dr. Friedrich Lange in der „Tägl. Rundschau“ vertreten wird. Daß pedantische Schulfuchser in hohen Ämtern und Würden, sowie Büreaukraten in allen Zopflängen sich in dumpfer Beharrung dem Fortschritte der Geister entgegenstemmen, hat für uns nichts Überraschendes. Es kann nicht ohne Gebrüll und größte Mühe geschehen, einen Augiasstall zu reinigen, so lange ein Teil der Ochsen fressend an der vollen Krippe steht und der andere in behaglicher Wiederkäuung auf dem warmen Miste liegt. Aber wie konnten Sie die gewichtige Stimme unseres Königsberger Philosophen übergehen, ein wahres Kompendium aller Vorurteile, die jemals in dieser Sache an den Tag gekommen sind?

In dem IX. Abschnitt der Einleitung seiner Logik bespricht Kant auch die Vorurteile und sagt dabei über das klassische Altertum Folgendes:

„Hier ist das Vorurteil des Altertums eines der bedeutendsten. Wir haben zwar allerdings Grund, vom Altertum günstig zu urteilen; aber das ist nur ein Grund zu einer gemäßigten Achtung, deren Grenzen wir nur zu oft dadurch überschreiten, daß wir die Alten zu Schatzmeistern der Erkenntnisse und der Wissenschaften machen, den relativen Wert ihrer Schriften zu einem absoluten erheben und ihrer Leitung uns blindlings anvertrauen. Die Alten so übermäßig schätzen heißt: den Verstand in seine Kinderjahre zurückführen und den Gebrauch des selbsteigenen Talentes vernachlässigen. Auch würden wir uns sehr irren, wenn wir glaubten, daß Alle aus dem Altertum so klassisch geschrieben hätten, wie Die, deren Schriften bis auf uns gekommen sind. Da nämlich die Zeit Alles sichtet und nur das sich erhält, was einen inneren Wert hat, so dürfen wir nicht ohne Grund annehmen, daß wir nur die besten Schriften der Alten besitzen.

Es giebt mehrere Ursachen, durch die das Vorurteil des Altertums erzeugt und unterhalten wird. Wenn etwas die Erwartung nach einer allgemeinen Regel übertrifft, so verwundert man sich anfangs darüber, und diese Verwunderung geht

sodann oft in Bewunderung über. Dieses ist der Fall mit den Alten, wenn man bei ihnen etwas findet, was man in Rücksicht auf die Zeitumstände, unter welchen sein mögen, die man aus dem Studium der Alten geschöpft hat. Eine dritte Ursache ist die Dankbarkeit, die wir den Alten dafür schuldig sind, daß sie uns die Bahn zu vielen Kenntnissen gebrochen. Es scheint billig zu sein, ihnen dafür eine besondere Hochachtung zu beweisen, deren Maß wir aber oft überschreiten. Eine vierte Ursache ist endlich zu suchen in einem gewissen Neide gegen die Zeitgenossen. Wer es mit den Neueren nicht aufnehmen kann, preiset auf Unkosten derselben die Alten hoch, damit sich die Neueren nicht über ihn erheben können."

J. F. in Berlin. Vergessen Sie nicht: Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei! lautet sogar ein Grundrecht deutscher Nation. Auch die Schönheitswissenschaft kann ohne Freiheit nicht gedeihen. Die ästhetische Unduldsamkeit gewisser Litteraturpäpste und ihrer frommgläubigen Herde wird uns niemals abhalten, den ästhetischen Andersgläubigen und Ketzern in der „Gesellschaft" das Wort zu geben, sobald sie dasselbe in so geistvoller und anregender Weise zu führen verstehen wie unser Mitarbeiter Emil Mauerhof. Also der gute Heine soll auch bereits heilig und unantastbar sein? Der nämliche Heine, für den es nichts Heiliges und Unantastbares im Himmel und auf Erden gegeben hat? Man predigt bereits eine feste Heine-Lehre, auf die wir schwören müssen, wenn uns das Heil unserer Litterater lieb ist? Lassen Sie sich auslachen!

A. S. in Stuttgart. Trösten Sie sich mit Ihren anderen dichtenden Jammergenossen, deren gereimt-ungereimte Klagegesänge mit den Ihrigen in der Tiefe unseres Papierkorbes verstummt sind. Feind jeder Unnatur und Lüge im Leben wie in der Kunst, mußte uns diese unmännliche und undeutsche Heulmeierei unserer Poeten und Zeitungsschreiber an der Bahre unseres neunzigjährigen, sanft entschlafenen Heldenkaisers gründlich anwidern. Diese unheldenhafte, komödiantische Schmerzensreichelei steht einem mannhaften Volk in Wehr und Waffen gerade einem solchen Toden gegenüber am allerschlechtesten zu Gesicht. Wie grotesk heißt es über die Schnur ehrlicher Empfindung hauen, wenn z. B. ein junger Zeitungsdichter in einem Trauerkarmen den Lesern vorschwindelte, daß bei der Todesnachricht

„Die Welt stand still für manche bange Stunde" —

oder daß das deutsche Volk

„So wie ein Wald vom Sturmwind hingeschmettert,
So lags gebrochen da und hat geweint!"

Ja, wir haben es jämmerlich weit gebracht in der öffentlichen Aufschneiderei und publizistischen Organisierung der Lebenslüge. Difficile est satyram non scriberere.

Den Einsendern von unverlangten Manuskripten bringen wir wiederholt in Erinnerung, daß der redaktionelle Verkehr ausschließlich an dieser Stelle besorgt und keinerlei direkte briefliche Antwort erteilt wird. Wir verbinden damit die dringende Bitte, uns keinerlei Manuskript zu senden, ohne vorherige Anfrage. Folgt von unserer Seite nicht innerhalb einer Woche eine Einladungskarte, so ist das Angebot als dankend abgelehnt zu betrachten. Unaufgefordert eingesandten Manuskripten gegenüber erklären wir uns weder zu deren Prüfung noch postalischen Zurücksendung für verpflichtet. Die unaufhörliche Belästigung von Seite jener Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die unsere Zeitschrift und deren Bedürfnisse gar nicht kennen, zwingt uns, rücksichtslose Strenge walten zu lassen.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München. Verlag von Wilhelm Friedrich.

Otfrid Mylius.

(Dr. Karl Müller.)

Nationalpolitik und Weltpolitik.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Was selbst den wunschlosen Weisen, den einsamen Philosophen an der heutigen Politik der Völker zu interessieren vermag, ist die Beobachtung, daß auch auf diesem scheinbar konfusesten, widerspruchsvollsten und willkürreichsten aller Gebiete menschlicher Thätigkeit die nämliche unbeugsame Gesetzmäßigkeit waltet, welche alle irdischen Dinge beherrscht.

Alle Satzungen, Paragraphen, Regierungs- und Parteidogmen — und mögen wir ihnen die stolzesten und klingendsten Namen verleihen und ihre Entstehung auf das Gehirn der raffiniertesten politischen Virtuosen zurückführen, sie sind noch nichts weiter als zeitlich und örtlich begrenzte Einfälle, die einem höheren, außerhalb unserer jetzigen politischen Zweckbünde thätigen, nicht irre zu machenden Gesetze unterliegen.

Daher auch die ewige Sisyphosarbeit unserer staatlich bestellten Gesetzgebungsmaschinisten. Und was wir mit dieser ununterbrochenen Gesetzleinsfabrikation vom Anbeginn der Menschheit bis auf den heutigen Tag am sichersten erzielt haben, das ist, daß eine Partei die andere lästert, quält und ihr das bischen Leben so sauer als möglich macht. So hat die Regierungskunst zu Zeiten ihre Vollkommenheit besonders darin gesucht, den regierten Menschen das Dasein herzlich zu versalzen. Denn dazu haben unsere tausend Gesetzlein immer voll ausreichende Macht: den persönlichen Verkehr zu belästigen, ihn mit den erdenklichsten Unannehmlichkeiten zu spicken, dem freigeborenen Individuum die Lebens- und Schaffensfreude zu verkümmern, natürliche Schranken künstlich zu vermehren.

[illegible] vermögen über viele Tore [illegible] Energie [illegible] und Einrichtungen durchführen und das Tragen von gewissen Kostümen verbieten, wie z. B. mit 40 die [illegible] Hochhüte mit breiten Krempen, Röcke, Hosen, Theaterbillette durchsetzen, wir können uns mitten im Frieden aus dem warmen Schlafzimmer der Ehefrau reißen, um an der Grenze unsere Haut, unsere Zähne und unser Geld politisch bluten zu lassen; wir können unsere notwendigsten Innereien mit heißem Blei belasten; wir können uns vom Pflug und von der Werkstatt weg in den massenmordenden Krieg schicken, ohne daß uns recht klar ist, warum denn eigentlich die Völkerraufferei inszeniert wird; wir können uns auch unseres sogenannten Seelenheiles wegen gegenseitig dazu verpflichten, daß die einen Scheiterhaufen schichten und die andern sich darauf verbrennen lassen, daß die einen Folterkammern bauen und die andern sich darin schinden lassen.

Das und sehr vieles anderes von ähnlicher Schönheit und Zweckmäßigkeit, wenn auch etwas modernerem Zuschnittes vermögen wir mit unserer fein ausgeklügelten, hochstudierten Jurisprudenz zuwege zu bringen.

Das sind nun zwar an sich ganz brillante Leistungen menschlichen Scharfsinns und gesetzgeberischer Macht, allein sie betreffen immer nur Individuen und individuelle Gruppen; auf die Menschheit als ein Ganzes, Werdendes und Zukünftiges sind sie ohne jeden bindenden Einfluß.

Daß sie das gemeine Wohl wirklich und nachhaltig befördern, darüber dürfen zwar die gläubigsten Gemüter ihre eignen skeptischen Gedanken haben, so lange die stillen Gedanken noch zoll-, straf- und konfiskationsfrei sind; der laute Zweifel ist aber erst dann gefahrlos, wenn eine Gesetzgebungsperiode offiziell abgewirtschaftet hat und eine neue auf der Bildfläche ungetrübter Staatsweisheit erscheint. Man thut als vorsichtiger Mensch, wenn man das Glück hat, nicht zu den Regierern, sondern nur zu den Regierten zu gehören, überhaupt wohl daran, das Neueste und augenblicklich Herrschende für den Ausbund aller Schlauheit, Gediegenheit und Glückseligkeit, das Alte und Abgeherrschte aber als eitel Dummheit und Nichtsnutzigkeit mit offenem Munde zu bestaunen und den Mantel nach dem Winde zu hängen. Die interessante Bemerkung, wie mit so unglaublich geringer Weisheit die Völker regiert werden, läßt man am schicklichsten pensionierte Minister im Kreise ihrer Kinder und Dienstboten machen. Es ist das nicht nur ein Gebot der Unterthanenklugheit, sondern auch die Pflicht liebenswürdiger Humanität; denn die Minister haben oft beim besten Willen keine andere Möglichkeit, sich unsterblich zu machen und ihren werten Namen in die Weltgeschichte zu bringen, als die eines

sensationellen Witzes oder einer geistreichen Selbstironie, wie wir ja alle aus unseren historischen Schulbüchern wissen. —

Das Ideal einer rationellen Gesetzgebung aber wird dieses bleiben: in allen gesetzgeberischen Angelegenheiten darauf bedacht zu sein, die ärmere Partie der Menschheit so wenig als möglich zu behelligen, nicht das Übel zu strafen, sondern zu heilen, nicht die Symptome des Übelbefindens zu verbieten, sondern die Ursachen des Übelbefindens auszurotten, der sozialen Not mit den stärksten Mitteln abzuhelfen.

So lange wir jedoch glauben, es gäbe überhaupt eine fertige, abgeschlossene Staatsweisheit, deren Besitz jeder für sich beanspruchen und sich in einer gewissen Zahl von Universitätssemestern aneignen könne, eine fertige, abgeschlossene Staatsweisheit, deren schließlicher Sieg nur von dem Eifer und Geschick ihrer Vertreter abhängt, so lange werden wir jenes Ideal nicht erreichen. Alles ist noch eitel Stückwerk.

Trotz aller erzielten Fortschritte in den staatspolitischen Einsichten bleibt das noch zu erreichen übrig, daß sich die Staatskunst zu einer exakten Staats- und Menschheitswissenschaft erhebe, zu der sich die traditionellen Regierungs- und Parlamentskünste verhalten werden wie die Alchemie zur Chemie, wie die Astrologie zur Astronomie.

Die Geheimkunst der Goldmacherei und der Lebenselixire, die Sterndeuterei und ähnlicher Zauber sind für die heutige Naturwissenschaft überwundene Dinge. So werden für die exakten politischen Wissenschaften in einigen Jahrzehnten oder, sagen wir vorsichtiger in einigen Jahrhunderten, die geheimnisvollen Gesetzgießereien mit den darüber gesprochenen althergebrachten diplomatischen Zauberformeln und theologischen Frömmeleien ebenfalls glücklich überwundene Dinge sein.

Es ist die feste Überzeugung erleuchteter Geister, die Staatsgelehrten und Staatsheilkünstler werden noch zu der Einsicht kommen, daß nicht die Excellenz v. A. und der Herr v. B. die geheimnisvolle Geschicklichkeit besitzen, mittels selbsterklügelter und eigenwilliger Prinzipiensysteme und Zwangsgesetze die Völker zu ihrem Besten zu lenken, sondern daß die lenkenden Prinzipien und Gesetze samt und sonders von vornherein und selbständig in der „Kraft der Dinge", in der Weltwirklichkeit thätig sind und sein müssen, daß sie aufzufinden, zu erforschen und sich ihnen anzubequemen die Aufgabe der politischen wie jedweder anderen Wissenschaft ist.

Die Natur und ihre ewige Notwendigkeit ist das Feld, dem alle Lehrsätze, die als solche Wert und Dauer haben sollen, entnommen werden müssen. Kein Willkürgedanke, keine Willkürgestaltung, keine phantastische

Inspiration hält im Völkerleben stand — und möge der blutigste Kugelsegen äußerer oder innerer Kriege darüber gesprochen werden. Nichts Selbsterfundenes, nichts Selbsterträumtes, nichts Geahntes, nichts Prophezeites gilt, sondern nur das natürlich Entdeckte, Erfahrene und Beobachtete und von einem edlen, mutigen Geiste Angewendete.

Freilich gehört dazu das Experiment und, Gott sei's geklagt! die Vivisektion — und wir wissen nur zu wohl, daß auch die politische Wissenschaft ihre akademischen Folterkammern, ihre Sektionssäle und ihre Versuchstiere, d. h. die lebendigen Menschen selbst, braucht. Und auch das wissen wir aus alter und neuer Erfahrung, daß wenn die Staatsexperimentatoren es mit ihren menschlichen Versuchstieren etwas gar zu ungeschickt und zu gefühllos treiben, diese letzteren endlich alle Klammern und Zangen brechen, den Spieß umkehren und ein wenig mit ihren Experimentatoren experimentieren. Es ist nicht zu verwundern, daß bei diesem Gegenexperiment, euphemistisch Revolution genannt, außer großen materiellen und moralischen Krafteinbußen, auch nichts rechtes herauszukommen pflegt, denn die blindwütende Volksleidenschaft ist eine sehr ungeeignete Beobachterin staats- und weltpolitischer Phänomene und was sie bei solchen blutigen Zusammenstößen wirklich gelernt hat, ist meist hintennach gar nicht das Lehrgeld wert. Gewaltthätigkeit gegen Gewaltthätigkeit, Laune gegen Laune, Unverstand gegen Unverstand — das ist immer ein gar teures und wenig ersprießliches Kampfspiel. Es trifft eben noch immer das bitter melancholische Wort des verzweifelnden Philosophen zu: „Wir lernen aus der Geschichte, daß wir — nichts aus ihr lernen!"

Und doch bleibt es die unverrückbare Aufgabe aller Staatsgelehrten, Staatsbürger und Staatslenker, durch parteilose, geduldige Beobachtung des Weltlaufes das Sichere, Ewigthätige, Allbeeinflussende und Unbeeinflußbare, welches im Hintergrunde alles Menschen- und Völkerschicksals webt, die glückbringenden Satzungen einer wahrhaft humanen Gesellschaftsordnung zu erlauschen. Den ewigen Weltgesetzen gegenüber giebt es nur ein förderſames Verhalten: Erkenntnis, Gehorsam und vernünftige Anpassung. Je näher die menschlichen Ordnungen den Regeln der Naturweisheit sich anpassen, desto zweckmäßiger und wohlthätiger werden sie sich gestalten, desto tiefere Wurzeln wird die Gerechtigkeit in allen sozialen Dingen schlagen.

In den sozialpolitischen Erscheinungen unserer Zeit lassen sich zwei widerstrebende Strömungen mit Bestimmtheit unterscheiden: die eine geht ins Weite, Universelle, Freie, alle Kräfte des Jahrhunderts in die Schranke

fordernde — die andere geht ins Kleine, Enge, Abschließende, Zunftmäßige, gildenhaft Autoritative, die Kräfte auslesende und beschränkende. Wenn nicht eine dritte Strömung gerufen wird, welche die beiden ersten in ein gemeinsames, versöhnendes Bett und zu einem gemessenen Ziele lenkt, so ist nicht abzusehen, welche beispiellosen Veränderungen und Verwüstungen durch die konträren, immer wütender sich steigernden und feindseliger sich reibenden Bewegungen im Völkerleben der nächsten Zeit heraufbeschworen werden. Es stehen uns vielleicht elementare Weltumwandlungen bevor, die wir, wenn der rechte Moment verpaßt wird, weder als Einbrüche der Feinde von außen, noch als Zusammenbrüche der bestehenden Verhältnisse im Innern werden abzuwenden vermögen. Heute steht uns noch die ruhige Aus- und Umschau in das soziale und nationale Völkergewoge frei und das Feld kühner Kombinationen und Entschlüsse zur eventuellen Bezwingung der drohenden Gefahr offen.

Der scharf- und weitblickende politische Schriftsteller Dr. Konstantin Frantz hat uns in seinem Werke „Die Weltpolitik unter besonderer Bezugnahme auf Deutschland“*) eine an geistvollen und beherzigenswerten Winken reiche Anleitung hierzu geboten.

Ich will mich im nachfolgenden darauf beschränken, die hauptsächlichsten auf mein Thema bezughabenden Gedanken des Verfassers kurz anzudeuten. Ich bemerke, daß der Schriftsteller Dr. Frantz, nach einem arbeitsvollen Leben über jedweden politischen Parteiehrgeiz hinaus — er steht an der Schwelle des Greisenalters — weder zur Orthodoxie der Rechten, noch zur Ketzerei der Linken neigt, am allerwenigsten aber nach dem Heilsweg des Zentrums sich sehnt, mithin einen durchaus unabhängigen Standpunkt außerhalb der parlamentarischen Parteimauern einnimmt.

Er verhält sich ebenso kritisch zu Bismarcks großen Plänen, wie zu dem kleinlichen Kram eines in seine klingende Phraseologie bis zur Taub- und Blindheit vernarrten Scheinliberalismus; der nationalen Bewegung der jüngsten Jahre, sofern sich dieselbe zu einem preußisch-zentralisierten und dirigierten Reichseinheitsstaat auszuwachsen und mit siebenfachem Erz militärisch-selbstherrlich zu bepanzern droht, ist er gleichfalls nicht sonderlich hold. Obwohl wir nun die Unabhängigkeit und Aufrichtigkeit einer solchen Gesinnung anerkennen, so verhehlen wir uns doch den Zweifel nicht, ob Frantz den moralischen und sozialen Wert dieser Bewegung genügend beachtet und gewogen habe. Doch darauf können wir vielleicht bei einer späteren Gelegenheit kritisch zurückkommen.

---

*) In drei Abteilungen. Chemnitz. Ernst Schmeitzners Verlag, 1882.

Jawohl, wir vermögen sehr viel! Wir können mit drakonischer Strenge Kleider- und Bartordnungen durchführen und das Tragen von gewissen Hutformen verbieten, wie z. B. nach 48 die famosen Heckerhüte; wir können Zeitungen, Bücher, Bilder, Theaterstücke konfiszieren, wir können uns mitten im Winter aus dem warmen Schlafcoupé der Eisenbahn reißen, um an der Grenze unsere Pässe, unsere Taschen und unser Gepäck polizeilich visitieren zu lassen; wir können unsere notwendigsten Importgüter mit hohem Zoll belasten; wir können uns vom Pflug und von der Werkstatt weg in den männermordenden Krieg schicken, ohne daß uns recht klar ist, warum denn eigentlich die Völkerrauferei inszeniert wird; wir können uns auch unseres sogenannten Seelenheiles wegen gegenseitig dazu verpflichten, daß die einen Scheiterhaufen schichten und die andern sich darauf verbrennen lassen, daß die einen Folterkammern bauen und die andern sich darin schinden lassen.

Das und sehr vieles anderes von ähnlicher Schönheit und Zweckmäßigkeit, wenn auch etwas moderneren Zuschnittes vermögen wir mit unserer fein ausgeklügelten, hochstudierten Jurisprudenz zuwege zu bringen.

Das sind nun zwar an sich ganz brillante Leistungen menschlichen Scharfsinns und gesetzgeberischer Macht, allein sie betreffen immer nur Individuen und individuelle Gruppen; auf die **Menschheit** als ein Ganzes, Werdendes und Zukünftiges sind sie ohne jeden bindenden Einfluß.

Daß sie das **gemeine Wohl** wirklich und nachhaltig befördern, darüber dürfen zwar die gläubigsten Gemüter ihre eignen skeptischen Gedanken haben, so lange die stillen Gedanken noch zoll-, straf- und konfiskationsfrei sind; der laute Zweifel ist aber erst dann gefahrlos, wenn eine Gesetzgebungsperiode offiziell abgewirtschaftet hat und eine neue auf der Bildfläche ungetrübter Staatsweisheit erscheint. Man thut als vorsichtiger Mensch, wenn man das Glück hat, nicht zu den Regierern, sondern nur zu den Regierten zu gehören, überhaupt wohl daran, das Neueste und augenblicklich Herrschende für den Ausbund aller Schlauheit, Gediegenheit und Glückseligkeit, das Alte und Abgeherrschte aber als eitel Dummheit und Nichtsnutzigkeit mit offenem Munde zu bestaunen und den Mantel nach dem Winde zu hängen. Die interessante Bemerkung, wie mit so unglaublich geringer Weisheit die Völker regiert werden, läßt man am schicklichsten pensionierte Minister im Kreise ihrer Kinder und Dienstboten machen. Es ist das nicht nur ein Gebot der Unterthanenklugheit, sondern auch die Pflicht liebenswürdiger Humanität; denn die Minister haben oft beim besten Willen keine andere Möglichkeit, sich unsterblich zu machen und ihren werten Namen in die Weltgeschichte zu bringen, als die eines

sensationellen Witzes oder einer geistreichen Selbstironie, wie wir ja alle aus unseren historischen Schulbüchern wissen. —

Das Ideal einer rationellen Gesetzgebung aber wird dieses bleiben: in allen gesetzgeberischen Angelegenheiten darauf bedacht zu sein, die ärmere Partie der Menschheit so wenig als möglich zu behelligen, nicht das Übel zu strafen, sondern zu heilen, nicht die Symptome des Übelbefindens zu verbieten, sondern die Ursachen des Übelbefindens auszurotten, der sozialen Not mit den stärksten Mitteln abzuhelfen.

So lange wir jedoch glauben, es gäbe überhaupt eine fertige, abgeschlossene Staatsweisheit, deren Besitz jeder für sich beanspruchen und sich in einer gewissen Zahl von Universitätssemestern aneignen könne, eine fertige, abgeschlossene Staatsweisheit, deren schließlicher Sieg nur von dem Eifer und Geschick ihrer Vertreter abhängt, so lange werden wir jenes Ideal nicht erreichen. Alles ist noch eitel Stückwerk.

Trotz aller erzielten Fortschritte in den staatspolitischen Einsichten bleibt das noch zu erreichen übrig, daß sich die Staatskunst zu einer exakten Staats- und Menschheitswissenschaft erhebe, zu der sich die traditionellen Regierungs- und Parlamentskünste verhalten werden wie die Alchemie zur Chemie, wie die Astrologie zur Astronomie.

Die Geheimkunst der Goldmacherei und der Lebenselixire, die Sterndeuterei und ähnlicher Zauber sind für die heutige Naturwissenschaft überwundene Dinge. So werden für die exakten politischen Wissenschaften in einigen Jahrzehnten oder, sagen wir vorsichtiger in einigen Jahrhunderten, die geheimnisvollen Gesetzgießereien mit den darüber gesprochenen althergebrachten diplomatischen Zauberformeln und theologischen Frömmeleien ebenfalls glücklich überwundene Dinge sein.

Es ist die feste Überzeugung erleuchteter Geister, die Staatsgelehrten und Staatsheilkünstler werden noch zu der Einsicht kommen, daß nicht die Excellenz v. A. und der Herr v. B. die geheimnisvolle Geschicklichkeit besitzen, mittels selbsterklügelter und eigenwilliger Prinzipiensysteme und Zwangsgesetze die Völker zu ihrem Besten zu lenken, sondern daß die lenkenden Prinzipien und Gesetze samt und sonders von vornherein und selbständig in der „Kraft der Dinge", in der Weltwirklichkeit thätig sind und sein müssen, daß sie aufzufinden, zu erforschen und sich ihnen anzubequemen die Aufgabe der politischen wie jedweder anderen Wissenschaft ist.

Die Natur und ihre ewige Notwendigkeit ist das Feld, dem alle Lehrsätze, die als solche Wert und Dauer haben sollen, entnommen werden müssen. Kein Willkürgedanke, keine Willkürgestaltung, keine phantastische

Inspiration hält im Völkerleben stand — und möge der blutigste Kugelsegen äußerer oder innerer Kriege darüber gesprochen werden. Nichts Selbsterfundenes, nichts Selbsterträumtes, nichts Geahntes, nichts Prophezeites gilt, sondern nur das natürlich Entdeckte, Erfahrene und Beobachtete und von einem edlen, mutigen Geiste Angewendete.

Freilich gehört dazu das Experiment und, Gott sei's geklagt! die Vivisektion — und wir wissen nur zu wohl, daß auch die politische Wissenschaft ihre akademischen Folterkammern, ihre Sektionssäle und ihre Versuchstiere, d. h. die lebendigen Menschen selbst, braucht. Und auch das wissen wir aus alter und neuer Erfahrung, daß wenn die Staatsexperimentatoren es mit ihren menschlichen Versuchstieren etwas gar zu ungeschickt und zu gefühllos treiben, diese letzteren endlich alle Klammern und Zangen brechen, den Spieß umkehren und ein wenig mit ihren Experimentatoren experimentieren. Es ist nicht zu verwundern, daß bei diesem Gegenexperiment, euphemistisch Revolution genannt, außer großen materiellen und moralischen Krafteinbußen, auch nichts rechtes herauszukommen pflegt, denn die blindwütende Volksleidenschaft ist eine sehr ungeeignete Beobachterin staats- und weltpolitischer Phänomene und was sie bei solchen blutigen Zusammenstößen wirklich gelernt hat, ist meist hintennach gar nicht das Lehrgeld wert. Gewaltthätigkeit gegen Gewaltthätigkeit, Laune gegen Laune, Unverstand gegen Unverstand — das ist immer ein gar teures und wenig ersprießliches Kampfspiel. Es trifft eben noch immer das bitter melancholische Wort des verzweifelnden Philosophen zu: „Wir lernen aus der Geschichte, daß wir — nichts aus ihr lernen!"

Und doch bleibt es die unverrückbare Aufgabe aller Staatsgelehrten, Staatsbürger und Staatslenker, durch parteilose, geduldige Beobachtung des Weltlaufes das Sichere, Ewigthätige, Allbeeinflussende und Unbeeinflußbare, welches im Hintergrunde alles Menschen- und Völkerschicksals webt, die glückbringenden Satzungen einer wahrhaft humanen Gesellschaftsordnung zu erlauschen. Den ewigen Weltgesetzen gegenüber giebt es nur ein fördersames Verhalten: Erkenntnis, Gehorsam und vernünftige Anpassung. Je näher die menschlichen Ordnungen den Regeln der Naturweisheit sich anpassen, desto zweckmäßiger und wohlthätiger werden sie sich gestalten, desto tiefere Wurzeln wird die Gerechtigkeit in allen sozialen Dingen schlagen.

In den sozialpolitischen Erscheinungen unserer Zeit lassen sich zwei widerstrebende Strömungen mit Bestimmtheit unterscheiden: die eine geht ins Weite, Universelle, Freie, alle Kräfte des Jahrhunderts in die Schranke

fordernde — die andere geht ins Kleine, Enge, Abschließende, Zunftmäßige, gildenhaft Autoritative, die Kräfte auslesende und beschränkende. Wenn nicht eine dritte Strömung gerufen wird, welche die beiden ersten in ein gemeinsames, versöhnendes Bett und zu einem gemessenen Ziele lenkt, so ist nicht abzusehen, welche beispiellosen Veränderungen und Verwüstungen durch die konträren, immer wütender sich steigernden und feindseliger sich reibenden Bewegungen im Völkerleben der nächsten Zeit heraufbeschworen werden. Es stehen uns vielleicht elementare Weltumwandlungen bevor, die wir, wenn der rechte Moment verpaßt wird, weder als Einbrüche der Feinde von außen, noch als Zusammenbrüche der bestehenden Verhältnisse im Innern werden abzuwenden vermögen. Heute steht uns noch die ruhige Aus- und Umschau in das soziale und nationale Völkergewoge frei und das Feld kühner Kombinationen und Entschlüsse zur eventuellen Bezwingung der drohenden Gefahr offen.

Der scharf- und weitblickende politische Schriftsteller Dr. Konstantin Frantz hat uns in seinem Werke „Die Weltpolitik unter besonderer Bezugnahme auf Deutschland“*) eine an geistvollen und beherzigenswerten Winken reiche Anleitung hierzu geboten.

Ich will mich im nachfolgenden darauf beschränken, die hauptsächlichsten auf mein Thema bezughabenden Gedanken des Verfassers kurz anzudeuten. Ich bemerke, daß der Schriftsteller Dr. Frantz, nach einem arbeitsvollen Leben über jedweden politischen Parteiehrgeiz hinaus — er steht an der Schwelle des Greisenalters — weder zur Orthodoxie der Rechten, noch zur Ketzerei der Linken neigt, am allerwenigsten aber nach dem Heilsweg des Zentrums sich sehnt, mithin einen durchaus unabhängigen Standpunkt außerhalb der parlamentarischen Parteimauern einnimmt.

Er verhält sich ebenso kritisch zu Bismarcks großen Plänen, wie zu dem kleinlichen Kram eines in seine klingende Phraseologie bis zur Taub- und Blindheit vernarrten Scheinliberalismus; der nationalen Bewegung der jüngsten Jahre, sofern sich dieselbe zu einem preußisch-zentralisierten und dirigierten Reichseinheitsstaat auszuwachsen und mit siebenfachem Erz militärisch-selbstherrlich zu bepanzern droht, ist er gleichfalls nicht sonderlich hold. Obwohl wir nun die Unabhängigkeit und Aufrichtigkeit einer solchen Gesinnung anerkennen, so verhehlen wir uns doch den Zweifel nicht, ob Frantz den moralischen und sozialen Wert dieser Bewegung genügend beachtet und gewogen habe. Doch darauf können wir vielleicht bei einer späteren Gelegenheit kritisch zurückkommen.

---

*) In drei Abteilungen. Chemnitz. Ernst Schmeitzners Verlag, 1882.

Das neue Deutsche Reich verfügt über Kräfte, zu denen wir Vertrauen fassen können. Gewiß ist das Zauberwort noch nicht gefunden, welches aus diesen Kräften eine unbesiegliche deutsche Weltmacht zu gestalten vermöchte; dennoch ist die geringste Spur echter, ob mehr instinktiver oder mehr selbstbewußter Politik im national wiedererstarkten Volke vorläufig wichtiger als die noch so gewandten Distinktionen des Politikers.

Was nun über kurz oder lang die ihres nationalen wie ihres Weltberufes treu waltenden Deutschen aus dem engen Parteigetriebe einer selbstmörderisch von den eigenen Eingeweiden zehrenden Partikular- und Nationalpolitik auf die Höhe einer Weltpolitik führen muß, wo das deutsche Element sich erst recht eigentlich zu einer Weltmacht entfalten kann, das ist einerseits die Notwendigkeit, dem Mangel einer ausreichend breiten, unerschütterlichen territorialen Basis durch Bündnisse und Kolonisationen abzuhelfen, andererseits die Einsicht, daß die soziale Frage, die heute im Vordergrunde aller Diskussionen steht, untrennbar mit der internationalen Interessenfrage verbunden ist und ihrer Lösung auf eigene Faust und isoliert im eigenen Hause, ohne Beiziehung der Nachbarschaft unmöglich im vollen Umfange entgegengeführt werden kann.

Wenn es, wie es die providentielle Aufgabe unseres Zeitalters zu sein scheint, zu neuen, befriedigenderen sozialen Organisationen im Staatsleben kommen soll, so muß den aufreibenden internationalen Agitationen der parteimäßig bornierten Sozialisten und Anarchisten die kraftherhaltende, beruhigende und gerechte Macht einer wahrhaften Weltpolitik großen Stils entgegengesetzt werden.

Diese Wahrnehmung wird sich uns zunächst aufdrängen bei einem Blick auf den Welthandel und den Aufschwung, den derselbe durch die modernen, riesig erweiterten und vermannichfachten Verkehrsmittel gewonnen hat.

Üben letztere tiefgreifende Einwirkungen auf die ökonomischen Zustände und damit auf die sozialen Verhältnisse der einzelnen Länder, so entspringt daraus als Folge, daß die materiellen Interessen aller Kulturländer sich immer mehr mit einander verflechten. Damit rückt auch der Zeitpunkt immer näher, wo mit der bloßen traditionellen Nationalökonomie nicht mehr auszukommen sein wird, sondern wo dieselbe vielmehr in eine Weltökonomie auslaufen muß. Sich in das Schneckenhaus seiner Zunftarbeit oder seines gemächlichen Dütenkrams zurückzuziehen und dort eine philiströse Pfennigwirtschaft zu treiben, ist für den Bürger eines großen Staates ein Ding der Unmöglichkeit geworden.

Ähnlich steht es mit den reaktionären Absonderungsgelüsten auf dem

politischen Gebiete. Es ist nicht mehr dagegen aufzukommen, daß sich zwischen allen Nationen oder Staaten ein immer vielseitigerer und immer weiter sich ausdehnender Verkehr entspinnt, und dieser Verkehr wird um so bedeutungsvoller, je charakteristischer und nachdrücklicher sich die Eigenart und die eigentümliche Leistungsfähigkeit jedes Volkes in seinem internationalen Verhalten ausprägt.

Wie könnten hier die politischen Maximen und die diplomatischen Vexierkünste ausreichen, die noch aus einem Zeitalter stammen, wo die einzelnen Staaten als abgeschlossen für sich bestehende und sich selbstgenügende Wesen auftraten und wo die hohe Politik, wenn es weit kam, sich doch nur innerhalb des Umkreises der europäischen Mächte bewegte!

Ist statt dessen, wie wir jeden Tag gewahren können, endlich der ganze Erdkreis zur Bühne der Politik geworden, so beginnt damit auch die eigentliche Weltpolitik, für welche die Weltökonomie nur die materielle Unterlage bildet. Nur ein Blinder kann verkennen, daß die heutigen Kulturvölker an der Schwelle einer neuen Entwicklung stehen. Die Kombinationen vervielfältigen sich, die Wirkungssphären erweitern sich, und über die bisher sogenannten Großmächte erheben sich langsam aber gewaltig die Weltmächte. Alle staatsmännischen Unternehmungen und Schöpfungen, wenn sie gelingen, Nutzen und Dauer versprechen sollen, müssen im Hinblick auf diesen Umschwung entworfen sein.

Gilt dies für alle Länder, so gilt es doch am meisten für Deutschland. Denn die Neuordnung der inneren deutschen Angelegenheiten und die Lösung der Aufgaben einer deutschen Weltstellung greifen ineinander.

Hatte der Deutsche, infolge es Niederganges des alten Reichs und der damit verbundenen jahrhundertelangen Entwöhnung von jeder nutzbringenden aktiven Beteiligung an der auswärtigen Politik, sich mehr und mehr in enge, kleine, unfruchtbare Verhältnisse eingelebt, so muß sich jetzt sein politischer Horizont um so rascher erweitern und die ganze Nation als solche auf einen höheren und kühneren Standpunkt erheben. Dazu bewirkt noch die zentrale und territorial ungünstige Lage unseres Vaterlandes, sowie sein historisches Verwachsensein mit gewissen unangenehmen Nachbarländern, daß wir von allen Seiten in die politischen Strömungen hineingezogen werden. Wir sollen uns aber nicht bloß ziehen lassen, sondern uns berufen fühlen, nach allen Seiten einen gewichtigen Einfluß auf den Verlauf der Dinge in unserem wohlverstandenen Eigeninteresse auszuüben. Wir haben wahrlich den Anderen lange genug die Kastanien aus dem Feuer geholt!

Dieser Einfluß des Deutschtums kann nach gewissen Richtungen in

der mildesten und friedfertigsten Form der Initiative zu weitreichenden internationalen Gemeinunternehmungen sich äußern. Es muß ja nicht immer gleich an den brutalen Druck mit der starken Faust und dem obligatorischen Säbelgerassel gedacht werden.

Ein Beispiel! Wie ehrenvoll wäre es für das deutsche Ansehen, wenn wir die Nachbarvölker zu einer Kooperation drängten, welche ganz unmittelbar die Verbesserung der sozialen Verhältnisse bezweckte! Bedenken wir, daß alle europäischen Staaten, voran die Fabrikländer, an einer bis jetzt sich noch immer steigernden Disharmonie zwischen den verschiedenen Elementen der Gesellschaft leiden. Abgesehen von den Forderungen der Humanität gebietet schon die nackte Klugheit, auf Abstellung der sozialen Mißstände zu sinnen. Eine wirklich durchgreifende Reform kann aber hier nicht von einem einzelnen Lande ausgehen, sondern müßte gewissermaßen durch eine internationale Sozialgesetzgebung in Angriff genommen werden. Wird beispielsweise in einem Lande durch ein Fabrikgesetz die Kinder- und Frauenarbeit erheblich eingeschränkt oder die Kinder- und Frauenarbeit in Fabriken und Bergwerken ganz untersagt oder durch einen Normalarbeitstag die Arbeitszeit merkbar verkürzt, so wird ein solches Land viel schwerer mit seinem Nachbarn konkurrieren, der die Kinder- und Frauenarbeit unbeschränkt und die Arbeitszeit unbeschnitten läßt, so daß die Unternehmer die Kraft und Zeit der Arbeiter rücksichtslos ausbeuten dürfen und oft auch wirklich ausbeuten. Hier läßt sich die internationale Seite eines hochwichtigen sozialen Problems mit Händen greifen. Wenn es gelöst werden soll, was doch so sehr zu wünschen wäre, so kann es ohne anderweitige gefährliche Interessenschädigung nur durch internationale Kooperation geschehen. Ähnlich verhält es sich mit einer Reihe anderer, die Sozialreform im innersten Wesen berührenden Spezialprobleme, z. B. mit der Einführung einer durchgreifenden progressiven Einkommen- und Erbschaftssteuer.

Es kann freilich nicht erwartet werden, daß alle Länder ein ganz gleiches Steuersystem einführten, es genügte aber für den Anfang schon, wenn die Annahme eines gemeinsamen Grundprinzips durchgesetzt würde. Wahrhaftig, der Staatsmann, der eine Übereinkunft der vornehmsten Industrie- und Handelsländer zustande brächte zum Zwecke einer ungefähr gleichmäßigen Regulierung der Arbeiterverhältnisse nebst Einführung eines ungefähr ähnlichen Progressivsteuersystems, der würde dadurch zu einem Wohlthäter für die ganze zivilisierte Welt werden und sich mit unsterblicherem und edlerem Ruhme bedecken als die glücklichsten Schlachtengewinner. Und warum sollte dieser Ruhm nicht einem deutschen Staatsmanne der höchsten Anstrengungen wert erscheinen?

Der unabweislich sich vollziehende Umschwung führt aber noch zu weiteren Folgen. Verändern sich durch die Weltökonomie die materiellen Existenzbedingungen, so verändern sich damit auch die Lebensbedürfnisse und Lebensgewohnheiten der Menschen, und die Weltpolitik führt zu einer allgemeinen Erweiterung des geistigen Standpunktes. Zur Ablegung jedweder Krähwinkelei gehört aber gleichzeitig eine Verschärfung und Vertiefung des Denkens, um das Weltganze nach allen seinen politischen, industriellen, kommerziellen und gesellschaftlichen Beziehungen und nach den darin wirkenden Faktoren verstehen und praktisch würdigen zu können. Denn diesem Ganzen gegenüber haben jetzt die Nationen Stellung zu nehmen. Um die nötige Vorbereitung und Anleitung dazu geben zu können, müssen offenbar die politischen Wissenschaften sowie unsere gesamten Schuleinrichtungen eine den realen Weltverhältnissen von heute entsprechende Umbildung sich gefallen lassen. Zunächst das Studium der Rechtswissenschaft, das seither weniger auf einen Rechtsstaat, als vielmehr auf einen Juristenstaat, für den die Probleme der Weltpolitik und der Weltökonomie noch nicht vorlagen, zugeschnitten war. Nicht mehr das römische Recht wird im neuen Zeitalter zur Grundlage alles Rechtsstudiums gemacht werden, sodaß der Rechtsbeflissene, ehe er noch einen Einblick in die heutigen Lebensverhältnisse und die daraus entspringenden Bedürfnisse gewonnen, den Kopf zu allererst mit römischen Rechtsbegriffen und scholastischen Spintisiereien vollgepfropft erhält, sondern mit einer Anatomie und Physiologie der modernen bürgerlichen Gesellschaft wird das juristische Studium beginnen müssen. Die lebendige Anschauung und Erfahrung wird dem greulichen Formalismus und dem abstrakten Begriffswesen den Laufpaß geben und der advokatorischen Quacksalberei ein Ende machen. Es muß doch endlich jedem gesund Fühlenden und Denkenden in die Augen springen, daß das Recht eines altheidnischen Volkes, dessen wirtschaftliches Leben auf Sklaverei beruhte, nicht mehr für Völker und ein Zeitalter passen kann, wo an die Stelle der Sklaven freie Arbeiter mit dem berechtigten Anspruch auf eine gesicherte, menschenwürdige und staatserhaltende Existenz getreten sind. Das römische Recht hingegen ist hauptsächlich ein Kapitalistenrecht, ein System des disziplinierten Egoismus, wie es Professor Ihering nennt, das sich praktisch zum raffiniertesten Ausbeutungssystem hergiebt. In legaler Form gute Beute zu machen, die eigenen Mitbürger fein säuberlich auszuschinden und auszuwuchern, das gehört auch zu den zweifelhaften Triumphen römischer Rechtsbeobachtung.

In den der altklassischen Welt entlehnten Rechts- und Staatstheo-

rieen steckt überdies noch keine blasse Ahnung davon, daß die europäischen Nationen, oder vorerst wenigstens das abendländische Europa, ein lebendiges Ganzes zu bilden haben, eine Ordnung freien Nebeneinanderstehens und eines freien Zusammenwirkens zu höheren humanitären Kulturzwecken. Wir haben darum heute mit Ernst darnach zu fragen, inwiefern den überlieferten antiken und mittelalterlichen Rechts- und Staatsideeen eine innere Wahrheit zukomme und inwieweit sie einerseits auf die besonderen deutschen Verhältnisse und andererseits auf die heutige Weltlage anwendbar seien. Man mag wie Fürst Bismarck noch so sehr mit Hand und Fuß gegen alles doktrinäre Wesen protestieren, der Augenschein lehrt unwiderleglich, daß wir alle, so gering auch unser Einfluß auf die praktische Politik sein möge, unter dem Einflusse schulmäßig angedrillter und ins jugendliche Gehirn gepaukter Theorieen unsere Handlungen vollführen.

Dem ist nicht mehr auszuweichen: mit der Umbildung der realen Weltverhältnisse, mit der Erneuerung der Naturwissenschaften muß auch eine Umbildung und Erneuerung der gesamten Schulung und politischen Wissenschaften Hand in Hand gehen, umsomehr als hinfort die letzteren kein abgeschlossenes Gebiet mehr zu bilden vermögen, sondern von allen Seiten der Einwirkung der allgemein herrschenden positiven Denkweise offen stehen.

Mit einem Wort: mit der Weltpolitik ist auch die Forderung einer entsprechenden Weltansicht gegeben, welche sich auf alles erstreckt, was die Geister der zivilisierten Menschheit bewegt und bis in ihre innerste Tiefe erregt und auf jenen Punkt trifft:

„Wo alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt."

Es bleibe dem Leser nunmehr anheimgestellt, die Hauptrichtungen der gegenwärtigen deutschen Politik unter diesen neuen Gesichtspunkten historisch-kritisch zu betrachten und daraus neue Antriebe für sein staatsbürgerliches Verhalten zu gewinnen. Möge er dies nach Maßgabe seiner Kraft und Zeit und unter Anleitung des Konstantin Frantzschen Hauptwerkes mit gutem deutschen Willen zu vollbringen trachten!

Auf der Schneis.

Erinnerungen eines alten Hofjägers.

Von Otfrid Mylius.
(Stuttgart.)

Droben, wo vom Gebirge die waldigen Vorberge in langen Höhenzügen herabsteigen und sich nach mehrstündigem Verlauf sanft zur Ebene abdachen oder in wellige Hügel verlieren, stand das alte Försterhaus, an welches sich einige der angenehmsten Erinnerungen meiner Jugend knüpfen. In eine Falte des Gebirges eingekeilt, die sich unten zu einem Thal erweiterte, schaut es ernst von einer kleinen Terrasse herab mit seinen dicken, steinernen Mauern, seinem steilen Dach, seinem hohen Giebel mit Katzenstaffeln, an dessen oberstem Steine das viel beneidete Geweih eines Vierundzwanzig-Enders weit klafternd in die Nebel hinausragte, die regelmäßig morgens und abends durch die Thalfalte heraufzogen. Rechts und links begrenzte hoher Buchenwald die Lichtung, worauf das Forsthaus stand, und einige uralte Linden würzten den freien Plan mit ihrem süßen Blütenduft oder spendeten milden Schatten. Es war ein ehemaliges Jagdschloß eines nun ausgestorbenen Dynastengeschlechts und leuchtete mit seinen weiß getünchten Mauern weit hinaus in die Ebene. Der Mann, welcher damals als „Förster auf der Schneis“ das alte Jagdhaus bewohnte, war ein Altertum, eine Merkwürdigkeit wie sein Haus. Ein hochgewachsener hagerer Mann von mehrmals sechzig Jahren, mit blitzenden Augen, pechschwarzem Haar und Bart, einem hagern, sonnverbrannten Gesicht, war er ein Typus jenes alten hirsch- und holzgerechten Jägers des vorigen Jahrhunderts, wie ihn die heutige Generation kaum mehr kennt, und wie er uns nur noch dunkel klar wird, wenn wir Flemmings „deutschen Jäger“ oder Döbels „Jägerpraktika“ lesen. Er war ein stiller, schweigsamer Mann, aber von seltenem Verstand und Urteil, hatte viel gesehen und erlebt und war vollgestopft mit Geschichten, die er jedoch nicht gern erzählte, wenn ihn nicht irgend eine äußere analoge Veranlassung darauf brachte. Er war Hofjäger an einem der kleineren aber darum nicht minder glänzenden Höfe eines nun mediatisierten Fürstenhauses gewesen, und nach der Mediatisierung dorthin versetzt worden, wo ich ihn kennen lernte: auf die Schneis, wo er das Licht der Welt erblickt hatte. Jetzt ist er längst tot und ruht nach seinem Willen unter der großen Saatbuche am Waldrande, und darum kann ich ohne Indiskretion die Geschichten wieder erzählen, die ich bei verschiedenen Anlässen aus seinem Munde vernommen. Sein treues eifriges

Weib ist ihm bald gefolgt, und das Pflegekind, das ihnen die Stelle der eigenen Kinder vertrat, die der Himmel diesem Paare verwehrt hatte, ist längst ausgewandert übers Meer, und so wird es denn keinem Menschen etwas zu Leide thun, wenn ich des alten Hofjägers Geschichten hier zu Papier bringe.

Ich war damals ein junger Offizier in einem Kavallerieregiment, und lag in der nächsten Stadt, etwa drei Meilen von dem Jagdhause, in Garnison. Ein Kamerad von mir, den ich Arthur nennen will, war der Sohn des Oberforstmeisters, unter dessen spezieller Kontrole die Kronforsten standen, welche zu dem Revier des Försters auf der Schneis gehörten, und ein Liebling des alten Försters, bei dem er in der Lehre gewesen war. Arthur war nämlich ein gelernter Forstmann und diente gleich mir nicht auf Avancement, sondern nur weil es die Sitte so mit sich brachte, daß der älteste Sohn eines adeligen Hauses einen militärischen Titel mit ins spätere Leben hinübernehme. Arthur war mein vertrautester Freund, und wir stimmten sowohl in der Vorliebe für die Jagd, wozu vorzugsweise eine gute Dosis Eitelkeit uns veranlaßte, als in einem gewissen romantischen Hang zum Abenteuern und Umherschweifen überein, welcher uns das Stillesitzen in der langweiligen Garnisonsstadt schier unmöglich machte, daher wir denn auch jede Gelegenheit ergriffen, durch Wälder und Berge zu schweifen und bald da bald dort in dem Revier eines bekannten Försters dem Waidwerk obzuliegen. Am liebsten aber kehrten wir bei dem alten Huwalt auf der Schneis zu, denn er war ein wohlwollender, uneigennütziger Mann, der an unserem elastischen frischen Wesen und unserer Passion für seinen Beruf große Freude hatte und uns stets willkommen hieß. Wir hatten in seinem Forsthaus unsere eigene Stube, die wir uns selbst möbliert hatten, in seinem Stall Unterkommen für unsere Pferde, und an seinem Tisch ein gern gegönntes Plätzchen, so lange wir nur bei seiner Pflegetochter nicht wilddieben wollten. Ich hatte ein bischen Talent zur Malerei, und meine schülerhaften Versuche in Ölgemälden zierten des alten Huwalts Stuben als der höchste Schmuck seiner bescheidenen Häuslichkeit. So waren wir denn bei ihm und seiner rührigen runden kleinen Frau gehalten wie die eigenen Kinder, und das wackere Paar sah uns immer nur mit Bedauern scheiden, weil dann das alte Steinhaus wieder für einige Zeit öde und stille ward.

Es war kurz vor der Julirevolution, zu einer Zeit, wo die Landstände es noch gar nicht wagten, über den Schaden zu klagen, den der zahlreiche Wildstand anrichtete. Arthurs Vater war auch billig denkend und vorsichtig genug, mit den Bauern nicht zu markten, wenn sie Wild-

schaden anzeigten, und leistete volle Entschädigung oder beseitigte die Veranlassung. Die Reviere des Försters auf der Schneis gehörten zu den wildreichsten, und starke Edelhirsche, stattliche Damböcke und Hauptschweine waren keine Seltenheit. Der alte Huwalt hielt etwas auf einen schönen Wildstand, oft mehr als Arthurs Vater lieb war. Aber beinahe ganz von seiner Hut umgeben lag eine standesherrliche Domäne, auf welcher eine große Ökonomie betrieben ward, und die denn häufig genug über Wildschaden zu klagen hatte. Der Pächter derselben war ein sehr intelligenter Landwirt, aber ein leidenschaftlicher reizbarer Mann, und da beider Interessen, so sehr divergierten, so war es nicht zu verwundern, daß er und der alte Huwalt häufig mit einander in Kollision kamen. Arthurs Vater verfügte dann auf die Klagen des Pächters, daß das zu Schaden gehende Wild unnachsichtig weggeschossen werden sollte, und der alte Huwalt übertrug diese Pflicht uns jungen Leuten lieber als den Kommun-Wildschützen, die ohne Ansehen von Alter und Geschlecht alles Wild niederknallten, um nur ihr Schußgeld zu bekommen. Wir dagegen schossen nur die jagdbaren Hirsche und auch von diesen nur die stärksten, und verscheuchten die Hinden und das Schmalwild, das zu Schaden ging, mit blinden Schüssen. Bei einer derartigen Expedition nun, zu welcher uns der alte Huwalt entboten hatte, erfuhr ich nachstehende Geschichte, welche ich nennen will:

Das Mädchen aus der Fremde.

Es war Sommerszeit, das Korn stand in der Milch, und wir sollten auf einige Rudel Rotwild anstehen, die auf den langen Roggenfeldern der Domäne zu Schaden gingen. Wir lagen in einer Jagdköthe, etwa eine halbe Stunde von den Feldern, wo wir die Nacht verbringen wollten, nachdem wir schon auf dem Abendanstand zwei starke Hirsche und einen kapitalen Dambock erlegt und das zu Feld ziehende Wild verscheucht hatten. Da es aber seinen Stand immer in der Nähe jener Felder hielt und wir überzeugt waren, mit dem grauenden Morgen, so bald es nur hell genug war, um Visier und Korn auf unsern Büchsen unterscheiden zu können, wieder einige Stücke Rotwild zu schießen, so hatten wir es vorgezogen, lieber einige Stunden der kurzen Sommernacht auf den Moossäcken der Jagdköthe zu verschlafen, als nach dem Forsthause zurückzureiten, das über eine Meile entfernt war.

Wir lagen unser fünf um das kleine Feuer, das die Beleuchtung geben und die Stechfliegen vertreiben mußte. Die Pfeifen brannten, der Weinkrug kreiste, es war noch zu schwül zu Schlafen; aber das Plaudern

wollte auch nicht recht gehen, denn Huwalt war schweigsam und unter den Gefährten war ein Forstschreiber Namens Stab, der noch schweigsamer war, ebenfalls ein hoher Sechsziger, aber noch auffallend rüstig und ein vortrefflicher Schütze. Der Dritte war ein angehender Forstmann, ein frischer Junge aus der Residenz, aber bescheiden und eifrig, und vor Allem beflissen, es mit seinem Lehrherrn, dem alten Huwalt, nicht zu verderben. Arthur lag neben mir am Feuer, griff hinter sich nach dem Gewehr des alten Stab, und sagte: „Erlauben Sie, Herr Forstschreiber, daß ich Ihre Doppelflinte da besichtige? Ein vortreffliches Gewehr, meiner Treu! Der Bock, den Sie so gut aufs Blatt trafen, stand reichlich hundert Gänge von Ihnen. Das ist eine außerordentliche Leistung für einen Flintenlauf."

Stab nickte und sagte kühl: „Die Läufe sind nicht glatt, sind Sternzüge, die Kugel war gepflastert; aber der Zwilling da ersetzt mir jede Büchse."

„Ein schönes, prächtiges Stück Arbeit, ein Meistergewehr," sagte Arthur zu mir gewandt; „sieh her, wie schön diese Läufe eingelegt sind und hier ist sogar noch eine Chiffre und ein Wappen. Ich bin überzeugt, daß es eines der ersten Gewehre war, die mit neben einander liegenden Läufen gebaut wurden."

„Es schießt auch jede Art von Hagel ganz vortrefflich," sagte der junge Forsteleve; „es hat nur einen Fehler: es ist zu schwer."

„Das fühle ich nachgerade auch," versetzte Stab; „aber ich habe kein anderes Gewehr!"

„Wissen Sie was, Herr Forstschreiber, verkaufen Sie das Gewehr mir oder tauschen wir!" rief Arthur; „ich gebe Ihnen meine neue leichte Zwillingsbüchse dort mit einem Flintenlauf zum Wechseln. Ich lasse mir dann die Läufe leichter schäften."

„Ich danke," versetzte Stab beinahe barsch; „so lang ich lebe, kommt das Gewehr nicht in eine andere Hand, geschweige denn, daß es zertrümmert würde." Und er nahm das Gewehr beinahe empfindlich aus Arthurs Hand und stellte es wieder hinter sich.

„Nun! nun! es war ja nicht böse gemeint, Herr Forstschreiber," sagte Arthur etwas verletzt. „Ich dächte, mein Gebot wäre honnett gewesen, und die neuen Perkussionsschlösser sind doch besser als die alten Feuerschlösser . . ."

„Die mir genügen!" fiel der alte Stab lebhaft ein; „ich habe das Ding da bald 40 Jahre in Händen, und es hat immer seine Schuldigkeit gethan. Und wenn alle Welt ihre Flinten ‚chemisch' machen läßt, an der da soll kein Schräubchen und keine Feder verändert werden, so lang ich noch lebe. Hernach? — na, das wird mir nicht mehr weh thun! — Aber

ich will gehen; ich will auf einen Dachs anstehen, der dort hinten am Welling wechselt."

„Bleib da, Alter! es war ja nicht böse gemeint!" sagte der alte Huwalt; „Herr Arthur kann ja nicht wissen . . ."

„Nein, laß mich gehen, Fritz! Ich will nach dem Dachse sehen," sagte Stab; „mit dem grauenden Morgen bin ich wieder da." Er war aufgestanden, hatte seinen großen Büchsenranzen umgehängt, das Gewehr genommen, und schritt mit einem kurzen ‚gute Nacht' aus der Köthe. Bald war sogar sein Schritt draußen im Walde verhallt. Arthur sah uns der Reihe nach an, und sagte: „Ich glaube, da hab' ich eine Dummheit begangen."

„Eigentlich ja," meinte Huwalt; „Sie haben den Alten an einer Seite angepackt, wo ich ihn seit 30 Jahren nicht mehr berühren mochte. An das Gewehr knüpft sich eine Geschichte, die dem alten Burschen einmal begegnet ist, und ihn aus einem kernigen quicken Jungen zu einem finstern mürrischen Manne gemacht hat."

„Etwa eine Liebesgeschichte?" frug ich, und als der Alte nickte, drangen wir in ihn, uns die Geschichte zu erzählen. Er sträubte sich lange, aber endlich willfahrte er doch, damit wir den Vorfall auch recht erführen und nicht entstellt, wie er unter den Leuten im Schrange sei.

„Zu Johanni war es zweiundvierzig Jahre, daß ich zum alten Forstknecht Hampe in Griesthal in die Lehre kam," hub der alte Huwalt an. „Ich war damals siebzehn Jahre alt, und mein Vater hatte mich schon eingeführt und eingeleitet, aber ich sollte mir meinen Lehrbrief anderwärts verdienen, und dazu war der alte Hampe just der rechte Mann. Ich war etwa zwei Jahre in der Lehre gewesen, und schon dem Lossprechen nahe, da kam der Wilhelm Stab da in die Lehre. Sein Vater war Justizamtmann in W. und der Junge war auf Schulen gewesen, hatte aber kein Sitzfleisch zur Wissenschaft gehabt und den flotten Studenten gerissen, bis ihm der Alte den Brotkorb höher hing und ihn, da er kein Examen machen konnte, zu dem alten Hampe that, welcher schon manch solchen Wildling gerade gebogen hatte. Wir hatten den Wilhelm gern, denn bei all seinem Leichtsinn war er ein frischer lustiger Bursch, unverdrossen und munter wie eine Lerche, anstellig und besonnen, ein wahrer Teufel an Courage, und ein guter Kamerad. Das Jägerleben gefiel ihm besser, als die Stubenhockerei, und er lag bald Tag und Nacht im Walde, und ward ein brauchbarer fixer Kerl. — So war's wieder Sommer geworden, ich hatte ausgelernt, da heißt mich Hampe eines Tages den Wilm mitnehmen, ihm das Blatten auf Rehe zu zeigen. ‚Schießt mir ein Paar starke

Böcke, Jungens', sagte er; 'nächsten Sonntag ist Kirchweih im Dorfe, und die Herrschaft hat dem Schulzen und dem Pfarrer einen Rehziemer zu liefern aus alter Observanz. Geht mir hinüber nach der Altenburg; dort stehen in den jungen Schlägen ein paar feiste Kapitalböcke!' Wilm und ich gehen also. Die Altenburg war eine schöne Ruine auf einem Vorhügel mitten im Walde, und auf dem Sattel zwischen Hügel und Höhe eine freie Schonung vor dem schönsten jungen Holze. Morgens vor Tag gehen wir hinüber und mit dem tauigen Morgen sind wir zur Stelle. Mir ist als sähe ich das Plätzchen noch heute. Ein schöner Ahorn, der drei Stämme aus einem Wurzelstock trieb, stand neben dem Graben, worin wir knieeten. Vor uns Buschwerk und hohe Wedel von Farnkräutern, dahinter das lustigste Grün von jungem Holz. Ich instruiere Wilm, wie er sich verhalten soll, wenn ich blatte — nur rasch und sicher schießen, denn die Böcke fuhren auf den nachgeahmten Ruf der Ricke daher wie ein Wetterstrahl, und wer nicht schnell mit dem Zielen abkam, hatte vergebliche Mühe. Der Wilm kniet vor mir, die Büchse in der Hand — es war damals Waidmannsbrauch, alles was ‚auf' hatte, nur mit der Kugel zu schießen, — ich lehne hinter ihm, das Birkenblatt zwischen den Lippen, die hohlen Hände vor'm Munde, und blatte. Der Wilm war Feuer und Flamme, aber ich blatte und blatte vergebens — es springt kein Bock. ‚Horch, Fritz', sagt er endlich verdrießlich, ‚entweder Du blatteſt nicht richtig. oder der alte Hampe hat uns zum Besten gehabt, oder es hat uns jemand einen Waidmann gesetzt.' — ‚Stille!' sag ich; ‚ich wills nochmals versuchen, denn hier hab' ich noch jedesmal meine fünf, sechs Böcke geschossen. Das Wild ist verstört; hier ist jemand gelaufen!' — Genug, ich blatte nochmals und plötzlich raschelt es im Holz, aber nicht von dem scharfen Hufschlag eines Bocks. Etwas Weißes schimmert durchs Gebüsch, und schon fährt Wilm mit der Büchse an die Wange, da setzt er wieder ab und murmelt: ‚Zum Geier, was ist das? ein weißes Schmalreh?' ‚Mit Nichten', sag' ich; „ein weißes Windspiel, das hier herrenlos läuft. Knall' ihm eines auf den Stich!' — Wilm fährt herauf und schießt, aber gefehlt! Das Tierchen stößt einen Schrei aus, läuft dann zurück, kommt wieder und bellt uns an auf wenige Schritte. Nun erst sah ich, daß es ein wunderzierliches Tierchen war und eine rote Schnur mit Troddel um den Hals trug. ‚Laß es geh'n, Wilm! s' wäre schade um das Tier!' sag' ich zu ihm, der schon nach meiner Büchse gegriffen hatte und im Anschlag war. Da ruft uns eine weibliche Stimme aus dem Walde ängstlich etwas zu, das ich nicht verstand, und als ich hinblicke, steht zwanzig Gänge vor uns ein prächtiges Frauenzimmer, so schön wie ich es noch nie gesehen, und

winkt uns mit ihrem Taschentuch und welscht uns ängstlich an. Der Wilm war aufgesprungen und hatte die Büchse fallen lassen, und auf seinen Wangen wechselten Glut und Blässe. Er lockte das Hündchen, erfaßte die Leine, die es nachzog und die sich in den Braunbeerschlingen verwickelt hatte, und führte es zu seiner Herrin zurück, die bleich und ängstlich stehen geblieben war. Was sie mit einander geredet, hab' ich nicht verstanden, denn sie sprachen leise, aber sie mocht' ihm wohl gedankt haben, denn aus ihren Augen wich die Angst, als er ihr die Leine in die kleine Hand legte und sie das Tierchen unversehrt sah, das sich halb bange an sie schmiegte. Ihr schönes blasses Gesicht überlief wie mit Rosenschein und wir sahen sie langsam den kleinen Pfad einschlagen, der von der Altenburg herab durch den Wald führte! Meiner Treu, mir ist als stünde sie noch vor mir, so unvergeßlich ist sie mir geblieben. Eine hohe Gestalt, schlank und biegsam wie eine junge Esche; ein schwarzseidenes Gewand, das ihre zierliche Taille noch mehr hervorhob, und von dem der weiße Hals und die feinen Hände wie Marmor abstachen. Ihr Gesicht war blaß aber edel, und ein Paar Augen glühten darin, wie ich Tag meines Lebens keine ähnlichen gesehen habe, schwarz und feurig wie von einem Raubvogel. Dunkle Locken von einem weißen Band gehalten, fielen ihr vom Nacken herab, und eine leichte dünne Schärpe wallte ihr wie Nebel um die Schultern. Und einen Gang hatte sie, ein Reh ist nichts dagegen an Zierlichkeit, — es war nur so ein Schweben auf dem winzig kleinen schmalen Huf. Ganz jung war sie nicht mehr, das hatt' ich auf den ersten Blick weg; aber mehr als dreißig war sie auch nicht, und wenn ihr die erste Frische der Jugend abging, so war sie dagegen von einem Liebreiz umflossen, der Einem das Herz im Leibe hüpfen machte.

„Als sie endlich unter den Bäumen verschwunden war und Wilm zu mir zurückkehrte, glühten seine Augen und Wangen noch und er erschien mir ganz aufgeregt. ‚Wer ist sie?' fragte ich; ‚meiner Treu, wär' ich allein gewesen und sie hätte nicht gesprochen, so verschwüre ich, sie sei das gespenstige Fräulein von der Altenburg. Was hat sie mit dir gesprochen?' ‚Sie dankte mir auf Französisch, daß ich den Hund eingefangen, der sich in der Burgruine von ihr losgerissen,' versetzte Wilm kurz. — ‚Mich dünkt, das hätte sie in wenigeren Worten sagen können, als sie dazu gebraucht hat, Wilm', sagte ich; ‚sie hatte es ja recht eifrig, Dir dabei in die Augen zu blicken. Und wie es sie that, meiner Treu! mir hätte es bis ins Herz hineingelacht. Du bist ein glücklicher Hund, daß Du Französisch verstehst! . . . Und wohin geht sie denn?' — ‚Ich weiß nicht,' erwiderte Wilm kurz; ‚jener Pfad dort hinunter führt nach Emslingen,

wo sie vielleicht bei dem alten Baron im Schlosse wohnt. Aber komm', setzte er hinzu; ‚ich denke, hier springt uns kein Bock mehr; laß uns einen andern Platz suchen!' — ‚Ja,' sagt' ich; ‚das schmucke Weibsbild da mit ihrem Hündchen hat uns den Anstand verdorben. Gehen wir hinunter in die Preisklinge; dort springen die Böcke gewiß!' Der Wilm sagte nichts mehr, nahm aber Gewehr und Weidtasche und ging weiter. Den ganzen Morgen war er verstört und wie verhext, ward bald rot, bald blaß und gab verkehrte Antworten. Unten in der Preisklinge sprang schon auf den ersten Ruf ein Kapitalbock; wer aber nicht aufpaßte und zu spät schoß und den Bock verfehlte, das war mein Wilm. Beim zweiten und dritten gings ebenso, bis mir endlich der Geduldfaden riß. — ‚Zum Donner auch, Wilm, paß Achtung oder Du verdirbst uns die ganze Jagd!' sagt' ich; ‚Schwerenot, entweder fehlst Du mir das Wild oder Du schießest es schlecht an — das ist Aasjägerei!' Da warf er die Büchse in den Busch und rief: ‚Nanu, dann schieß' Du selber, Fritz! mir ist nicht gut!' und er sah wirklich so blaß aus und seine Augen glühten so unheimlich und seine Nasenflügel flogen ordentlich. — ‚He, Junge, ich glaub', das schwarze Weibsbild hat Dich behext,' sagt' ich zu ihm; ‚mit der ist's nicht richtig. Da ist drauf zu wetten, daß da Hexerei und böses Werk hinter steckt. Das ist das Fräulein von Altenburg, das umgehen muß, weil es seines Buhlen wegen den Vater erschlagen, und das nun eine andere Gestalt angenommen hat, um einen ehrlichen Kerl zu verderben!' — ‚Dummer Schnack!' lächelte er höhnisch; die Dame hat Fleisch und Blut, wie Eine, und zwar schönes Fleisch und heißes Blut,' setzte er mit einem glutheißen Blick hinzu, warf sich dann ins hohe Gras und starrte in die Wolken, während ich am ganzen Waldsaume hinging und kletterte und nicht eher ruhte, als bis ich meine beiden starken Böcke geschossen hatte, die wir dann aufbrachen und nach Hause schleppten.

„Von diesem Tage an war der Wilm wie umgetauscht, bald übermütig lustig, bald verschlossen, gedankenvoll und traurig. Zuvor waren wir manchmal zusammen gegangen, aber nun separierte er sich von mir und ging am liebsten seine eigenen Wege. Am Morgen ging er schon lange vor Tag, und abends kam er oft erst gegen Mitternacht, und war oder stellte sich so totmüde, daß man nichts mehr mit ihm reden konnte. Zuweilen sprach er nachts im Schlafe gar zärtliche, süße Worte, die niemand verstehen konnte, deren Ton aber Einem ins Herz drang; oder er seufzte tief auf und warf sich im Bette hin und her, als ob ihn der Alp drückte. Einmal hörte ich ihn im Schlafe aufschreien und dann einen Namen leis und innig flüstern. ‚He, Junge!' rief ich ihm zu; ‚leg Dich

auf die andere Seite! Ich denke, die Hexen reiten Dich!' Da wacht' er auf, fällt über mich her und erfaßt mich an der Kehle. ‚Hab' ich einen Namen genannt, Fritz?' ruft er: ‚sprich, hab' ich? und welchen denn?' Ich schüttelte ihn ab und sagte, er habe ängstlich aufgeschrieen und geseufzt, und dann welsches Zeug geschwatzt, das kein ehrlicher Christenmensch verstehe!' — ‚Ach ja,' sagte er; ‚habe schwer geträumt — es war gut, daß Du mich weckteſt, Fritz!' Dann zog er sich rasch an, nahm Büchse und Weidtasche und ging fort.

„Nicht mir allein war's aufgefallen, was mit dem Wilm vorging; auch der alte Hampe merkte es und sprach oft darüber. Ich hatte so meine Gedanken, wo die Sache hinaus wollte; bin aber mein Lebtage kein Fuchsschwänzer gewesen, und wollt' den Kameraden nicht verraten, denn Wilm war immer ein braver Kerl. Hampe und die Försterin meinten, dem Wilm gefalle das Jägerleben nicht und er habe Heimweh nach der Stadt; er brachte selten etwas mit nach Hause und lag doch den ganzen Tag draußen. ‚Wenn der Bursch' so fort macht, so schick' ich ihn seinem Vater wieder,' sagte Hampe; ‚kann keinen Träumer und Kopfhänger brauchen. Der kommt zu spät in den Wald.' — ‚Na,' sagt' ich; ‚der Wilm ist richtig dabei, aber er ärgert sich darüber, daß er so wenig Schick zur Sache hat und nichts trifft; wär' er ein besserer Schütze und brächte häufiger 'was nach Hause, so würd' er wieder lustig und guter Dinge sein. Aber es wurmt ihm, sein Kraut und Loth vergebens zu verpaffen!' Damit hatte ich eigentlich 'was recht Dummes gemacht, wo ich dem Wilm hatte helfen wollen, denn nun stellte ihn der alte Hampe Tag um Tag eine Stunde lang hinunter in den Graben, der um das Forsthaus lief und ließ ihn Scheiben schießen, und gab ihm seinen Jungen, den Ferdinand, zum Zeiger und der Wilm schoß meisterhaft, knirschte aber über den Zwang, und mußte nun oft den Förster begleiten oder den alten Forstgänger Herz, der ein Waidmann aus dem ff war. Der Wilm ward darob nur schweigsamer und trauriger, und kam nun später nach Hause.

„Eines Abends — es war zu Anfang Septembers und wir hatten ein großes Treibjagen auf Hochwild gehabt, mit dem Herzog und vielen Kavalieren dabei — lag ich totmüde in meiner Kammer und konnte doch nicht schlafen. Der Mond schien durch die Fenster, gerade auf Wilms Bett, und ich sah, daß es leer war. Ich stand auf und sah nach — siehe da, der Bursch' war schon drinnen gelegen, aber wieder aufgestanden und davon gegangen — seine Kleider lagen nicht mehr vorm Bette und draußen am Rechen auf dem Flur war sein Gewehr fort. Was hat der Junge? dacht' ich; 's ist doch fürwahr thöricht, so bei nachtschlafender Zeit noch

draußen herumzustreifen, wenn man nicht muß! dahinter steckt irgend etwas! — Und wie ich so grübelte, bracht' ich es mit dem Weibsbild im schwarzen Kleide zusammen, das wir damals im Walde gesehen hatten. Über dem Grübeln aber war ich eingeschlummert, und als ich wieder erwachte, wars von wegen des Wilm, der am Feuerzeug stand und Feuer schlug. Der Mond war hinunter und die Kammer stockdunkel. Wilm schlug mühsam Licht an, und ich hört' ihn mit jedem Schlag tief aufächzen wie im Schmerz. Als die Ampel brannte, holte er aus der Tasche ein Päckchen hervor und rollte es auseinander; es war ein Stein in Papier eingewickelt und dabei ein kleines Briefchen von feinem Papier, das er hastig las und immer und immer wieder überlas und an seinen Mund drückte und sich ganz verrückt dabei geberdete! Nun wußt' ich, was die Uhr geschlagen hatte! Der Wilm war verliebt, und sein Schatz war vermutlich die schwarze Hexe vom Wald. Ich rührte mich aber nicht, sondern stellte mich schlafend, denn ich wollte nicht Wort haben, daß ich ihn belauscht hätte. Endlich schob er das Briefchen in seine Brieftasche, hing die Waidtasche ab und zog den Rock aus, und siehe, da ächzte und stöhnte er wieder tief auf, und als ich erschrocken aufblickte, sah ich Ärmel und Schulter seines Hemdes ganz voll Blut. ‚Wilm,' ruf ich, ‚ums Himmels willen, Du bist geschossen?' — ‚Gestreift, ja!' sagt er; ‚die Kugel hat hier ein Stück Fleisch herausgerissen, und das Ding brennt wie höllisches Feuer!' Im Nu war ich aus dem Bett und riß ihm das Hemd ab, — es war eine böse Streifwunde an der linken Schulter. Eine halbe Spanne mehr rechts und der Junge wäre daran eingegangen. Ich wusch ihm die Wunde rein und schnitt das zerrissene Fleisch mit der Scheere ab, stopfte einen Pfropf von Charpie hinein und band ein Tuch darüber. ‚Wilm, wer hat dies gethan? Ein Wilddieb?' fragt' ich. — ‚Ein Wildschütz ohne Zweifel,' sagt' er; ‚morgen erzähl' ich Dir alles; laß mich nur jetzt schlafen, denn ich bin schwach!' damit warf er sich in's Bett.

„Ich weiß nicht mehr genau, was für ein Märlein uns Wilm am andern Morgen beim Frühstück erzählte; aber ich glaubte kein Wort davon. Ich wußte, daß keiner da drüben am Welling wilddiebte, wo Wilm geschossen worden sein wollte. Auch Hampe glaubte es nicht recht, aber er befahl, daß wir künftig immer nur zu Zweien auf die Streife gehen und bei Nacht die Fanghunde mitnehmen sollten. Den andern Tag macht ich mir in der Nähe der Altenburg zu schaffen, kreiste den ganzen Wald ab, fand aber nichts Verdächtiges, nicht einmal Fußspuren. Wie ich so auf der Höhe unter den Buchen herumsuche, sah ich zufällig ins Thal hinunter, und da geht die schwarze Frau mit dem weißen Hunde durch

die Felder einem Waldstücke zu, das der „tiefe Brunnen“ hieß. Dort war eine Schlucht und ein lauschiges Plätzchen an einer Quelle unter hohen Erlen und Eschen und Rüstern, ganz wie geschaffen zu einem Stelldichein für Verliebte. Ich mache einen großen Bogen über die Höhen, und komme von hinten her in die Nähe der Schlucht, schleiche mich ganz hart an und — hast du mich nicht gesehen? — da drunten bei der Quelle auf den moosigen Steinen sitzt mein Wilm und hat das schwarze Frauensbild im Arme und sie herzen und küssen sich wie ein Paar Täubchen. Was sie miteinander geredet, hab' ich zwar nicht verstanden; aber daß sie einander vom innersten Herzen gut waren, das konnte nicht verborgen bleiben, denn wenn sie einander küßten, da hielten sie sich umschlungen, als ob sie sich erdrücken möchten, und die Lippen wollten einander gar nicht los lassen. Und dann küßte ihm die schwarze Hexe die verwundete Schulter und nahm einen kleinen Korb, der neben ihr stand, und bewirtete ihn mit Fleisch und Wein. Meiner Seel', man hätte eifersüchtig werden können auf den glücklichen Burschen, und wenn ich Wilm nicht so gut gewesen wäre, so hätt' ich es ihm auch fürwahr mißgönnt, daß er so geliebt ward. Aber ganz ohne Bitterkeit ging es auch bei mir nicht ab. Das Weibsen war gar zu schön, wie es so bei dem Wilm im Grase saß. Himmelelement! solch weißen runden Nacken und schlanken Hals, solch schwanenweiße volle Arme und weiße Hände hatt' ich all' mein Tage noch nicht gesehen; und nun gar der kleine Fuß und das herzige Bein, die unter dem hochgeschürzten Kleid hervorsahen! . . . Ich mußte fortgehen, denn das Blut stieg mir ganz heiß zu Kopfe.

„Ich weiß selber nicht, wie es kam, aber nach langem Umherschweifen im Walde stand ich endlich an einem der Pfade, die nach Emslingen hinunterführten, und sah mir das Dörfchen an, wie es so still und friedlich dort unten im Thale lag. Die Bauernhäuser zerstreut am Bache entlang, die Kirche auf einer kleinen Anhöhe, und abseits von den andern Häusern oben am Gehäng des Hügels das Schloß, ein altes Steinhaus mit vier Türmen auf den Ecken, weiß getüncht, mit Mauern und Gräben umgeben, dahinter das Lustgehölz mit den alten Wallnußbäumen. Das alte Steinhaus gehörte dem Baron v. Wedell, der vordem Hofmarschall gewesen, aber in Ungnade gefallen und nun auf Reisen war und nur bisweilen auf seinem Gute lebte. Und wie ich so nach dem Schlosse hinüberblicke, so seh' ich einige der Fenster geöffnet und Blumen auf den Fensterbänken, und hinter den Fensterischen spielte der Wind mit den weißen Gardinen. — Hollah, sag' ich mir, da hab' ich den Schlüssel zu dem Geheimnis! die schwarze Hexe wohnt auf dem Emslinger Schlosse. Da

will ich mich doch 'mal auf die Lauer legen, wer sie denn ist! — Und somit steig' ich hinunter ins Dorf, gehe vor die Schenke, setze mich unter den Lindenbaum und lasse mir einen Krug Bier und ein Butterbrod geben, denn der Tag war heiß und die Sonne stand im Scheitel. Die junge Wirtin setzt sich zu mir mit ihrem Rädchen und wir schwatzen eins. Ich sag' ihr auf Befragen, daß ich Jägerbursch bei dem alten Hampe drüben in Griesthal sei, und frage wieder, wer denn jetzt auf dem Schlosse wohne, ob der Baron zurück sei u. dergl. m. und was der alte Muff, der Jäger des Barons, mache? und derweilen setz' ich den kleinsten Jungen der Wirtin auf mein Knie, thu' ihm schön und kraue ihm den Flachskopf. Na, da hör' ich denn, daß der alte Hofmarschall auf Reisen sei und sein Losament nur Gästen eingeräumt habe, erschrecklich vornehmen Leuten: einem hageren ausgetrockneten alten Herrn und einer dicken Frau, die beide Ausländer seien und niemand bei sich hätten, als eine bildschöne blasse junge Dame, die den ganzen Tag allein durch Feld und Wald streife, und zwei alte Diener, einen Lakai und eine Jungfer, welche mit niemand verkehrten und immer nur für sich blieben. Und wie die Frau des Jägers, des alten Muff, den fremden Herrschaften die Küche besorge, und viel Geld dabei verdiene, denn es werde ihr alles flott bezahlt, und überdem gebe es Geschenke die Menge. Über das schöne schlanke junge Frauenzimmer aber, die mich am meisten interessierte, wußte mir die Frau am wenigsten zu sagen; nur daß sie immer mit ihrem Hündchen allein gehe, und daß sie alle kleinen Kinder küsse und beschenke. Dann aber nahmen ihre Gedanken plötzlich eine andere Richtung, und sie erzählte mir, wie der Ruf von dem Reichtum der fremden Gäste schon das Gesindel herbeizöge, — wie Friedel, der Jägerbursch, behaupte, er habe schon etliche Male nachts verdächtiges Volk, Zigeuner, um das Schloß schleichen sehen, und erst vorige Nacht einen Kerl gespürt, der sich hinter dem Graben herumgetrieben und dem er eins auf den Pelz gebrannt habe, daran der Landstreicher wohl auf lange denken werde, denn man habe am Morgen Blutspuren in dem hohen Grase des Baumgartens gefunden.

„Ich mag bei dieser Nachricht recht dämlich ausgesehen und die Farbe gewechselt haben, denn die Wirtin sah mich mit einem Male ganz argwöhnisch an und ging dann ins Haus. Aber mir war auch nicht wohl bei der Sache, wenn ich an Wilm dachte, der um des Weibsens willen so große Gefahr gelaufen. Als das Weib wiederkam, zahlt' ich meine Zeche und ging, und überließ es ihr, sich darob Gedanken zu machen. Und hernach erfuhr ich auch, daß die Wirtin dem Schulzen erzählt, es sei einer dagewesen, ein junger Spitzbub und Räuber, als Jäger verkleidet,

habe sich für einen Jägerburschen vom Förster Hampe ausgegeben und auffallende Beflissenheit an den Tag gelegt, die ganze Gelegenheit des Schlosses zu erkunden.

„Am Abend fehlte Wilm wieder beim Essen; da nahm ich Flinte und Waidtasche und ging ihm entgegen. Ich ahnte schon, wo er zu finden sein werde; und als ich den Steig hinaufkam, der über den Berg nach Emslingen führt, hört' ich seinen Schritt und seinen Gesang, wie er von der anderen Seite her den Pfad heraufkam. Er stutzte, als er mich hier traf, aber ich ging stracks auf mein Ziel los. — ‚Wilm,' sagt' ich, ‚so kann die Sache nicht fortgehen, sonst kommt's zu einem bösen Ende. Ich weiß nun, von wessen Kugel der Streifschuß da herrührt — von Muffs Jägerbursch Friedel drüben im Emslinger Schloß. Der Bursch hat Dich längst abgespürt, wenn Du nachts um den Graben schleichst!' Ich sah im Mondschein, wie Wilm blaß ward und erschrak, daß sein Geheimnis verraten sei, und er dauerte mich. ‚Nimm Dich in Acht, Junge, wenn Du zu dem schönen Fräulein gehst, oder laß mich wenigstens mitgehen, und Dir den Rücken decken, damit sie Dich nicht noch einmal zusammenknallen wie einen Fuchs, der um den Hühnerhof schleicht. Und der alte Hampe wittert ebenfalls Unrath, weil Du immer mit leeren Händen heimkommst. Drum hab' ich heute im ‚alten Hau' einen Rehbock geschossen und in die hohle Eiche geworfen; den kannst Du im Vorbeigehen holen und nach Hause bringen, als wär' er Dir angelaufen. Der alte Hau liegt ja auf dem Wege nach der Preisklinge und dem tiefen Brunnen.' — Kaum war mir dieser Name über die Zunge, so zuckte der Wilm zusammen; er faßte mich mit einer wahren Wut vor der Brust und rief: ‚Mensch, woher weißt Du? . . . Hast Du mich belauscht? . . . Bist Du mir nachgeschlichen? Was hast Du gesehen?' — ‚Ruhig, Wilm, und die Hand weg von meinem Halse, oder es geht nicht gut!' sag' ich; ‚es war gut gemeint von mir; ich wollte Dich nicht belauschen, sondern nur sehen, ob mein Verdacht gegründet sei, damit ich Dich warnen könne. Komm mit und sei vernünftig, dann sag' ich Dir Alles!' Er ließ mich nicht eher los, als bis er mir lange prüfend in die Augen gesehen hatte, aber ich hielt seinen Blick ruhig aus, denn ich war mir bewußt, daß ich es gut mit ihm meinte. — ‚Komm,' sagte er, ‚laß uns nach Hause gehen. Ein ander Mal mehr davon!' Ich sah ihm an, wie sein Kopf und seine Brust arbeiteten, und ließ ihn nicht aus den Augen, während wir den Steig heruntergingen. Drunten schlugen wir den Weg rechts nach dem alten Hau ein, und als wir auf die Wiesen kamen, wo eine kleine Steinbank mitten in der Niederung stand, der sich niemand nahen konnte, ohne gesehen zu werden, blieb

Wilm stehen und sagte: ‚Laß uns hier niedersitzen, Fritz, und sag' mir alles, was Du weißt und gesehen hast und wie es gekommen! Aber sprich die Wahrheit, hörst Du, wenn Du mich nicht unglücklich machen willst!' Sein Ton war dabei so feierlich, seine Miene so ernst, wie ich's nie von ihm gesehen; mir bangte ordentlich für ihn wegen seiner tiefen Erschütterung; und offen und ehrlich erzählt' ich ihm alles, wie es gekommen war. Er ließ dabei kein Auge von mir, und sah mich an, als wollt' er mir auf den Grund der Seele blicken. Nun war's ja nicht zu viel, was ich zu erzählen wußte, und ich bald damit zu Ende. Drauf drückte er mir die Hand, stützte die Stirne auf beide Hände und starrte lange und seufzend zu Boden; dann wandte er sich zu mir und sagte: ‚Höre, Fritz, nun Du einmal soviel weißt, will ich Dir vollends alles sagen, aber bedenke, daß zweier Menschen Lebensglück dabei auf dem Spiele steht, und versprich mir, vorerst gegen jedermann von dem zu schweigen, was ich Dir anvertrauen werde. Nun sieh, ja, ich liebe jene junge Dame, die wir damals im Walde trafen, liebe sie bis zum Wahnwitz und werde von ihr wieder geliebt. Sieh, ich weiß selbst nicht, wie es so kam, aber ich bin ihr so gut, daß ich nicht mehr ohne sie leben kann, und Agnesen geht es ebenso. Kein Tag verging seitdem, wo wir uns nicht gesehen hätten, bald da, bald dort im Walde, bald im Emslinger Schloßgarten, in der Buchenlaube, in dem Lustgehölz; wir sind beide unglücklich, wenn wir nur auf einige Stunden von einander getrennt sind. Schon damals, als ich ihr das Hündchen hinbrachte und die Leine in die Hand gab und diese feine schöne Hand zu drücken wagte und ihren Gegendruck verspürte und sie mich mit ihren dunklen, feurigen schwimmenden Augen ansah, war mir's, als ob eine verzehrende Glut in meiner Seele aufschlüge; und als sie mir mit zierlichen Worten dankte, und ich, der Himmel weiß wie, den Mut fand, zu fragen, ob ich sie nicht wieder sehen würde, und sie mir antwortete, daß sie jeden Tag auf die alte Burgruine steige, da wußt' ich, daß ich ihr folgen müßte und ginge es in den Tod. Darum war ich auch an jenem Morgen so still und fieberisch; ein unsägliches Gefühl von Lust und Schmerz war in meine Seele eingezogen und schaukelte mich hin und her, daß ich allen Halt verlor. Am anderen Morgen mit Tagesanbruch stand ich an dem Hochkreuz auf dem Sattel vor der Altenburg, und brauchte auch nicht lange zu warten, bis sie kam, denn ich glaube, meine Gedanken hatten sie herbeigezogen. Ihr blasses Gesicht ward ganz lieblich rot, als sie mich vor dem Hochkreuz vom Boden aufstehen sah, sobald ihr Köpfchen über der Kimme des Weges erschien, und sie lächelte, daß es mir wie Sonnenschein in die Seele drang. Ich konnte kein Wort

reden, aber ich ging ihr entgegen und ergriff ihre Hand, die ich mit Küssen bedeckte, wobei sie mich auf die Stirne küßte. Sie dankte mir, daß ich gekommen sei, damit sie mir ihren Dank abstatten könne für die Schonung ihres Hündchens, und führte mich dann an der Hand in die Ruinen hinein, wo wir uns im Schatten der Giebelwand auf den Mauertrümmern niedersetzten und wechselsweise uns anblickten und in die weite Ferne hinausschauten. O Fritz, ich hab' schon mit manchem Mädchen geliebelt, aber erst mit Agnesen ist mir das volle Herz aufgegangen und ich weiß nun, was Liebe ist. Ich sagte ihr alles: wer ich sei, was mich im Griesthal halte und was für Aussichten ich habe und wer meine Eltern seien. Sie hörte mich so freundlich an, und mit einem solchen Interesse, und sagte dann mit Thränen in den schönen Augen: sie dürfe mein Vertrauen nicht erwidern, denn ihr Geheimnis sei nicht das ihrige allein, sondern betreffe noch andere Personen; aber ich solle ihr darum nicht weniger vertrauen, denn sie liebe mich mehr als ihr Leben, ich sei ihr einziger bester Freund, und sie meine es treu und ehrlich mit mir. Seltsame Schicksalsfügungen und Verhältnisse verböten ihr, sich mir jetzt anzuvertrauen; aber es werde die Zeit kommen, wo sie mich mit Stolz den ihrigen nennen und sich vor aller Welt zu mir bekennen werde. O Du glaubst nicht, Fritz, wie lieb und gut, wie fein und vornehm sie ist, und mit welcher Leidenschaft sie mich liebt! . . .'

„So ungefähr erzählte mir Wilm damals, denn ich weiß nicht mehr alles, was die Freude und das Glück der Liebe aus ihm sprachen; aber der Mond war längst untergegangen und Mitternacht vorüber, als Wilm mir noch immer von ihr erzählte. Sie hatte ihm das Wort abgenommen, daß er sich niemals in ihre Verhältnisse eindrängen, noch denselben nachforschen wolle; sie hatte ihm versprochen, für ihn zu sorgen, ihn aus seiner bescheidenen Dunkelheit hervorzuziehen und etwas Großes aus ihm zu machen; und Wilm glaubte daran, wie an ein Evangelium. Er hatte ihr versprochen, zu niemand von seiner Liebe zu reden, und er hatte nur mit mir eine Ausnahme gemacht, um mein Vertrauen zu erkaufen. Wilm nahm mir das Versprechen ab, gegen Hampe nichts davon zu sagen, und sprach mir viel von den Hoffnungen, welche er auf seine Zukunft setzte. Aber mein Anerbieten, ihm den Rücken zu decken, wenn er wieder eine nächtliche Zusammenkunft mit seinem Liebchen habe, die er nur unter dem Namen Agnese kannte, nahm er nicht an.

„Es war beinahe ums Morgengrauen, als wir miteinander heimkehrten und uns aufs Bett warfen. Unser Ausbleiben war nicht bemerkt worden, und der Rehbock, welchen Wilm heimgebracht, hatte alles gut ge-

macht. Einige Tage darauf lag Wilm Morgens im schrecklichsten Wundfieber da, und schien in großer Gefahr; auch der alte Physikus Dahm, den der Förster holen ließ, schüttelte den Kopf bedenklich, und verordnete eine Arznei um die andere. Als Wilm wieder zum Bewußtsein kam, war er außer sich, zu hören, daß er zwei Tage lang im Delirium gelegen und wollte sogleich in die Kleider fahren und fort gehen; aber ich hielt ihn zurück, weil dies Aberwitz gewesen wäre. — ‚Fritz,‘ sagte er zu mir, als ich ihn mit Drohungen zurückhielt, ‚jetzt zeig' mir, ob Du mein Freund bist! Ich will ein Briefchen schreiben, das Du draußen im Wald beim tiefen Bronnen in die Höhlung der Saalweide an der Quelle legst. Ohne Zweifel sind ein oder zwei Briefchen darin, die Du mir dafür wiederbringst; aber sieh zu, daß Dich niemand belauscht und daß Dir Agnese nicht begegnet!‘ — Ich versprach alles und besorgte drei Tage lang die Botengänge und trug Briefchen hin und her. Ich hatte mir nicht versagen können, das schwarze Frauenzimmer zu belauschen, als es den zweiten Brief Wilms aus der hohlen Weide holte; das Weibsen war bleich und abgehärmt, aber trotzdem bildschön, und als sie den Brief fand und las,' und mit Küssen bedeckte und sich ganz toll geberdete, da ward ich ihr auch von Herzen gut, denn ich sah, daß sie Wilm wirklich liebte. Und meiner Treu, es war ein Paar, das einander wert war; sie so schön und anmutig, so königlich und doch so gewinnend, und er ein so staatscher, schmucker, frischer Bursche, dem das Leben und der Mut aus allen Poren quoll.

„Am vierten Tage," fuhr der alte Huwalt nach einer Pause in seiner Erzählung fort, „war Wilm schon wieder auf den Beinen, und die Wunde besser; da ging er natürlich selber nach dem tiefen Bronnen, und wartete auf seinen Schatz. Und am Abend zeigte er mir einen kleinen Goldreif am Finger, den sie ihm gegeben hatte, und sagte: ‚Sieh, Fritz, das ist so 'ne Art Verlobungsring! Nun soll uns kein Teufel mehr kommen! Ich hab' dafür gesorgt, daß sie mein ist!‘ Und eine wilde Freude flammte ihm dabei vom Auge, die ich mir gar nicht erklären konnte. Ich wünschte ihm aber von Herzen Glück, denn er hatte das Mädchen fürwahr redlich verdient. — Etliche Tage später weckt mich Wilm, der seine nächtlichen Gänge wieder angefangen hatte, aus dem Schlafe. ‚Fritz,‘ sagt er, ‚ich muß für Agnesen einen Ritt thun und nehme mir des Försters Braunen aus dem Stalle. Sorg' dafür, daß der Alte vorerst nichts merkt, wenn ich am Morgen noch nicht zurück sein sollte. Lock' ihn unter irgend einem Vorwand recht früh in den Wald!‘ Das konnt' ich leicht; wir hatten Hochwild eingekreist, das der Prinz Ewald abschießen wollte, und mußten

am Morgen in aller Frühe heraus, es zu bestätigen, und der alte Hampe ließ es nicht an Eifer fehlen, wenn es den Dienst galt. Der Prinz kam am andern Morgen mit seinem Gefolge; wir alle waren zur Stelle, selbst Wilm fehlte nicht, aber er sah fieberhaft und erschöpft aus und mir entging eine ungewöhnliche Düsterheit, eine gedrückte Stimmung und heimliche Angst nicht, welche auf ihm lagen. Er suchte mehrmals in meine Nähe zu kommen, der ich dem Prinzen beigegeben war, aber der alte Hampe hatte immer andere Aufträge für ihn, die ihn nach einer andern Seite schickten. Endlich war das Abschießen vorüber, und wir streckten das Wild: sieben starke Hirsche und zwei Hauptschweine. Da trat Wilm an mich heran und raunte mir ins Ohr: ‚Fritz, ich gehe dem Alten heute aus dem Wege! Der Braune ist gefallen und Hampe wird wüten! Bitte die Försterin, daß sie ein gut Wort für mich einlege, denn der Wert des Pferds soll gern ersetzt werden. Hilf mir nur über die verfluchte Geschichte hinüber!‘ — Ich nickte und machte mir sogleich mein Plänchen. Hampe hatte mich ausersehen, das Wild nach der Hauptstadt zu begleiten, wo in einem solchen Fall große Trinkgelder abfielen; aber ich wollte Wilm für mich gehen lassen, damit er dem alten Hampe aus den Augen kam. Als der Alte daher mit den Herrschaften droben auf dem ‚Plan‘ war und schon einigen Flaschen Wein den Hals gebrochen hatte, mengt' ich mich unter die Jägerburschen, welche bei dem Waidmannsmahl aufwarteten, und machte mich an den alten Hampe, der mich mit einem wilden Fluch empfing und mich fragte, was ich denn noch da thue, da ich längst mit meinen Fronfuhren auf dem Wege nach der Stadt sein sollte? ‚Mit Verlaub, Herr Förster,‘ sagt' ich, — ‚ich hab' mich unterstanden, diesmal ungehorsam zu sein. Der Wilm Stab hat mich gebeten, ihn statt meiner zur Stadt fahren zu lassen; einmal, weil er gern seinen Vater sprechen möchte, und dann, weil unter den Kavalieren dort etliche sind, die ihn von der Studentenzeit her noch kennen, und vor denen er sich geniert hätte. — Der Alte führte diesmal einen guten Wein und war's zufrieden, und ich freute mich, den Wilm fortzuwissen, wenn der erste Sturm losbrach.

„Es war spät, als wir heim kamen, und auf dem Forsthause alles verstört. Man hatte den Braunen mit Sattel und Zeug verendet an einem Hagen auf dem Wege nach Dielkirch gefunden und die Nachricht davon auf das Forsthaus gebracht, als Hampe schon fort war. Die Försterin fürchtete ihres Mannes Heftigkeit und verschwieg ihm den Unfall noch am selben Abend, denn so gutmütig er auch sonst war, so konnte er doch bei einem solchen Anlaß wütend werden, besonders wenn er getrunken hatte. Ich hatte der Angst der Försterin jedoch schon ein Ende gemacht,

indem ich ihr zugeflüstert, daß Wilm den Gaul zu Tode geritten, und vollen Ersatz leisten wollte. Aber es war gut, daß Wilm am andern Morgen noch nicht zurück war, als der Förster nach seinem Tier sah und den Stall leer fand und der Jungbursche ihm die Sache erzählte. Er riß eine Büchse vom Rechen und verschwur sich hoch und teuer, den Kerl zu erschießen, der ihm das gute Tier, das ihn schon elf Jahre lang getragen, zu Tode geritten; dann holte man mich, als quasi Mithelfer, und nahm mich ins Verhör, aber ich gestand nichts, als daß mir der Wilm beim Strecken der Hirsche vor dem ‚Plan' in Eile mitgeteilt, daß ihm das Tier gefallen, als er in der Nacht von einem Ritt zu guten Freunden zurückgekommen, und daß er deshalb in die Stadt gewollt, um dem Förster ein anderes und womöglich besseres Pferd zu kaufen. Nun erging ein Teil des Donnerwetters über mich, aber ich war dergleichen von dem alten Hampe schon gewöhnt, und er war mir im Grunde doch gewogen. Der Alte wollte jedoch nichts von Ersatz hören und schwur hoch und teuer, den Wilm zu erschießen, falls er ihm nochmals über die Schwelle käme. Und weil ich die Heftigkeit des Alten kannte, schickt' ich dem Wilm einen Boten entgegen bis Diekirch und ließ ihm sagen, er solle vorerst das Forsthaus in Griesthal meiden und mich bei den Holzhauern im Welling treffen.

„Es war ungefähr um Mittag und wir lagen allesamt um ein Feuerchen von Spachen, denn es rieselte sacht herunter und war kalt, da kam der Wilm die Wildbahn herunter auf uns zu. Er sah noch bläsſer und verstörter aus als vorgestern, und in seinen Augen glühte eine fieberische Wildheit. ‚Auf ein Wort, Fritz!' sprach er zu mir, ‚es ist meines Bleibens nicht länger hier, denn denke Dir: sie ist fort, ich habe in der hohlen Weide im tiefen Bronnen ihren Abschiedsbrief gefunden. Heute Nacht in aller Stille kam ein Reisewagen aus der Stadt und hat sie abgeholt — sie und ihre Begleiter. Ich folge ihrer Spur und suche sie einzuholen. Sag' dem Alten, daß mein Vater den Gaul bezahlen wird, und nimm alle Briefe für mich in Empfang, während ich fort bin, — mögen sie nun durch Boten kommen oder in der hohlen Weide liegen.' — Ich suchte ihm den Entschluß auszureden, aber er blieb unerschütterlich bei seinem Vorsatz. ‚Ich kann und darf sie nicht lassen,' sagte er; ‚sie ist mein Weib vor Gott, und trägt ein Kind von mir unter dem Herzen; ich kann nicht ohne sie leben. Leb' wohl, Fritz, und sei mir treu!' Damit fiel er mir um den Hals, und seine Augen quollen ihm über, und er riß sich los und sprang in den Wald hinein. Ich wollte ihm folgen; aber er winkte mir zurück, ihn nicht zu begleiten.

„Drei Jahre lang sah und hört' ich nichts mehr von Wilm und seiner Liebschaft, bekam auch keine Briefe, obschon ich noch über ein Jahr auf dem Griesthaler Forsthaus geblieben. Der alte Stab hatte dem Förster ein schmuckes, junges Pferd geschickt, das weit besser war, als der gerühmte Braune, und so hatte der alte Hampe seinen Groll vergessen. Aber weder in der hohlen Weide, die ich oft untersuchte, noch auf irgend einem anderen Wege war mir ein Brief zugekommen, noch hatt' ich zu ermitteln vermocht, wer denn eigentlich die Leute gewesen, die unter dem Namen eines Herrn und einer Frau v. Müller mit Agnesen auf dem Emslinger Schlosse gewohnt hatten. Der alte Muff wußte es selbst nicht, und der alte Hofmarschall v. Wedell war im darauffolgenden Winter im Auslande gestorben, und sein Gut war als Majorat an seinen Neffen, den Jagdjunker des Herzogs, gefallen. Der aber wußte auch nichts von der Sache, wie ich wohl merkte, als ich sie ihm einstmals erzählte, denn ich ritt als Leibjäger manchmal mit ihm auf die Pirsch und stand ganz gut mit ihm. — Doch um wieder auf Wilm zurückzukommen: — ich war ungefähr zwei Jahre als Leibjäger in der Residenz, da begegnete mir eines Tages Wilm, den ich kaum wieder erkannt hätte, so sehr war er gealtert und verändert. Er kam gerade vom Rhein, wo er bei den Condéschen Freischaren gestanden hatte, um mit diesen gegen die revolutionären Neufranken zu kämpfen. Dorthin hatte ihn nach langen Kreuz- und Querzügen, auf denen er vergebens seine Agnese gesucht, der Wunsch geführt, von ihr etwas Näheres zu erfahren, aber er hatte nichts über sie ermittelt, und eine Spur von ihr erst bei der Heimkehr ins Vaterhaus wieder gefunden. ‚Komm mit mir, ich will Dir etwas zeigen,' sagte er, und nahm mich unter dem Arme. In seiner Stube in dem alten Amthause nahm er eine schmale, lange Kiste aus dem Schrank, hob den Deckel ab und zeigte mir ein wunderschönes, reich mit Silber eingelegtes Doppelgewehr — dasselbe, was der Herr Lieutenant heute Abend gesehen, aber damals noch ganz neu und schmuck und gleißend. ‚Das kommt von ihr, von Agnese', sagte er und das Weinen war ihm nahe; ‚diese Kiste kam vor bald anderthalb Jahren mit der Bestimmung für mich an den alten Hampe in Griesthal, der sie meinem Vater schickte, und nun stand sie bis vor wenigen Tagen uneröffnet hier im Schrank. Drinnen aber lag ein Brief, der mich glücklich und elend zugleich machte, denn Agnese schrieb mir: unser Kind lebe und werde der Erbe eines berühmten Namens und großer Güter, denn sie sei die Gattin eines Andern, eines alten Mannes; aber sie hoffe doch noch einmal mein zu werden, und wolle zu mir eilen, sobald sie frei sei. Aber wann wird sie es werden?' setzte er seufzend

hinzu; ‚wo ist sie? wo kann ich sie finden, denn ich möchte sie nur ein einziges Mal wieder sehen!‘ — ‚Wie?‘ fragt' ich, ‚Du weißt also ihren Namen und Wohnort nicht?‘ — ‚Nein; die Kiste kam zur Post von Frankfurt a. M., der Versender ist unbekannt, und Agnese erinnert mich von Neuem an mein Gelübde, ihr nicht nachzuforschen.‘ Das war freilich seltsam, aber zu jener Zeit waren solche Dinge nicht selten. — Wilm ging wieder zu dem alten Hampe zurück, beendete seine Lehrzeit, und ward hernach Forstschreiber beim Forstamt in Buchenau; er blieb verstimmt und verloren für das ganze Leben, denn er grübelte seither immer nur über seine Agnese.“

„Nun erklärt sich mir alles,“ sagte Arthur; „es thut mir nur leid, dem alten Mann einen Schmerz erneuert zu haben, den er, scheint's, niemals ganz verwunden hat.“

„Nein, niemals, denn sein Leben blieb seitdem ein verfehltes,“ sagte Huwalt.

„Und ist das Geheimnis, das jenes Frauenzimmer umgab, seither nicht aufgeklärt worden, Herr Förster?“ fragte ich.

Huwalt warf uns einen bedeutsamen Blick zu und sagte mit einem Seitenblick auf den Forsteleven: „Niemals ganz; — aber der Krug ist leer. Nehmen Sie 'mal den Lichtspan dort, Nagler,“ wandte er sich zu dem Forsteleven, „und holen Sie mir den andern Weinkrug, den wir in die Quelle gehängt haben; werden sich doch nicht fürchten, junger Herr?“

„Ne, ich nicht,“ sagte Nagler, stund auf und verließ die Köthe.

„Die Sache ist nämlich die,“ fuhr Huwalt fort, als wir drei allein waren, — „wir sind hinter die Geschichte gekommen. Einsmals, bald nach Wilms Rückkehr, übernachtete ich mit dem Forstjunker v. Wedell auf dem Schlosse zu Emslingen, als wir miteinander in dem Griesthaler Forst zur Pirsch waren. Da sticht mich der Haber, und ich sage: ‚Gnädiger Herr, dürft' ich wohl 'mal die Zimmer sehen, wo die rätselhafte schwarze Hexe gewohnt hat?‘ — ‚O ja, in all' Weg', Huwalt,‘ sagt er; es sind die Gastzimmer im zweiten Stock, dicht neben dem Ihrigen. Die Muffin soll Ihnen das Zimmer weisen, welches die schöne ‚Fremde selbst bewohnt hat.‘ Das war Wasser auf meine Mühle, und am andern Tage, da wir von der Jagd kamen, ließ ich mir das schöne, runde Turmzimmer aufsperren, und die Muffin sagte: es stehe alles noch ganz so wie in jener Nacht, da die fremde Dame von ihrem Gemahl abgeholt worden sei. Nicht einmal die Schubladen in dem Schreibespint seien geräumt. Die hab' ich nun ausgefegt bis auf den letzten Fetzen Papier, bis auf den

letzten Strähn Seide, und alles dem unglücklichen Wilm gegeben. Es waren seine eigenen Briefchen, die er an die Person geschrieben, und eine Menge anderer Briefe in Krakelfüßen, die niemand lesen konnte, — es soll Russisch-Geschriebenes gewesen sein, und der junge Baron hatte nichts dagegen, daß ich die Papiere dem Wilm gab, damit er daraus mache, was er könne. Aber ich glaube, niemand hat sie ihm entziffert. Es waren wohl Briefe, aber die Adressen abgerissen und die Unterschriften herausgeschnitten. — Aber hernach erhielten wir doch noch ein Licht. Mein junger Baron war ins Militär getreten und als Husarenlieutenant ins Feld gerückt. Als Rittmeister kam er aus seinem ersten Feldzug mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt, aber einem Schuß durch die Lunge, daran er mehrere Jahre kümmerte. Einsmals besucht' ich ihn in Emslingen, wo er lebte, seit er den Abschied genommen, da sagte er mir unter Anderm: er habe unter den Papieren seines Oheims einigen Aufschluß gefunden über die fremde Dame, die damals dort gewohnt; sie sei eine Russin von Geburt, aber an einen französischen Emigrierten verheiratet gewesen, und sein Oheim scheine sie sehr ausgezeichnet zu haben, da er ihr — während einer Spannung zwischen ihr und ihrem Gemahl — sein Schloß für sie und ihre Tante und ihren Oheim zur Verfügung gestellt. Später habe sie sich mit ihrem Gatten versöhnt und demselben, etwa sieben Monate nach der Wiedervereinigung, einen Sohn geboren, das erste Kind nach einer zehnjährigen Ehe. ‚Nun ist sie tot samt ihrem Gatten, und aus Rücksicht für ihre Stellung verschweige ich ihren Namen', sagte Herr v. Wedell. Ich konnte ihn natürlich nicht darnach fragen," setzte Huwalt hinzu, „und bald darauf starb er, wie gesagt, an der Schwindsucht, und hat das Geheimnis mit ins Grab genommen."

Nagler kehrte mit dem Weinkrug zurück, der frisch gefüllte Becher machte nochmals die Runde, dann streckten wir uns auf die Moossäcke und schliefen ein. Als uns der alte Huwalt weckte, kauerte der finstere Forstschreiber Stab schon vor dem Feuer und schürte es mit dürrem Leseholz. „Munter, meine Herren! Der Tag graut," mahnte Huwalt; „reibt euch die Augen aus, und schießt mir nur jagdbare Hirsche; wenn ihr aber einen starken Dammbock in den Kornfeldern stehen seht, so schießt mir ihn nur mit der Kugel an die Schaufeln; das schlägt das Tier nieder wie einen Mehlsack und schadet ihm doch nichts, sondern warnt es für ein ander Mal; denn es wäre doch schade, wegen einiger lumpigen Metzen Korn meine schönsten Damböcke niederzuknallen!"

Das sommerabendliche Treiben auf der Josefstädtergasse in Prag.*)

Von M. Schapira.
(Prag.)

Es ist gegen Abend. Der Tag neigt sich seinem Ende zu. Die Sonne, deren Licht unserem Leben und Treiben den Schein der Wirklichkeit verleiht und alles Rätselhafte hinter derselben in tiefstem Schatten verborgen hält, geht unter und dort in den weiten Himmelsfernen tauchen die dunklen Umrisse des Rätsels des Alldaseins auf, des Rätsels, das mit zunehmendem Nachtdunkel für den Denkenden immer heller hervortritt, und in später Nachtstunde, wo Alles um uns her in Todesstille durch die unermeßlichen Welt- und Zeiträume rastlos dahinstürmt, aufs deutlichste zu sehen ist. In meinem Zimmer und in meinem Gemüte beginnt es zu dunkeln; die alten Möbelstücke, von ihren vielen von ihnen überlebten Besitzern phantasierend, starren mich traurig an; die Bücher auf meinem Tische, die mir — o über die Hausdiebe! — ein halbes Leben samt Gesundheit entwendet, wenden mir schadenfroh den Rücken zu und die getäuschten Hoffnungen um mich her brechen in ein Schluchzen aus und flehen um Wiederaufnahme ins Herz. Doch ich raffe mich auf, entreiße mich gewaltsam meiner verweinten Umgebung, verlasse meine Wohnung und flüchte mich mit meiner angegriffenen guten Laune nach der Josefstädtergasse. Denn hier geht es nicht trübselig zu. Das regste, bunteste und froheste Leben herrscht in derselben, und ein Singen, Lachen, Spielen und Jubeln wechseln ununterbrochen mit einander. Bald hören wir in dieser Gasse eine mächtige Brummgeige, über deren Saiten das frohe Sommerleben der großen Menschen und der kleinen Kinder den Bogen zieht, bald aber sehen wir in der unter betäubendem Lärmen hin

*) Wir bieten hier dem Leser ein interessantes Experiment: die feuilletonistische Skizze eines jungen Russen, der in deutscher Sprache dichtet. In dem heißen Bildungsdrang, der das heutige junge Rußland beseelt, verließ er die Heimat und sucht sich jetzt, arm und ehrenhaft, mit der Feder sein Brot zu erwerben. Der treffliche Alfred Klaar, der sich seiner fördernd annahm, zeigte uns die früheren Publikationen des jungen Autors. In allem wird eine eigenartige Physiognomie erkennbar. Er erinnert an Emil Souvestre's „Philosoph auf der Dachstube", an Xavier de Maistre's „Reise um mein Zimmer". Was uns jedoch hauptsächlich bewog, diese Skizze zu publizieren, ist der für den Nationalitäts-Physiologen hochinteressante, echt-slavische Zug in der melancholischen Beobachtungsgabe des jungen Fremdlings. Die Redaktion.

und her wogenden Menge ein brausendes Meer, dessen stürmend aneinander schlagende Wogen uns die Gedanken entführen.

Die Josefstädtergasse befindet sich im fünften Viertel des Stadtganzen und ist mit Allem, was das alltägliche Leben fordert, ausgestattet. Sie hat nämlich: unzählige Greißlerläden, deren Inhabern es dennoch nicht an Abnehmern gebricht, da sie verheiratet sind und Familie haben; vier Branntweinschenken mit schwachen, wankenden Kunden und starken, feststehenden Schulden; mehrere Milchverschleiße, an deren Schildern den ganzen Tag fette, wohlgefütterte Kühe gemolken werden und in denen zu jeder Stunde Milch, Wassermilch, Milchwasser oder Wasserwasser erhältlich ist; drei Tabaktrafiken, in denen gescherzt, gelächelt und der Liebe zuliebe stundenlang geraucht wird und dem Liebesgott Cigarrenganzopfer dargebracht werden; und endlich drei Rasierer, von denen einer zugleich auch Liqueurfabrikant ist, und, während er im Rasierzimmer für das Äußere des Kopfes Sorge trägt, macht er sich in der Liqueurstube um das Innere desselben verdienstlich. Auch dem Militärwesen, das in dieser Gasse, insbesondere am Abend, sehr vertreten ist, wird Rechnung getragen; denn in einem Galanteriegeschäfte daselbst werden Soldatenmützen, Messingknöpfe, Schnallen, Quasten und dergleichen feilgeboten und überdies hängen in den Fleischerläden hin und wieder Hasen, deren Fleisch für die kriegerischen Soldaten bestimmt ist, damit sich diese durch den Genuß desselben Courage aneſſen. Dieses sind die Hauptkennzeichen der Josefstädtergasse.

Die Sonne, nachdem sie hier den ganzen Tag verweilt, kein Gefallen mehr am abendlichen Treiben der Gasse findet und ohnedies nicht gern für die dunkle Nacht in Prag bleibt, geht noch vor Anbruch derselben unter, während zu gleicher Zeit das Leben bei den Josefstädtlern aufgeht.

Nach acht Uhr geht es daselbst los; das Treiben des Lebens und Leben des Treibens erreichen dann ihren Höhepunkt.

Hier eilt in strammer Haltung ein junger Bursche mit blauer Soldatenmütze und fuchtelt mit dem Stock, in welchem er das zukünftige Bajonnet sieht, in der Luft umher, daß die Kosaken in Rußland erbeben, und da läuft in defektem Rocke und in einer Hose mit Ventilationen ein vacierender Maurergehilfe, hält eine rote Möhrenspitze im Mund und grüßt seine Bekannten höflich und modern. Hier spazieren zwei junge Freundinnen, sprechen laut, schauen einander ins Gesicht und eine fragt die andere: Wie gefällt „er“ dir? — Wann kommt „er“ wieder? — Was hat „er“ gesagt? —, und da promenieren zwei befreundete Kommis, sprechen laut, schauen einander ins Gesicht und einer fragt den andern: Wie gefällt „sie“ dir? — Wann kommt „sie“ wieder? — Was hat „sie“

gesagt? — Hier läuft eine Magd, den Krug in der Hand und den Geliebten im Herzen, zum Brunnen, um frisches Wasser zu holen, und gießt das abgestandene in großen Halbkreisen mitten auf die Gasse aus, und da holt ein kleines Mädchen für die Eltern ein Glas Bier aus dem Gasthause, trägt es schnell und nippt davon noch schneller.

Eine lange Reihe acht- und neunjähriger Mädchen, von denen ein jedes mit der Rechten den Hals der nächstgehenden Freundin umschlungen hält, schreitet, von Schule, Fräulein und Vorsteherin laut schwatzend, einher; aus einem Winkel der Gasse aber eilt auf dieselben eine geschlossene Reihe mutwilliger Buben gleichen Alters zu. Der unvermeidliche Zusammenstoß zwischen den beiden Reihen erfolgt; diese lösen sich auf, und die Buben und die Mädchen laufen unter ohrenzerreißendem Lärm, mit den Händen um sich schlagend, mückentanzartig durcheinander.

Dem Hunde an der Thür der Selcherei reißt die Geduld; mit großer Courage und einem strengen Hau! hau! stürzt er sich unter die jugendlichen Lärmmacher, verliert aber sogleich im Getümmel den Mut und zieht sich in raschen Sätzen nach der Selcherei zurück, wo er durch sein allzu hastiges Wesen die unter dem Würstelbuffet sitzende Katze erschreckt und derselben dadurch reichliche Anregung zu dem für die Nacht bevorstehenden Katzenjammer gewährt.

„Um Gotteswillen! — Lebe wohl, liebe Mutter!“ — erschallt es plötzlich mitten in dem Wirrwarr. Es sind dies Teile von Kindergedichten, die von bloßfüßigen, auf der Gasse fest aneinander geschmiegt umhertänzelnden kleinen Mädchen, die noch den Kindergarten oder diejenigen niederen Schulklassen besuchen, in welchen Gott noch der „liebe“ ist, laut deklamiert werden. Darauf kommt unter Gepolter und Gerassel ein langer Wagen mit Bierfässern herangefahren. Hochaufgerichtet, eine Peitsche in der Rechten und eine angebissene Gurke in der Linken, steht in demselben der Fuhrmann und wirft den auf der Gasse stehenden Bekannten laute Worte und den nachlaufenden Buben tüchtige Peitschenhiebe zu, während viele mit dem zitternden Gefährt gleichen Schritt haltende Passanten nicht umhin können — so will es die menschliche Natur — eine Hand oder wenigstens den Stock auf dasselbe zu legen.

Ein Dienstmädchen transportiert mit Beihilfe einer Freundin ihren Koffer nach der Wohnung ihrer neuen Dienstgeberin. Vor einem Jahre hätte sie daran nicht gedacht, daß sie ihrer Eltern im Dorfe beraubt sein und daß ihr Vaterhaus, in dem sie sich glücklich fühlte, zu einem winzigen Kofferhäuschen, dem einzigen beständigen Heim im kleinen, das sie nun mit sich überall hin führt, zusammenschrumpfen würde. Allein auch

der Schmerz der Erinnerungen schrumpft oft zusammen; wohlgemut und laut lachend, tragen die Freundinnen den schweren Koffer dahin, während drei Buben, von denen der eine den Federkiel vorzüglich bläst, der andere durch die hohlen Fäuste trompetet und der dritte auf den Blechkrug, den er zur Pumpe tragen sollte, trommelt, ihnen ein frohes musikalisches Geleite geben.

Ein ganz kleines Büblein geht eilenden Schrittes und trägt merkwürdigerweise eine Reisetasche in der Hand, als wäre es erst eben auf der Welt angekommen; ihm gegenüber schreitet ein großer Bube, einen Korb am Rücken tragend, aus dem ein kleines Schwesterchen hervorguckt.

In einem kleinen Karren, mit einem Zughunde bespannt, sitzt ein großer dickleibiger Fleischerbursche und läßt sich behaglich von dem armen Tier, das nach dem mühevollen Tagewerk vor Anstrengung keucht und dennoch vor Treue und Freude bellt, über die Gasse hin ziehen, daß sich unwillkürlich die Frage aufdrängt, wer hier eigentlich der Hund sei. Diesem Karren entgegen geht eine ärmliche Frau in Begleitung zweier Kleiner, von denen das eine eine zerrissene Maske mit langer Nase anhat und das andere auf einem Beine einhertänzelt, und fährt ein altes Kinderwägelchen vor sich hin, in welchem keine Kinder, sondern drei — Gänse sitzen.

„Koukej! koukej!“ (schau!) ruft freudestrahlend ein dreijähriger Bube, der auf dem Kopfe des auf der Gasse herumspazierenden Vaters seinen Sitz eingenommen hat und den Leuten von oben herab ins Gesicht schaut; „Papa! Papa!“ lallt, auf dem Arme der promenierenden Amme sitzend und mit den Händchen auf jeden stehenden und vorübergehenden Mann deutend, ein dummes Bübchen, das zum ersten Mal in seinem Leben die Kinderstube, in welcher es außer dem Vater keinen sah, verlassen, und nun auf der Gasse in der Entdeckung von unzähligen neuen Papas so glückselig ist.

Trotz dieses lärmenden und laufenden Durcheinanders verschmähen es Viele nicht, sich mitten auf der Gasse zu plazieren, und nehmen sich dadurch wie feststehende Klippen oder Inseln mitten in einer Wasserströmung aus.

Hier steht ein eifriger Tabakschnupfer, die Dose in der Hand, die Nase in der Dose und den Tabak in der Nase, und aus seiner Rocktasche guckt, hungrige Blicke nach der Trafik und eifersüchtige nach der Dose werfend, die bei ihrem Herrn in kleinerer Gunst stehende Pfeife hervor, und da wankt, mit Unruhe der hereinbrechenden Nacht entgegensehend, ein armer Schlucker, der das für das Nachtlager vielfach zusammengebettelte

Geld in dem Bierkeller, der die Mündung der Engengasse in die Josefstädtergasse kennzeichnet, vertrunken hat; er fürchtet sich vor Arrest in später Nacht und der übermütige Rausch, der sich aus der Tiefe des Kellers bis in die Höhe des Kopfes emporzuarbeiten gewußt, flüstert ihm schalkhaft zu, er solle den „Herrn" Polizeimann, der bald an ihm vorübergehen wird, höflichst grüßen; allein die vom Rausche beeinflußten Finger verrichten ihren Dienst nur mühsam und saumselig, und bevor sie zum zerknüllten Hut gelangen, ist der Polizeimann längst vorüber und nimmt den höflichen Hutgruß des Benebelten nur mit dem Rücken entgegen.

Hier steht ein Schuster mit roter Jacke und langer Schürze, durch die das rechte Knie sich Bahn gebrochen hat, und sieht dem Spielen der Kinder zu, und da unterbricht sich plötzlich im raschen Traben ein barfüßiges Mädchen, hebt das Bein in die Höhe, wendet die Sohle zum Himmel und sucht darin aufmerksam nach einem Splittereindringling.

Hier läßt sich ein junger Student von seinem Kollegen, dessen Kopf auf seiner Schulter ruht, mit demselben hin und her wiegen, während ein anderer ihm die Hand drückt, und da stehen zwei Buben, schlagen spielend die Stöcke aneinander, und einer von ihnen singt langsam vor sich hin: Ta — ra — ra — ta — ra — ra —

Eine arme alte Frau hält eine Enkelin an der Hand und schüttet aus der Tasche die zerrissenen verspielten Zettel der kleinen Lotterie; neben ihr steht, sein Geld zählend, ein armer Trödler und trägt auf seinem Kopfe hoch aufeinander getürmt viele alte Hüte, in denen noch manche Idee, von den Köpfen, die dieselben einst getragen, herrührend, herumschwebt.

Neben dem Trödler wieder steht, auf den Regenschirm nach rückwärts gestützt und eine Blechplatte mit Zuckerwerk vor sich haltend, ein armer altersgebeugter Zuckerbäcker und schaut betrübt und finster drein, und gar manch naschhaftes Büblein sieht mit gierigen Blicken nach der Platte hin und kann gar nicht begreifen, wie man bei so schönen Konfekten betrübt und finster sein, bei so süßen Sachen bitterlich aufseufzen könne.

In der Nähe des Trottoirs steht, einen Abhang bildend, ein zweirädriger Handkarren; in diesem liegt, nach der Tagesarbeit ausruhend, ein armer Dienstmann; er liegt bewegungslos und kann nicht vermittelst der das Lastziehen erleichternden Räder vorwärts; denn alle Lasten kann er mit dem Karren ziehen, allein sich selbst, die allzu große Last seines Lebens, vermag er nicht mit demselben von der Stelle zu bewegen. An einer Spitze des Karrens, der die Erde berührt, riecht behaglich ein kleines

Kätzchen, springt auf und spielt lebensluſtig und froh mit dem Schwänzlein; ſie iſt ja noch jung, ein junges Katzenkind, und hat noch von dem bitteren Katzenjammer der großen keine Ahnuug. Aber auch ihm wird einſt kommen der Tag.

An beiden Seiten der Gaſſe entfaltet ſich gleichfalls ein reges Leben. Auf jedem Schritte herrſcht Saus und Braus, von — Sodawaſſer nämlich, und die alten Weiber mit dem ſauren Leben und den ſauren Gurken ſcheinen unzählig zu ſein.

In der nächſten Nähe des genannten Bierkellers ſteht ein hoher Tiſch, deſſen Platte vier Löcher in den Winkeln hat, und ſobald es zu regnen anfängt, eilt ein anderer Tiſch mit ſchiefer Platte wie geflogen herbei, ſtellt die Beine in die vier angebrachten Löcher und ſchützt in edler Selbſtvergeſſung ſeinen Kameraden vor der Näſſe. Auf dem Tiſche werden Fiſche verkauft. Wie vieles in der Welt, das nach dem Ableben ſeine Zukunft hat, ſo erfreuen auch ſie ſich, nachdem ſie das naſſe Moldauleben zurückgelegt haben, einer ſeligen Zukunft, indem ſie nun, mit guter Butter wohlgenährt, im ſchönſten Zuſtande und beſten Geſchmack unter Menſchen und im Trocknen ſich vergnügt ſonnen. Die Seligkeit der in Butter gebratenen Fiſche duftet von weitem und lockt viele Käufer und Käuferinnen herbei. Es entſteht ein Handeln und Bieten, in denen Mittelſtücke, Kreuzer, Schwanz und Kopf geräuſchvoll aneinander ſchlagen. Die Verkäuferin jedoch ſitzt ruhig am Tiſche und ſcheint von dem Eigenſinne der Handelnden keine Notiz zu nehmen; ſie iſt ja die einzige Verkäuferin von gebratenen Fiſchen in der ganzen Gegend und iſt ſich mit Recht ihrer Schwänze bewußt, und in der That, nach Verlauf von einigen Minuten ſtehen ſchon neue Geſichter um den Tiſch und viele von den großen und kleinen Fiſchen haben bereits einen Spaziergang auf der Gaſſe für den ganzen Abend unternommen.

Auf den übrigen Tiſchen in derſelben Gaſſe, die dem Fiſchtiſche an Höhe und Sauberkeit fern ſtehen, herrſcht dafür eine große Mannigfaltigkeit. Was iſt nicht alles auf denſelben vertreten? Gurken, Töpfe, Kirſchen, Papiere, Beeren, Körbe und Fliegen. Alles ſcheint zu leben und an dem lebensvollen Wirrwar der Menſchen teilnehmen zu wollen: die Gurken, Beeren und Kirſchen bedauern von Herzen, keine Flügel zu haben, um mit den tummelnden Kindern auf der Gaſſe herumfliegen zu können; die Papiere verſuchen es, ſich in die Höhe zu heben, was ihnen auch zuweilen gelingt, und die Fliegen, die kleinen Spatzen, deren Kleinheit gegen die großen gefiederten Spatzen durch größere Zudringlichkeit ausgeglichen wird, fliegen umher, ſummen freudig, feiern Hochzeitsfeſte und

thun sich gütlich an ihren Freitischen, die wohl opulenter sind als die der Theologen, denen man durch das Wenige am Irdischen den Begriff von Gott und Himmel klarer zu machen sucht.

Zu diesen Tischen strömen kleine Kinder mit und ohne Geld herbei und ihre Gesichter teilen den Jubel, den ihre kleinen Herzchen beim Anblick der schönen Früchte allein nicht fassen können. Zwei kleine Mädchen kommen daher gehüpft, stellen sich an eine Seite des Tisches, flüstern einander in die Ohren und halten Rat, was zu kaufen, worauf eins von denselben den Finger dreht, sich zum andern wendet und bedeutungsvoll lächelt; ihnen gegenüber stehen zwei kleine Buben, werfen naschhafte Blicke auf die Kirschen und Stachelbeeren, geraten aber in Streit und einer verrät den andern vor der Obstfrau, daß dieser kein Geld habe. Wie eine Ente wackelnd kommt ein kleines Büblein, das von „mein, dein, sein" noch keinen Begriff hat, herbei und steuert direkt auf die Kirschen und Beeren los; aber in demselben Augenblicke, wo es nach der Frucht greifen will, ruft ihm von hinten die Mutter, in deren Begleitung es gekommen, ein strenges Počkej! (warte!) zu, und es läßt alles liegen und leckt sich die trockenen Fingerchen.

Die Selchereien, die sich mit Menschen, welche sich mit Würsteln, die sich mit Semmelfleisch füllen, stehen offen und strömen einen Lärm aus. Diesem schließt sich der des einzigen Kaffeehauses auf dieser Gasse an, in welchem zwar mehr gezahlt als getrunken, mehr aber geschwatzt als gezahlt wird.

Der vereinte Lärm des Kaffees und der Würstel nimmt wieder, bevor er sich in den großen allgemeinen Lärm der Gasse stürzt, mitleidsvoll ein leises Schnarchen auf, das von einer Frauennase herrührt. Auf dem Trottoir in der Nähe des Kaffeehauses hat sich nämlich eine alte Frau als Verkäuferin von vielen Flickstücken jedweder Art etabliert und schläft nun, da sich zu gleicher Zeit neben ihr leider keine Kunden etabliert haben, trotzdem oder weil das Geschäft schlecht geht (daß sie kein Käufer stört), auf ihrem Bänkchen ruhig. Aber bald erwacht sie, der Schlaf verschwindet, das Schnarchen verhallt; ihre jungen Enkelinnen, die während ihres kurzen Schlummers spielend zu ihr gekommen sind, stehen vor ihr, schmiegen sich an sie, erklimmen ihren Schoß und gleichen dadurch den grünen Schößlingen an einem abgestorbenen Baume. Das Herz der Alten jubelt auf und in ihrer düsteren Seele neben dem wütenden Schmerz, ihre zerrissene Existenz mit all den Flickstücken nicht ausflicken zu können, versucht manch verwelkte Jugendblume die zarten Blättchen aufzurichten.

An vielen Häusern auf dem Boden sitzen Mütter der Josefstädtergasse, die Beine vor sich hingestreckt, und wiegen mit den Knieen ihre Kleinen, die bald groß sein und ebenso kleine wiegen werden, während die großen Kinder rings um dieselben Spielzeuge tauschen, Purzelbäume schlagen und einander auf die Rücken hocken.

Alles erfreut sich eines regsten Lebens und äußert dasselbe durch lautes Lachen, Sprechen, Plaudern und Klatschen. Selbst die Häuser leben mit und sperren ihre Mäuler, die Thüren, weit auf, in denen die Zungen, die liebenden Soldaten, die die Dienstgeister in kriegerischer Tapferkeit auffordern, sie selbst gefangen zu nehmen, bis zum Zapfenstreich sich lebhaft bewegen und sehr gesprächig sind. Die Fenster auf die Gasse sind offen; aus denselben gucken Stubenhocker hervor und sehen der tummelnden Menge zu oder führen laute Gespräche mit ihren Nebenfenstlern, und manch alte Frau, die des Gassenschauspieles bereits übersatt ist, schaut ins Getümmel der Gasse nur indirekt hinein, indem sie eine alte Bekannte, die zugleich auch eine bekannte Alte ist und ihr gegenüber wohnt, betrachtet, wie sie das Mädchen neben ihr beobachtet, das vom Fenster hinab mit den jungen Herren unter den Spazierenden Blicke wechselt.

Aus einem Fenster guckt ein fünfzehnjähriges Mädchen hervor; ihre Blicke suchen nach Bekannten und ihr Mienenspiel gleicht dem eines Konzertisten in dem Moment, wo er die Estrade besteigt und im Begriffe ist, sich zu produzieren.

Und in der That, bald verläßt sie das Fenster, eilt ans Klavier, das auf der ganzen Gasse nur einen einzigen Leidensgenossen hat, und ein schlechtes, ungeschultes Spielen ertönt. Sie spielt und glaubt, ihr vermeintlich vortreffliches Musizieren werde den Himmel zu sich herablocken, während der Fall umgekehrt ist, da ihre Musik, d. h. der immer größer werdende Lärm des klimpernden Klaviers zu demselben hinaufsteigt. So gesellt sich denn zu dem großen Gassenlärm dank der Klimpersucht der Klimpernden am Klimperklavier auch ein Geklimper, daß die Ohren des Spazierenden sich tief verletzt finden. — Die unangenehm klingende Klimperwiederholung in letzterem Satze dürfte dem Leser eine gewisse Vorstellung von dem nicht enden wollenden Klimpern auf der Gasse beibringen. — Aber Annchen und Paulinchen, die kleinen Schwestern der Spielerin, finden deren Musik entzückend und sehen in großem Stolzgefühl auf ihre Schwester zum Fenster hinaus. Unter diesem laufen viele halbnackte, kleine Kinder, von denen dieses einen Strumpf auf der Gasse verloren, jenes beide Strümpfe im Hause vergessen, ein anderes wieder diese noch im Laden hat, zusammen und drehen sich mit den Tönen, den

Hilferufen des armen Klaviers, im Tanze, und wenn ein Stück zu Ende gespielt ist, applaudieren mutwillig schäkernde Bursche, indem sie statt in die eigenen Hände einander in den Rücken oder auch in die Wange schlagen und bis! rufen.

An den Pumpbrunnen geht es ebenfalls nicht mäuschenstill her. Die Wasserbringerinnen scheinen mehr Lärm als Wasser hervorzupumpen, als befände sich die unterirdische Hölle gerade unter den Pumpen. Als Königin dieser und auch derer von ganz Prag ist wohl diejenige anzusehen, die sich in dem Gassenwinkel befindet, wo die Schameschgasse ihren Anfang nimmt. Das Leben an derselben, von reichlichem Wasser begünstigt, blüht und wächst mit jedem Augenblicke.

Anfangs, gegen Abend, stehen neben ihr nur ein paar kleine Buben, füllen ihre Mützen mit Wasser, üben sich im Pumpen — eine wohl notwendige Übung für Kinder, die sich als große ohne „pumpen" nicht durchschlagen können —, und die arme Pumpe, wegen ihrer Einarmigkeit unbeholfen, muß es sich gefallen lassen, von denselben am Arm hin- und hergezupft zu werden.

Bald aber werden die spielenden Buben verdrängt. Eine Magd eilt herbei, und kaum hat sie den Krug ausgespült, als schon eine andere, der es an der Sauberkeit nicht viel gelegen ist, an der Pumpe steht und diese, ohne die Erstgekommene zu berücksichtigen, für sich in Anspruch nimmt. Während nun die eine wartet und schimpft und die andere schweigt und pumpt, kommen viele Frauen, die keine Dienstboten haben und selbst murren, kochen und essen müssen, Mägde, denen die Pumpe die Aussicht eröffnet, mit Genossinnen zusammenzutreffen und mit ihnen die Ungnaden der „Gnädigen" eingehend zu besprechen, und erwachsene Kinder, bei denen die mitgenommenen Wassergefäße schon davor geschützt sind, allein ohne ihren inneren Raum den Heimweg anzutreten, herbei. Da aber die Pumpe alle Frauen und Mägde mit einem Schlage nicht abfertigen kann, so füllen diese vorläufig ihre Krüge und Töpfe mit Geschwätz und treten geduldig die Wartezeit an, während die Kinder ihrer Kleinheit wegen den Hintergrund der Versammlung bilden und am längsten warten. Unter den Letzteren steht, ein rotes Tuch um den Kopf gebunden, ein wartender Bube und beißt an einem Stück Brot, mit dem er sich für die Zeit der Wassernot an der Pumpe versehen hat, und ein ebenso wartendes Mädchen bringt unterdessen ihre Kleider und ihre Haare in Ordnung und knöpft dem zur Pumpe mitgenommenen Brüderchen das Leinwandröckchen zu, das sich in zwei Flügeln von hinten geöffnet hat und einen nackten Kinderrücken hervorblicken ließ.

Diejenigen, welche von blauköpfigen „Jemands“ an den Thoren erwartet werden, schätzen sich glücklich, frühzeitig zur Pumpe gelangt zu sein, und tragen ihre Krüge und ihre Herzen voll Wasser und Freude von dannen. Zwei Mägde laufen von derselben, schütteln eigentümlich die Hände und lachen laut. Die Allererstgekommene, ein naives, sentimentales, erst seit nicht langem vom Lande angekommenes Dienstmädchen, die nicht nur von der unsauberer Magd, die ihren Krug nicht ausgespült hat, sondern auch von vielen anderen verdrängt worden und erst nach langer Wartezeit zur Pumpe gelangt ist, drängt sich endlich tiefgekränkt aus der schwatzenden, wartenden und pumpenden Schar hervor. Zum Troste begegnet sie gerade ihrem tapferen Geliebten, der, eine verstellt ernste Miene angenommen, ihr die militärischen Honneurs, die Hand vor das Ohr gehalten, macht. Das Mädchen fühlt sich dadurch hochgeehrt und in Rührung darüber bietet sie, den Krug in der Hand, demselben den Arm, sodaß die ihr an der Pumpe zugefügte Unbill verschmerzt ist.

Die Zahl der Kommenden und Gehenden steigt mit jeder Minute, und im späten Abend, wo der Tag und die Nacht zusammentreffend und voneinander scheidend, sich guten Tag und gute Nacht sagen, schart sich um die Pumpe eine ungeheure Menschenmenge, die am langen Warten keinen Gefallen findet und sich fürchterlich drängt und zankt. Ein Bube, der großthun will, greift nach dem Arm der Pumpe und pumpt aus allen Leibeskräften, daß sein ganzer Körper hin und her tanzt, für Alle, die um dieselbe stehen, während ein Mädchen ihm zur Belohnung seiner guten That wiederholt die Hose abgießt.

Plötzlich weichen mehrere von der Pumpe; ein untersetzter, hemdärmeliger Tagelöhner, der sich durch die drängende Menge tapfer Bahn gebrochen hat, will nun das Wasser für seinen Krug haben und hält diesen so unter die Pumpenöffnung, daß das Wasser den Murrenden direkt ins Gesicht spritzt und sie der Wassertropfen wegen vor Verdruß zu weinen scheinen.

Während der unhöfliche Tagelöhner so unbescheiden mit dem Wasser manipuliert, kommt der wohlthätige Lampenzünder mit seinem Feuer. Auf dem Kopfe der Pumpe leuchtet ein Flämmlein auf, und Licht- und spritzende Wasserstrahlen mischen sich lebhaft durcheinander.

Diesen profanen Strahlen schließen sich, wie es an einem Freitagabend ist, heilige Orgeltöne an. Die Pumpe befindet sich nämlich hart an einem Bethause; der Grund dieser vertraulichen Annäherung zueinander mag wohl darin liegen, daß ein Bethaus im gewissen Sinne eine umgekehrte, heilige Pumpe ist, die ihre Quellen nicht unten in der Erde, son-

dern oben im Himmel hat, und mit der man nicht Wasser herauf-, sondern Gesundheit, Leben, ewige Seligkeit und auch Wasser (zur Zeit der Dürre, wo man Gott um Regen flehet) herabpumpt.

An jedem Freitagabende wird in dem Bethause Gottesdienst gehalten; viele Beter, die sich in demselben versammeln, heben in tiefster Andacht die Augen in die Höhe empor — wo die schönen Sängerinnen stehen, und die süßen Töne dieser und die der frommen mitbetenden Orgel laufen in andächtiger Verzückung durch die Fenster in die Höhe, in die Weite und die Tiefe und erreichen die Lichtstrahlen der Pumpenlampe und die Wasserstrahlen der einander bespritzenden Wasserträgerinnen, und es tönt und strahlt und schwatzt und pumpt . . .

Neben all dem Geschilderten, was zum Allabendlichen gehört, spielen sich auch oft andere ergötzende Szenen ab.

Es bricht z. B. zwischen zwei Nachbarn ein Streit aus, und da bekanntlich, wenn einer mit einem zankt, bald darauf viele mit vielen zanken, so bilden sich augenblicklich Pro- und Kontragruppen, in denen gezankt und mehr als dies wird.

Ganz im Hintergrunde der unter Lärm hadernden Gruppen läuft in der Regel ein Hund, bellend oder schweigend hin und her; er weiß nicht, für wen er Partei nehmen soll; sein Wedel, was auch aus der unentschlossenen Hin- und Herbewegung desselben zu ersehen ist, zweifelt mit.

Einem entfällt im Dunkel der Dämmerung eine Silbermünze aus der Hand, und er beugt sich zum Boden, um nach dem Verlorenen zu suchen. Einen Augenblick darauf haben sich schon unzählige Sucher mit gesenkten Häuptern in Gestalt von Kindern und Großen eingestellt. Alles sucht eifrig, und einer von den Herbeigekommenen thut sogar ein Übriges, indem er selbst, nachdem er die Münze entdeckt hat, aus gewissen Gründen zu suchen fortsetzt und erst nach längerer Zeit sich aufrichtet und mäuschenstill seines Weges geht, nachdem er verstohlen etwas zu sich gesteckt . . .

Eine Sodawasserverkäuferin trägt ein porzellanenes Becken zur Pumpe, um ihm daselbst ein Bad zu bereiten; dasselbe hat ja gar manches von den Flaschen und Gläsern abgenommen, und ein Spülbecken ist überdies nicht eine Kleiderbürste, die auszubürsten Niemandem in der Welt einfällt. Unglücklicherweise aber gleitet das Gebadete aus den Händen seiner Pflegerin, und in der Luft erschallt ein Krachen. Es ist dies der Todesschrei des armen Beckens, der den Josefstädtlern zugleich auch als Signal dient. Als wäre das große All ein porzellanenes und dasselbe zertrümmerte, so blicken alle bestürzt auf und eilen der Unglücksstätte zu.

Die Verlustträgerin steht betrübt da, und alles um sie her bemitleidet und belächelt, bedauert und bespöttelt.

Endlich rüttelt sich dieselbe aus ihrem trüben Brüten, sammelt sich und die Scherben und begiebt sich in Begleitung von vielen leidtragenden Kindern und großen Menschen zu ihrem an dem Sodawassertische stehenden Manne, dem sie die Beckenleiche zeigt und der ihr für ihr (der Frau) gutes Wirtschaften ein baldiges Begräbnis wünscht.

Warum strömt alles in solcher Hast herbei? Warum schauen alle Josefstädtler so lebhaft gestikulierend und schreiend in die Höhe? Haben sie einen neuen barmherzigeren Himmel entdeckt? oder fahren alle Himmlischen mit ihrem großen Seligkeitsgepäck von oben nach der Josefstädtergasse zum Sommeraufenthalte herab?

Ein Spängler ist es, der aller Blicke, Zungen und Hände in die Höhe lockt.

In aufgestreiften Hemdärmeln steht er auf einem Fenster im dritten Stocke und sucht mit einer langen Stubenbürste ein junges, halbflügges Kanarienvögelchen, das sich aus dessen Wohnung nach dem hohen Gesimse unter dem Dache geflüchtet, ins Fenster herunterzuscheuchen.

Die Bürste erweist sich zwar als zu kurz und kann nicht bis zum Gesimse hinauflangen, allein der niederschlagende Schrecken einer drohenden Waffe endet nicht an der Spitze derselben, der Schrecken ist länger als die Waffe; er geht weiter. Mehrere Minuten lang starrt das arme Tierchen, von Todesangst gefoltert, den verfolgenden Spängler an, und seine zukünftigen Tage schluchzen ihm aus einem engen Käfigkerkerlein entgegen. Endlich entschließt es sich, das Gesimse zu verlassen, fliegt aber nicht ins Fenster, wie es der Spängler verlangt, sondern läßt sich auf einen Mauervorsprung in der Nähe der gaffenden Menge herab. Ein dröhnendes Hallo, das viele neue Zuschauer aus den benachbarten Gassen herbeilockt, erschallt, und es entsteht ein Auflauf und ein furchtbares Gedränge. Die Leute in den Häusern eilen zu den offenen Fenstern und sprechen mit den ihnen gegenüber Wohnenden, und eine Frau, die durch den Lärm aus dem Schlafe geweckt worden ist, läuft in der Meinung, ein Feuer sei ausgebrochen, leichenblaß auf die Gasse.

Von weitem werden Leitern sichtbar. Ein noch junger Bursche stellt rasch eine Leiter an die Wand und streckt die Hand nach dem Vögelchen aus, das ihn bebend anschaut und mit den Äuglein den bitteren Vorwurf macht: Wir sind ja doch beide Kinder! . . .

Dasselbe nimmt jedoch seine erschöpften Kräfte zusammen, fliegt nach der entgegengesetzten Seite der Gasse und läßt den Burschen in tiefer

Beschämung in der Höhe stehen, während die Versammlung wieder in Hallorufe ausbricht.

Alles stürzt sich nun gespannt zu der gegenübergelegenen Seite, und der beschämte Bursche, fest entschlossen sein Vorhaben auszuführen, eilt ebenso mit seiner Leiter herbei. Diesmal gelingt es ihm.

Das verfolgte Tierchen, von den Kräften verlassen, leistet keinen Widerstand mehr, und Dunkel und Fingerdruck umnachten seine Sinne. Und wieder erschallen stürmende Hallos. Der Bursche, hocherfreut über den glücklichen Besitz des Gefangenen, stimmt ebenso in dieselben ein. Seine Freude soll aber nicht von langer Dauer sein. Der Spängler, der rechtmäßige Besitzer desselben, stürzt in Begleitung seiner Frau, die ihm zürnen hilft, wutentbrannt herbei und fängt, den Vogel laut fordernd, den Fänger am Arm. Die beiden Gegner drehen sich nun ringend und zankend im Kreise umher und tanzen so ein Zorntänzchen, bis endlich der Spängler dem Burschen eine Ohrfeige appliziert und diesem eine glückliche Idee, durch den versetzten Schlag im Kopfe aufgerüttelt und ermuntert, einfällt. Was früher zu seiner Beschämung gewesen, soll nun zu seiner Ehre dienen. Er läßt zur größten Verblüffung des Spänglers das Kanarienvögelchen los, und dieses fliegt unter abermaligen Rufen der jauchzenden und schreienden Menge die Gasse entlang und verschwindet in einem offenen — Fenster eines Hauses . . .

Alles auf der Gasse rennt, lärmend und mit den Händen nach der Höhe deutend, durcheinander.

Die Menge setzt ihre Hallorufe fort; der Postfuhrmann, der sich mit seinem gelbangestrichenen Gefährt nur mühsam durch dieselbe Bahn bricht, kreischt aus voller Kehle: Posor! Posor! und die auseinander treibenden Wachmänner schreien anherrschend: Marsch! Marsch! Und dort in einem Winkelchen, in der Gewalt des bösen Spänglers, weint das bald schon wiedergefangene Vögelchen und zwitschert ein thränenvolles Lebewohl all den freien Fluren, grünen Wäldern und aufgeputzten Blümlein . . .

Nun, geneigter Leser, ich sehe, daß Sie schon die Josefstädtergasse verlassen wollen, da Sie auch die Geduld, in solch lärmendem Durcheinander lange zu verweilen, verlassen will. Was mich aber anlangt, so bleibe ich noch lange daselbst. Es fällt ja schwer, sich von einem so heitern Erdenwinkelchen zu trennen, wo gar manche Thräne im Herzen an der Glut eines rauschenden, jubelnden und spielenden Sommerlebens so leicht trocknet und wo so viel Naives und Komisches den Schmerz aus tiefster Brust weglacht.

Allabendlich spaziere ich auf dieser Gasse und beobachte das Treiben

der Menschen, wobei ich nicht umhin kann, mein eigenes Treiben, mein Beobachten nämlich, zu beobachten. Wenn aber der Abend verschwunden ist, die Nacht vandalisch ihre schwarze Tinte über die poesiereiche Dichtung des Tages gießt und das große Leben auf der Gasse, einer tiefen Stille Platz machend, dieselbe verläßt und zwischen einschränkenden Wänden in kleine Leben zerfällt, dann senke ich kniefällig mein Haupt vor dem Unbegreiflichen, Wunderbaren und Rätselhaften des Seins, und das wirrende Treiben des Lebens mit seinem bunten Inhalte krümmt sich vor mir in ein großes Fragezeichen.

Himmel! wer hat diese wunderliche Kombination im Leben von Hoffnungen, Kirschen, Börsen, Würsteln, Wasser, Freuden, Milch, Himmel, Leben, Kindern, Pumpen, Thränen, Fliegen, Hallos . . ., die in einem engen Zusammenhange miteinander stehen und eine genaue Ordnung beobachten, erfunden?

Träumt denn der Gott, der sich nach Heine aus einer zechenden Göttergesellschaft geschlichen, eingeschlummert und mit seinem Träumen alles, somit auch alles was das Sein und Leben der Menschen ausfüllt, erschafft, so kunstgerecht und ordnungsstreng? Sind nur die verwirrten menschlichen Träume nicht künstlerisch, wie die Künstler träumerisch?

Träumt auch der bezechte göttliche Träumer von einem Heine und seiner Bemerkung, daß er träumt? Träumt er auch davon, daß Heine sagt, daß er träumt? Träumt er, daß er träumt, daß er träumt? Träumt er auch diese Fragen, die letzte Frage dieser Zeilen nicht ausgeschlossen? . . .

Unser Dichteralbum.

In einem Frühlingsgarten.

Wie riecht am Beet der frische Buchs,
Wie dehnt sich jede Kraft,
Und Alles strebt im Frühlingswuchs,
Wie treibt und quillt der Saft.

Im jungen Stachelbeerenſtrauch
Zeigt ſich der erſte Schoß,
Die alte ruppige Kiefer auch
Erfreut ein neuer Sproß.

Und Alles lebt und Alles blüht,
Der warme Sonnenhort
Wirkt auch im innerſten Geblüt
Der beiden Falken dort,
Die ſich im Liebestaumelflug,
Vor keinem Traualtar,
Umkreiſen auf dem Hochzeitszug,
Wie blitzt ihr Flügelpaar.

Ich ſtehe am Kaſtanienbaum,
Wo noch die Knospe klebt,
Wo eben durch den Gartentraum
Ein blauer Falter ſchwebt.
Mein Auge ſchweift ſo ſehnſuchtsvoll,
Weiß nicht warum, wohin,
Wohl daß es immer ſuchen ſoll
Die kleine Gärtnerin.

Und heimlich flattert her ein Gruß,
Sie gräbt die Schollen auf,
Ihr derber Strumpf, ihr kleiner Fuß
Bringt ſchnell mein Blut in Lauf.
An ihrer Seite bin ich bald,
Sie kichert und wird rot,
Und thut ſo ſpröde, thut ſo kalt,
Das macht mir wenig Not.

Halt ein und laß das Graben ſein
Und komm' an meine Bruſt.
Da zittert ſie in holder Pein
Und wechſelt Angſt und Luſt,
Bis ich in meinen Arm ſie zwang,
Noch immer will ſie fliehn,
Hat endlich doch in Trieb und Drang
Dem wilden Sturm verziehn.

Kellinghuſen, Holſtein. Detlev Freiherr von Liliencron.

Wie ich Schauſpielerin ward.*)

In dieſer Zeit der großen Phraſen
Hört man an allen Ecken blaſen:
„Aus eitel Luſt nur ward ich das,
„Aus reinem Drang ward ich Tragöde,
„Von Gottes Gnaden ſpiel ich Flöte“ —
Etcetera. Ja, hat ſich was!

Das iſt die Zeit der kleinen Seelen,
Die ſich und aller Welt verhehlen,
Wie Großes oft aus Nicht'gem kam:
Man ſtaunt ſich ſelber an als Wunder —
Und iſt doch oft nur armer Plunder,
Was man als hohe Sendung nahm.

Gelegenheit macht nicht nur Diebe,
Sie führt zur Kunſt, verführt zur Liebe:
Zum Zweiten wirkt die Eitelkeit;
Zum Dritten führt die Not ganz ſachte
Zu Zielen, die man ſich nicht dachte —
Mit dem Genie hat's gute Zeit!

Wie zur Komödie ich gekommen?
Ich hab mir keinen Weg genommen:
Die Not hat meinen Schritt gelenkt,
Gelegenheit gab das Geleite,
Spät ſchlug ſich dann auf meine Seite
Das Glück, das ſtets das Beſte ſchenkt.

Wer mich „entdeckt“, ich weiß es nimmer,
Doch lohn' dem Braven Glanz und Schimmer:
Er half aus Dunkel mir zum Licht.
Was Dichter und — die Andern machten,
Ich ſpielt' es und die Leute lachten,
Nur ſelten gab's ein bös Geſicht.

„Naive“ hört ich bald mich preiſen
In alten und in neuen Weiſen;
Doch hab' ich wenig Freud' verſpürt,
Wenn nicht mein eigner Sinn bezeugte,
Daß vor dem Wahren ich mich beugte,
Natur erhielt, was ihr gebührt.

*) Die Wiener „Allgemeine Kunſtchronik“ hat jüngſt an die hervorragendſten Vertreter der deutſchen Bühnenkunſt die Frage gerichtet: Wie wird man Schauſpieler? Von den ſeither in genannter Zeitſchrift veröffentlichten Antworten teilen wir hiermit diejenigen der berühmteſten Nora-Darſtellerin, der königlichen Hofſchauſpielerin Marie Conrad-Ramlo, unſeren Leſern mit. R. d. G.

So lang die Dichter kühnlich lügen,
Muß auch die „Kunſt“ das Volk betrügen,
Der Mime hat nicht freie Wahl;
Wie oft in Troddel-Backfiſch-Rollen
Hab' ich zu Tod mich ſchämen wollen,
So ſehr war dieſe Kunſt mir Qual.

Ach, anfangs wollt' ich ſchier verzagen,
Mein Lebtag ſolche Qual zu tragen.
Jedoch die Welt iſt einmal dumm,
Und mit Humor lernt man bei Zeiten
Nicht mehr um die Geſchmäcker ſtreiten,
Recht hat ja ſtets — das Publikum!

Blick' ich zurück auf jene Tage,
Die einſt mir ſchufen ſchwerſte Plage,
Erſteht vor mir das Bild der Pfalz:
In Kaiſerslauterns Muſentempel
Ward meiner Kunſt der erſte Stempel
In Kritiken voll attiſchem Salz!

Doch als gebornes Münchner Kindel
Entwuchs ich raſch der Pfälzer Windel
Und eilt' zurück zum Iſarſtrand.
Hier lernt' ich mir ein Hüttlein bauen
Und fröhlich in die Zukunft ſchauen —
Den Muſen Dank mit Herz und Hand!

München. Marie Conrad-Ramlo.

Legende.

Es ragt am Bergſeeufer
Ein einſam Schloß empor,
Von ſeinem Turme flattert
Der Flagge Trauerflor.

Dort in den grünen Wellen
Hat Hermelin und Kron'
In ſtiller Stund begraben
Ein müder Königsſohn.

Wer weiß, was ihm zu ſterben
Trotz Glanz und Macht gebot?
Verſchwiegen ſind die Waſſer,
Verſchwiegen iſt der Tod.

* * *

Nachts hebt sich aus den Fluten
Im kalten Vollmondlicht
Die Krone auf den Locken
Ein bleiches Angesicht.

Die Fischer auf dem Fange
Sehn sich bekreuzend an,
Sie wenden nach dem Ufer
Zurück den schwanken Kahn.

Sie reichen sich die Hände
Und schwören dort aufs Neu
Dem armen toten König
Die alte Schyrentreu.

* * *

Und wieder kam der Frühling
Nach langer Winternacht,
Und wieder kam auch Pfingsten
Mit seiner Rosenpracht.

Die Kirchenglocken läuten,
Dumpf dröhnt Sankt Bennos Schlag,
Dem Volke zu verkünden
Des Festes Freudentag.

Doch in den Klostermauern
Altöttings zuckt voll Schmerz
In reichgeschmückter Urne
Ein blutend Königsherz. —

München. Heinz Offer.

Nach dem Gewitter.

Sturm und Gewitter tobten aus
Und still ist es geworden.
Die Sternlein treten hell heraus
Am Himmel allerorten.

Nur manchmal an den Bäumen sacht
Ein Tropfen niedergleitet,
Wenn ihn gestreift das Kleid der Nacht,
Die leis vorüberschreitet.

Und durch die feuchten Wipfel geht
Ein stillgeheimes Regen,
Als sprächen, flüsternd im Gebet,
Sie noch den Abendsegen.

Weinheim. Wilhelm Platz.

Abend.

Du schöner Stern, dort hoch im Blauen,
So freundlich strahlst du durch die Nacht,
Daß in der Seele still Vertrauen
Und milder Friede mir erwacht.

Des Herzens Wünſchen iſt entſchlafen
Und all das bange Sehnen ſchweigt,
Wie wenn nach langer Fahrt im Hafen
Ein Schiff die Wimpel träumend neigt.

Weinheim. Wilhelm Platz.

Menſchen, Helden und Götter.

Ewig zwiſchen
Leben und Tod,
Luſt und Qual
Schweben und beben
Schickſalverfolgte
Kinder der Sterblichen. —

Schön iſt das Leben!
Nur Dunkel der Schacht,
Der tief verborgen
Birgt der Lebendigen
Goldene Schätze.
Millionen ſteigen hinab —
Millionen ſteigen herauf
Schwerbeladen
Mit der ſüßen Goldlaſt
Der Liebe —
Glückliche Menſchen.

Aber tief unten
Gräbt es und klopft es noch,
Spaltet und ſprengt es
Feurigem Felsblock
Funken entlockend.
Nie geſättigt
Vom Gold der Liebe
Wühlen ſie tief und tiefer ſich ein,
Suchend den Hort
Tiefhöchſten Lebens —
Die Größe der That,
Die Braut des Genies.
Sieh, da brodelt's und qualmt,
Da ziſcht es und kocht
Von glühflüſſigem Golderz.
Donnernd und krachend,
Vulkanegebärend
Spalten ſich Felſen —
Und ſpucken den Held aus,
Den Lenker der Welt; —
Schön iſt das Leben!

Aber ihr andern
Schickſalverfolgte,
Verzweifelt, verzweifelt
An thatdurſtiger Größe —
Im Buch' der Lebendigen
Seid ihr gelöſcht.
Ohnmachtgefeſſelt
Liegt ihr am Boden.
Bohrer und Meißel,
Hammer und Zweizack
Habt ihr mit Flüchen
Von euch geſchleudert.
Anderes wollen:
Anderes müſſen!
Ewig verlangen:
Ewig verzichten!
So wollt, was ihr müßt
Und freut Euch des Todes! —
Tod iſt das Leben
Blinder Natur,
Des Gottes der Welt.
Eherne Geſetze
Dreh'n ihn im Kreiſe.
Freiheitverloren,
Sterbend ewigen Tod
Ruft er verzweifelt
Selbſt Gott: „Mein Gott,
Warum haſt Du mich verlaſſen?"
Ihr aber, ihr Steine
Und ihr ſchickſalverfolgte,
Gott ähnliche Kinder der Menſchen
Hallet es wider.

Berlin. Ludwig Scharf.

Der deutſche Dichter.

Wie ringt Trauer und Glück um den Beſitz meiner bewegten Bruſt,
Wenn der Blick ſich erſchwingt über des Sees felſenumdunkelt Blau,
Auf zur Höhe, die ſchwerwolkig des Tags Huldigung früh empfängt.
Dir umwöbe wie gern ich mit des Lieds purpurnem Feſtgewind,
Hochanſtrebendes Haupt deines Gelocks blinkende Eiſespracht,
Auf daß Freundin du mir ſeiſt, der ich Freund allem Erhabenen bin,
Gern auch pries ich des Sees, dem du entſteigſt, ſpiegelnde Majeſtät,
Nur vom Flügel des Weihs manchmal geritzt, oder vom ſterbenden
Ruf des Jägers umhaucht, der ſich den Pfad über den Wolken ſucht.

Aber tief in der Bruſt hält mir erſtarrt bitteren Unmut's Froſt
Jedes knoſpende Wort, welchem der Neid, welchem der Zeit Ungunſt
Raubt der Süßigkeit Hauch, ach! und ihm leiht Härte, die leicht verletzt.
Nach dem ſeltenſten Kranz höchſten Verdienſtes haſcht die gekrampfte Hand,
Der ſich Leyer dein Gold, ſchmählich entweiht, zürnend zu fügen lernt;
Und ſo ſtirbt in der Bruſt gerne das Lied, dem ſich der ſtümpernde
Haß verſchworen und dem dort nur und da lauſcht noch ein Einſamer.
Steil abfallende Wand, die ſich im See wolkenumkränzt beſchaut,
So beſtaun' ich dich denn, ſtumm in der Bruſt bändigend Wünſche, rauh
Ab ſich wendend vom Tag, ſuchend mit Schmerz ſchönerer Zeiten längſt
Hingeſchwundene Pracht, kommender Zeit prüfenden Richterſpruch. —
Kein feuchtſtrahlendes Aug lohnt mehr dem Klang, welcher geſtaltenvoll
Führt des Menſchenſeins Los traurig und kühn ſtaunendem Volk vorbei;
Gaukelkünſte allein ſchmeicheln dem Ohr, ohne der Seele Grund
Aufzuwühlen mit Macht! Nimmer der Held geizt nach dem Sängerlob,
Welches nüchterne Kraft, rohe Gewalt, adelt allein: zur That!
Und ſelbſt frevelnden Trotz, grauſame Gier edler der Nachwelt malt. —
Weh dem Sohn, der der Bruſt, die ihn geſäugt, nimmer der Achtung Zoll
Darzubringen vermag, welcher vielleicht Richter muß ſein dem Leib,
Der ihn liebevoll trug! Aber auch weh! wehe der Mutter, die
Ohne Grämen des Kinds Tadel vernimmt, der an die Bruſt ihr ſchlägt.

Darmſtadt. Wilhelm Walloth.

Warnung.

Noch biſt Du jung, noch biſt Du ſchön,
Noch leuchten Dir hell die Augen,
Der Todeswind aber, der giftige Föhn,
Wird blaß Dich und blutleer ſaugen.

Der weht verpeſtend durch jede Luſt,
Die maßlos genießt, ohne Halten,
Das Siechtum weht er in Deine Bruſt,
Die Stirne furcht er in Falten.

Den roten Wangen entzieht er das Blut,
Den glänzenden Augen die Bläue;
Drum laß Dich warnen: ſei auf der Hut,
Auf daß Dich's zu ſpät nicht gereue.

Und wenn Du rufſt: die Jugend iſt mein,
Ich will die Jugend genießen —
So ſehe ich ſchon den Todenſchrein,
In den Deinen Leib ſie verſchließen.

Noch bist Du jung, noch winket und lacht
Die Lieb' Dir auf allen Gassen,
Doch laß Dich warnen: denn über Nacht
Wird Dich die Jugend verlassen.

Stolp i. P. Hans Hildebrandt.

Armensuppe.

Eine Skizze von Otto von Leitgeb.

(Görz.)

Der junge Herr von Bertan hatte ein gewisses Interesse für die Armut. Die modernen Belletristen aus der französischen Schule, die Kielland, Dostojewski, Verga, Zola, Daudet und wie die Veristen alle heißen, waren ihm wohl bekannt, und Studien an der Volkspsyche bis herunter in die ganz dunklen, ganz traurigen Tiefen der Kanäle, in welchen das Elend fließt und die Leichen derer trägt, die es ertränkt hat, solche Studien zogen Herrn von Bertan mächtig an, vielleicht auch abgesehen davon, daß er einen Kreis von Bekannten hatte, in welchem sich jene Autoren großen Ansehens erfreuten und wo man mit den sozialen Nachtseiten der Zeit aus den eleganten Salons heraus ein bischen kokettieren wollte. Wie viel Elend giebt es doch in der Welt, und welche Menge des Studiums entspringt daraus für den Gelehrten, für den Politiker, für den Künstler, für den Menschenfreund!

In der Großstadt, wo Herr von Bertan seine Studien vollendete, ward dieses Interesse fortwährend genährt. Welch' tragische Poesie in den frierenden, schlecht genährten Gestalten, die man oft genug sehen konnte, wenn man zu schauen verstand. Welche Typen unter diesen verkommenen, notleidenden Proletariern, welche Greise, welche Weiber, welche Mädchen und Kinder!

Manchmal auf seiner Mittagspromenade, so zwischen zwei und drei, machte Herr von Bertan unablässig Beobachtungen an diesen Typen, wo eben deren sich in die besseren Straßen verloren, auf unrechtmäßiges Gebiet. —

Von spätem Frühstück aus einem eleganten Kaffeehause kommend, stieß er eines Tages auf einen Bekannten, einen gesuchten jungen Arzt der

Residenz, der sich aus unbekannten Sphären auf einen Posten guter Achtung hinaufgearbeitet hatte.

„O, wohin des Weges, Herr von Bertan? — Vom Kolleg?"

„Guten Morgen, Doktor! — Nein! — ich schäme mich — aber ich komme wirklich eben vom Frühstück. — Ist das eine Kälte, um Mittag!"

„Sie haben Recht!" sagte der Doktor lächelnd. „Es ist unwirtlich. Möcht' es auch so machen, wenn ich könnte. — Und nun? — Was macht die Lektüre, — was machen denn die „Studien an der Großstadt," für die Sie sich so interessieren? — Haben Sie schon viel abgelauscht vom Pulsschlag der Armut?"

„Vieles, ich versichere Sie. Und ich bemühe mich aus erster Hand zu nehmen. Alle diese Züge in dem Leben der Leute hier, diese kleinen Einzelheiten, diese Persönlichkeiten aus dem Volke, diese Typen —"

„Ja, ja!" sagte der junge Arzt. „Mitunter prickelt das, wie? — Aber kommen Sie! Begleiten Sie mich. — Haben Sie schon eine Privatsuppenanstalt gesehen?"

„Privatsuppenanstalt? — Nein! — Giebt es das hier?"

„Gewiß! Eine sehr wohlthätige Anstalt, wo täglich einige Dutzende hungriger Parias gespeist werden. Gehen wir also; — es ist gar nicht weit."

Das neue Objekt für Herrn von Bertans Studien war ihm sehr recht. Auf dem Wege dahin stellte er darüber verschiedene Fragen.

„Da zahlen also die Leute nichts?"

„Ach, nein, — sie werden gratis gespeist."

„In einem Lokal?"

„Ja, wenn sie wollen! Manche essen auch gleich dort, die Meisten aber tragen die warme Gabe nach Haus zum Weib, zum alten Vater, zum kranken Mann oder zu den kleinen hungrigen Würmern, die schon gierig darauf warten."

„Ach, ja! — Es ist also dies kein eigentlicher Speisesaal?"

„Nicht ganz so," sagte der Arzt. „Aber Sie werden ja gleich selbst sehen."

Indes hatten sie die breite Avenue, wo die eleganten Wagen rollten, verlassen, und die Straßen verengten sich nach und nach, bis sie in ein weniger lichtes, offenbar weniger frequentiertes Quartier gekommen waren. Der Wind pfiff schneidend um die Ecken und Herr von Bertan schlug fröstelnd seinen Pelzkragen in die Höhe. Endlich kamen sie in eine ganz schmale Gasse, wo die Häuser links und rechts vier und fünf Stockwerke hoch standen, und eine von dort draußen schon sehr verschiedene Physiognomie zur Schau trugen. Schmutzige Façaden, ungescheuerte Thore in

den dunklen Fluren, ein holpriges Trottoir längs den Häusern, von denen zwei aufeinanderfolgende nur hie und da wie durch einen merkwürdigen Zufall in derselben Linie standen, ab und zu in einem Winkel ein Kehrichthaufen, den der stürmende Wind zerzauste. Durch diese Gasse, in der man sich aus der kultivierten Welt offenbar immer mehr entfernte, kamen sie endlich ans Ziel.

Eine niedrige, schwarz gähnende Thüre, die in einen engen, mit Kalksteinen gepflasterten Raum führte, und aus der ihnen ein nicht gleich definierbarer, süßlich-säuerlicher, feuchter, warmer Dampf entgegenströmte. Der Raum war fast nur von Weibern gefüllt, von ganz alten, jüngeren, von halbwüchsigen Mädchen und Kindern.

Es waren die Leute, die mit der Suppe beteilt werden sollten. Jedes hielt seinen mitgebrachten Topf in der Hand, und im Hintergrunde, wo es ganz dunkel gewesen wäre, wenn nicht durch ein Fenster der Schein einer gelben Gasflamme ein wenig Licht verbreitet hätte, hatte die Verteilung schon begonnen.

Dort war ein Schiebefenster, durch das die Frauen ihre Töpfchen hineinreichten.

Drinnen aber stand ein großer, derbknochiger Mann mit feisten Backen, glatt gekämmtem Haare und einem Ringe an der Hand, mit der er die Schüssel auf das Brett hinaus schob. Und dabei schrie er fort-während mit Stentorstimme:

„Nummer zweiundzwanzig! — Fehlt? — Nummer dreiundzwanzig — Was? — So eine Riesenschüssel? — Natürlich! Nur schlau! — Das giebt es aber nicht, Beste! — So! — Nummer vierundzwanzig!"

Nummer dreiundzwanzig erhielt die Schüssel nur halb voll. Es war ein altes Mütterchen, faltig, mager und gebückt. Sie nahm die Schüssel mit den beiden zitternden Händen und murmelte etwas in dem zahnlosen Munde.

Ihre Nachbarin lachte.

„Kein Geschäft, Frau Hackel!"

Das Mütterchen antwortete nichts. Sie deckte einen Zipfel ihres Wolltuches über die dampfende Schüssel und schob sich dem Ausgange zu.

„Das dort ist der sogenannte Armenvater," sagte der Doktor.

„Ah, — und was ist das eigentlich für eine Suppe?" fragte Herr von Bertan, der sich gerne unterrichtet hätte, ohne sich bis nun über die Bestandteile des Aroms, das durch den niedrigen Raum qualmte, klar geworden zu sein; nur daß es ihm ein gewisses Unbehagen im Magen zu verursachen begann.

„Der Hauptbestandteil," entgegnete der Doktor, „sind Bohnen, von der großen, schweren Sorte. Dann giebt es darin noch Kartoffel mit und ohne Schale, etwas Mehl, etwas Salz und viel Wasser; die sogenannte Armensuppe. Sie ist allerdings nicht sehr schmackhaft, aber schwer und warm, und das ist bei so kaltem Wetter denn doch etwas."

„Und wie oft bekommen die Armen dieses — Labsal?"

„Wie oft? — Nun, zu Mittag, sonst nicht." —

Nunmehr konnte Herr von Bertan wirklich das qualmende Aroma in seine Bestandteile zerlegen. Er fand die Kartoffel heraus, mit und ohne Schale, das Mehl, das Salz, das Wasser, und Bohnen, viel Bohnen.

An dem Schiebefenster gab es indes allerlei Szenen, denn der Armenvater hatte, wie jeglicher Mensch, seine gewissen kleinen Sympathien und Antipathien, und in der hungrigen Gemeinde selbst traten auch mancherlei Gefühlsäußerungen auf, meist wenig freundlicher Art, denn der Hunger macht neidisch und gereizt.

Die Nachbarinnen maßen mit den Augen jede Portion, die durch das Fenster herausgeschoben wurde, und da gab es Glossen.

„He, — natürlich! Die bringt wieder einen Bottich!" —

„Als ob nicht andere auch da wären!" —

„Geht's Dich was an?" —

„Ruhe dort! — Nummer vierunddreißig!"

Ein hübsches junges Ding, dem das krause Haar unter dem zerrissenen Kopftuche neckisch auf die Stirne fiel.

„Da, mein Schatz, und guten Appetit für die Mutter! — Nummer fünfunddreißig!"

Ein großes, hageres Weib mit pockennarbigem Gesichte und tiefliegenden schwarzen Augen, aus denen das dumpfe Elend blickte.

„Na, wär' Zeit, daß Ihr aufhörtet, Seilerin! — Er könnte schon wieder arbeiten; ist nichts als Faulheit!"

„Er kannn noch kein Glied rühren, Herr!"

„Ach, was! Ich kenne meine Pappenheimer! — Sechsunddreißig!" —

Inzwischen hatte sich die Halle fast geleert und man konnte die Wände sehen, an denen der feuchte Dunst in dem trüben Lichte flimmerte. Die meisten waren fortgegangen, um die Schüsseln und den warmen Inhalt möglichst schnell nach Hause zu bringen. Nur Einer verzehrte sein Teil an Ort und Stelle.

Es war ein alter Mann mit hagerem Gesichte und hervorstehenden Backenknochen, dem das schmutziggraue lange Haar über die Stirn fiel.

Er war einer der Letzten gewesen.

Seinen Hut, einen zerrissenen schwarzen Filz, hatte er sofort zu Boden geworfen, als er sich mit der gefüllten Schüssel in eine Ecke zurückzog. Nun stand er an die Wand gelehnt, den Oberkörper etwas vorgebogen. Löffel besaß er keinen. Die zwei knochigen, großen Hände hielten die Schüssel und führten sie ab und zu an die Lippen, die vor Hunger bebten.

Dabei sah er gar nicht auf, nicht einen Moment. Er war jetzt ganz allein, er hörte, er sah nichts; er war ganz allein mit der dampfenden Schüssel, und die Suppe darin gehörte ihm. Sie war glühend heiß, aber er versuchte es doch immer wieder und that einen schlürfenden, gierigen Schluck.

Dabei goß er sich jedesmal etwas davon auf das Kleid, denn wie in einer großen Erregung zitterten seine Hände heftig; und jedesmal verbrannte er sich die Lippen. Aber ach, er war so hungrig, so entsetzlich hungrig! —

Herr von Bertan verspürte immer größeres Unbehagen. Es ward ihm fast unwohl.

Fast schämte er sich dessen und hätte es gewiß nicht ausgesprochen, aber er sehnte sich fort aus diesem feuchten, qualmenden, übelriechenden Raume.

Der Doktor schien indes ein gewisses Verständnis für diese Einflüsse zu haben, denn er nahm seinen jungen Freund unterm Arm und sagte: „Na, wollen wir gehen? — Sie werden genug haben, und was mich betrifft, so hungert mich gerade so wie den Alten da drüben. Ich will speisen gehen!“

Sie traten ins Freie.

„Kommen Sie mit?“ fragte der Arzt.

„Ach nein — ich speise nie vor vier, und habe heute so spät gefrühstückt!“

„Ja so! Nun aber — leisten Sie mir Gesellschaft. Vielleicht behagt Ihnen auch ein kleiner Lunch nicht übel nach dieser — Magenaffektion da drinnen! — Sehen Sie, bei mir ist es alt-bürgerlich. Ich fühle so um Mittag herum immer ein menschlich Rühren. Aber freilich — Ihr jungen Herren —“

Und der Doktor, unter dessen dunklem Barte manchmal ein ganz feines Lächeln zuckte, lachte vergnügt. —

Wie wohlig war es in dem feinen Restaurant in der Ecke am Fenster, wo man hinaussah auf die breite Avenue mit den entblätterten Platanen, und auf die Menschen, die noch eine kleine Promenade in der kalten Novembersonne machten, um sich den Appetit zu stärken.

Wirklich — man konnte Appetit bekommen, wenn man dem Doktor zusah, wie er behaglich sein Beefsteak verzehrte. Was es sonst wohl auf der Karte gab?

Ah, eine Lieblingsspeise! Herr von Bertan mußte essen.

„Fasan mit Trüffeln!"

„Recht haben Sie!" sagte der Doktor. „Sehen Sie, ich sagte ja, Sie würden Hunger bekommen und Durst."

Herr von Bertan hatte ein Gefühl, als ob er sich dessen fast schämen müsse. Er beugte sich über die Weinkarte.

„Trinken wir eine Flasche zusammen, Doktor?"

„Danke! Ich beschränke mich zu Mittag stets auf mein Glas Bier; — aber thun Sie sich keinen Zwang an. Wein thut Ihnen gut bei dieser Kälte."

Der Aufwärter stand schon da.

Herr von Bertan suchte, bis ihn die alte Gewohnheit aus den Inländern in die Ausländer geführt hatte. Der geliebte Bordeaux, — er ist doch ein herrlicher Wein!

„Chateau Lafitte!" sagte er in raschem Entschlusse, „aber — nur eine halbe Flasche."

„Bedaure, bitte! Sind nur ganze Bouteillen hier!"

„Nun also!" —

Der Doktor war so über sein Beefsteak gebeugt, daß man nur seine hohe weiße Stirn sah.

„Mir thut nur leid," sagte er nach einiger Zeit, „daß ich nicht länger Ihre schätzbare Gesellschaft genießen kann, aber ich muß um Eins wieder auf der Klinik sein!" —

Als er gegangen war, fühlte sich Herr von Bertan viel freier. Es war ihm heute behaglicher so — er wußte nicht recht, warum.

Und aus dem Lunch war dann doch ein ganz süperbes kleines Diner da in der warmen Ecke am Fenster geworden, eine wahre moralische und physische Wiederbelebung nach dem abscheulich ungemütlichen Bilde in der Suppenanstalt. Brrr!

Bei einer kleinen Upmann und dem Reste von Chateau Lafitte lehnte er sich im Stuhle zurück, sah hinaus auf die breite Avenue mit den entblätterten Platanen, und fühlte den Glauben an ein menschenwürdiges Dasein wieder in sich zurückgekehrt.

Aus einem Gespräch.

Von Detlev Freiherr von Liliencron.
(Kellinghusen.)

Ist es nicht köstlich, ganz köstlich, langsam, in dicken, hohen Wasserstiefeln, mit aufgeschlagenem Kragen durch den Frühlingsregen, der lothrecht hinunter fällt, zu gehen, zu schlendern? Es ist völlig windstill, die Tropfen an den nackten Zweigen müssen erst sehr schwer werden, ehe sie sich lösen. Die Erde ist quappsig, sie bleibt an den Sohlen. Noch zeigt sich der letzte Schnee an den Knicks, schwarzbraun durch den Regen. Die Felder liegen noch brach. Sie erwarten das einfallende Saatkorn. Die Schollen schließen es ein, es wächst, es zeigt das Köpfchen, es wird immer länger, die Julisonne bräunt es, füllt es; nachts im heißen August hebt das Erntekind die silberne Stirn aus dem Roggen, aus dem Weizen, aus der Gerste . . . Der Schnitter kommt; sonst fiele der Same aus, um von Neuem zu befruchten . . . Geboren werden und Sterben . . . Ach, du alte Mutter Erde.

Ich trete in einen Erlenbusch, der mit Birken durchsetzt ist. Beide Arten liebe ich. Sie haben nichts Prunkendes; die weiße, zarte, oft zierliche Birke etwas Keusches. Ich ziehe ein wenig die Schultern hoch, denn ich habe den doppelten Tropfenfall auszuhalten: der zweite kommt von den Ästen.

Und dieser feuchte kräftige Erdgeruch!

An ein nasses, weißes Stämmchen mich lehnend, schau ich in die weite Ferne vor mir. Es ist nichts Erhabenes, keine Berge, keine Schlösser. Aber Alles ist, sag' ich richtig, gut und lieb. Durch die Regenbeleuchtung ist es klar. Die Wälder dämmern überall. Irgendwo steigt ein Rauch auf, meilenfern . . . Die Frühjahrswasser blinkern wie zahllose Seeen. Einzelne Kirchtürme der Dörfer sind sichtbar. Menschen auch dort. Menschen mit schlagenden Herzen, mit gebückten Nacken, mit von der Arbeit geborstenen Frosthänden, mit allem dem, was uns allen gemeinsam ist.

Es rauscht über mir; kleine Zweige brechen und fallen zur Erde. Zwei Rabenkrähen umfliegen sich, wollen bäumen, verjagen sich gegenseitig. Nun sitzt der eine, krächzt, indem er unaufhörlich den Hals in Schwung bringt, den Schwanz spreitet; dann wütende Schnabelhiebe auf den Ast, auf dem er anhakt, austeilend. Da ist der andere wieder. Wie die Augen glänzen! wie sie auf einander (— oder ist es nur der eine —),

mit den furchtbaren Schnäbeln losgehen. Ah so, die Liebe . . . Natur, Natur . . .

Ich bin roh genug, die beiden großen schönen Vögel durch Händeklatschen zu verscheuchen. Ein herrisches Gefühl hat mich dazu getrieben: Ich will Ruhe haben.

Aber wie Hohn auf den plumpen Menschen ist es, daß in demselben Augenblick zwei Buchfinken ansetzen; hört der eine auf, beginnt der andere: Eifersucht. In der Mitte sitzt die Finkin, dreht sich, putzt sich, wartet . . . ich muß lachen . . . Natur, Natur. In unendlicher Weite fällt ein Schuß; kaum ist der Knall zu hören; die schwere drückende Luft dämpft den Schall.

Der Regen hört auf. Ich wandere, schlendere, mein Stock schleift hinter mir her; nun hab' ich ein anderes Wäldchen erreicht. Die Aussicht ist dieselbe: Große Überschwemmung. Die Deiche, auf denen, fein gegen den Himmel ausgeschnitten, Liliputaner gehen; Busch, Wälder, Bauernhäuser spiegeln sich im Wasser. Große Stille. Es ist so still, daß allerlei Geräusch aus der Ferne an mein Ohr schwach schlägt: Hähnekrähen, die Kiebitze, Hundegebell, das Weinen (mit Zwischenräumen) eines Kindes von einem Gehöft her. Ein neben mir liegender großer Haufen Schnee dampft; er ist so lange ungeschmolzen geblieben, weil ihn ein starker Hainbusch, dessen Blätter noch vom vorigen Sommer nicht abgefallen sind, gegeschützt hat.

In dem Thälchen vor mir sehe ich ein Bauernweib. Sie dreht mir den Rücken zu. Tief gebückt, buddelt sie etwas aus der Erde, Kartoffeln, Rüben, oder was immer hier hat den Winter überdauern müssen. Ein junger Bauer schleicht heran und begrüßt sie mit einem tüchtigen Handschlag auf die kräftigen Hinterbacken. Erschrocken sieht sie sich um, um sofort in ein derbes Gelächter auszubrechen. Der Galan nimmt sie in die starken Arme, und aneinandergeschmiegt gehen die Beiden einem dichten Tannenwäldchen zu, durch das ein schmaler Weg nach dem Dorfe führt. Natur, Natur . . . Ob Frau von Hohenstaufen das Pärchen unter die berühmten Liebespaare aufgenommen hat, weiß ich nicht. Aber . . . ah, über mir, nicht zu hoch, stürmt eine Schar wilder Gänse mit wüstem Gekrächz. Wenn ich ziehende wilde Gänse sehe und höre, überfällt es mich immer mit toller Sehnsucht: Freiheit, Freiheit. Ihr Schreien, ihr Rufen, ihr rascher Flug ist nur die Sehnsucht nach Futter . . . Natur, Natur . . . Der Hunger und die Liebe, sagt Schiller.

Atemlos kommt ein kleiner Bursche mit heißen Backen auf mich zu gelaufen. In der Rechten hält er ein Papier. Es ist eine Depesche

für mich, die mein Gastgeber, ein Gutsbesitzer, bei dem ich seit acht Tagen der Schnepfenjagd wegen zum Besuche bin, mir hinausgeschickt hat.

Leider zwingt mich das Telegramm, sofort abzufahren, um auf der kleinen Eisenbahnhaltestelle den nächsten Zug abzuwarten, der mich wieder nach der großen Stadt zurückführen soll.

Es ist recht ärgerlich. Noch gestern hatten wir einen so unterhaltenden Abend am Kamin gehabt. Es war auch, unglaublich, von der deutschen Litteratur die Rede gewesen. Ich lachte, als ich an die Äußerung eines jungen, rotbackigen Gutsbesitzers aus der Nachbarschaft zurückdachte. „Ah was," hatte er gesagt, „ich lese nicht viel. Aber was man so in den Kauf nehmen muß in Zeitschriften und Zeitungen ist ja dies ewige Geschwätze über Idealismus und Realismus. Ich denke mir die Sache ganz einfach: Die Idealisten sind die Kerls mit Fischblut, die Realisten sind die Kerls, die die Mädels gern haben." Stürmische Heiterkeit.

. . . Auf der Haltestelle hörte ich zu meinem Schrecken, daß ich bis zum andern Morgen warten müsse. Noch einmal zu meinem Freunde zurückzufahren, war der Weg zu lang. So trank ich denn mit dem Wirte Grogk und ging früh zur Ruhe.

„Also, Kellner, ich kann sicher sein, daß die Nebenstube — Sie haben kein Zimmer, daß nur einen Eingang hat — diese Nacht nicht benutzt wird?"

Herr Graf können versichert sein, daß die Nebenstube nicht besetzt wird. Der Nachtzug, der hier hält, bringt fast niemals Gäste.

„Gut. Wollen Sie nicht vergessen, daß ich rechtzeitig geweckt werde."

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich sah mich um im kleinen Raum. Dieselbe Nüchternheit wie in allen ähnlichen Wirtshäusern. Über einem uralten Klavier, dem vorne vor den Tasten eine Taube von nachgemachtem Glanzstein höchst geschmackvoll und „sinnig" (beliebtes Kritikerwort) eingegraben war, hing ein Fünfgroschenbild: Eine Unschuld hielt ein Lämmchen in den Armen. Um beider Hals schien ein gleiches Kettchen zu hängen. Darunter war gedruckt:

„Dies ist die liebe Mimi mein,
Bald wird sie wohl mein Bräutchen sein."

Auf dem Deckel stand eine große Tasse mit der liebenswürdigen Inschrift:

„Ein schöner Bart, ein schöner Mann
Nimmt diese Tasse freundlich an."

Auf dem Deckel fand ich auch, zerstreut, zerrissene Noten. Es waren Lieder von Abt und Kücken. Ja, ja: Abt und Kücken, diese beiden Fürchter-

lichen, die versteht das „Volk". Aber Brahms, Schumann, Robert Franz? Wann werden diese im „Volk" gesungen? Ist das „Volk" jene „Seid umschlungen, Millionen-"Abt-Kücken-Herde; ist das „Volk" jene mit Läusen besetzte Masse Shakespeares? Die wenigen Menschen, die für das „Volk" Mitleid und echtes Verständnis besaßen und besitzen — sie sind auf Thronen wie in Ställen und Werkstätten geboren —, nur diese wissen, was „das Volk" heißt. Und in tiefer, tiefer Liebe zum Volk finden wir wohl ein Lächeln bei ihnen: Halb Humor, halb unendliches Mitleid: Bleibt bei Abt-Kücken, das andere versteht ihr nicht. Bei Abt-Kücken seid ihr glücklich . . .

Noch während ich mich entkleidete, dachte ich über den Begriff „Volk" nach, ob es je auch nur annähernd eine Möglichkeit geben würde, daß das „Volk" das bekannte Huhn im Topfe hat, nicht nur Sonntags, sondern alle Tage. Unmöglich, unmöglich; wir sind ja Menschen, einander auffressende Menschen . . . allgemeine Liebe, unmöglich, also Unsinn, Unsinn . . .

Vor meinem Fenster hatten sich zwei Weiber aufgestellt, die in ein endloses Gespräch sich vertieften. Das war ja schrecklich; ich konnte nicht einschlafen. Nun sagte die eine: „Nä, denn (den) meen'k ja nich; dat is ja Hans ut Söbenecksknüll; ick meen Hans mi de lütte Muusplacken (Muttermal)."

Meine Geduld war zu Ende. Mir fiel ein Fähnrichsstreich ein. Ich zog mein Hemd über den Kopf und machte lange Ärmel. Dann trat ich ans Fenster. Bald erblickten mich die Redseligen und stoben mit furchtbarem Geschrei auseinander. Ein zu empfehlendes Mittel.

Kaum aber hatte ich die Augen geschlossen, als der Kellner mit zwei Gästen in das Nebenzimmer trat. Der Nachtzug hatte also doch auf dem Haltepunkt Reisende abgegeben. Ich fluchte innerlich. Aber was half es.

Die beiden Männer, wie ich merkte, denen der Kellner Wein hingestellt, hatten, eifrig sprechend, im Sopha Platz genommen. Bald schienen sie in ihren Ansichten übereinzustimmen und glitten wie ein paar Balken neben einander ruhig den Strom hinunter, bald wurden sie heftig und stößig wie zwei eifersüchtige Ziegenböcke. Da sie keine Geheimnisse redeten, so störte ich sie nicht; ja, ihre gegenseitigen Meinungen vom Leben, von so Vielem im Leben, ließen mich atemlos zuhören. Der gute Gabelsberg sprang in meine Bleifeder und ich schrieb ihnen nach.

Am andern Morgen — Schneeverwehungen hatten plötzlich unser aller Weiterreise verhindert — traf ich die beiden Herren im Gastzimmer und machte mich ihnen bekannt.

Der eine von ihnen, ein Geheimrat, wie man zu sagen pflegt, ein „hohes Tier" — ich bin nicht recht klar geworden, welchem Zweige des öffentlichen Lebens er angehörte — hatte in der Umgebung, in den kleinen Städten, zu „revidieren", vielleicht die Amtsgerichte, Schulen oder Landratsämter, was weiß ich. Der andere, wie er mir erzählte, hatte nach langen Jahren, diesen, seinen Freund, wieder aufgesucht. Er hatte ihn mit der Reisetasche in der Hand gefunden, und war nun gleich mit ihm hierher gefahren. Es schien mir ein sogenannter „Weltbummler" zu sein. Beide waren würdige Herren, die das Leben kennen gelernt hatten. Während ihrer Auseinandersetzungen Nachts hatte ich im Stillen bald diesem, bald jenem Recht geben müssen, bald auch konnte ich mit keinem von ihnen übereinstimmen.

* * *

. . . nun ja, das kannst Du Dir denken. Ich war kaum einige Tage auf meinem alten, lieben Wulffhagen angekommen, als meine Liebe wieder zum Vorschein kam. Ich schrieb also, nein, ich telegraphierte meinem Buchhändler: — ‚Senden Sie mir umgehend das, was zur Zeit in Deutschland gelesen wird. Ich war sechs Jahre draußen.' Bald darauf erschienen ungeheure Ballen mit Büchern. Und ich fing an zu lesen. Aber eins nach dem andern flog an den Ofen. Ich schrieb wieder meinem Buchhändler: ‚Das ist ja alles unerhörter Wischmasch, das albernste Zeug, das ich je gelesen. Senden Sie Besseres.' Du kannst Dir vorstellen: vor kaum sechs Monaten wieder im Vaterlande angelangt, wollte ich mich wieder anschmiegen an die alten Verhältnisse. Und nun diese Bücher! Das letzte Jahr habe ich, um Büffel und Bären zu jagen, bei den Kamatches gelebt. Weiber, so viel ich haben wollte, der reine Salomo. Und diese prächtige Gesundheit dabei: immer im Zelt, im Wald. Und nun lese ich solche Bücher. Wie hab' ich gelacht.

Nach Kurzem traf die neue Sendung ein. Mein Buchhändler schrieb: ‚Mitfolgend das Modernste. 16., 20., 27. Auflage.' Nun, ich fing wieder an zu lesen. Es waren die langwulstigen Rittergeschichten und historische Romane. Wie, was? Das ist ja ekelhaftes Schüsselwasser. Ich antwortete: ‚Halten Sie mich denn für eine alte Tante, für einen Dütendreher, für eine Geheimratstochter? Das ist ja alles Lüge, Lüge, Lüge, was ich jetzt in Händen habe.' Und wieder kam eine Sendung: ‚Die Romane unserer Größten.' Aber ich fand durchaus keinen Gefallen an den Romanen unserer ‚Größten'.

Nun wurde ich ärgerlich: ‚Ich bitte um Gedichte.‘ Einige Tage darauf stehe ich mit meinem Verwalter an den Schweineställen, gewissermaßen in der Jauche. Wir beide, über und über beschmutzt, waren eben zurückgekehrt von meinem Tüt-Moor, wo wir nach Goldregenpfeifern ausgesehen hatten. ‚Was ist das, lieber Frahm,‘ fragte ich plötzlich, ‚der Himmel verfinstert sich ja zusehends?‘ Wir konnten es nicht begreifen. Vielleicht eine Sonnenfinsternis? Ach, sieh da! Unaufhörlich hintereinander, bis an die Wolken verpackt, rollte Wagen auf Wagen heran: die deutsche Lyrik: ‚Rosen und Veilchen‘, ‚Das süße Maßliebchen‘, ‚Die Lilie im Tau‘, ‚Nelken verwelken‘, ‚Perlen und Saphire‘, ‚Sternelein hold‘ u. s. w., u. s. w. bis ins Unabsehbare. Merkwürdig, wie bei Brause- oder Düngerfuhren lief das Wasser nur immer so ab bei jedem Wagen. Merkwürdig, merkwürdig! Wütend schrieb ich zurück: ‚Glauben Sie denn, daß ich hier im Irrenhaus sitze oder Dienstmädchen geworden bin? Ich bitte um religiöse Poesie.‘ Sie kam. Aber welcher Brei, welche Süßigkeit und Süßlichkeit. Zum Satan damit! Und ich hatte mich gesehnt nach ähnlichen herrlichen Kraftliedern, wie sie uns Luther, Paul Gerhardt, Flemming geschenkt haben. Keine Kraft, kein Saft, kein lautes, aus innerster Seele kommendes: ‚Herr, hier lieg' ich‘. ‚Herr, ich schreie nach Dir.‘

Ich hatte genug. Ich telegraphierte: ‚Bleiben Sie mir gewogen.‘ Aber trotzdem kam ein neuer Wagenzug, der letzte, aus der großen Stadt an. Mein Buchhändler meinte: ‚Die mitfolgenden Bücher erlaube ich mir, Ihnen zur gefälligen Einsicht zu überreichen. Ich wagte nicht, bisher sie Ihnen zu senden. Vielleicht finden Sie etwas. In Deutschland heißen die Verfasser: ‚Die Jüngsten‘.‘ Ich fing noch einmal geduldig an, mich zu vertiefen. Und ich muß sagen — natürlich fand ich nicht das, was ich suchte —, ich wurde aufmerksam. Es überkam mich Rührung und Mitleid. Ich sah auf jeder Seite dieser ‚Jüngsten‘, daß sie mit Händen und Füßen heraus wollen aus dem greulichen Theegesöff, das Deutschland nach wie vor trinken muß. Ich jubelte laut auf. Selbstverständlich war das Meiste unfertig. Die Zola-Anbetung und -Nachahmung (— wir Deutschen verleugnen uns nie —) steht bei den ‚Jüngsten‘ in hoher Blüte, und echt schweinisch-deutsch werden sie, wo sie sich auf Zola verstehen wollen. Hüben und drüben gleich unerträglich. Aber ich muß Dir offen sagen, ich habe in die Hände vor Freuden geschlagen: der Mut war da. Freilich, freilich, bei uns in Deutschland: dies ewige Schielenmüssen nach dem Staatsanwalt, diese ewigen sonstigen Rücksichten, die bei uns thatsächlich alles Sichausleben eines Schriftstellers verbieten . . .

„Daß Dir, lieber Freund, nachdem Du Dich viele Jahre extra muros herumgetrieben hast, unsere Litteratur nicht gefällt, begreife ich bei Deinen Lebensansichten vollkommen; nicht aber, daß Dich die sogenannten ‚Jüngsten' begeistern können. Ganz offen gesagt, diese ‚Jüngsten' sind mir widerlich. Dieses Zolaabschreibenwollen, viel Geschrei und nicht ein Flöckchen Wolle. Diese Herren treten ja alle Ideale in den Schmutz; nichts ist ihnen heilig mehr. Aber Gott sei Dank, kein Vernünftiger, keine wirklich gute alte Zeitschrift beachtet sie. Und dann, es ist ja unendlich spaßhaft zu beobachten, wie einer dieser Herren den andern von sich abzustreifen sucht, wie alle schreien: Nein, nein, nein, ich gehöre nicht zu denen. Wie heißt das Wort doch noch: ‚Jeder dieser Schufte sucht den andern abzuthun', oder so ähnlich . . .

„Nein, mein alter treuer Freund Franz, nicht ‚Gott sei Dank', sondern ich halte es für eine empörende Rohheit dieser paar alten Zeitschriften, wie Du sie nennst, daß sie die neue stürmische Bewegung mit erhobener Nase übersehen und nicht beachten wollen. Es hilft ihnen Alles nichts, sie werden müssen. Geradezu gemein sind die Kritiker einzelner großer Tagesblätter, sowie sie einen der ‚Jüngsten' in ihren Händen haben. Ohne den, den sie besprechen, auch nur im Geringsten zu verstehen, gehen sie ins Zeug, als wollten sie Deutschland vor giftigem Gezieser schützen. Zuweilen spielen sie auch die Sittenrichter. Das ist dann noch ekelhafter. Nun, überhaupt: Die Kritik in Deutschland ... ich schweige, ich schweige . . . Und gerade, weil wir zur Zeit diese jämmerliche Litteratur haben, so mußte auch diese Zeit ihre Erlöser finden, und das sind die ‚Jüngsten'. Nach Wahrheit in der Litteratur lechzen wir; nach dem Unter-die-Füße-treten dieser ganzen Lügenbrut, die uns die Alt-Weiberbücher ohne Gewissen vor uns auf den Tisch legen. Und ist irgend ein Buch, ein Aufsatz, ein Gedicht dieser ‚Jüngsten' scheinbar nach so roh, ich bin begeistert, denn dieses Buch, dieser Aufsatz, dieses Gedicht: sie alle sind ein furchtbarer Schrei nach Wahrheit, nach Kettenabstreifung der jammervollen Theewasserlitteratur. Es liegt in der Sache selbst und ist natürlich, daß, wie bei jeder neuen Bewegung, vieles unterläuft, das widerwärtig, übertrieben ist. Aber deshalb eine Richtung verdammen, die die Wahrheit auf ihre Fahnen geschrieben hat? Was Idealismus, was Realismus! Beides vereinigt, ineinanderlaufend, so solls sein. Allerdings, die Künstlerhand darf dann nicht fehlen. Wir werden niemals den Begriff Idealismus, den Begriff Realismus ganz haarscharf erklären können. Ob ich vor mir eine sich im Dreck wälzende Sau mit ihren vierzehn Jungen beobachte, oder den grünschillernden, prächtigen

Stern über meinem Scheitel: Beide sind die Wahrheit, sie sind. Und über der Sau (— ja, was lachst Du denn? —) kann ich mir unter Umständen ebenso gut die Aureole vorstellen, wie einen Sonnenkranz über dem grünschillernden, prächtigen Stern mir zu Häupten. Die Sterne werden geboren und sterben, wie die Sau geboren wird und stirbt. Einen Unterschied kennt die Natur nicht. Und das ist es; das hat die neue Richtung emporgehoben: Der schreiende Wunsch nach Wahrheit. Bis zur äußersten Widerwärtigkeit ist es bei uns gekommen: dies überfüßliche Geschreibe, dies Geschreibe, als wenn es einzig und allein nur fünfzehnjährige Mädchen und Sekundaner auf der Erde gäbe. Wie viel Heuchelei und Scheinheiligkeit ist dadurch großgezogen worden, wie ja jeder Sinn aufgehört hat für alles wahrhaft Große und Schöne durch das Lesen dieser Eunuchenbücher. Und noch einmal: Das war es, daß ein rauhes Hurragebrüll seit einigen Jahren ertönt, daß alle alten Weiber zusammenschrecken: heraus, heraus! Lieber, wenns denn sein muß, durch Dreck und Jauche pantschen, als das greuliche Zuckerwasser trinken . . .

Es war einige Minuten still, dann fingen die beiden Freunde an, über Politik zu sprechen. Bei diesem langweiligsten aller Gegenstände schlief ich natürlich sofort ein. Mein Kaiser und mein Vaterland, sie sind mir zwei heilige, unverrückbare Sterne. Aber alles Parteigezänk ist mir in den Tod zuwider.

Aus dem Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

In Wien wurde das mit großartigem Aufwande von Geist und Geld nach dem Entwurfe von Zumbusch hergestellte Maria Theresia-Denkmal feierlich eingeweiht. Die alte Kaiserstadt an der bekannten Blauen schwamm in patriotisch gehobener Feststimmung. Einige liberale

Blätter warfen bei dieser Gelegenheit mißvergnügte Seitenblicke auf die Gegenwart und stellten den kerndeutschen Sinn Maria Theresias dem slavisierenden Regime der Taaffe und Kompagnie gegenüber. Die Kaiserin Maria Theresia war eben, was man von wenigen österreichischen Staatsmännern und Herrschern behaupten kann: eine genial angelegte, wahrhaft adelige Natur voll Scharfsinn und Energie. Die Neue Freie Presse führte in ihrem Festartikel sehr richtig aus:

„Sie hat es verstanden, die deutsche Sprache und Kultur nicht bloß in ihren deutschen Ländern zu erhalten, sondern auch in fremde neugewonnene slavische Länder einzuführen, solche Landes- und Volksteile mit dem Wesen des Reiches zu verschmelzen. Deutsche Bildung hebt dort an, wo der unsterbliche Name Theresia steht; ein voller Strom deutscher Gesittung drang damals nach Österreich, die seit den trüben Tagen der Gegenreformation unterbrochene geistige Gemeinschaft Deutschlands und Österreichs wird wieder hergestellt, spanische und italienische Bildung und Sitte machen deutscher Platz. Der Adel der Provinzen schart sich um die Kaiserin in Wien und bildet dort gleichsam ihre Familie, bestrebt, im Sinne der Kaiserin dem Volke voranzuleuchten in jeder Art deutscher Gesittung und Hingebung für den Staat. Sollte die großsinnige Frau, deren Weisheit und Thatkraft von aller Welt bewundert ist, kein Erbteil bilden für die Staatslenker von heute? Sollte sich ihnen, wenn die Züge der großen Kaiserin in dauerndem Erze sichtbar werden, nicht auch der Geist der Thereſianischen Zeit enthüllen? ‚Nach hundert Jahren klingt ihr Wort und ihre That dem Enkel wieder.‘ Nicht den Personen allein, sondern ihren Grundsätzen errichtet man Denkmäler. Ihnen weihen die Sänger ihre Lieder, leiht die Geschichte ihren Griffel, und für die längst heimgegangenen Träger solch' teurer Ideen bekennt die Welt ihre Bewunderung und Verehrung. Was Thereſiens Leben geadelt, ihren Namen groß gemacht, die Herstellung der Einheit Österreichs, die Begründung der Freiheit in diesem Staate, das kann nicht zum Irrtum, Fehler oder gar politischem Verbrechen gestempelt werden.“

In München fand am 15. Mai die feierliche Eröffnung der Deutschen Kunstgewerbeausstellung in dem prachtvollen Zopfpalast statt, den der geniale Baumeister Emanuel Seidl an dem Isarquai errichtet hat.

Einen geradezu begeisterten Hymnus stimmt der rühmlichst bekannte Direktor Ferdinand Luthmer aus Frankfurt a. M. über die Werke der Münchener Künstler in der Ausstellung an und wir zitieren diese kompetente Stimme um so lieber, da sie das Urteil eines Auswärtigen ist und

daher nicht der Ruhmsucht im eigenen Hause geziehen werden kann. Die „Frankf. Ztg." schreibt:

„Die schwierigste Aufgabe, die man dem dekorierenden Architekten stellen kann, mit einfachsten Mitteln einen nicht nur freundlichen, sondern einen imponirenden, vornehmen Eindruck zu erzielen, — scheint uns durch den Schöpfer dieses Ausstellungspalastes, Herrn Architekten Emanuel Seidl, und die anderen ihm zur Seite wirkenden Künstler in nicht gewöhnlicher Vollkommenheit gelöst zu sein. Wir haben in den letzten zwanzig Jahren so ermüdend viel Ausstellungs-, Schützen- und Turnerhallen in jenem bekannten „kreuzfidelen" Schweizerhausstil gehabt, daß es für unser Gefühl ebenso überraschend wie befriedigend ist, hier einmal einer ruhigen, ernsten, für das erste Urteil monumental wirkenden Behandlung zu begegnen, die auf all das kleine Detail verzichtet und ihre Wirkung in großen Massen und schöner Gruppierung sucht . . . Suchen wir nach einem Vergleich, an den uns diese weiße, vornehm heitere Architektur mit Quaderungen, starken Gesimsen, großen Fenstern und Portalhalbkreisen, mit einem reichen Schmuck überlebensgroßer Figuren erinnert, so treten uns zunächst die Sommerresidenzen der Fürsten des vorigen Jahrhunderts vor Augen . . . Die Behandlung der Dekoration in Weiß, Gelb und Grün, die von einer ganz ungewohnten, naiv-heiteren Wirkung ist, begleitet uns durch alle Teile der Ausstellung, die allgemeinen Zwecken dienen, und feiert ihren Triumph in dem Restaurationssaale durch die Hand des Professors Seitz . . . Was Seitz dargestellt hat, sind meist die anspruchslosesten Dinge: unten eine Art Ballustrade, hinter welcher an schicklichen Stellen landschaftliche Veduten, Grau in Grau gemalt, auftauchen. An der Voute und Decke sind es die bekannten Rahmen und Kartuschen des Rokoko, geistreich zusammengruppiert mit Tafelgerät, Trink- und Eßbarkeiten. Andere Kartuschen, die an den Wänden hie und da verteilt sind, enthalten Weinkarten und ähnliche Inschriften. Das Holzwerk an Fenster und Täfelung ist grün angestrichen. Der helle, große, kühle Charakter eines Sommerrefektoriums in einer der reichen Abteien der Zopfzeit, oder des Gartensaales in einem fürstlichen Landsitz ist aufs glücklichste getroffen . . . Dies ganze Werk ist völlig Eingebung des Augenblicks, Improvisation einer eminent geschickten Hand. . . . Was in den bisher beschriebenen Räumen die improvisierende Malerei leistete, das bietet uns in dem neuen Inselpavillon die Skulptur . . . Eine äußerst ansprechende Kombination von Vestibül, Saal und Sälchen, Veranden und Terrassen, versetzt uns auch dieses Haus mit seinen geschweiften Kupferdächern, seinen in kleine Teile geteilten Fenstern mit grünem Sprossenwerk in einen fürstlichen Park des vorigen Jahrhunderts

Hier haben wir Gelegenheit, die Spezialität der Münchener Stukkateure zu bewundern. Ganz in der Art der alten Meister modellieren sie das zarte Leisten- und graziöse Arabeskenwerk an der Decke selbst, neben sich die kleine Bleistiftskizze des Architekten, in den Einzelheiten durchaus der Eingebung des Augenblicks folgend. Es ist nicht zu glauben, welche Frische und Ursprünglichkeit in diesem Ornament, diesen fast freischwebend gearbeiteten Blumen- und Baumzweigen, diesen Kindergruppen und Vogelgestalten lebt . . . Das wollen wir vor Allem rühmend hervorheben, daß die Münchener Künstler, die das äußere Kleid dieser Ausstellung geschaffen haben, darin eine ganz bestimmte Tonart anzuschlagen wußten, mit der wir in den dekorativen Künsten des nächsten Jahrzehnts zu rechnen haben werden."

Die Eröffnungsfeier dieser deutsch-nationalen Kunstgewerbeausstellung wurde durch eine Festrede von Herrn Direktor Lange eingeleitet. Wir geben in folgendem deren hauptsächlichsten Inhalt:

„In den Annalen des deutschen Kunstgewerbes mit goldenen Lettern eingetragen, leuchtet uns heute in hellem Glanze das für die Entwickelung unseres kunstgewerblichen Schaffens so epochemachend gewordene Jahr 1876 entgegen, das gesegnete Jahr der ersten deutschen Kunstgewerbeausstellung auf Münchens kunstgeweihtem Boden.

„Das Bild deutschen Wesens und Könnens, das uns damals durch kunstbegeisterte und von edelster Vaterlandsliebe durchdrungene Männer in ungeahnter Fülle und Schönheit geboten wurde, — noch steht es lebendig und farbenfrisch vor dem geistigen Auge, noch hält es unsere Sinne durch seinen Zauber gefangen.

„War es doch Aufgabe jenes glorreichen Unternehmens gewesen, nach wiedergewonnener Einheit und nationaler Machtstellung auch dem deutschen Kunstgewerbe die so lange vermißte Freiheit und Selbständigkeit wieder zu erringen, ihm die Wege zu gesunder Entwickelung und Entfaltung zu bahnen, vor Allem aber im deutschen Volke *selbst* Verständnis und Liebe zu seinem Kunstgewerbe, das ehedem sein Stolz und Triumph gewesen, von neuem zu erwecken.

„Mit welchem Erfolge dies damals unter dem würdigen Geleite der Werke unserer Väter gelang, giebt uns die alsbald über ganz Deutschland und weit über seine Grenzen hinaus sich erstreckende gewaltige reformatorische Bewegung in der Pflege nationalen Schaffens kund, beweist uns die Gründung zahlreicher, dem Kunstgewerbe gewidmeter Schulen, Museen und Vereine, zeigt uns das kunstbegeisterte Streben und Zusammenwirken von Künstlern und Handwerkern, beweist uns die hohe Wertschätzung des

deutschen Kunstgewerbes sowohl auf dem heimischen Boden, wie auf dem Weltmarkte.

„Die bis jetzt glücklich errungene Stellung zu behaupten und zu kräftigen, die seither eingeschlagenen Wege zu prüfen, die richtigen als solche allgemein zu bezeichnen, wie vor den Abwegen zu warnen, namentlich aber der idealen Aufgabe, welche dem Kunstgewerbe als einem bevorzugten Kulturträger zukommt, in erhöhtem Maße gerecht zu werden, ist nunmehr die Parole für das Kunstgewerbe unserer Zeit geworden, die zu ihrer Bekräftigung und Nutzanwendung, wie bei jedem anderen Zweig künstlerischer Produktion der zeitweisen Vereinigung, Sammlung und Prüfung des inzwischen Geleisteten bedarf.

„In der Erkenntnis dessen und hierin zugleich einem allgemeinen Wunsche der deutschen Kunsthandwerker entgegenkommend, hat es der unter dem Allerhöchsten Protektorat Eurer Königl. Hoheit stehende Bayerische Kunstgewerbeverein, der Veranstalter jener ersten Ausstellung vor zwölf Jahren, von neuem unternommen, das deutsche Kunstgewerbe zu einer Überschau seiner Arbeiten, wie zu einer gegenseitigen Prüfung und Anciferung nach München einzuladen.

„Dank der Allerhuldvollsten Fürsorge Eurer Königl. Hoheit als des Allerhöchsten Protektors, wie Dank dem hochherzigen Entgegenkommen einer hohen Königl. Staatsregierung, wie der um unser Unternehmen hochverdienten Gemeindevertretung Münchens ebneten sich dem Unternehmen der Ausstellung alsbald alle Wege und fand dasselbe allüberall, wo deutsches Wesen und deutsche Kunst zu Hause, wärmste Aufnahme und Unterstützung.

„Zum Festplatz aber wie zur würdigen Aufnahme der geladenen Gäste und ihrer Werke ward in Bayerns Kapitale ein Ehrenplatz von jungfräulicher Schöne, inmitten des Zaubers einer überwältigenden Natur, am Ufer der wildschäumenden Isar erkoren und auf ihm durch Künstlerhand ein festliches Heim zu schaffen erstrebt.

„Zahlreich sind die Schätze, die uns von begeisterten Förderern und Pflegern aus allen Staaten und Gauen des Deutschen Reiches wie nicht minder aus den stammverwandten Gebieten Österreich-Ungarns und der Schweiz anvertraut wurden, und die nun ihrer Enthüllung harren . . .

„Möge dem von Eurer Königl. Hoheit des Allerhöchsten Protektorates gewürdigten Unternehmen der besondere Schutz und Segen des Allmächtigen zu teil werden, und möge dereinst im Buche der Geschichte das Jahr dieser Ausstellung wie jenes von 1876 als ein Jahr neuer Triumphe und Ehren für das deutsche Kunstgewerbe in goldenen Lettern erglänzen!“

Am ersten Juni wurde auch die Internationale Kunstausstellung (verbunden mit einer bayerischen Jubiläums-Kunstausstellung) im Glaspalaste eröffnet, worüber wir im nächsten Juliheste ausführlich berichten werden. Heute sei nur angemerkt, daß über das Verfahren der Aufnahmejury bereits viele Klagen laut geworden sind. Es sollen so zahlreiche und bedeutende Werke abgewiesen worden sein, daß die betroffenen Künstler den Plan gefaßt haben, in einem eigens zu erbauenden „Münchener Kunstsalon" die zurückgewiesenen Werke den unbeteiligten Kunstfreunden und Kritikern zur Prüfung vorzuführen. Die Meister der alten dunklen Saucemalerei, an ihrer Spitze Lenbach, sollen besonders den jungen Hellmalern wenig grün gewesen sein. Dieser Dunkelmänner-Geschichten ungeachtet gehört die Ausstellung zu den glänzendsten und interessantesten.

Das königliche Hoftheater hat knapp vor Thorschluß — der Sommerausstellungen wegen begannen die vierwöchentlichen Theaterferien schon am 17. Mai — noch die Aufführung eines neuen vieraktigen Dramas „Haus Turnhill" von Franz Bonn und Julius Grosse erledigt. Bonn hat unter dem Schriftstellernamen von Miris (dialektisch für: von mir ist es!) schon viele artige Scherzsachen für die „Fliegenden Blätter" geschrieben, und auch als Theaterdichter hat er sich wiederholt versucht. Sein „Haus Turnhill", zu dem sich Julius Grosse als Mitarbeiter bekennt, ist jedenfalls eine seiner allerschwächsten Leistungen. Der künstlerische Wert reicht kaum an den einer Birchpfeifferiade heran. Weder von natürlicher, noch von dichterischer Wahrheit ist in dem Stücke genügend vorhanden, um selbst bescheidene Ansprüche an ein modernes Drama zu befriedigen. Diese Geschichte eines untergeschobenen Kindes, dessen eigener Vater halb aus Rache, halb aus anderweitiger Schurkerei das ganze Marionettenspiel vier Akte lang mühsam auf den Beinen erhält, gehört zu dem Unwahrscheinlichsten, was jemals ein Theatraliker zusammengefabelt hat. Charakterzeichnung und Motivierung sind unter aller Kritik, — denn nichts ist naturgemäß entwickelt, alles willkürlich aneinandergereiht. Was die Darstellung betrifft, so gab sich vor Allem Herr Bonn (Sohn des Dichters und Fürstlich Thurn und Taxis'schen Justizdirektors und Präsidenten Bonn in Regensburg) die größte Mühe, die Hauptfigur des Stücks, den Schablonen-Theaterbösewicht Valentini, glaubhaft zu machen. Das wäre auch einem besseren Schauspieler mißlungen; selbst ein Genie müßte an der Unmöglichkeit dieses Charakters scheitern. Gut spielten Frl. Weiß und Herr Häusser, denen zwei Possenfiguren zugefallen waren, und Herr Schneider, der das Künstlerisch-Mögliche aus seiner Biedermannsfigur — ein Idealheld wie er in englischen Frauenzimmer-Romanen und sonst in Wolkenkukuksheim

heimatberechtigt ist — herauszugestalten wußte mit dem ihm eigenen feinen Maßhalten. Die übrigen sieben Darsteller thaten, was sie mußten.

Zum Schlusse noch ein Wort über die neueinstudierte Faust-Aufführung. Nachdem die Götheſche Tragödie jahrelang geruht, hat sie das Königliche Hoftheater am 2. Mai in neuer Besetzung und Ausstattung wieder auf die Bühne gebracht. Die Aufführung dieses Werkes in beiden Teilen vorzubereiten, war vor drei Jahren noch eine der letzten und vornehmsten Sorgen des inzwischen aus dem Verbande der Hofbühne ausgetretenen Schauspieldirektors a. D. Ernst Possart gewesen. Sein Nachfolger in der Regie, Herr Savits, wollte nicht länger zögern, wenigstens den ersten Teil mit dem Vorspiel und dem Prolog fertig zu stellen. Der Hauptgrund des langen Zuwartens war der Mangel einer geeigneten Vertreterin der Gretchenrolle. Überall spähte man nach der rechten Kraft — endlich entschloß man sich, dem eigenen Mitglied Fräulein Dandler die hinlängliche Befähigung für diese Rolle zuzutrauen. Die Dame hatte vorher als erste größere klassische Aufgabe die Shakespearesche Julia übertragen erhalten und sich dabei in dem kleinen Umkreis ihres Talentes recht tapfer gezeigt. Wie ihre Julia, so spielte sie auch ihr Gretchen: annehmbar für Ansprüche, die vorwiegend auf das Äußerliche gehen und von poesievoller Belebung einer hochpoetischen Gestalt durch eigene, echte Empfindung und künstlerische Darstellungskraft absehen. Alles ging in einem Tone fort: vor wie nach dem Falle hatten Sprache und Geberde des Fräuleins die nämliche verschwommen-sentimentale Färbung. Wie dem Fräulein Dandler als Gretchen, so ist dem Herrn R. Fuchs als Faust die schöpferische Fülle eines wahrhaften Menschendarstellers versagt. Seine Kunst ist eine vorwiegend deklamatorische, ohne Reichtum und Leidenschaft des Spieles. Er ist in allen Auftritten mehr oder weniger der nämliche Redner, je nach der Ausdauer seines etwas widerspänstigen, rauhen Organs. Sein „Faust“ war der Faust im Frack, der eine Dichtung nach dem Buche vorträgt. Die Tragik des dämonischen Mannes mit den zwei Seelen in der Brust kam fast nirgends zu nachfühlbarem, erschütterndem Ausdruck. Zwei Seelen! Man ist versucht zu glauben, daß der Faust, der sich à la Fuchs im Studierzimmer wie in Gretchens Stube gleich deklamatorisch aufführt, gar keine Seele hat. Und wozu dann das übermenschliche Zauberspiel? Und wozu all' die Teufelei, wenn der Faust doch von Anfang bis zu Ende ein deklamierender Philister bleibt? Ganz unvergleichlich war dagegen der Mephistopheles des Herrn Häusser. Kann man auch in mancher Szene seine Auffassung anfechten, so muß doch der strengste Kunstrichter bestätigen, daß er im Ganzen seinen Mephisto zu

einer schauspielerischen Leistung ersten Ranges gestaltet hat. Ihm gebührt der Löwenanteil am großen Erfolge des Abends. Sehr gut war auch der Prolog im Himmel und die Szene in Auerbachs Keller, wozu man die Kräfte der Oper beigezogen hatte (die Sängerinnen Blank, Herzog und Sigler als Erzengel und die Sänger A. Fuchs, Schlosser und Bausewein als Studenten). Es wurde überhaupt sehr viel musiziert — und es war nicht immer eine der Größe der Dichtung angemessene Musik, die Herr Max Zenger eigens für diese Aufführung komponiert hatte. Viele Vorspiele, Überleitungen, melodramatische Begleitungen, Chöre u. s. w. gingen nicht über die Bedeutung der bekannten und gefürchteten Kapellmeistermusik hinaus. Ganze Szenen der gewaltigen Götheschen Dichtung bekamen dadurch den Charakter einer mittelmäßigen Oper oder eines operettenhaften Melodrams (z. B. die Szene in der Hexenküche). Es dürfte sich empfehlen, bei den folgenden Aufführungen eine Reihe von Musiknummern zu kürzen oder ganz zu streichen. Wir haben so viele „Faust"-Opern, daß es wahrlich nicht notwendig ist, auch noch die Tragödie „Faust" von der Höhe des reinen, lauteren Wortes zu einem Zwitterding von Musikdrama, Spieloper und Melodram herabzudrücken. Von den neuen Dekorationen, die von den Hoftheatermalern Quaglio, Jank und Döll hergestellt wurden, ist im Allgemeinen Gutes zu sagen — von dem „Himmel", sowie „Dom mit Straße" und „Wall vor der Stadt" selbst sehr Gutes. Am wenigsten gelungen, weil der feineren Stimmung und der Anpassung an den dichterischen Charakter entbehrend, erschienen das „Studierzimmer", „Gretchens Stube" und „Marthens Garten". Alles in allem machte die Ausstattung einen frischen, reichen Eindruck und trug mit der lebendigen Inszenierung der Volksauftritte, die wir der regiekundigen Meisterhand des Herrn Savits verdanken, erheblich zum Gelingen der Vorstellung bei. Zwar kein theatralisches Ereignis, aber eine sehr löbliche und dankenswerte Anstrengung der Theaterleitung, verdient diese Vorführung des ersten Teils umsomehr Anerkennung, als sie in unserer geschmacksverdorbenen Zeit dem großen Publikum wieder einmal eine Ahnung von den eigentlichen Aufgaben der nationalen Bühnendichtung und Schauspielkunst vermittelte und die baldige Darstellung des zweiten Teiles dieses deutschen Weltdramas herbeisehnen läßt. Schon das ist ein außerordentlicher Erfolg: die Sehnsucht nach dem Höheren, Vollendeten erweckt zu haben bei einem Geschlechte, das ganz in den Lumpereien und Lustigkeiten der Niederungen schien versumpft zu sein.

Eine deutsche Nora-Aufführung,

beurteilt von einem Norweger.

Aus einem Münchener Theaterbrief im „Dagbladet“ in Christiania von

Jrgens Hansen.

Vorbemerkung der Redaktion. Wir veröffentlichen im Nachstehenden die vom Verfasser selbst besorgte Übersetzung seines norwegischen Originalbriefes aus zweifachem Grunde: erstens weil wir in der Kritik aus der berufenen Feder eines Landsmannes des Dichters Henrik Ibsen einen wichtigen Beitrag erblicken zur Entscheidung der neuerdings aufgeworfenen Frage: welche Auffassung des Nora-Charakters die richtige sei, die der königlichen Hofschauspielerin Frau Conrad-Ramlo in München oder die der Frau Niemann-Raabe in Berlin und der Frau Friederike Goßmann in Wien? — zweitens, weil der vortreffliche Aufsatz im „Dagbladet“ ein wertvolles Zeugnis für die wachsende Bedeutung ist, welche das Ausland der deutschen Schauspielkunst zuerkennt. Die nachfolgenden Urteile haben daher mehr als flüchtiges Gewicht; sie sind ein Dokument für die Geschichte unserer vaterländischen Bühne. Der norwegische Kritiker schreibt:

. . . Frau Ramlo war während der ganzen Vorstellung Nora in ihrer eigenen Stube: sie flatterte darin umher, trillernd, schwatzend, scherzend, lachend, schmollend. Später wurde sie erschreckt, verlor den Mut und verkroch sich scheu in ihre Stube. Zuletzt fielen der armen Lerche die Federn ab — und das muntere Singvögelchen war verwandelt in eine bleiche, all' ihrer Illusionen beraubte Frau, die sagte:

„Ja, jetzt beginn' ich es ganz zu begreifen!“

Diese Frau setzte sich still nieder, ließ sich nicht irre machen, sondern sagte sich Alles ruhig vor, was ihr jetzt so klar war. Dann trocknete sie eine Thräne vom Auge, zeigte noch einmal die tiefe Kluft zwischen sich und ihm, dem fremden Manne — und geräuschlos ging sie ihres Weges.

Ich darf behaupten: je besser man die Rolle der Nora kennt; je vortrefflicher man dieselbe schon dargestellt sah — desto größeren Genuß hatte man an Frau Ramlos Spiel. Auch keinen einzigen Moment, keine Nuance ließ die Künstlerin außer Acht; alles kam zu seiner vollen Geltung. Wir sahen nicht Nora von dieser oder jener Seite — wir sahen die ganze Nora. Gleich nach den ersten Repliken war es deutlich, mit wem wir zu thun hatten: mit einer solch' vollkommen künstlerischen Beherrschung der Mittel, daß die Natürlichkeit in jeder Bewegung, jedem Blick, jeder Betonung triumphierte; mit einem Spiel, welches die Aufgabe von innen heraus löste, so daß jedes Wort so unmittelbar wirkte, als sei es zum erstenmal gesprochen: mit einer Individualität, die der Rolle ihren Stempel aufdrückte und dem Bildnis, das wir von dem Nora-Typus hatten, ihre Färbung, ihren eigenartigen Reiz verlieh.

Bald hörte man auf, sich zu fragen: Wie wird sie wohl dieses oder jenes spielen? — Dieser vollendeten Beherrschung gegenüber fühlte man sich

sicher, und man gab sich voll und ganz dem Genuß hin, wie alles wunderbar zur Geltung kam. Jeder neue Charakterzug, jeder neue Moment in der Entwickelung, jede Replik wurde zur freudigen Überraschung. Und als das Ganze zu Ende war, sah man zurück auf ein Stück Menschenleben, in dem das Härteste gebebt, das Feinste mit Lächeln gelitten hatte, bis ein großer Schmerz der Treibhauspflanze das Mark auszehrt, und man sich bange fragte: wird aus dem welken Schaft ein neuer Keim sprießen?

Wer Frau Ramlos Nora gesehen, versteht, daß Ibsen mit voller Wahrheit gesagt haben kann, was er von dieser Wiedergabe seiner Gestalt geäußert haben soll: „Ich fand hier Nuancen, die ich selbst nicht bemerkt hatte."

Dies kann der Fall sein, wenn eine kräftige künstlerische Individualität sich eine Rolle zueignet. Selbst das genaueste Durchdenken und Nachfühlen der Ursache und Folgen einer Äußerung — wie sehr man sich hineinvertiefe — wird doch niemals dieses mystische und vielseitige Verständnis erreichen, das die Intelligenz der Persönlichkeit aus einer erdichteten Gestalt zu bilden vermag. Da kann es sogar vorkommen, daß einem so umsichtig schöpferischen Geist wie Ibsen eine Überraschung zuteil wird.

Hier noch ein andres Beispiel für Frau Ramlos treffliches Spiel:

Ein Landsmann von mir bemerkte: „Das Stück machte mir einen großen Eindruck, als ich es zum erstenmal las, und ich war, wie wir Jüngeren alle, entzückt von Frau Reimers*) Spiel. Später sah ich mehrere Künstlerinnen in derselben Rolle; ich habe das Spiel angesehen, aber vom Stück selbst keinen neuen Eindruck empfangen. Und jetzt sah ich es hier in fremdem Sprachgewand — und die Dichtung wirkte unmittelbar, mit einer Kraft, die ich für unglaublich gehalten hätte."

Die Übersetzung des Herrn W. Lange ist gut. Durchgehends gab sie den richtigen Ton; ab und zu schloß unsere Sprache und die Form des Dichters sich enger an den Gedanken, waren die Repliken schärfer zugespitzt; und manchmal, wo das Gefühl die Worte färbte, machte sich das verschiedene Volks-Naturell bemerklich.

Soll ich angeben, worin hauptsächlich der Unterschied liegt, so ist es vor allem das Tempo, das mir auffiel.

Wir Norweger sind, der geographischen Lage und den europäischen Begriffen von der Unbeweglichkeit der Polar-Gemüter zum Trotz, rasch in unserm Empfinden. Aber es widerstrebt uns, ja erscheint uns fast als Taktlosigkeit, zu lange bei einem Gefühlsmoment zu verweilen — wir müssen darüber hinweg, oder wenigstens die Stimmung wechseln. Darum behagen uns auch die deutschen Farcen nicht, wo man sentimental wird, wenn man nicht Späße macht. Was wir von aristokratischer Lebensart haben, ist von dieser Scheu gekennzeichnet, unsere Gefühle zur Schau zu stellen, und unser geselliger Verkehr hat ein eigenes Gesetzbuch für die Andeutungen, mit welchen wir uns behelfen müssen, um nicht einer Offenheit der Gefühle zu verfallen, die uns wie ein Bloßlegen unserer heimlichsten Gedanken erscheinen und gewissermaßen

*) Frau Reimers: die erste Darstellerin der Nora in Christiania — vor mehreren Jahren gestorben.

beschämen würde. Wir paradieren vielleicht zu wenig mit unsern Gefühlen, oder vielmehr wir sind sehr sinnreich im Ablenken.

Die Szene vor dem Kamin zwischen Nora und Dr. Rank möge als Beispiel dienen. Nach dem, was geschah, muß Ranks Abschied gespielt werden wie ein alltägliches Ereignis, hinter dem die Schwermut des Todes weint. Die wirkende Wahrheit der Szene beruht — der Situation und dem Zustand der Handelnden gemäß — darauf, daß die Thräne gar nicht bis ins Auge dringt, sondern nur in leisem Schluchzen unter dem Herzmuskel bleibt. — In ähnlichen Fällen suchen wir nachher den nächsten besten Schlupfwinkel auf, um uns auszuweinen. Das sagen wir aber Niemand. Ist's nicht so? —

Dieser Punkt gelang Herrn Keppler nicht ganz. Seine Maske als Dr. Rank war vorzüglich, und sein Spiel fest gefügt — und doch verweilte er zu lange bei der Abschiedsscene! Diese beiden, Nora und er, waren nicht nervös genug, um sich diesem Moment hastig zu entziehen.

Herr Häußer spielte Günthers Rolle selbstverständlich gut, und doch befriedigte er mich nicht ganz. Ich hörte, daß er früher eine bessere Maske hatte; darin aber lag es nicht. Über der ganzen Figur muß etwas Zurückgedrängtes liegen, eine Kraft, die sich nicht geltend zu machen wagt, weil der Boden unter ihren Füßen unsicher ist. Wir müssen fühlen, daß hier eine Tüchtigkeit vorhanden, die auf die Kehrseite des Lebens geraten ist, aber doch ein Mensch, dem etwas übrig geblieben, um dafür zu leben: die Kinder sind Günthers zweites Ich; sie adeln seinen Lebenskampf. — Herr Häußer hatte gute Momente, sie waren aber nicht ausgearbeitet; und ich hätte so gern diesen vorzüglichen Künstler in dieser Rolle Ausgezeichnetes leisten sehen; sie ist interessant genug. Überhaupt haben Ibsens Dramen jedenfalls die Bedeutung für die deutsche Bühne, daß sie Aufgeben geben, an denen die Schauspieler wachsen können.

Fräulein Werner sagt als Frau Linden im letzten Auftritt: „Haben Sie je gemerkt, daß ich überspannt war?" Dies, glaub' ich, ist für eine deutsche Darstellerin der sicherste Schlüssel zu der Rolle. Frau Linden ist durch das Leben schon so abgekühlt worden, daß nur die, welche sie sehr gut kennen, wissen: diese rechnungsgewandte, strickende, tüchtige Frau, die weder Helmer noch Dr. Rank vertragen können, birgt auch Wärme, Reichtum und Schönheit in sich.

Helmer zeigt sich besonders Frau Linden gegenüber in komischem Licht; doch scheint es mir überflüssig, den Biedermann so „benebelt" sein zu lassen, wie Herr Gunz den Helmer im letzten Auftritt gab. Es ist ja auch unnötig; und Helmers jämmerliche Überlegenheit würde eine zu große Einbuße an Würde erleiden, wenn er nach einer gewöhnlichen, biedern Gesellschaft bei respektabeln Leuten mit der Zunge lallte. Herr Gunz hatte die Rolle im Übrigen richtig angelegt und spielte mit großer Tüchtigkeit; doch war die Stimmung nicht durchweg genau. Die ganze große Schlußscene z. B. spielte er in anderer Tonart als Frau Ramlo sie spielte. Die ungewohnten Raumverhältnisse — die Hofbühne statt des Residenztheaters — mögen wohl Schuld daran sein. Ein wenig mehr eingespielt, wird Herrn Gunz' Helmer eine durch und durch vorzügliche Leistung sein.

Die Aufführung im Ganzen war außerordentlich gut. Einem Stück seiner eigenen Litteratur gegenüber, das auf einer fremden Bühne gespielt wird, ist man ja auf Mißverständnisse vorbereitet; hier aber war nichts, was man als solches bezeichnen konnte. Was ich von Herrn Kepplers Spiel bemerkte, zeigt eben, wie vorzüglich alles war: die Kritik, die bei einer sekundenlangen Pause verweilt, liefert den besten Beweis, daß sie minutiös ist.

Doch zum Schluß zurück zum Spiele der Frau Ramlo!

Es war nach einer längeren Krankheit, daß die Künstlerin auftrat. Man merkte es in der Tarantella; man sah es, wenn die Lerche trillernd herumflattern sollte. Das ist aber das Merkwürdige an guter Schauspielkunst und guter Auffassung, daß alle diese rein äußerlichen Dinge so wenig ausmachen, wenn nur das Spiel so ist, wie es sein soll; die Wiedergabe einer eigenen Auffassung. Mit größter Leichtigkeit vergißt man alsdann dies oder jenes, was früher untrennbar mit dem Begriff von einer Figur verbunden war. Und zugleich bewirkt gerade diese künstlerische Ausführung, daß wir nicht gewahren, auf welchem Wege die Auffassung uns übermittelt wird. Die äußern Mittel sind anscheinend so natürlich, daß sie sich wie ganz von selbst ergeben und rein zufälliger Art zu sein scheinen. Erst bei wiederholter Beobachtung gelingt es, den angewandten charakteristischen Mitteln auf die Spur zu kommen.

Frau Ramlos Spiel ist durch und durch ein Triumph der Natürlichkeit. Sie giebt uns einen echten Menschen. Wir verkehren mit Nora selbst; wir sehen nicht Jemand, der die Rolle spielt. Die Künstlerin hat die Rolle so der Natur abgelauscht, vom fröhlichsten Gezwitscher bis zum tonlosen Schmerz, daß wir die leiseste Bewegung und jeden Angstschrei dieser frohen, freien Seele vernehmen, die so festen Halt hat.

Müßte man sich entscheiden, in Frau Ramlos Spiel etwas als „das Beste" zu bezeichnen, so ist es wohl der steigende Schreck, verbunden mit der Lähmung, welche nur vor der Hoffnung auf „das Wunderbare" weicht. Die Stufen der Extase bauen sich vor unsern Blicken auf, und die Gestalt hebt sich klar von der Vision des Wunderbaren ab, bis sie — mit einemmal da droben vor dem Erwarteten angelangt — zusammenbricht und anfängt, zu verstehen.

Gleich jemand, der ein gräßliches Leiden seinen Körper durchschauern fühlt, einen Schmerz, der die Glieder lähmt und in endlos jagendem Wechsel das Leiden immer in andrer Gestalt auftreten läßt: so stand Frau Ramlo da, als die Vision ihr plötzlich entschwand und Helmer in seiner selbstbewußten Rechtschaffenheit loswetterte — dieser verständige Biedermann. Sie zuckte kaum merklich mit den Wimpern, eine kleine Falte zog sich zwischen die Brauen — und aufgerichtet stand sie da. Aber vieles barg sich hinter diesem Augenzucken, hinter dieser kleinen Falte.

Dann aber setzte Nora sich an den Tisch — und wir glaubten ihren Worten: sie sei sich noch niemals so klar über die Dinge gewesen. Der Glanz der zerstörten Illusion lag über ihr, so daß Helmer in Abstand gehalten wurde und sie ziehen lassen mußte. Er hatte kein Mittel, den Ring zu durchbrechen, den sie auf dem geweihten Grund des Schmerzes um sich gezogen hatte.

Es geschieht mit voller Überlegung, wenn ich behaupte, daß Nora bei uns in Norwegen weder je so gut gespielt worden ist, noch zur Zeit so gespielt werden kann, wie Frau Ramlo jetzt die Rolle giebt — nicht mit solchem eingehenden, tiefen Verständnis, nicht so bis auf den kleinsten Zug ausgearbeitet.

Zur Charakteristik Wagners

aus dem Wagner-Lisztschen Briefwechsel.

Von Erich Stahl.
(München.)

II.

Wagner als Freund!

Seine erste persönliche Begegnung mit Liszt fand im Jahre 1841 in Paris statt. Er suchte Liszts Bekanntschaft auf grund einer Empfehlung Heinrich Laubes zu machen. Es ergab sich jedoch keine nähere Berührung: Wagner fand den weltmännisch gebildeten Klaviermeister viel zu nachgiebig einem Publikum gegenüber, das er in tiefster Seele verachtete. Drei Jahre später folgte ein Wiedersehen in Dresden. Aber auch hier näherten sich die beiden Meister einander nicht in intim fruchtbarer Weise. Dies geschah erst im Jahre 1846, als Wagner seine Partituren von „Rienzi" und „Tannhäuser" an Liszt sandte, von dem er gehört hatte, daß er der Wagnerschen Sache Freunde zu werben suche. Liszt war über den „Tannhäuser" in helles Entzücken geraten und bald schlug die Flamme der Begeisterung und der Freundschaft für den Schöpfer dieses genialen Werkes lichterloh empor, um nie mehr zu verlöschen.

Am 9. Februar 1849 endlich konnte Liszt seinen Freund zur ersten Aufführung des „Tannhäuser" nach Weimar einladen; am 20. dankte ihm Wagner für seine Freundesthat mit folgendem innigen Brief:

(„Die Oper nicht nur aufzuführen, sondern sie verstanden und mit Beifall aufgenommen zu wissen, indem sie schön und dem Freunde nützend zu Tage käme...)" „Sie wußten, daß ich, wie nun einmal meine Lage ist, ein ziemlich auf sich beschränkter, verlassener, einsamer Mann bin, und wollten mir Freunde zuwenden. Dadurch haben Sie, wie durch einen Zauber, mich erhoben: Denn — nicht um Ihnen zu klagen sage ich Ihnen das, sondern um Sie von der Macht des Eindruckes zu überzeugen — gerade jetzt erlitt ich von meinem hiesigen Intendanten so niederträchtige Beleidigungen, daß ich mehrere Tage mit mir kämpfte, ob ich es länger ertragen sollte, um des Bissen Brotes willen, den mir mein Dienstverhältnis zu essen giebt, mich länger der nichtswürdigsten Behandlung auszusetzen und nicht lieber alle Kunst fahren zu lassen, mein Brot mit Tagelohn zu verdienen, um nur nicht länger dem Despotismus der boshaftesten Ignoranz ausgesetzt zu sein. Gott sei Dank, die Erfahrungen aus Weimar und Tichatschecks

Berichte haben mich wieder aufgerichtet! In der verflossenen Woche war es mir unmöglich, meinen Peiniger mit irgend einer Bitte, wie der: um einen kleinen Urlaub, anzugehen; gern wäre ich sonst gekommen, um ein paar Stunden heiter mit Ihnen zu verbringen und Ihnen meine hohe Freude über Sie zu bezeugen. — Nehmen Sie für heute so vorlieb! Es kommt alles aus vollstem Herzen, und Thränen habe ich dabei auch im Auge."

Auf Liszts Versicherung, daß er zu Wagners „ergebensten Bewunderern" zähle und daß dieser „auf ihn bauen und über ihn verfügen möge", sowie auf einen beigeschlossenen enthusiastischen Brief der Fürstin Wittgenstein, der Geliebten des großen Klaviermeisters, antwortete Wagner drei Wochen später:

„Tausend Dank für Ihren Brief! Wir sind doch recht artig im Zug miteinander! Wenn uns Beiden die Welt gehörte, ich glaube wir würden den Leuten darin manche Freude machen? Ich hoffe, wir zwei kommen nun aber wenigstens mit einander aus: wer nicht mit uns will, bleibe hinter uns, und so sei unser Bündnis besiegelt."

Nach der Flucht Wagners aus Dresden nach Zürich im Mai 1849, wozu ihm der sorgende Liszt nicht wenig behilflich gewesen, schrieb Wagner am 5. Juni folgende herzliche Zeilen:

„An Dich muß ich mich wenden, wenn mir das Herz einmal wieder aufgehen soll, und ich habe Herzstärkung nötig! Wie ein recht verzogenes Kind der Heimat rufe ich aus: ach säße ich daheim in einem kleinen Hause am Walde, und dürfte dem Teufel seine große Welt lassen, die ich im besten Falle garnicht einmal erobern möchte, da mich ihr Besitz noch mehr anekeln würde als ihr bloßer Anblick es schon thut!

Deine Freundschaft — wenn Du begreifen könntest, was sie mir alles ist! Ich habe gar keine andere Sehnsucht, als mit meinem Weibe immer in Deiner Nähe zu sein: nicht Paris und London, Du allein würdest imstande sein, alles Tüchtige, was etwa noch in mir stecken mag, herauszuschlagen, denn an Dir würde ich mich zu dem Besten erwärmen. — In Zürich bekam ich denn auch Deinen Artikel über Tannhäuser im journal des débats zu lesen. Was hast Du da gemacht! Du hast den Leuten meine Oper beschreiben wollen, und hast statt dessen selbst ein wahres Kunstwerk zustande gebracht. Wie ich den Artikel aus der Hand legte, waren meine Gedanken zunächst folgende: dieser wunderbare Mensch kann nichts thun und treiben, ohne aus innerer Fülle sich selbst von sich zu geben; er kann nirgends nur reproduktiv sein, es ist ihm keine andere Thätigkeit möglich, als die rein produktive, und doch ist er immer noch nicht daran gegangen, seine Willenskraft zur Produktion eines großen Werkes zusammenzuspannen? Ist er bei seiner vollendeten Individualität zu wenig Egoist?" —

„Ach, lieber Freund! meine Gedanken an Dich und meine Liebe zu Dir sind noch zu enthusiastisch; ich habe jetzt nur noch auszurufen und zu jauchzen, wenn ich an Dich denke: bald hoffe ich soweit zu erstarken, daß ich aus meinem selbstsüchtigen Enthusiasmus auch dazu gelange, Dir meine Sorge um Dich aussprechen zu können: Gott gebe mir dann die Fähigkeit, meiner Liebe zu Dir vollkommen genügen zu können."

Dann folgen die Empörungsschreie des heimatlosen deutschen Meisters aus Paris über das Elend des dortigen Kunsttreibens:

„Wenn ich einmal auf dieser Pariser Hetzjagd zu einem ordentlichen Ziel gelange, so will ich es auch nicht nach dem gewöhnlichen Herkommen (etwa auf ein Intriguenspiel à la verre d'eau eingehend) ausbeuten: ich muß dann etwas Neues schaffen, und das kann ich nur, wenn ich es ganz und gar selbst mache!" — Er denkt dieserhalb sich einen jungen französischen Dichter zu gewinnen, der mit Wärme und so unbefangen wie möglich, sein eigenes Sujet in französische Verse setze. „Im Übrigen" — fährt er fort — „liegt Paris zentnerschwer auf mir; oft blöke ich wie ein Kalb nach dem Stalle und nach dem Euter der nährenden Mutter. Wie bin ich allein unter diesen Menschen! meine arme Frau! keine Nachricht habe ich noch erhalten, mir wird so todesweichlich und schlaff bei jeder Erinnerung. Laß mich bald gute Nachricht von meiner Frau hören! — Ich sehe mit wahrer Todesangst auf das Schmelzen meiner Barschaft nach meiner doppelt langen Reise hierher. Mir wird es nämlich zumute, wie damals, als ich vor 10 Jahren hierher kam, und sich oft Spitzbubengedanken meiner bemächtigten, wenn ich die heißen Tage aufsteigen sah, die mir in den leeren Magen scheinen sollten. Ach, was diese gemeinste Sorge den Menschen entehrt!" — Er schließt den Brief indessen wieder mit dem Ausspruche der Hoffnung: „daß es gut mit ihm werden würde!"

In dem folgenden Briefe vom 18. Juni 1849 aus Reuil, äußert sich wieder die größte Niedergeschlagenheit Wagners, wegen des Ausbleibens aller Nachrichten von seiner Frau.

„Ich muß" — schreibt er — „einen neuen häuslichen Herd gewinnen, sonst ist es aus mit mir; mein Herz ist größer als mein Verstand. — In Paris und ohne Häuslichkeit — ich will sagen: Herzensruhe — kann ich nichts arbeiten. Ich habe mir Zürich als den Punkt erlesen, wo ich mir vornehmen kann, daheim zu bleiben. Meiner Frau habe ich geschrieben, sie möge mit ihrer jüngsten Schwester und den letzten Resten unseres Hausstandes dorthin kommen; ein Freund dort, Musikdirektor Alexander Müller, wird mir wegen Einrichtung einer möglichst wohlfeilen Wohnung an die Hand gehen. Sowie ich nur kann, gehe ich von hier dorthin ab. Habe ich dort meine Frau wieder, so geht es frisch und froh an die Arbeit."

„Nur eines habe ich vor mir, und Eines kann und will ich immer froh und freudig thun: arbeiten, d. h. für mich: Opern schreiben. Zu allem übrigen bin ich untauglich: eine Rolle spielen, eine Stelle einnehmen — kann ich nie; — und ich würde Diejenigen betrügen, denen ich versprechen wollte, mich einer anderen Thätigkeit hinzugeben. — Schafft mir also ein kleines Jahrgehalt, das eben nur ausreicht, in Zürich mir mit meiner Frau ein ruhiges Leben zu sichern."

Er bittet Liszt um seine Vermittelung hierzu: bei den sächsischen Herzögen oder bei der Prinzessin von Preußen. Dann seufzt er wieder:

„Gott, welche Mühe gebe ich mir immer, nicht zu weinen! — Meine arme Frau! — Das Beste, was ich kann, will ich schaffen — Alles, Alles! Nur nicht in dieser großen Welt mich herumtreiben, — laßt mich wieder irgendwo daheim sein!" —

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München. Verlag von Wilhelm Friedrich.

Litterarisch-kritische Rundschau.

Herausgegeben von

Karl Bleibtreu.

(Kritischer Teil der Monatsschrift „Gesellschaft".)

1888. Heft 1—6 (April—September).

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. K. Hofbuchhändler.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Alberti, Conrad, Der Deutsche und das Buch 5
Cicero oder Darwin? 217
Eine Schmutzschrift gegen Heinrich Heine 313
Basedow, H. von, Eine Streitschrift gegen den Realismus 185
Bleibtreu, Karl, Realismus und Naturwissenschaft 1
Auffassung der Liebe und Zukunftspoesie 297
Brausewetter, E., Henrik Ibsen (1828—1888) 238
Darapsky, L., Benjamin Vicuña Mackenna 80
Ernst, Otto, Die Geschlechtsliebe und ihre litterarische Bedeutung 158
Fiedler, Wm., Ein spanischer Volksdichter 246
Hartwig, Richard von, Darf man eine Dichtung vom Standpunkt der gesellschaftlichen Moral aus beurteilen 13
Kritik, Unsere litterarische.
I. J. G. Findel, Wie die Blätter für litterarische Unterhaltung rezensieren 27
II. M. G. Conrad, Wie die „Deutsche Revue" ihre kritische Aufgabe erfüllt 254
III. M. G. Conrad, Ein verspäteter Brief an die „Schlesische Zeitung" 411
Leist, Arthur, Simon Nadson 23
Lienhard, Fritz, Reformation der Litteratur 145, 224
Mauerhof, Emil, Die Lüge in der Dichtung. Grillparzer 369
Nitschmann, Heinrich, Ein Wort über metrische Übersetzungen 333
Schafheitlin, Adolf, Ein „Enfant terrible" der Eposdichtung in Italien . 77
Schmidt, Paul, Die Zukunft der deutschen Dichtung 65
Stimme, Eine, des Auslandes über den deutschen Realismus 180
Teniers, Alfred, Einiges über Dranmor 326, 397
Wechsler, Ernst, Wiener Autoren 17
Weiß, Dr. Aug., Zur Shelley-Litteratur 72
Darwins Leben. Briefe 174
Wildenrath, J. v., Dr. Fausts Ende 250

Seite

Kritik.

a) Deutsche Litteratur.

Bibliothek der Gesamtlitteratur 48
Biblisch-romantische Sensationslitteratur 34
Dichtungen und Lyrik 114, 193, 195, 340
Drama 39, 118, 196, 343
Frauenfrage 119
Ibsen-Litteratur 44
Kriegswissenschaft 47
Litterarhistorisches 345
Lyrik der Halbwelt 117
Philosophie 263
Romane und Novellen 30, 102, 189, 257, 337, 414
Sprachwissenschaft 121
Übersetzungslitteratur 52, 205
Verschiedenes 48, 125, 201, 267, 352, 419

b) Ausländische Litteratur.

Armenische Litteratur 214
Böhmische Litteratur 60, 215, 367
Englische Litteratur 53, 134, 209, 283, 437
Französische Litteratur 54, 127, 208, 269, 355, 423
Hellenische Litteratur 138, 291
Italienische Litteratur 56, 135, 284, 360, 432
Polnische Litteratur 59, 212, 287, 368, 444
Polnische Litteratur im Auslande 60
Portugiesische Litteratur 141, 213, 290, 366, 442
Russische Litteratur 135, 277, 359
Ruthenische Litteratur 139
Skandinavische Litteratur 61, 140, 285, 438
Spanische Litteratur 363
Ungarische Litteratur 57, 142, 440

Litterarisch-kritische Rundschau.

1888 Nr. 1 (April).

Realismus und Naturwissenschaft.

Von Karl Bleibtreu
(Charlottenburg).

Was man hier bietet, ist nur ein Baugerüst. Aber diese Samenkörner, die man ausstreut, werden und müssen Frucht tragen. Denn man verdankt sie ja nicht sich selbst, dem kleinen Organ, sondern der Undulationsschwingung, welche in unsrer Übergangsepoche den Weltorganismus bewegt. —

Das Geheimnis scheint schwer zu lösen, ob die unsichtbaren Teile der Natur eine materielle Existenz haben, oder ob sie bloß Zustände andrer Körper sind. Aber die Verbindung von Kraft und Materie schließt an sich die Existenz einer Materie ohne kräftegebende Eigenschaften aus. Die geheimnisvollen großen Lichtkräfte (Wärme, Licht, Elektrizität) entsprechen den immanenten Ideen der Menschheitsentwickelung; beide aber, Naturkräfte und Ideen, sind nur Ausstrahlungen der allgemeinen chemischen und geologischen Bedingungen. Denn jede Erscheinung muß verursacht werden durch etwas, was in ihr vorgeht, oder was außer ihr vorgeht. Und wie eine Kraft (Idee) undenkbar ohne bestimmende Materie-Grundlage, so muß auch jede Materie (Zeitlage) eine solche ihr konforme Kraft aus sich erzeugen. Diese Ideenkraft nun wird heutzutage unter dem vieldeutigen Namen „Realismus“ zusammengefaßt — Bezeichnung für eine Weltanschauung und Geistesrichtung, welche unsrer neuen, auf naturwissenschaftlicher Grundlage ruhenden Ära angemessen.

Längst ist die Astronomie im stande, wichtige planetarische Ereignisse viele Jahre vorherzusagen. Einst werden unsre Vorhersagungen in andern Dingen ebenso genau eintreffen, sobald die gesamte Wissenschaft ähnlich fortschritt, das Materielle und Immaterielle verknüpfend. Denn lange ehe Menschen waren, lange ehe dieser Planet sich geformt, herrschte die gleiche unerfaßliche Ordnung. Die gleichförmige Regelmäßigkeit in allen Naturbewegungen läßt die wunderlichsten Form-Abweichungen als natürliche Entwickelungsfolgen erscheinen. So giebt es demnach im Naturreich keinerlei Möglichkeit einer Unordnung und alles, was geschieht, steht unter festen Gesetzen. Dies Prinzip muß man wohl oder übel auf alles Geistige anwenden.

Die Abweichungen des menschlichen Geistes werden von ebenso unfehlbaren Gesetzen bestimmt, wie der Zustand der toten Materie. Unter gewissen Bedingungen tritt das Phänomen des Genies oder des Wahnsinns unausbleiblich ein.

Wenn im 17. Jahrhundert Baco, Descartes und Newton die wechselnden Erscheinungen auf bestimmte Prinzipien von Ordnung zurückführten und das 18. Jahrhundert diese gefundenen Prinzipien auf das materielle Universum im Ganzen anwendete, so versuchten die großen deutschen Denker diese Prinzipien auf die Geschichte des menschlichen Geistes auszudehnen und zu vollständigen Allgemeinbegriffen über den Fortschritt des Menschengeschlechts zu gelangen. Allein, dies gelang ihnen nur unvollkommen oder gar nicht, weil sie die Anregung in Herders „Philosophie der Geschichte", historische Drehungsgesetze zu entdecken, oberflächlich vernachlässigten. Sie wandten sich völlig der rein metaphysischen Spekulation zu und verließen das neubegründete philosophische Geschichtsstudium, welches sie zu pragmatischer Spezialforschung herabdrückten. Und doch sollte es der Endzweck jeder Forschung sein, aus Vergangenem die Zukunft vorherzusagen. So ermöglicht den fesselloseſten siegreichsten Gedankenflug gerade die scharfe Untersuchung der Realität, die induktive Methode.

Und der höchste Intellekt wird immer identisch mit der höchsten Moral. Die zunehmende Erkenntnis der Naturgesetze beruhigt über die scheinbare Wirrung und unlogische Ungerechtigkeit menschlicher Schicksale. Jene große Auffassung, welche die Unzerstörbarkeit der Kraft und die Unzerstörbarkeit der Materie zugleich erfaßt, welche die geringste Bewegung des kleinsten Körpers in weitester Ferne als Ursache ewiger Schwingungen erkennt, lehrt wunderbare Schlüsse auch über die Menschenentwickelung. Ja, die Erhaltung oder Beharrlichkeit der Materie-Kraft, wie sie Herbert Spencer in seinen „First principles" bereits in die abstrakte Philosophie als Grundsatz einführt, scheint gewiß nur ein größeres allgemeines Vorbild der Geistkraft-Erhaltung,

so daß nichts im Haushalt der Natur umsonst geschieht und kein Körnchen von der großen Gesamtheit getrennt werden kann, ohne den ganzen Bau zu stören. Hierdurch wird das Gejammer über jegliches persönliches Leid zur Narrheit, da es ja zur Gesamtordnung mitgehört, zugleich auch die Überhebung jeder Größe ein eitler Wahn, da alles Existierende in gleichem Maße dem großen Endzweck dient. Genie ist nichts als eine Umsetzung der stillen Zeitumgebungs-Wärme in Bewegung, da Licht nichts als Wärme in Bewegung, Wärme nichts als Licht in Ruhe. —

Die hier betonten Grundlagen der naturwissenschaftlichen Anschauung müssen die gesamte Ästhetik und das künstlerische Schaffen von Grund aus umformen, da die Begriffe von Schön und Häßlich, Recht und Unrecht sich hiernach naturgemäß modifizieren und eine neue gesunde Moral sich erbaut. Höchste Moral ist höchster Intellekt, höchster Intellekt ist höchste Moral. Nicht aber gelten mehr für den Dichter, welcher über den Dingen steht, die Phrasen all jener deduktiven Zwangs-Voraussetzungen, deren Ideal-Lügen die Weltautoritätler weiterpäppeln. Umsonst. Kein Gebildeter und Denkender wird sich z. B. heut die Unsterblichkeit der Seele mit deduktiver Metaphysik vorkäuen lassen. Wohl aber wird man einem modernen Menschen eine Fortdauer nach dem Tode beweisen dürfen aus der Lehre von der Erhaltung der Kraft. Das soll heißen: Die realistische Poesie der Zukunft kennt keinerlei Metaphysik mehr, außer als Symbolik für jene scheinbar transzendentalen immanenten Ideen, welche wir heut induktiv aus dem Naturleben heraus analysieren können.

Für die neue Poesie werden weder Bösewichter noch Heilige, weder Cretins noch Genies *geboren*. Sie *werden* erst zu dem, was sie sind, durch die auf sie wirkenden Verhältnisse. Man beginnt in jedem Beruf zaghaft und stümpernd, selbst das Genie; so beginnt auch das Kind stümpernd den Lebensberuf. Nur die Gehirn-Bacillen der vererbten Anlagen bleiben stets die gleichen von Anfang bis Ende. Es kommt nun darauf an, die Entwickelung oder teilweise Unterdrückung dieser Gehirnbacillen durch die Einflüsse der geologischen Lage zu erklären; denn mit dem bloßen pedantischen Herumreiten auf der „Vererbung", wie Zola dies oft beliebt, ist noch gar nichts gethan.

„Alles fließt", sagt der griechische Weise, alle Formen wechseln in der Kunst so gut wie in der Natur. Kein Mensch wird heut mehr einen direkten Dualismus von „Geist" (oder gar „Seele") und „Körper" annehmen, der leider noch immer in der akademischen Poesie grassiert. Aber ebenso fehlerhaft, ja lächerlich wäre es, die absolute Identität beider Dinge anzunehmen, etwa nach dem Dogma des Ultra-Materialismus: „Was man ißt, ist man". Der sogenannte

Körper, die äußere Erscheinungsform, bildet die Hülle der chemischen Substanz. Nun beeinflußt zweifellos die Hülle, sei sie Erz, Blech oder Glas, die von ihr umschlossene und komprimierte Substanz; und umgekehrt beeinflußt die Substanz auch die Hülle, sie erweiternd, verengend oder gar sprengend. Aber darum ist noch keineswegs die Hülle selbst die Substanz. Auf die Kunst übertragen, soll das heißen: Die Form ist nur die Umhüllung des Inhalts, nicht der Inhalt selbst, und darum etwas Sekundäres, während die akademische After-Poesie immer nur die Hülle, nie die Substanz berücksichtigt, da sie ja selbst meist nur Form ohne Inhalt vorstellt.

„Alles fließt", auch unsre Urteile und Anschauungen von den Dingen. Wohlgemerkt aber, die subjektive Grund-Anschauung selbst bleibt immer dieselbe, weil aus unsrer Eigenart bedingt: Nur unser Sehwinkel verschiebt sich, aus welchem wir ein Objekt betrachten. Man kann z. B. mit zwanzig Jahren irgend einen Heros grenzenlos bewundern, über den man mit dreißig Jahren viel kühler urteilt. Aber dies besagt nur eins: daß ein Mißverhältnis entstand zwischen unserer subjektiven Anschauung und dem jetzt klarer erkannten Objekt, dem wir sie früher anpaßten. Unsre Anschauung der Dinge aber deckt sich unveränderlich mit uns selbst, mit unsrer Wesensart, welche uns allein unsre Auffassung der Außenwelt giebt. Aus diesem Grunde also erscheint die sogenannte Objektivität, von der man so viel Wesens macht und in der unklare Köpfe (ähnlich dem akademischen Jargon von der poetischen Versöhnung und der angeblichen Unfähigkeit des Pessimismus, ein Kunstwerk zu schaffen.) den Grundzug des Realismus suchen, als ein Humbug. Denn alle Kunst ist subjektive Nachahmung, ob sie nun ins eigne Ich oder in die Natur hineinschaut. Hieraus folgert auch, daß man den kleinen und kleinlichen Äußerlichkeiten nicht trauen darf, weder im Leben noch in der Kunst. Allgemeine Ideen sind wichtiger als Thatsachen und enthalten die wahre Realität der Logik. So hat man z. B. mit einem unendlichen Scharfsinn-Aufwand sich bemüht, den Gründer der modernen Naturwissenschaft (Baco) und den größten aller Dichter (Shakespeare) als eine Person nachzuweisen. Bei etwas Intuition und Wissen hätte man sich die Mühe sparen können. Es ergiebt sich nämlich, daß Bacon zwar seine ganze Kraft einsetzt, die induktive Methode zu empfehlen, daß er selbst aber sich gerade schwach in der experimentalen Induktion und stark in der deduktiv-genialen Verallgemeinerung zeigt. Welch ein unumstößlicher Gegensatz also gegen einen Dichter, der nie deduktiv-hypothetisch bei Anlage seiner Konflikte und Charaktere vorgeht (wie etwa Schiller), sondern als der größte induktive Analytiker (Realist) in einem Grade erscheint, der ihn phänomenal über alle Geister erhebt! Die ein-

fachste Psychologie lehrt also, daß A nicht = B sein, daß zwei Geister, so verschieden in der Grundart ihres Wesens unmöglich eins sein können! — Ziehe also der Realismus daraus die tiefe Lehre, daß man seinen Blick, durch analytische Studien geübt, hauptsächlich auf die großen allgemeinen Züge zu richten, nicht ewig nach tausend Detail-Dokumenten des „Milieu" zu spüren habe. Denn dabei kommt nichts heraus.

Der Deutsche und das Buch.

Von Conrad Alberti

(Berlin).

Warum kaufen wir Deutsche so wenig Bücher?

Mit dieser Frage hat sich wohl schon jeder Schriftsteller, jeder Verleger beschäftigt, wenn er gelegentlich der Ostermesse die Remittenden betrachtete, die sich in seiner Schreibstube zu Bergen häuften und von manchem Buch ihrer mehr zu ihm zurückzukehren schienen, als er in die Welt gesandt: jene verblüffende Erscheinung, welche man im Buchhandel mit dem Ausdruck bezeichnet „Junge bekommen". Warum nimmt der Deutsche so wenig Anteil an der Entwicklung seiner zeitgenössischen Litteratur, indes alle andern modernen Völker gerade ihren Stolz darein setzen? In England, in Frankreich werden von jedem neu erschienenen Buche eines einigermaßen angesehenen Schriftstellers gleich beim Erscheinen Tausende abgesetzt, man hält es für eine soziale Ehrenpflicht das Buch gelesen und demnach auch gekauft zu haben; in Deutschland ist der Verleger hoch beglückt, wenn nach drei, vier Jahren die Auflage von — tausend Exemplaren vergriffen ist. In jedem nordischen Bauernhause findet sich eine anständige Sammlung der neuesten Erscheinungen der skandinavischen Litteratur. Diese kleinern, armen Länder verschlingen zu Tausenden von Exemplaren die Werke ihrer Schriftsteller. Wie oft habe ich aus dem Munde der Berliner Sortimenter die Klage gehört: Ja, wenn wir von dem deutschen Publikum leben sollten, so müßten wir alle in vier Wochen bankerott gehen. Die durchreisenden Ausländer allein sind's, von denen wir existieren. Die Deutschen thun sich höchstens einmal zu fünf, sechs Personen zusammen, um gemeinsam ein Bändchen aus Reclams Universalbibliothek zu 20 Pfennigen zu erstehen, es unter sich laufen zu lassen und

sich an dem mikroskopischen Druck desselben gründlich die Augen zu verderben und die hundertfache Summe an den Arzt abzuliefern — so ein Russe oder Engländer kauft auf einen Schlag für 50, 60 Mark deutsche Romane oder Novellen.

Die „Schriftstellerzeitung" erörterte auch kürzlich die Ursachen dieser einzigen Erscheinung — eines der schlimmsten Schandflecke für unsere sogenannte Kulturnation. Da kamen denn nun freilich die krausesten und verfehltesten Ansichten zu Tage. Der Eine schob die Ursache auf das Übermaß der klassischen, d. h. antiken Bildung, mit der unsere Jugend in den Schulen vollgepfropft werde und die das Interesse für das Moderne und Nationale lähme. Gewiß, auch ich bin von ganzem Herzen für einen gesunden realistisch-modern-nationalen Unterricht — aber als ob in andren, bücherkaufenden Ländern wie England oder Frankreich nicht dieselben „klassischen" Grundlagen der Bildung noch immer so gut herrschten wie bei uns! Ein Anderer schob gar dem brutalen Militarismus die Schuld zu. Kinderei! Die Franzosen sind ein mindestens ebenso kriegerisches Volk wie wir, der Militarismus herrscht dort vielleicht noch stärker als in Deutschland, der kriegerische Ruhm ist der höchste Ehrgeiz jedes Franzosen, ein jeder Mann jenseits des Rheines ist geborener Soldat — hindert sie das, Bücher zu kaufen und sich für Litteratur zu interessieren?

Wahrlich, so an der Oberfläche liegen die Ursachen dieser seltsamen und betrübenden Erscheinung denn doch nicht. Es zeugt von geringer Kenntnis der Prinzipien und der Mechanik des sozialen Lebens, für eine derartige Erscheinung eine einzige zufällige Ursache verantwortlich machen zu wollen. Alle sozialen Erscheinungen dieser Art — und die litterarische Teilnahmslosigkeit der Deutschen ist eine ihrer sozialen Eigentümlichkeiten — sind das Ergebnis der Kreuzungen einer großen Anzahl zusammenwirkender Ursachen, sie haben drei-, vier- oft zehnfache natürliche Gründe, die erst durch ihr Zusammentreffen jene pathologischen Erscheinungen hervorrufen; und wie die Dinge in der Welt verwickelt liegen, muß man sich meistens begnügen die hauptsächlichsten und kräftigsten dieser Ursachen zu erforschen.

Deutschland ist von Natur aus ein armes Land. Ursprünglich ein unendlicher Bruch, halb Sumpf, halb Wald, selbst in seinen fruchtbarsten Teilen, der Rheinebene, ohne Schutz vor den kalten Winden, die es unablässig durchbrausen, mit geringer Küstenentwicklung, von den fruchtbaren und warmen Nachbarländern abgeschlossen durch himmelhohe Gebirge, nur offen gegen die wüsten, kahlen, kalten Haiden des Ostens, bot es seinen ersten Besitzern nicht einen jener natürlichen Vortheile, welche den glücklichen Ländern wie Hellas, Italien, Gallien ermöglichten, so früh eine hohe Entwicklungsstufe der

Kultur fast mühelos zu erreichen. Der nackte, brutale Kampf ums Dasein nahm fast die ganze Zeit unserer Ahnen in Anspruch, der Sänger war gezwungen von Anfang seiner Poesie eine praktische Richtung zu geben. Anfeuerung des Kampfmuts, Preis gefallener Helden, Zaubersprüche sind die Anfänge der deutschen Poesie, eine Kunst um der Kunst willen gab es nicht, und so blieb der Dichter immer eine Art Luxusfabrikat, dessen Schöpfungen ohne unmittelbaren praktischen Wert waren. Der Deutsche, stets gezwungen seine wenigen Thaler zusammenzuhalten für den Ankauf des Nötigsten, hatte wenig übrig für das zusammengeheftete, bedruckte Papier, mit dem er nicht pflügen noch jäten konnte. Es ist ein Lehrsatz der Kulturgeschichte, daß die Kunst in jedem Lande weniger in den Zeiten seines Aufsteigens als des beginnenden Verfalles gedeiht, d. h. in den Zeiten der höchsten Ansammlung des Reichtums. Die Kunst ist nun einmal kein Ding für Tagesarbeiter, sie verlangt eine gewisse ruhige Sammlung des Genießenden. Noch heut ist der Deutsche vermöge der Bodenverhältnisse, der zentralen Lage seines Landes unter allen Völkern zu rastlosester angespanntester Tagesarbeit gezwungen, noch heut ist die größte Mehrzahl unserer Landsleute gezwungen, mit jedem Pfennig hauszuhalten — die auf Befriedigung der Eitelkeit, des Prunkes nach außen gerichteten Bedürfnisse saugen ferner alle Mittel, alle Einnahmen auf — woher soll der Deutsche das Geld nehmen Bücher zu kaufen?

Dazu kommt, daß der Deutsche zum Teil auch infolge der klimatischen Beschaffenheit seines Landes an einem Laster leidet, welches allen andern Kulturnationen der Welt unbekannt, ja verhaßt ist, und welches den Deutschen zum Spott und zur Verachtung der ganzen Kulturwelt gemacht hat: der unstillbaren Trunksucht. Alle andern großen Kulturnationen sind von unvergleichlicher Mäßigkeit im Genuß geistiger Getränke: der Italiener, Franzose, Spanier, Orientale. Der Deutsche allein ist ein Säufer von Geburt an, er saugt die Trunksucht mit der Muttermilch ein, ja er hat sogar den traurigen Mut das verächtlichste aller Laster für eine Tugend auszugeben, sich mit der möglichst starken Ausübung desselben zu brüsten und dasselbe gar noch poetisch zu verherrlichen. Mir sind Scheffels so „hochberühmte" Rodensteinlieder immer als die bedauerlichste Ausgeburt unserer nationalen Lasterhaftigkeit erschienen.

Und was trinkt er? Nicht den leichten, herben Wein, welcher dem Italiener, dem Franzosen das Blut dreimal schneller durch die Adern kreisen macht, sondern das schwere, dickflüssige Malzgebräu — und je schwerer, je lieber! — das den Lauf des Blutes verlangsamt, das die natürlichen Kanäle verklebt und verstopft, die Fettbildung befördert, die Nerven abstumpft, die Aufnahme- und Denkfähigkeit des Gehirnes vermindert, die Einbildungs-

kraft stört, die Lebhaftigkeit des Temperamentes hemmt, das ihn zum Philister macht, seinen Sinn für die leichten, häufigen und feinen Reizungen der Seele abschwächt. Fragt den echten Durchschnittsdeutschen auf sein Gewissen, was er vorziehe, ein Maß süffigsten Spatenbräus oder den ganzen „Faust"! Ich zweifle nicht an der Antwort. Das Bier ist der schlimmste Feind der Poesie und auch des Bücherkaufes; denn derselbe Biedermann, der sich verpflichtet fühlt, Abend für Abend in seiner Stammkneipe sechs Seidel Echtes hinter die Binde zu gießen und dadurch allmonatlich ein recht hübsches Loch in seinen Geldbeutel schneidet — er würde es für einen Raub an sich und seiner Familie halten, einmal im Jahre drei Mark für ein gutes Buch auszugeben. Beim Schoppen sitzen, die halbe Nacht hindurch Skat spielen, Kinder zeugen, mit verdrossenem Blick den Tagesgeschäften nachgehen, Gott Gott sein und teilnahmslos die hohe Obrigkeit für das Wohl des Landes und der Stadt sorgen lassen: wie wollt ihr von einem solchen Volke Teilnahme für die Poesie, für die Litteratur erwarten?

Doch halt — ja, für eines hat der Deutsche allerdings Interesse außerhalb der Kneipe, eine Kunst hegt und pflegt er allerdings mit Vorliebe und hat sich unbestritten in derselben zur höchsten Meisterschaft aufgeschwungen: Das ist die Musik. Musikalisch ist der Deutsche, das muß man ihm lassen, und dieser Kunst bringt er auch die höchsten materiellen Opfer. Was ist der Grund? Warum hat er sich unter allen Künsten gerade diese in erster Linie auserwählt? Sehr einfach — weil es diejenige Kunst ist, die von allen die geringsten Ansprüche an die Denkthätigkeit des Genießenden stellt. Willenlos, gedankenlos läßt der Hörer die Wogenflut der Töne über sich ergehen, nur seine Nerven arbeiten, die kombinierenden, vergleichenden Teile seines Gehirns liegen in voller Ruhe da, eine Art erlösenden Halbschlafs ist über sie gekommen. Nur nicht denken! Nur keine Anstrengungen des Gehirns! ist ja die Losung des Philisters. Alles will er schlundgerecht vorgekaut erhalten. Musik ist die Kunst der Philister, der Frauen, der Denkträgen, die Kunst ohne Ideeen, ohne Vorstellungen, ohne Plastik, die Kunst der Deutschen, die Kunst unseres nervösen, abgehetzten Zeitalters, das am Abend nach den furchtbaren Kämpfen ums Dasein, die es den Tag über erduldet, nichts verlangt als Ruhe, Erholung bei möglichst geringer Anstrengung seiner Gehirnzentren. Litteratur ist die Kunst der Fantasie, des Verstandes, weit mehr noch als Malerei oder Plastik, ihr unablässiges Nacheinander verlangt die unausgesetzte Vermittlung der Einbildungskraft, des Denkens; der Faden des Verständnisses reißt, sowie diese nur einen Augenblick die Thätigkeit aussetzen: sie ist nur eine Kunst für ausgewählte, lebendige, kräftige Geister, sie ist keine Kunst für die Deutschen.

Aber dieses unlitterarischeste Volk der Welt ist auch das philosophischeste, es hat das transscendentale Denken zur Volkommenheit ausgebildet, mit unübertrefflicher Meisterschaft übt es die Kunst unklare, verschwommene Gedanken in unverständlichen kauderwälschen Sätzen mit der Miene eines Heilands auszusprechen, der das welterlösende Wort offenbart. Das ist ein Widerspruch, aber nur ein scheinbarer. Ich habe in meinem Aufsatz „Idealismus und Philistertum“ (Magazin f. d. Litt. Nr. 10 und 11) zur Genüge nachgewiesen, wie diese beiden entgegengesetzten Eigenschaften gerade psychologisch untrennbar mit einander verbunden sind, wie der blödäugige, stumpföhrige, dicknervige Philister, unfähig die immanente Poesie des Realen zu fühlen, zu erkennen, unfähig eines frohen Behagens am Dasein, eines großen weiten Blicks über das Feld der Wirklichkeit, ohne Verständnis für die Herrlichkeiten der sich kreuzenden Wirkungen der allwaltenden Naturgesetze, die sich auch in dem scheinbar Widrigen und „Peinlichen“ äußern, zu blind, um die Wunder derselben in dem scheinbar engen, unbedeutenden Alltagsleben zu erkennen, in dem er steht, sich nach unmöglichen, über das Reale hinausgehenden Ideeen und Anschauungen sehnt, die er für ideal hält, nach tollen metaphysischen Fratzen, unverständlichen Wort- und Gedankenspielereien, leeren Spekulationen über unergründliche, jenseits der Grenze des Erkennens liegenden Dingen: nichtigen Ausgeburten des hohlsten Philistertums. Das Wesen der Poesie, des echten Menschentums ist die unbeschränkte Freude an der Wirklichkeit, das Sich-Einsfühlen mit derselben auch in ihrer scheinbaren Grausigkeit. Dieses fehlt dem Deutschen, und so kann er wohl Neigungen haben für eine spukhafte Schemenpoesie, wie sie glücklich der Spott aller Völker geworden ist, für idealistische Fratzen, für dürres, trostloses, abstraktes Ästhetisieren, für den ödesten Phrasenschwindel, aber niemals für gesunde, kräftige, auf dem festen Boden der Wirklichkeit stehende litterarische Schöpfungen.

Doch das ist's nicht allein. Von früh an war ein in geographischer Hinsicht so schlecht bedachtes Land, wie das deutsche, angewiesen auf die Erzeugnisse, den Verkehr, den Zufluß, die Kultur anderer, infolge der günstigen Naturverhältnisse reicher und früher entwickelter Länder, zumal es bewohnt ward von dem wanderlustigsten, unstetesten Volke der Welt, dessen Verpersönlichung Odin ist, der ewig schweifende, wegmüde. Diese Umstände mußten allmählich jene fürchterliche, klägliche Charaktereigenschaft in der Nation wachrufen, welche die tiefste Schmach unseres Landes herbeiführte, alles Zurückbleiben seiner Entwicklung verschuldete, allmählich den ganzen Charakter unseres Volkes versumpfte und verdarb, seine Sprache, seine Sitten, seine Kunst verseuchte und inmitten seiner vielen glänzenden Eigenschaften stets als stinkender Schandfleck dunkeln wird: die unwürdige sklavische Ausländerei, das

kindische Prunken mit fremden Federn, die niedrige Vergötterung jedes jenseits der Grenze gelegenen Kothaufens, die erbärmliche Verachtung alles dessen, was „nicht weit her“ ist. Jedes Interesse für die Entwicklung der nationalen Litteratur mußte bei einem solchen Volke schwinden, der „große König“, der vor Voltaires Jammerversen auf den Knieen lag, und das großartigste Denkmal der Volkspoesie nach der Bibel, das Nibelungenlied, aus seiner Bibliothek „herausschmeißen“ wollte, er ist so recht der Vertreter unseres in litterarischer Hinsicht vollkommen unzurechnungsfähigen Volkes, er wandelt in anderer Gestalt millionenfach noch heute wie vor hunderten von Jahren unter uns, baut Sardou und Dumas Schlösser und läßt Albert Lindner verhungern. Dazu kommt, daß sich unter dem Druck der sozialen Verhältnisse, unter der besondern Schwierigkeit des Kampfes ums Dasein, der Erhaltung der persönlichen Existenz, wie sie gerade in Deutschland bestand, die häßlichste und verächtlichste aller Eigenschaften des Einzelnen zum nationalen Charakterzug entwickelte: der Neid, die hämische Mißgunst und Scheelsucht auf die Erfolge eines Anderen. Daß nur ja nicht ein deutscher Dichter, ein Genosse, größere Erfolge erzielte als der andere, daß nur ja der eine nicht Hochheimer trank, wo der andere sich mit Pfälzer begnügen mußte, daß nur ja der eine kein Lorbeerblättchen mehr im Kranze zählte als der Nebenbuhler! Wie, wir sollten einräumen, daß ein Anderer Größeres leistete als wir selbst? Der Mensch, mit dem wir an einem Wirtstische zusammengesessen? Nein, lieber gönnen wir den Erfolg dem Ausländer, der uns nicht unmittelbare Konkurrenz macht, als daß wir dem Landsmanne Ruhm und Erfolg zugestehen, von dem wir so gut wissen, daß er als Knabe öfters hinter die Schule gelaufen! Nur das Ausland zog Vorteil von diesem kleinlichen, kindischen Neid, dieser Scheelsucht der Deutschen unter einander, die genährt wurde und wird durch eine Rotte unfähiger, boshafter Buben, welche die Zähne fletschen gegen Jeden, dem die Natur das schaffende Talent verliehen, das sie ihnen versagte, und die sich in den Augen des dummen deutschen Bildungspöbels als große Kenner und Kritiker aufzuspielen wissen, indem sie auf alles Deutsche, alles Zeitgenössische verächtlich schimpfen und das Fremdländische, das jenes Volk kaum kennt, in den Himmel erheben. Denn um in Deutschland als ein gewaltiger Geist zu gelten, hat man nur nötig auf alles Deutsche zu speien und über alles Fremde — je entlegener je besser — mit weihevollem Augenaufschlag zu salmen.

Als ich im vergangenen Sommer in Norderney war, speiste ich an der Gasthaustafel mit mehreren Ärzten, Gelehrten u. s. w. Einer der Ersteren zog im Laufe des Gesprächs den Vers an: „Behüt' dich Gott“ u. s. w. — wie mich dünkt, ein ziemlich verbreitetes Dichterwort — worauf ein Anderer die vermeintlich

geistreiche Bemerkung machte: „Das habe ich schon 'mal wo gehört." Da saß neben uns der Direktor einer Realschule in einer mittleren deutschen Stadt, ein Neuphilologe von bekanntem Ruf, der that darauf im vollsten Ernst den Ausspruch: „Das muß wohl so von Lenau sein." Wir lachten zuerst, aber bald stellte es sich heraus, daß der Gute — der Leiter einer Anstalt, in der alljährlich Hunderte von jungen Deutschen für das Leben vorbereitet werden — in der That keine Ahnung hatte, wo jener Vers sich fand. Jede beliebige Stelle im Racine oder Byron hätte er vermutlich im Schlafe einzuordnen gewußt — die Dichtungen Scheffels waren ihm Zentralafrika, einem preußischen Schuldirektor! Und von einem solchen Volke verlangt man Teilnahme für das Blühen seiner Litteratur, das Gedeihen seiner Dichter? Seine Klassiker kauft der Deutsche vielleicht — lieber Gott, die sind tot, deren Konkurrenz braucht niemand mehr zu fürchten . . . aber die Lebenden, welche von ihrem Schaffen leben wollen . . . hinunter mit ihnen! Das Herz des deutschen Volkes ist der Himmel seiner Dichter, aber um in ihn zu gelangen, ist es unumgänglich vorher zu sterben.

Die deutsche Litteratur würde mehr sein als ein Antiquar-Begriff, wenn es zunächst eine deutsche Gesellschaft gäbe. Die aber haben wir nicht, wir haben nur Berufskreise, Cliquen zur gegenseitigen Förderung gemeinsamer Interessen, in denen nichts gedeiht als die ödeste Fachsimpelei.

So tief ist der Deutsche im Philistertum versunken, so verbissen ist er in seiner hamsterartigen Pfennigklauberei, daß ihm jedes Interesse fehlt für die allen Menschen gemeinsamen Dinge, für die großen geistigen Bewegungen der Zeit und den freien, anregenden, geistvollen Austausch der Gedanken. Er kennt nichts anderes als dem Nebenmenschen den letzten Groschen aus der Tasche zu stiebitzen. Dieses Haften an den engen beschränkten Interessen der Tagesthätigkeit, über die der Deutsche nie hinauskommt, macht jede aus bunten Elementen zusammengesetzte Geselligkeit unmöglich, tötet jede Kunst der Konversation, jede gesunde Litteratur, jedes litterarische Interesse, jede geistige Fortbildung, entwickelt den borniertesten Hochmut. Essen und Trinken füllen den alleinigen Kreis der Sorgen aus, der ödeste, langweiligste Klatsch gedeiht prächtig, und nur für diesen zeigt die blöde, vertierte Masse einige Teilnahme. Was jene Schauspielerin für gestreifte Unterröcke trägt, ob jener Bankdirektor einmal silberne Löffel gestohlen, wie viele Menschen bei dem gestrigen Glatteis gestürzt, wie viele Liebhaber die Frau des Kommerzienrats hat — das sind die Hauptpunkte der geselligen Unterhaltung in Deutschland, nichts anderes will man hören, in den Zeitungen lesen, und unsere elende Tagespresse schmeichelt ohne jedes Gefühl für die Bedeutung ihrer Aufgabe nur diesem jammervollen Klatschbedürfnis des Philisters, und

hat gar keinen, aber nicht den mindesten Raum für die großen Interessen und Bewegungen des geistigen Lebens. Darum nur keine Lektüre, die uns aufregt, darum nur recht glattes, langweiliges Altweibergewäsch, bei dem man behaglich in Schlummer duseln kann! Hoch Marlitt und Ebers! Jedes Volk hat die Schriftsteller, die es verdient und die es sich groß zieht. Und sind alle Schleusen und Bottiche der Fachsimpelei erschöpft, ist aller Klatsch der Stadt abgehandelt, nicht einmal dann fällt es unserer Gesellschaft ein, den geistigen, den sozialen Interessen eine Viertelstunde zu widmen — unversehens liegen die Karten auf dem Tisch, regt sich das Tanzbein. Tanz und Spiel — die ultima ratio des gedankenträgen Philistertums! Sie zu hassen ist nur das Vorrecht der Menschen von Geist.

Wo keine Gesellschaft, da ist auch keine Form, da fehlt jeglicher Sinn für die Reize der anregenden Konversation, des gesellschaftlichen Taktes, des Stils. Wenn zwei Deutsche ihre Ansichten über einen Gegenstand austauschen, so glaubt man immer, sie werden sich im nächsten Augenblick in den Haaren liegen. Dem Deutschen fehlt jeder Sinn für die Schönheit, den Reiz der Form, er liest Paul Lindaus Reporterstil, Heyses süßlich gedrechselte, pathetisch gebauschte Perioden mit demselben Behagen oder besser mit derselben Urteilslosigkeit wie Lessings erzgegossene Prosa, wie Zolas farbenglühende, in tausend Tönen schillernde, die subtilsten Stimmungen mit wunderbaren Tinten wiedergebenden Perioden, wie Frenzels aufs feinste ziselierte und polierte Sätze. Dem Mangel an Verständnis für die Unterschiede und die Reize litterarischer Darstellung entfließt die vollkommene Gleichgiltigkeit gegen dieselben — wie kann man fordern, was man nicht versteht? Dem Bauern gilt ein Kneipenschild seines Dorfspinslers so viel wie Raphaels Transfiguration — kritiklos schlingt der Deutsche die erbärmlichsten Machwerke herunter; je glatter je besser; er fragt nur nach dem was, niemals nach dem wie, und nur der Inhalt, die grobe Verwicklung hat Wert für ihn. In Frankreich würde man ein Buch nach zwei Seiten in die Ecke werfen, das in so schlechtem Französisch geschrieben wäre, wie Lindaus Romane in schlechtem Deutsch. Aristokraten benehmen sich in deutschen Lustspielen wie Bauernlümmel, junge Mädchen aus den besten Kreisen wie Stalldirnen — denkt an ein Lustspiel wie Kadelburg-Schönthans „berühmte Frau"! — das deutsche Publikum findet das reizend und klatscht dazu. Und von einem solchen Volke, welches auf die Faulheit und Plumpheit seiner Schriftsteller Prämien setzt, verlangt ihr eine Förderung der Litteratur? Wo kein Verständnis ist, da werdet ihr auch Teilnahme vergeblich suchen: dem deutschen Volke ist der Dichter ein Hanswurst, ein Zeitvertreiber für müssige Stunden, nicht mehr.

Eine Gesellschaft, die keine ist, die die Geselligkeit nur unter dem Gesichtswinkel der Speisekarte betrachtet, deren Mitgliedern der schwarze Rock ein Feiertagsgewand und Geist und Form Luxusartikel sind, die nur erpicht ist Geld zusammenzuscharren und sich der gesellschaftlichen Formen ausschließlich bedient, um sich unter freundlicher Maske ein wenig leichter zu betrügen — eine solche Gesellschaft wird sich auch der Litteratur gegenüber betragen, wie sie es in allen Dingen gewohnt ist: lumpig. Sie wird keine Bücher kaufen. — Wozu? Kann man ein Buch essen, kann man es trinken? Man kann es auch nur im Salon aufstellen, wenn es in Leder mit Goldschnitt gebunden ist! Sie wird sich begnügen, es zu entlehnen, und auf der schweren Damastdecke ihrer teueren Ebenholztischchen in die kostbar beringten Händchen der Gattin des Millionärs werden sich die dreckigen, abgegriffenen, zerfetzten, mit Fett getränkten schwarzen Bände schmiegen, die sich eine Stunde vorher vielleicht noch in den knoblauchduftenden Händen einer Höckerin befanden. Bücher kaufen! Welche Thorheit! Als ob es nicht genügte, sie gelesen zu haben? Die Begriffe des gesellschaftlichen Anstands sind eben in den Kulturländern verschieden. Aber wie man nach Liebig den Kulturstandpunkt eines Volkes nach seinem Seifenverbrauch schätzen kann, so möchte ich behaupten, daß man ihn auch — und mit größerem Recht — nach seinem Bücherumsatz beurteilen darf. Ob wohl dann noch eine Nation der Welt ihren Platz hinter der deutschen finden würde? —

Darf man eine Dichtung vom Standpunkt der gesellschaftlichen Moral aus beurteilen?

Von Richard von Hartwig
(Berlin).

Diese Frage drängt sich unwillkürlich auf, wenn man sieht, wie so mancher Kritikaster bei Beurteilung einer Dichtung mit den Schlagwörtern „unmoralische Tendenz", „lüsterne Darstellung" ꝛc. um sich wirft, und dann meint, solche Dichtung damit in Grund und Boden rezensiert zu haben. Er begreift eben nicht, daß das Unmoralische und Lüsterne schließ-

lich mit ins Bereich der darstellenden Kunst gehört, und daß der Standpunkt der gesellschaftlichen Moral nicht der Standpunkt ist, von dem aus ein Kunstwerk beurteilt werden kann, daß vielmehr zwischen gesellschaftlicher Moral und Ethik eine Differenz besteht, sodaß oft von diesem höheren Standpunkt aus nicht das für unsittlich angesehen werden kann, was nach der landläufigen Gesellschaftsmoral für gemein und unmoralisch gilt.

Daß die Gesellschaft den Totschlag nicht sanktioniert, ist ja selbstverständlich und begreiflich, und doch giebt es Fälle, ich erinnere nur an das Duell, wo ein Totschlag, wenn auch nicht gesetzlich gestattet, doch durchaus nicht für ehrlos gilt, ja, wo im Gegenteil die allgemeine Meinung sich dem Gesetz zum Trotz auf Seiten des Totschlägers stellt. Wollte ein Dichter ein derartiges Motiv illustrieren, so würde man nichts weiter dagegen haben, sobald er es aber unternimmt, das sexuelle Element in der Poesie, das Problem der Liebe in seiner ganzen Wahrheit und bis in seine äußersten Konsequenzen klar zu legen und zu enthüllen, und hier die Differenz zwischen gesellschaftlicher Moral und Ethik nachzuweisen, so zeigt sich recht deutlich die heuchlerische Verlogenheit und Borniertheit der Gesellschaft; und gedankenlose Kritikaster lassen sich solche Gelegenheit nicht leicht entgehen, um ihre ganze sittliche Entrüstung an den Tag zu legen, und mit elenden Phrasen eine Dichtung als gemein und unmoralisch zu verschreien, weil sie eben nicht im stande sind, sich auf den höheren, ethischen Standpunkt zu stellen und von da aus das Sittliche in der Tendenz solcher Dichtung zu begreifen.

Es ist klar, daß ich damit nicht gesagt habe, daß ich das Unmoralische und Lüsterne seiner selbst wegen als der Darstellung für wert und berechtigt halte; diese Berechtigung erhält es erst dadurch, daß es im Dienste einer sittlichen Idee geschieht, um diese in eine klarere Beleuchtung zu rücken; denn jedes echte Dichtwerk wird von einer sittlichen Idee getragen! Um diese aber zur klaren Anschauung zu bringen, ist es oft eine dichterische Notwendigkeit, in einzelnen Teilen zu einer Darstellung zu greifen, die, für sich allein betrachtet und aus dem Zusammenhang gerissen, geradezu vom gesellschaftlichen Standpunkt aus unmoralisch genannt werden kann. Diese Differenz zwischen Ethik und gesellschaftlicher Moral ist ja allerdings unsern Kritikastern ein völlig ungelöstes Rätsel, und doch steckt gerade in dieser Differenz eine Hauptfundgrube der Poesie! —

Daß also jede echte Dichtung im grunde sittlich ist, habe ich eben betont; denn in jedem echten Dichter steckt etwas von dem Geiste der Propheten, die erfüllt von einer sittlichen Idee, für dieselbe eintreten, ohne Rücksicht auf die geltenden Anschauungen der gesellschaftlichen Moral; und dies gilt auch für die Dichter, welche vorzugsweise dazu prädestiniert sind,

auf erotischen Pfaden zu wandeln, und das sexuelle Problem zur Darstellung zu bringen. Gerade hier tritt sogar die Differenz zwischen Ethik und gesellschaftlicher Moral recht deutlich zu tage; denn diese Differenz basiert auf einem Widerstreit der natürlichen Rechte des Individuums mit den Regeln, welche zu beobachten die Gesellschaft dem Einzelwesen als Pflicht auferlegt. Und indem der Dichter das von der Natur geheiligte Recht der Liebe begreiflich macht, zeigt es sich, daß dieses Recht gar oft in Widerstreit gerät mit den Forderungen der landläufigen, gesellschaftlichen Moral, der die von der Natur geheiligten, individuellen Rechte völlig gleichgiltig sind, und der nur die Formen heilig sind, welche sie dem Individuum vorgezeichnet hat, denen es sich sklavisch und ohne Widerspruch beugen soll. Die gesellschaftliche Moral ist eben nur der strenge Zeremonienmeister, der nur auf die Form sieht, in der die Handlung erscheint, ist darum auch nicht im stande, eine That nach ihrem inneren, sittlichen Wert oder Unwert zu beurteilen; die Ethik aber sieht in das Herz, auf die Motive, aus denen die Handlung hervorgeht. Der Mund der Moral ist das Gesetz, es muß unter Umständen da verurteilen, wo, vom höhern Standpunkt der Ethik aus angesehen, keine Schuld vorliegt. Eine Ehebrecherin wird z. B. vom Standpunkt der Gesellschaftsmoral stets als unmoralisch verdammt werden; denn die Gesellschaftsmoral sieht nur die verletzte Form, und mit den Pharisäern kennt sie nur den einen Ruf: „steiniget sie!" Auch vom ethischen Standpunkt wird man in die Verurteilung einstimmen, wenn nur frivole Sinnlichkeit das treibende Motiv war. Wohl aber lassen sich Fälle denken, wo eine wahre, tiefe Liebesleidenschaft ein Weib zu Falle bringt, wo das gleichsam von der Natur geheiligte, individuelle Recht der Liebe so groß erscheint, daß dagegen die verletzte Form der Gesellschaft vom ethischen Standpunkt aus gleichsam in nichts zusammensinkt, wo es sich eben um eine Liebe handelt, von der es heißt: „sie leihet selbst dem Sünder einen Heilgenschein!" — Solcher Liebe gegenüber gilt eben das Wort Christi, als ihm jene Ehebrecherin vorgeführt wird, und der, weil er eben in das Herz blickte, den die Gesellschaftsmoral vertretenden Pharisäern zuruft: „Wer sich rein fühlet, der werfe den ersten Stein auf sie!" Und als die Pharisäer getroffen und beschämt fortschleichen, wendet er sich dem Weibe zu mit der Frage: „Hat dich jemand verurteilt?" das Weib antwortet: „Herr, niemand," und Christus spricht: „So will auch ich dich nicht verurteilen!" —

Lächerlich ist es daher einfach, einem Dichter einen Vorwurf daraus zu machen, wenn er dichterisch veranschaulichen will, wie ein Weib durch eine tiefe Liebesleidenschaft zum Ehebruch getrieben werden kann, ohne, wie die landläufige Gesellschaftsmoral gleich annimmt, frivol und gemein

zu sein, denn die pharisäische Gesellschaftsmoral ist nicht der Richterstul für den Dichter und sein Werk!

Die Darstellung der rein idealen, ich möchte sagen, blutlosen Liebe, läßt sich die Gesellschaft zwar mit Vorliebe gefallen; sobald ein Dichter aber das sexuelle Element, und ohne dem ist doch die eigentliche Liebe nicht denkbar, mit in das Bereich seiner Darstellung zieht, so erhebt sich gleich das Geschrei der heuchlerischen Prüderie, als wäre es Sünde und Schande, nicht mehr an den Klapperstorch zu glauben!

Der heuchlerische, unduldsame Geist der Pharisäer ist eben so recht der Geist der Gesellschaft, und manch' Kritiker denkt und spricht wie ein geborener Pharisäer! Für ihn müßte übrigens auch logischer Weise der Goethesche Faust unmoralisch sein, wie so manche andere große Dichtung; denn wenn Gretchen zum Faust sagt: „ich ließ Dir gern heut Nacht den Riegel offen", so hat die landläufige Gesellschaftsmoral dafür nur den entrüsteten Ausdruck: „Pfui, wie gemein!" und sie kann dem Valentin nur beistimmen, wenn er sagt: „Du bist nun doch einmal eine Hur'!" Vom höheren, ethischen Standpunkte aus wissen wir aber, daß Gretchen wohl *gefallen* ist, nicht aber *gesunken*, gefallen nicht durch frivole unmoralische Gesinnung, sondern durch die Tiefe und Allgewalt der Liebe! Valentin und mit ihm die ganze landläufige Gesellschaftsmoral hat Unrecht, wenn er meint:

„Mit Einem fingst Du heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre d'ran,
Und wenn Dich erst ein Dutzend hat,
So hat Dich auch die ganze Stadt." —

Sie sehen eben nur die äußere That, nicht das Motiv, aus dem sie hervorgegangen ist; denn hier gilt eben das Wort, daß die wahre Liebe ein Talisman ist, durch den ein Weib wohl fallen, doch nicht sinken kann!

Unwillkürlich werde ich hierbei übrigens an eine mir bekannte ältere, äußerst fein gebildete, ich muß sogar sagen in vieler Beziehung geistreiche Dame erinnert; dieselbe hatte zwei erwachsene Töchter, die eine dicht vor der ominösen Dreißig, die andere hatte diese Schwelle der Altjüngferlichkeit bereits überschritten. Die landläufige Gesellschaftsmoral mit ihrer heuchlerischen Prüderie war besagter Dame jedoch so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie ihren längst schon Mutter sein könnenden Töchtern nicht gestattete, den Goetheschen Faust zu lesen, aus Besorgnis, dieselben könnten an Leib und Seele dadurch Schaden nehmen. Es scheint dies lächerlich, und doch verfuhr jene Dame zweifellos weit logischer, konsequenter und ehrlicher, wie so mancher Kritiker, der vor allem, was klassisch heißt, in

götzendienerischer Ehrfurcht auf den Knieen liegt, über die Werke moderner Produktion jedoch mit der Miene eines Großinquisitors seine entrüsteten Verdammungsurteile fällt.

Mag also eine Dichtung von solchem Standpunkt aus immerhin für anstößig, unmoralisch und verderblich wirkend erscheinen, vom ethischen Standpunkt aus wird man den tief sittlichen Wert nicht verkennen. Ob eine Dichtung aber sittlich ist oder nicht, darüber kann und darf niemals vom Standpunkt der gesellschaftlichen Moral entschieden werden; das ist Sache der Ethik, die auf die Motive sieht, und nach der Art der Glorifizierung dieser ihr Urteil fällt.

Es ist dies zwar für jeden etwas tiefer Blickenden eine so auf der Oberfläche liegende Wahrheit; aber trotzdem scheint es doch geboten, immer wieder diese Differenz zwischen gesellschaftlicher Moral und Ethik zu betonen, und wäre es wünschenswert, wenn auch bei den Kritikern hierüber etwas mehr Klarheit herrschte, um mit ihren Urteilen über Dichtungen das poetische Verständnis des großen Publikums nicht noch mehr zu verwirren, statt zu fördern und aufzuklären.

Wiener Autoren.

Von Ernst Wechsler
(Berlin).

Persönliches und Allgemeines.*)

Gute Freunde in Wien haben mir mehrmals in wohlmeinender Absicht zu verstehen gegeben, daß ich die Publikation des vorliegenden Werkchens unterlassen möge: die einzelnen Kapitel desselben hätten während ihres Erscheinens in der „National-Zeitung", in „Westermanns Monatsheften" und im „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes" nach vielen Richtungen hin Unwillen erregt und einige Wiener Kritiker warteten nur darauf, mir anläßlich der Buchausgabe der „Wiener Autoren" eins zu versetzen.

*) Dieser Artikel bildet die Einleitung zu Ernst Wechslers Buche: „Wiener Autoren", das demnächst bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheinen wird. Das „Magazin für d. Lit. des In- und Ausl." brachte bereits den größten Teil desselben. Die Redaktion.

Ich sehe den Angriffen jener Herren mit Gemütsruhe entgegen, denn ich bin mir der guten und ehrlichen Zwecke meiner Aufsätze wohl bewußt, kenne aber auch ebenso genau die Schwächen und Lücken dieses Büchleins.

Der erste Blick auf das Inhaltsverzeichnis wird den Leser stutzig machen, die bedeutendsten, berühmtesten Autoren Wiens fehlen fast sämtlich, während dasselbe hauptsächlich Skizzen über Journalisten aufzählt, die doch eigentlich nur in zweiter Linie in Betracht kommen, wenn man in einer Schrift die Wiener Litteratur zum Thema macht. Allerdings. Aber ich wollte keine auch nur halbwegs erschöpfende Studie über die gegenwärtige Litteratur der Kaiserstadt an der Donau schreiben, sondern nur einige Autoren behandeln, mit welchen mich litterarische oder persönliche Sympathie verbindet, und zwar in leichter, feuilletonistischer Form ohne jeden tieferen, litterarhistorischen Hintergrund.

Dann ist also dieses Buch nur der Ausfluß subjektiven Geschmacks, litterarischer Willkür und entbehrt des wissenschaftlichen Wertes? Die erste Frage werden die Einen verneinen, die Andern bejahen, jenachdem sie meine Ansichten und meine Auswahl billigen oder nicht, und wenn die zweite Frage allgemein mit einem Nein beantwortet wird, so kann mich das nicht überraschen, denn das Büchlein soll nicht in die engen Kreise der Gelehrten kommen, sondern in die breiten Schichten des Publikums. Ich möchte mein Buch nur als Broschüre, als Flugschrift aufgefaßt wissen, die, für mich keine verlorene Arbeit bedeutet, wenn sie momentan nur einigermaßen ihren Zweck erfüllt, mag sie auch binnen kurzem von der Bildfläche des litterarischen Lebens verschwinden.

Wieso es aber gekommen ist, daß ich diese Broschüre geschrieben, wird der geneigte Leser aus folgenden Zeilen erfahren.

Jeder junge Schriftsteller, der es mit sich und der Kunst ernst meint, wird eines schönen Tages, oft schon nach kürzester Laufbahn, erschreckt vor einem gähnenden Abgrund innehalten, dem Journalismus, über den er mit glücklichem Sprung hinwegsetzt oder der ihn erbarmungslos in seine Tiefen reißt. Ein junger Poet, und sei er noch so talentiert, muß, wenn seine Feder ihn erhalten soll, seiner Muse einen großen Teil des Tages den Umgang entziehen. Denn seine Dramen werden nicht aufgeführt, seine lyrischen Gedichte finden in seltenen Fällen in den Journalen Aufnahme, gewöhnlich nur als Lückenbüßer oder als poetische Texte zu Bildern, für seine Epen findet er mit größter Mühe einen Verleger, er lernt das erniedrigende und entmutigende Hausieren bei den Verlegern zur Genüge kennen, er sieht, seine Schöpfungen kommen, wenn sie wirklich auch gedruckt werden, nicht zur Geltung und bringen ihm keinen roten Heller ein. Er muß sich dem Journalismus in die Arme werfen. Wohl sagt er sich ein um das andere

Mal, daß er seinen Idealen abtrünnig werde, daß er seine Kunst entwürdige, aber der Trieb der Selbsterhaltung ist mächtiger als seine Selbstankläger und schließlich ergiebt er sich dem tötlich-süßen Gift der Journalistik: seine Arbeiten für den Tag werden ihm bezahlt, abgesehen davon, daß er die Genugthuung hat, sich rasch und leicht gedruckt zu sehen. Auch seine poetischen Arbeiten bringt er jetzt öfters unter, denn er formt sie nach dem Geschmack der Zeitschriften, aber allmählich werden die Besuche der Muse seltener, der Dienst der Journalistik nimmt ihn zu sehr in Beschlag, seine poetische Ader versiegt, nur manchmal erinnert er sich wehmütig seiner Jugendträume, schließlich wird er ein verbitterter, galliger Kritiker, einer jener verhaltenen Dichter, welche die gefährlichsten Feinde der selbstschöpferischen Litteraten sind, denen ein günstigerer Stern leuchtete.

Lieber Leser, auch ich fing, von den höchsten und heiligsten Idealen das Herz geschwellt, zu schreiben an, auch ich verfaßte Epen, die mir nach Müh' und Not meinerseits ein mitleidiger Verleger druckte, die aber kein Mensch las, auch ich ward allmählich in den Journalismus hineingezogen, auch mir machte meine Muse die heftigsten Szenen, beschwor mich, ihr nicht untreu zu werden, und erklärte ab und zu, unter obwaltenden Umständen das Verhältnis mit mir aufgeben zu müssen, auch ich klagte mich in tiefster Zerknirschung an und versicherte unter tausend Schwüren meiner Muse, der ich in innigster Liebe ergeben bin, wenn sie auch nach dem Urteil der Sachverständigen und besonders meiner guten Freunde eine kleine, unbedeutende Person ist, daß ich ihr mein ganzes Leben lang dienen, daß ich mir bis zum letzten Atemzuge Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute bewahren, daß ich ihre Eingebungen nicht allein hören, sondern auch niederschreiben werde, und sollten die Papierpreise ins Unglaubliche steigen und alle Verleger zugrunde gehen, — aber, glaube mir, lieber Leser, es gehört verdammt viel Energie, Selbstüberwindung und Selbstvertrauen dazu, um meiner Muse auch nur halbwegs zu halten, was ich ihr feierlich versprochen, und manchmal bin ich nahe daran, mein Versprechen schlankwegs zurückzunehmen.

In solchen Zeiten bitteren Zweifels und mangelnden Selbstvertrauens begann in mir eine Art von Bewunderung und Ehrerbietung solchen Leuten gegenüber zu entstehen, die den anstrengenden Dienst der Journalistik in musterhafter Weise versehen und doch eine schöne Dichtung nach der anderen schaffen, die das Wunder vollbringen, aus dem wirren Lärm und betäubenden Trubel des Marktes hellen Kopfes und reinen Herzens in den Tempel der Muse zu treten, und ihr als wahre Priester der Kunst zu dienen, denen jenes süße, tötliche Gift nicht im geringsten geschadet hat. Daß es Männer so starken Charakters und so mächtigen Talents thatsächlich giebt,

war für mich ein wundersamer Trost, und sie wurden mir in mancher schweren Stunde zu Leitsternen. Als eine um so größere Ungerechtigkeit erschien es mir aber, daß diese Dichter-Journalisten nur in sehr einseitiger Weise bemerkt und beurteilt zu werden pflegen: man kennt sie allenthalben als tüchtige Journalisten, um ihre poetischen Arbeiten indessen kümmern sich die wenigsten. Es scheint, als ob man es als selbstverständlich voraussetzt, daß hinter dem Journalisten kein Künstler stecken kann. Mein Büchlein sollte nur an einigen Fällen beweisen, daß diese allgemeine Voraussetzung keine absolute Gültigkeit beanspruchen darf, sollte darlegen, daß der Journalismus nicht immer die dichterische Kraft zu vernichten imstande ist.

Aber auch noch andere Beweggründe veranlaßten mich zur Publikation der „Wiener Autoren".

Ich habe in Wien zum erstenmale das litterarische Leben im größeren Stil kennen gelernt, das ich jetzt allerdings in Berlin als Leiter eines komplizierten Unternehmens zur Genüge durchkoste: in Wien sind mir zum erstenmal die Augen aufgegangen über die Trostlosigkeit gewisser litterarischer Verhältnisse, über das Verhältnis der Schriftsteller zu den Journalisten und namentlich über die soziale Stellung der Journalisten in Wien. Ich habe in einem Kapitel des Buches gesagt, daß in keiner andern Stadt einige Journalisten einen solchen Einfluß auf das öffentliche Leben ausüben, als in Wien, ich muß leider bei dieser Gelegenheit hinzufügen, daß nirgends als in Wien ein solches Mißtrauen gegen die Ehrlichkeit der Journalisten herrscht, namentlich in der gewöhnlichen Masse. Ein Zeitungsschreiber und ein Mensch, vor dem man sich in acht nehmen muß, das sind in Wien identische Personen. Es ist soweit gekommen, daß man sich am Wirtshaustisch oder in Gesellschaft nicht ohne Gefühl der Beschämung oder Beklommenheit als Berufsjournalist vorstellen kann, daß man mit geheimem Ingrimm ein vielsagendes, ominöses Lächeln von seiten der Andern nach erfolgter Vorstellung über sich ergehen lassen muß. Nicht ohne Grund lastet auf den Wiener Journalisten ein solch' grauenhaftes Vorurteil: nirgends als in Wien gedeiht so üppig die Schand- und Revolverpresse, treibt die Käuflichkeit der Feder so giftige Blüten. So hoch in einer Beziehung die Wiener Journalistik steht, so tief ist sie in anderer gesunken. Das sind einmal Zustände, die der Einzelne nicht heben, höchstens beklagen kann. Wenn das Publikum die Entartung der Journalistik mit Verachtung straft, so läßt sich an und für sich nichts dagegen einwenden, aber die erbitterte Stimmung derselben ist insofern sehr verhängnisvoll, als das Publikum in gar keiner Weise unterscheiden gelernt hat, wer von den Journalisten seine Verachtung verdient und wer nicht. Wenn jemand einem

verlotterten Tagesschreiber die Thüre weist und ihn wie ein gemeinschädliches Subjekt behandelt, so wird ihm kein anständiger Mensch deshalb einen Vorwurf machen, aber wenn er an einen Unrechten gerät, einen makellosen Journalisten, und ihm selbst in höflichster Form seinen Zweifel an dessen Charakter zu erkennen giebt, so fügt er dem eine furchtbare Kränkung, eine Demütigung zu, die ihn mitten durchs Herz trifft. Aber wo soll das unzählige Male betrogene und irregeleitete Publikum den Spürsinn hernehmen, daß jener Journalist ein ehrenwerter Mann und dieser nicht viel besser als ein litterarischer Strolch ist, überdies in einem Falle, wo beide an derselben Zeitung thätig sind? Der Ruf der Zeitung selbst, das bedeutet für viele oft ein Martyrium traurigster Art. Nehmen wir an, ein Wiener Journal „Der illustrierte Hort für Wahrheit und Fortschritt" ist ein feiles Organ das seinen Lesern in politischer, sozialer und finanzieller Hinsicht falsch berichtet und auch von diesen allmählich in seiner käuflichen Niedertracht erkannt und gewürdigt wird — dem Blatte selbst kann niemand seine wahre Meinung so recht fühlbar machen, aber um so mehr den Redakteuren. Der Theaterkritiker ist ein ehrlicher, gebildeter, hochstrebender Mann, der Feuilletonist verfügt über eine glänzende Feder, der Lokal-Redakteur besitzt einen scharfen Blick für die Angelegenheiten seiner Stadt und ist überhaup ein wohlwollendes Gemüt, unter den Leitartiklern und Börsenredakteuren befinden sich die anständigsten und tüchtigsten Leute der Welt — aber sie sind nun einmal Redakteure des berüchtigten Blattes und so trifft sie das Mißtrauen des Publikums direkt. Wie kommt nun ein solcher Redakteur dazu, die Verwerflichkeiten der Geschäftsprinzipien in seinem Blatte, die verwerflichen Machinationen einiger seiner Kollegen, mit denen zu verkehren er oft streng vermeidet, vor den Augen des Publikums verantworten und entgelten zu müssen? „Der illustrierte Hort für Wahrheit und Fortschritt" ist ein unzuverlässiges und käufliches Blatt, folglich ist Redakteur X von dieser Zeitung ein unzuverlässiger und käuflicher Mensch, mit dem man so wenig als möglich zu thun haben will, denn er macht ja die Zeitung! So denkt das Publikum in begreiflicher Verwechslung der Dinge und Redakteur X verwünscht oft sein Dasein. Welcher Respekt und welches Vertrauen den Wiener Journalisten entgegengebracht wird, möge folgender wahrer Vorfall illustrieren. Ein mir befreundeter Journalist ersten Ranges und eines über jeden Verdacht erhabenen Charakters wählt sich eines Tages in einer bekannten Teppichniederlage einige Teppiche aus, nennt seine Adresse und ersucht den Kommis, die Stücke nebst Rechnung in seine Wohnung zu senden. Der edle Merkursjünger erwidert verständnisinnig: „Ach, die Rechnung ist ja nicht nötig." „Wieso," fragt erstaunt der Käufer. Da lächelt

der Kommis ein verbindliches, verschämt-unverschämtes Lächeln: „Wir sind nicht gewöhnt, daß die Herren Journalisten — unsere Rechnungen bezahlen!“ . . . Daß diese Szene meinem Freund den ganzen Tag verdarb, begreife ich vollkommen, denn sie beleuchtete etwas grell die allgemeine Anschauung, die über die „Herren von der Feder“ herrscht.

Die Einwendung, daß kein anständiger Journalist an einem übelbeleumundeten Blatte thätig sein dürfte, ist keine stichhaltige; derjenige, der seinem Blatte die Mitarbeiterschaft kündigt, macht diese Mißstände um kein Haar besser, verliert oft sein Brot und kann auch vom Regen in die Traufe kommen. Übrigens passieren selbst Redakteuren der geachtetsten Blätter Szenen, von denen ich eine oben erzählte, denn zu eingebürgert hat sich das böse Vorurteil im Publikum, so daß ihm jegliche Unterscheidungsgabe fehlt. Daß es soweit gekommen ist, daran trägt der verlotterte Teil der Journalistik in Wien nicht die Gesamtschuld. Wien ist eine unglückliche Stadt, in der die politischen Wirrnisse wahre Verheerungen angerichtet haben und die gegenwärtig eines Fortschritts in ihrer Entwickelung unfähig ist. Unter solchen Verhältnissen hat auch die Journalistik stark zu leiden.

Das Wohlwollen des Publikums auf einige hervorragende Vertreter der Wiener Presse hinzulenken und an einigen Beispielen zu beweisen, daß das allgemeine Vorurteil gegen die Journalisten ein ungerechtes ist, daß man nicht sämtliche Vertreter der Presse in einen und denselben Topf werfen darf, war mir einer der beiden Hauptgründe, denen dieses Büchlein das Dasein verdankt.

Also: die Journalistik tötet nicht absolut die dichterische Kraft dessen, der sie ausübt; die Meinung des Publikums über die Journalisten selbst soll geklärt und in ihren schroffen Seiten gemildert werden — das erste möchte ich beweisen, das zweite bewirken. Ich weiß übrigens ganz gut, daß das Büchlein nur ein dürftiges Material enthält, daß ich vielleicht zu wenig Beispiele für meine Ansichten vorgeführt habe. Aber eine Anregung dieser Themen allein könnte schon eine wohlthuende Wirkung ausüben. Ist mein Büchlein gewissermaßen ein Ehrenspiegel der Wiener Journalistik, so durften doch nicht die rein produktiven Schriftsteller übergangen werden. Zwei Autoren habe ich ausführlich behandelt: die Dichterin Marie Ebner-Eschenbach, die ihresgleichen in der modernen Litteratur nicht besitzt, und den Berufs-Journalisten Ludwig Hevesi, einen der genialsten und originellsten Humoristen in deutscher Sprache. Hans Pöhnel kommt ziemlich schlecht weg: ich achte sein Streben, doch die Art seines litterarischen Auftretens kann nicht entschieden genug zurückgewiesen werden. Im Laufe der nächsten Monate erscheint ein weiterer Band „Wiener Autoren“, in dem viele Jour-

naliſten, die ich diesmal nur flüchtig berührt habe, ausführlich geſchildert und auch die hervorragendſten Wiener Poeten ſorgfältig ſkizziert werden ſollen, wie Anzengruber, Bauernfeld, Ada Chriſten, L. A. Frankl, J. v. Weilen, J. Rank, A. Silberſtein. Dem Werke über „Wiener Autoren" laſſe ich ein zweites, allerdings von ganz anderen Geſichtspunkten aus behandeltes Buch: „Berliner Autoren" folgen; beide Werke ſollen gewiſſermaßen den Gegenſatz zwiſchen den litterariſchen Verhältniſſen der zwei Kaiſerſtädte darzuſtellen verſuchen. Daß ich in dem Bande über die „Berliner Autoren" Karl Frenzel, in dem ich ein leuchtendes Muſter eines Journaliſten verehre, mit beſonderer Liebe charakteriſieren werde, möchte ich ſchon heute nachdrücklich betonen.

Simon Nadson.

Von Arthur Leiſt

(Tiflis).

Wie in anderen europäiſchen Litteraturen, ſo hat auch in der ruſſiſchen die Poeſie in den letzten Jahrzehnten vor der Proſadichtung zurücktreten müſſen und wenn ſie auch noch fortlebt, ſo beſitzt ſie doch nicht mehr die beeinfluſſende Macht, die ſie in der Zeit des Romantismus beſaß, da Puſchkin und Lermontow die Strebepfeiler der ruſſiſchen Litteratur waren. Seit jener Zeit hat das ruſſiſche Leben viele Veränderungen erfahren, das Epigonentum, welches in die Fußtapfen der zwei großen Romantiker getreten war, iſt längſt verſchwunden und die nüchterne Auffaſſung von Leben und Kunſt, der Turgenjew am nachhaltigſten die Bahn gebrochen, hat das Fortbeſtehen der romantiſchen Poeſie unmöglich gemacht. Alle die Dichter, die in den letzten Jahrzehnten in Rußland aufgetreten ſind, ſuchten vor allem die Wirklichkeit, das Naheliegende zu beſingen, ohne jedoch in dieſem Bereiche höhere Begeiſterung zu finden. Auch fehlte es ihnen an Kraft, an Schwung und ſo ſehen wir heute auf dem ruſſiſchen Parnaß dieſelbe Zwergarbeit, wie ſie in den Litteraturen des Abendlandes allenthalben zu tage tritt. Die kraftvollen Sturmklänge der Harfe ſind verhallt und wenn auch mancher Dichter auf ihren Saiten fortſpielt, ſo vermag ihr Spiel doch niemand zu begeiſtern, ja, es ſcheint, als ob ſie nur nach Tönen ſuchten, nach Tönen, die mit dem Herzſchlag der Gegenwart in Einklang zu bringen wären. Werden ſie ſie finden? Das iſt eine offene Frage.

Nur einer von den russischen Dichtern der letzten Zeit hat es vermocht, die Herzen Vieler zu gewinnen und in den Gemütern seiner Landsleute und Zeitgenossen einen kräftigen Widerhall zu finden. Es war Simon Jakowlewitsch Nadson, der von der Kindheit an mit körperlichen Leiden kämpfen mußte und im verflossenen Jahre als vierundzwanzigjähriger Jüngling einer unheilbaren Krankheit erlegen ist. Seit Nekrassow hat kein russischer Dichter soviel Erfolg gehabt, keiner die Aufmerksamkeit der Leserwelt so lange aufrecht erhalten, wie Nadson. Vor mir liegt die sechste Auflage seiner Gedichte und so weit haben es nur wenige russische Dichter gebracht. Allerdings scheint bei diesem Erfolge auch das Interesse, welches das Schicksal des unglücklichen Jünglings in den weitesten Kreisen wach rief, mitgewirkt zu haben, aber trotzdem darf man auch einen guten Teil desselben den Dichtungen selbst zuschreiben.

Nadson war ein im höchsten Grade subjektiver Lyriker, weshalb auch in fast allen seinen Gedichten die schwermütige, ja verzweiflungsvolle Stimmung zu finden ist, die seine unheilbaren körperlichen Leiden in ihm wach rufen und erhalten mußten. Natürlich war auch seine Seele angekränkelt und aus dem oft kraftvollen Schmerzensergusse des Dichters sehen wir, wie furchtbar er von dem Bewußtsein litt, daß sein Leben ein fruchtloses sei und noch vor der völligen Reife und Kraftentwicklung brechen müsse. Dieser subjektive Lebensschmerz ist der Hauptzug in seinen zahlreichen Gedichten, in denen jedoch auch oft ein gewaltiges Grollen laut wird, das dem Lebenselende der Menschheit gilt. Bis zum Weltschmerze brachte es Nadson nicht, sondern hegte im Gegenteil die Hoffnung, daß einst für die Bewohner des Erdballs der Tag des Lichts und ruhigen Genusses kommen werde. Dieser gesunde Zug lindert einigermaßen den düsteren Gesamteindruck, den seine Gedichte im Leser hervorrufen. Neben den subjektiven Gefühlsergüssen befinden sich in Nadsons Poesieen auch Naturbilder, die des Reizes nicht entbehren, aber fast durchweg von der schwermütigen Stimmung des Dichters angehaucht sind. Diese muß sein ganzes Gemütsleben im Banne gehalten haben, denn selbst die herrliche Natur des Kaukasus, wo er sich einige Zeit aufhielt, vermochte ihn nicht zu erheitern und wenn er auch unter der Gewalt der dort empfangenen Eindrücke, neue Lebenslust in sich fühlt, so bleibt doch der Inhalt seiner Gedichte düster und schwermütig wie zuvor. Nur hie und da schimmern helle Strahlen in ihnen auf, besonders wenn er seiner Vaterlandsliebe Ausdruck giebt und den milden Zauber der russischen Natur auf sein Gemüt wirken läßt. Wenn er diese Saiten berührt, klingt sein Lied milde, weihevoll und aller Bitterkeit fern, giebt er sich den innigsten Regungen

ſeines Herzens hin, das edel und liebevoll geweſen ſein muß. Wie zart beſaitet und mit wie inniger Heimatsliebe dieſes Herz erfüllt war, zeigen am beſten ſeine in Nizza und Mentone geſchriebenen Gedichte, welche ein tief empfundenes, rührendes Heimweh atmen.

Ob Nadſon wirklich, wie viele meinen, nach Puſchkin und Lermontow der bedeutendſte Dichter Rußlands iſt, wage ich nicht zu entſcheiden, wohl aber pflichte ich denen bei, die ihn, was litterariſche Bedeutung anbetrifft, Nekraſſow an die Seite ſtellen.

Die zwei hier folgenden Gedichte geben ziemlich getreu den Geſamtcharakter der Nadſonſchen Dichtungsart wieder.

1.

Nein, Muſe, ruf' mich nicht! Erweck' mich nicht zum Träumen,
Verſprich mir keinen Kranz als ferner Zeiten Lohn! . . .
Dein Sänger iſt verurteilt längſt und ohne Säumen
Verfolgt auf jeden Schritt der Tod ſein Opfer ſchon.
Zu ſchwer war ihm der Weg, denn Zweifel und Bedrängnis
Zerriß ihm längſt die Bruſt und ganz erſchöpft und matt,
Ertrug er nicht die Mühſal, die ihm ſein Verhängnis
Hier angehäuft und fällt, wie er's erwartet hat.
Und dennoch! ach, wie gern möcht' ich noch leben,
O könnt' ich's nur für dich, mein teures Vaterland!
O wie wollt' ich dich lieben, Herz und Geiſt hingeben,
Damit auch andrer Herz dir treu ſei zugewandt!
O wie würd' ich dir ſingen und wie bitter grollen
Den allen, die dir feind. Dein Wachthund, treu, beherzt,
Würd' ich für dich nur leben, mit dir atmen wollen,
Mit dir vor Scham erröten, fühlen, was dich ſchmerzt!
Doch ſchon iſt es zu ſpät und wie ein Ungewitter
Raſt auf mich los der Tod. Im Fieber glüht das Blut,
Der Geiſt iſt wirr und hin der Kräfte letzter Splitter,
Drum ſchlage zu, o Tod, doch ſchnell, ich habe Mut!

2.

I.

Im Sumpfe des irdiſchen Lebens,
Im elenden Tagesgewirr,
Erſcheinſt du als rettender Engel
Gar öfters, o Teure, vor mir.
In bangen und ſchlafloſen Nächten,
Von Sehnſucht und Liebe erfüllt,

Seh' ich deine ſchimmernden Augen,
Dein engelmild liebliches Bild.
Ich höre da heilige Worte,
Ich fühl' deine koſende Hand
Und ſei ich auch krank und gebrochen,
Sich doch meine Seele ermannt.
Und bald mich erholend vom Kampfe
Bin wieder zum Kampf ich bereit,
Und ſchluchzend ich bete und träume
Von dir und von heiterer Zeit.

II.

Mag dich auch, ſeitdem du begraben,
Die Welt längſt vergeſſen ſchon haben,
Für ſie biſt du wirklich nicht mehr.
Doch mir lebſt du fort und kommſt gerne
Aus deiner nicht irdiſchen Ferne
Dem Bruder zu Hilfe hierher.
Sei müde das Herz auch von Qualen
Und müde vom Kampfe die Hand,
Ich ſtrecke ſie dir doch entgegen,
Komm, nimm meine zitternde Hand!
Wo biſt du? Ach, antworte Teure . . .
Du hörſt, wie ich flehe zu dir,
Und ſo wie es einſtmals geſchehen,
Stehſt wieder du lebend vor mir.

III.

Die Locken umwallen die Schultern,
Die Wangen ſind roſig erblüht,
Und Worte entrinnen den Lippen
Von Glauben und Hoffnung durchglüht:
„Verliere den Mut nicht, o Teurer,
Denn wiſſe, der Tag iſt nicht weit,
Da aufgeht hier über der Erde
Das Morgenrot ſchönerer Zeit,
Da Wahrheit und Freiheit und Bildung
Den Menſchen das Höchſte wird ſein,
Und da wird im ewigen Glanze
Es wohler dem Herzen auch ſein."

Unsere litterarische Kritik.

I.

Wie die „Blätter für litterarische Unterhaltung" rezensieren.

Von J. G. Findel
(Leipzig).

Publikum und Verleger haben ein Interesse daran, von der litterarischen Kritik gut bedient zu werden — gewissenhafte Urteile zu erhalten. Leistet sie das nicht, so hat sie ihren Beruf verfehlt.

Einen recht interessanten, aber nicht eben erfreulichen Beleg dafür, wie die Kritik nicht sein soll, liefern die „Blätter für litterarische Unterhaltung" (Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus).

In Nr. 4 wird über die Schrift „Das Zeitalter der Naturerkenntnis" (Leipzig, Findel) folgendes Urteil gefällt:

„Der auf dem Standpunkte des Materialismus stehende Verfasser erwartet alles Heil der Menschheit von den Naturwissenschaften. Wer sich für dieses Evangelium begeistern kann, wird sich durch die Lektüre dieses Schriftchens reich belohnt finden."

Nachdem die Verlagshandlung darauf aufmerksam gemacht war, daß hier die Besprechung eines ungelesenen Buches und damit eine Gewissenlosigkeit vorliege, da der Verfasser jener Schrift (der Unterzeichnete) nicht nur nicht auf dem Standpunkt des Materialismus stehe, sondern vielmehr diesen bekämpfe und widerlege, erschien neuerdings in den „Blättern für Litterar. Unterh." (Nr. 10) folgende weitere Notiz:

„Gegen die im Feuilleton der „Blätter" (Nr. 4) enthaltene Kennzeichnung des anonymen Schriftchens „Das Zeitalter der Naturerkenntnis" (Leipzig, Findel) als eines auf dem Standpunkte des Materialismus stehenden hat der Verfasser sich verwahren zu müssen geglaubt, weil er im Gegenteil den Materialismus bekämpfe. Wir bezeugen gern, daß der Verfasser diese An- und Absicht wiederholt ausgesprochen hat; wir haben aber kein Gewicht darauf gelegt, weil die Durchsicht des Büchleins jeden urteilsfähigen Leser von dem hohen Grade der Unklarheit überzeugen dürfte, in welcher sich der Verfasser über seinen eigenen Standpunkt befindet, so daß er thatsächlich das vertritt, was er bekämpfen will."

Es wird hier unter Berufung auf urteilsfähige Leser die Behauptung der andern Kritik einfach aufrecht erhalten durch die neue Behauptung, der Verfasser vertrete thatsächlich den Standpunkt des Materialismus, ohne sich darüber klar zu sein. Hätte nun der ungenannte Kritiker anständig verfahren

wollen, so mußte er diese Behauptung aus meiner Schrift mit wenigstens einer Belegstelle beweisen. Dies hätte er nun freilich nicht thun können, weil eben meine Schrift nicht einen einzigen Satz enthält, der für einen verkappten oder unklaren materialistischen Standpunkt zeugen könnte. Die Behauptung des litterarischen Kritikers ist mithin erlogen und pure Verleumdung. Er hat die Schrift offenbar auch für die neue kritische Leistung nicht gelesen. In der ersten (Nr. 4) ist das Urteil in zwei Sätzen abgegeben: 1) Der Verf. stehe auf materialistischem Standpunkt und 2) er erwarte alles Heil der Menschheit von den Naturwissenschaften.

Zwei Behauptungen, zwei Unwahrheiten!

Meine Schrift besteht aus einer Einleitung und drei Abschnitten.

Die Einleitung schließt mit den Worten:

„Die mündig gewordene Menschheit hat in diesem Jahrhundert alle Probleme zugleich in Angriff genommen und ihre allseitige Lösung beträchtlich gefördert. Das politisch-ethische Problem hat auf dem Gebiete des Staatsrechts den weiter zu entwickelnden Verfassungsstaat begründet, die Bearbeitung des wissenschaftlichen hat dem Wissen der Gegenwart einen ebenso breiten, wie tiefen Inhalt gegeben, der über die alten Glaubens- und Kultusformen hinausgewachsen ist und das religiös-metaphysische Problem strebt Religion und Wissenschaft mit einander zu versöhnen. Der Betrachtung dieser Errungenschaften ist die nachfolgende Studie gewidmet."

Dieser Satz spricht weder für die eine noch für die andere Behauptung des litterarischen Kritikers.

Der erste Abschnitt meiner Schrift behandelt den Gang und die Errungenschaften der naturwissenschaftlichen Forschungen, aber nur historisch, nicht im Sinne des Materialismus.

Der zweite behandelt die philosophische Erkenntnis unter Hervorhebung der Verdienste A. Spir's, eines Hauptvertreters des philosophischen Idealismus und der dritte endlich die religiöse Frage, namentlich auch die Gottesidee, was weder für eine materialistische Auffassung zeugt, noch auch dafür, daß ich alles Heil von der Naturwissenschaft erwarte.

Endlich zum Überfluß noch einige Stellen aus meiner Schrift:

„Aus den großartigen und erstaunlichen Forschungsresultaten der Naturwissenschaft hat sich in unserer Zeit ein theoretischer Materialismus entwickelt, der sich nicht bloß gegen die Theologie, sondern vielfach auch gegen die Religion selbst, nicht minder entschieden und übermütig aber auch gegen die idealistische Philosophie richtet und in seinen Konsequenzen das sittliche Leben gefährdet." (S. 16.)

„Diese höchste Norm ist der Grund, daß der Mensch Gesetze kennt und

befolgt, welche von den Naturgesetzen verschieden sind und über denselben stehen, nämlich die Gesetze des Sollens, deren es von zweierlei Art giebt, die logischen Gesetze für das Denken und Erkennen und das moralische Gesetz für das Wollen und Handeln. Das ist es, was den Menschen wesentlich von dem Tiere unterscheidet, ihn über die Dienstbarkeit der Natur hinaushebt und seinem Leben einen höheren Sinn und Wert verleiht. Ohne diesen göttlichen Funken in ihm würde das Dasein des Menschen eine armselige Posse sein." (S. 21.)

„Gewiß üben Gesetze und äußere Einrichtungen auf die Menschen, je nachdem sie gut oder zweckmäßig sind oder nicht, veredelnd oder demoralisierend; aber das Heil kommt der Menschheit nicht von außen, sondern von innen, aus der richtigen Einsicht und aus der moralisch-religiösen Gesinnung, die Alles durchdringt und bestimmt. Hätte Spir weiter nichts geleistet, als daß er die Moral als Stern und Kern einer neuen höheren Humanitätsentwicklung auf eine sichere und fruchtbare Grundlage gestellt, so würde dies in unseren Tagen, wo der materialistische Aberglaube die sittlichen Anschauungen getrübt, wo die Lust-, Genuß- und die Gewinntheorie vorherrschend geworden ist, schon ein nicht zu unterschätzendes Verdienst sein.

Humane Menschen, humane Verhältnisse und ein menschenwürdiges Dasein schaffen, das kann keine Weltanschauung, welche den Stoff vergöttert, welche Alles nur aus mechanischen, physikalischen und chemischen Bewegungen erklären will und auf Grund einer bloß natürlichen Ordnung notwendig den wesentlichen Unterschied menschlichen und tierischen Wesens verwischen muß, das kann nur der Idealismus, das Bewußtsein des Höheren und Göttlichen und ein dementsprechendes Streben und Handeln." (S. 32.)

„Alle Wissenschaften reichen sich, wie wir sehen, einander die Hand, um die gewonnenen Ergebnisse zu vermehren, zu vertiefen und sicher zu stellen." (S. 33).

„Sprachwissenschaft und Geschichtsphilosophie führen auf die geistige Einheit des Menschengeschlechts, sowie auf die Übereinstimmung der Geistes- und Naturgesetze. Wie diese Gesetze uns den Urzustand der Menschen ahnen lassen, so weisen sie auf den in ferner Zukunft liegenden Höhepunkt des geschichtlichen Menschenlebens." (S. 34.)

„Die materialistische oder sensualistische Weltanschauung, die Stoff- und Kraftvergötterung, welche den Geist leugnet und das Höhere aus dem Niederen ableitet, dringt jetzt mehr und mehr in die unteren Volksschichten herab, während sie in den Kreisen der Gebildeten, der Denker und Forscher bereits ein überwundener Standpunkt, als durch tiefere Forschung überholt und widerlegt gilt. Namentlich die englische Psychologie und in Deutschland

Spir haben das Verdienſt die thönernen Füße dieſer Götzen bloßgelegt zu haben.“

„So ſind wir auf den Wegen der poſitiven Wiſſenſchaften ſelber dahin gelangt, die Exiſtenz eines unbeſchreibbaren Weſens zu erkennen, welches nicht Kraft iſt in phänomenalem Sinne dieſes Wortes, ſondern etwas über alle Begriffe der Intelligenz Erhabenes“. (S. 46) u. ſ. w.

Nun möge der Leſer ſelber urteilen, ob hier „ein hoher Grad von Unklarheit“ vorwaltet, ob hier von einem materialiſtiſchen Standpunkte die Rede ſein kann und ob dem Kritiker in beiden Urteilen, die er gefällt hat, auch nur der leiſeſte Schein der Berechtigung zur Seite ſteht und ob es nicht frivol und unverſtändig iſt, Dinge zu behaupten, die man gar nicht geleſen hat. Es ſcheint mir durchaus ausgeſchloſſen zu ſein, daß die Firma Brockhaus Rezenſenten anſtellt, welche ſo borniert und ſo unwiſſend ſind, daß ſie den philoſophiſchen Idealismus eines Plato oder Spir nicht ſollten unterſcheiden können vom Materialismus eines Büchner, Moleſchott oder der Encyklopädiſten.

Romane und Novellen.

Es giebt heute zweierlei Produktion. Die gattungsmäßig objektive, oberflächliche, konventionelle, und gewaltig individuelle, ſubjektive, idealrealiſtiſche. Die erſtere bietet vielerlei reizend Geſchriebenes, Romane, Novellen, Feuilletons — ſie wirken momentan anregend, bisweilen ſogar rührend; aber man vergißt bald wieder, was man geleſen hat! Alles war ja nur ſo unter dem Schleier gezeigt, es kam uns doch eigentlich nicht nahe, denn es war mit den Augen der Mehrheit geſchaut und für die Mehrheit geſchrieben. Das iſt die beliebte, gezahlte, verhimmelte, oft auch verlegene Poeſie, die mehr oder weniger, nützliches oder unnützes Spielzeug für kleine Geiſter iſt. Der Dichter ſchreibt ſie zwar, aber ob er ſelbſt exiſtirt oder nicht, daran denkt man gar nicht, der Leſer empfindet ihn nicht, oder vielleicht nur dann, wenn er als Menſch eben ſo wenig bedeutet wie er.

Die zweite Art von Produktion, die gewaltig individuelle, ſubjektive, idealrealiſtiſche — da iſt der Menſch eins mit ſeinem Gedicht, er haftet für den Leſer fühlbar daran, man glaubt ihm jedes Wort, als Ausfluß ſeiner großen, gewaltigen Echtheit. Ein ſolcher Dichter ſieht die Welt mit den Augen der Zukunft, mit ſeinen eigenen ſcharfſichtigen Augen an, welche weiter und deutlicher ſehen als die der Mehrheit. Solche Dichter ſchreiben kräftig und rückſichtslos, ihre Werke ſind im Gegenſatz zu den zierlichen Gyps- und Elfenbeinſtatuetten des frühergenannten, wie aus Stein gehauen, wie aus Eichenholz geſchnitzt. Sie ſind oft weniger kunſtvoll als lebhaft, weniger ſchön als gut, ſie ſind ein prometheiſches

Mit- und Nachschaffen, ein angestrebtes Verbessern und Umgestalten der Gattung zu Edleren, durch einen messianischen Diktator. Ein solcher Dichter ist Wilhelm Ressel für seine Kreise, die er in der Vorrede zu seinem ersten Roman: „Empor zum Licht!" Berlin, Breitkreuz 1888, nennt: „Vorzüglich bezeichne ich dieses Buch für den Arbeiter, den Landmann und Bürger." Aber auch andere Stände können sich an dem gesunden Geist des Buches erquicken und manches von Ressel — und sei es nur Mut und Wahrheitsliebe — lernen. Ressel bemerkt in seiner Vorrede, daß sein Buch „Flüchtigkeit" in der Ausführung verrät, wir merken das nur an den anachronistischen Hauch, welcher zwischen der Begeisterung für neueste Ideen und der Zeit liegt, in welcher die Handlung spielt. So verschwommen auch die Andeutung des Historischen ist, so gemahnt es uns doch hier an die Hogart'schen Perspektivscherze. Geschah's vielleicht, um die Figur des mit köstlichem Realismus gezeichneten Pfarrers von Buchenau, um einige Jahrzehnte zurückzuschieben, damit sie unglaubwürdiger erscheint? Die vielen in das Buch hineinverschlagenen Leitartikel verzeihen wir dem Autor, weil sie ideal empfunden sind. P. A.

Wogen der Sündfluth von O. v. Oberkamp (Berlin, Ißleib). Die Verfasserin dieses fast 400 Seiten umfassenden Novellenbandes hat vor einigen Jahren unter dem Pseudonym O. Berkamp eine ähnliche Sammlung „Karyathiden" veröffentlicht, die vielen Beifall fand. Wenn derselben sogar in der „Revol. d. Litt." rümliche Erwähnung geschah und man deswegen angefeindet wurde, so rechtfertigt uns glänzend dies neue Buch, insofern es sich auf gleicher Höhe hält, wie das frühere. Allerdings wäre kaum ein Fortschritt zu verzeichnen. Doch gilt hier gar nicht die beliebte Phrase: Der Autor hält, was er versprach. Olga von Oberkamp ist einfach eine Individualität und eine solche ändert und bessert sich nie. Das thut nur die molluskenhaft verschwommene Mittelmäßigkeit oder aber, wenn auch in anderem Sinne, das ganz große Talent oder Genie. — Der tiefere Qualitiker, welcher den eigentlichen Wesensbedingungen nachspürt, kümmert sich wenig um die äußerlichen Arten der Darstellungsform. Die Spiegelfechterei mit unverrückbaren „Kunstgesetzen" überläßt er banausischen Nicolaiten. Ein Solcher verlangt etwa vom Drama nichts als Bühnentechnik und wäre entsetzt, dort Geschichtsphilosophie zu entdecken; von der Lyrik, daß sie möglichst viel Stimmung und beileibe keine Gedanken (ob auch in echt lyrischer Form) enthalte; von Novellen, daß sie um Gotteswillen nur den landläufigen Erzählungsstiefel heruntertreten. Daß es höhere Kunstgesetze geben könne und daß es vor allem nur ein oberstes Gesetz in allen Künsten gebe, nämlich: bedeutend, originell und elementarkräftig zu wirken, — davon hat die kritisierende Oberflächlichkeit keine Ahnung. Und so wird man denn, einer andren Abart des Formularismus folgend, in diesen seltsamen Novellen die Abwesenheit realistischer Weltkenntnis und Naturwahrheit tadeln dürfen. Auf der andern Seite werden freilich die geschmacklosen Verschlinger des Rohstofflichen grade diese Unnatur (denn eine solche steckt hier zweifellos) als besonders „spannend" und wie der Leibibliothekjargon nun heißen mag, begrüßen. Allein, die Sache liegt hier ganz anders. Diese Phantastik in Darstellung moderner Menschen (etwa an Richard Voß erinnernd) entquillt hier dem tieferen Drange einer weltabgekehrten einsamen Frauennatur, die glücklos nach Glück sich sehnt und mit elementarer Glut eine Liebeswelt um sich her zaubert, wo noch große Leidenschaften und ungehemmte Naturtriebe

lodern. So wächst nun hier alles übers gewöhnliche Maß hinaus.

Die Männer strotzen von Muskelkraft, ja sind sie Graf und Offizier, so scheinen sie gar „göttergleich". Die Weiber wissen sich alle vor Schönheit und Sinnberauschung nicht zu lassen. Gemeinere Sterbliche, die nicht sehr edel oder sehr niederträchtig, werden in dieser Orgie von Kraftmenschen nicht einmal zugelassen. Selbst die königlich preußischen Offiziere reden manchmal in schwungvollen Bildern und gewähltestem Deutsch, als sollten sie Jamben einüben. — Aber Scherz bei Seite! So unmöglich gerade die Novelle aus dem 70er Kriege („Ein Tag ohne Abend") auch in Fabel und Ausführung, nirgends fühlt man sich in diesem Irrgarten wilder Phantastik zu wohlfeilem Spott herausgefordert. Das macht: Olga v. Oberkamp ist eine Dichterin. Keine „Schriftstellerin", sondern eine Dichterin — wir wiederholen es: Unseres Erachtens nach hätte sie im Vers die passendste Form ihrer Begabung gefunden. Es liegt ihr etwas Mystisch-Hymnologisches, was sich nicht recht dem Prosastil und der öden Novellenform anpassen will. Ihre bedeutende Darstellungsgabe und die packende Wucht ihres stürmischen Erzählernaturells würden ebenso wie ihre stimmungsvolle Naturanschauung einen homogenen Ausdruck nur in der Verserzählung oder aber in rhythmischer, dem Modernen entrückter, Prosa finden. Sie hätte das Zeug dazu, Brunhildengestalten der Vorzeit nachzuempfinden. So in der Prosa erweckt dies Rhapsodische in ihrer Vortragsweise dem nüchternen Realisten, der nach Natur und Wahrheit schmachtet, wohl ein skeptisches Lächeln. Sieghaft aber triumphirt überall für den Einsichtigen über alles geschraubte Pathos die unverkennbare dichterische Empfindung und Anschauung, um welche mancher modeberühmte Romancier oder Versdichterling diesen „Blaustrumpf" beneiden könnte. K. B.

Die neuen Novellen „Lebensbilder" von Eugen Reichel (Stuttgart, Bonz & Co.) zeigen an des Autors frühere novellistischen Leistungen „Aus dem Leben" gehalten, einen entschiedenen, ja bedeutsamen Fortschritt. Eugen Reichel hat einen glücklichen, scharfen Blick für dankbare Probleme und die unbestreitbare Begabung, selbe tiefer und plastisch zu bearbeiten. In seinem ernsten Streben nach Naturwahrheit geht er indessen manchmal zu weit: er läßt in die Sprache seiner Personen Dialektworte ihrer Landsmannschaft einströmen, um den Eindruck der Unmittelbarbeit zu erhöhen. Auf die Kenner des betreffenden Dialektes mag dies ja sehr lebhaft wirken, den andern Lesern ist die Notwendigkeit, das jeder Novelle beigefügte kleine Lexikon zu benutzen, recht unangenehm. Ferner sucht Reichel die individuelle Sprachweise seiner Helden ins Detail nachzuahmen, so im „Herrn Wendler", hier erzielt er allerdings eine große Wirkung, ob aber dies Verfahren in jedem Falle sich so bewährt, wie in der genannten Novelle, kann ich nicht entscheiden. Die beste der dargebotenen Leistungen ist eine „Praterbekanntschaft". Die Goldlichter des Wiener frischen und anmutigen Elementes blitzen auf, die Personen scheinen direkt dem Leben entnommen zu sein und der Stoff mit einer Sicherheit behandelt, die hohes Lob verdient. Drastisch in ihrer Art ist die Skizze: „Poet und Papierhändlerin", während der „Dreizehnte März" eine novellistische Schrulle ist und trotz guter Einzelheiten sich unwahrscheinlich ausnimmt. „Herr Wendler", eine Praterbekanntschaft" sind nebst „Trapp", eine Novelle in des Autors früherem Bande, ernst zu nehmende Arbeiten, die selbst einen rigorosen Leser befriedigen müssen. Die Vorrede zu den „Lebensbildern" ist mindestens eine überflüssige.

Ob der Autor sich zu den Realisten oder Idealisten rechnet, ist für den Leser gleichgiltig, er wird sich aus der Lektüre der Novellen schon selbst seine Ansichten über die Richtung des Autors bilden. Und des Autors Meinung über Realismus und Idealismus gehört in ein Fachblatt, aber nicht als lästige Einleitung zu poetischen Arbeiten. Die Manier, Vorreden zu Novellenbänden zu schreiben, reißt unter den jüngern Schriftstellern allzu sehr ein; es macht einen sehr häßlichen Eindruck, wenn der Leser eines Buches vorher eine Belehrung vom Autor annehmen muß, daß er es mit einem denkenden Künstler zu thun hat, der dies und jenes verurteilt, der von diesem und jenem Kritiker gelobt worden ist, kurz, daß er im Begriff steht Meisterstücke zu genießen, die der Leser schließlich gar nicht als solche anzuerkennen gewillt ist.

W.

„Almanaccando". Bilder aus Italien von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1888.

All' den Tausenden, die Italien bereits gesehen, und all' den Unzähligen, denen das Geschick eine Reise nach Italien noch nicht vergönnte, sei dieses reizvolle und amüsante Buch ans Herz gelegt. Ludwig Hevesi, einer der originellsten Humoristen, der Verfasser der witzsprühenden Novellen: „Auf der Schneide", „Auf der Sonnenseite", entwickelt hier seine Begabung in glänzender und erfrischender Weise. Der Titel ist ein etwas schalkhaft gewählter: in Wahrheit ist das Buch trotz seiner graziösen Tändelei ein grundgelehrtes. Der Verfasser kennt nicht nur die Litteratur über Italien in erstaunlichem Maße, er ist gleichsam mit jedem Winkel Italiens vertraut; was er schildert ist nicht die dürftige trockene Aufzählung von Daten und Namen, sondern eine künstlerisch abgerundete Leistung, auf der alle Lichter eines eigentümlichen Humors spielen. Man lese zum Beweise folgende Piecen: „Sermiana", „Das Idyll Canovas", „Lagunenfahrt", „Die Grotte von Brando", „Casa Bonaparte".

W.

„Allerlei Deutsames". Bilder und Geschichten von Hans Grasberger. Leipzig, Liebeskind, 1888.

Hans Grasberger, dessen Dialektgedichte Rosegger neben die Stielers und Stelphammers stellt, tritt diesmal mit einer eigenartigen Gabe vor das Publikum: sein neuestes Buch umfaßt gegen 20 Skizzen mannigfachsten Inhalts, die aber alle eine geistreiche und interessante Pointe haben und so miteinander in einer Art geistigen Zusammenhangs stehen. Auch besitzt das Buch nach einer andern Richtung hin Interesse, denn es wirft buntglänzende Streiflichter auf das Leben, die Weltanschauung des Autors, dadurch wird das Buch gewissermaßen eine Beichte des Autors, aber in künstlerischer Form. Von den Skizzen nenne ich als besonders gelungen: „Cosi fan tutte", „Die Greisinnen", „Schänke und Friedhof", „Unter dem blauen Mantel der Madonna", „Fides und Pati", „Der Kompromis der Geister" und „Schöpfung und Sündenfall im Schnee". Das Buch ist ebenso anregend und litterarisch wertvoll wie des Autors kürzlich erschienene Novellensammlung: „Aus der ewigen Stadt", mit welcher Hans Grasberger einen großen, wohlverdienten Erfolg erzielte.

E. W.

„Neues von Leberecht Hühnchen und anderen Sonderlingen". Der Vorstadtgeschichten 2. Band von Heinrich Seidel. (Seiner Exzellenz dem Feldmarschall Grafen von Moltke gewidmet.) Leipzig, Liebeskind, 1888.

Heinrich Seidels gemütsvolle, sinnige Poesien werden im großen Publikum noch lange nicht genug geschätzt. Sein neuestes Buch wird hoffentlich den Bann brechen und auch den früheren Schöpfungen des Autors den Weg in die brei-

ten Schichten des Leserkreises erleichtern. Leberecht Hühnchen ist eine in ihrer Genügsamkeit und Lebenslust köstliche Figur des Dichters, der diesmal neues Schönes und Gutes von ihm zu erzählen weiß. Die Perlen des Buches sind: „Lang, lang ist's her", eine zum Herzen dringende kleine Liebesgeschichte und die „Monate", ein Sylvestermärchen, das durch den poetischen Glanz der Darstellung, die feine, tiefe Idee zu den besten Leistungen der modernen Litteratur gezählt werden muß. In den Schriften Seidels ist vom betäubenden Wirrwarr der Großstadt nichts zu spüren, der linde Hauch des Waldes, der süße Duft der Blumen weht in ihnen, sie wirken wundersam beruhigend auf Gemüt und Nerven, wie ein Spaziergang durch die blühende Natur. W.

„Im alten Eisen". Eine Erzählung von Wilhelm Raabe. Berlin, Grote 1888. (Grotesche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. 26. Band.)

Diese Erzählung gehört entschieden zu den schönsten und gelungensten Schöpfungen Wilhelm Raabes. Die Fabel ist ungemein kurz und einfach: drei Leute, die ihre Jugendzeit gemeinschaftlich verbrachten und sich lange Jahre aus den Augen verloren, treffen zufällig an einem Tage in Berlin zusammen und suchen die Kinder einer soeben im größten Elend verstorbenen Jugendfreundin auf. Die Szenen im Totenkämmerlein, wo die beiden Waisen, gemieden von den Nachbarleuten, am Lager der verschiedenen Mutter Wacht halten, sind von ergreifender Einfachheit und Schlichtheit. Daß Raabe nur sehr schwach das Berliner Lokal-Kolorit aufträgt, darf man ihm nicht verdenken, denn es war durchaus nicht seine Absicht, eine sogenannte Berliner Geschichte zu schreiben. Sein merkwürdiger Stil, der oft schwerfällig und ungefügig scheint, im Grunde aber ein höchst kunstvoller ist, wird viele Leser, deren Geschmack der gewöhnliche Leihbibliothek-Roman allein befriedigt, verscheuchen. Wer sich aber die Mühe nimmt, in den Geist der Raabeschen Dichtungen einzudringen, sich an die Schreibweise des Autors zu gewöhnen, wird sich reichlich belohnt fühlen durch den herrlichen Humor, durch den wahrhaft ergreifenden Herzenston, den Raabe anschlägt. Wir können die Novelle „Im alten Eisen" mit bestem Gewissen empfehlen, sie ist für litterarische Gourmands ein auserlesener Leckerbissen. W.

Biblisch-romantische Sensations-Litteratur.

Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi von Lew. Wallace. Frei nach dem Englischen bearbeitet von B. Hammer. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Die Thatsache ist zu merkwürdig, als daß sie hier nicht eine kurze Erwähnung verdiente: Von der vorliegenden historischen Erzählung wurden in England und Amerika innerhalb sechs Jahre einmalhundertfünfundachtzigtausend Exemplare verkauft. Außerdem wurde das Buch ins Türkische, Schwedische, Französische, Italienische und nun auch ins Deutsche übersetzt. Und die Gründe für seine außerordentliche Verbreitung in den genannten Ländern und für die Übersetzung in fünf andern Sprachen? Werden sie in der ungewöhnlichen Bedeutung der Wallaceschen Erzählung gegeben? Meines Erachtens kaum. Ich meine vielmehr, daß den Hauptgrund für den Riesenerfolg des Buches die Beschaffenheit der religiösen Strömungen, die zum großen Teil jene anglo-germanischen Staaten beherrschen, erbringt. Die weiteren Gründe würden nur aus einer ausführlicheren völkerpsychologischen Untersuchung erhellen, die aber hier zu weit führte.

Wer ist Ben Hur? Ein junger, einer

Großkaufmannsfamilie Jerusalmes entstammender Jude, der vom „Schicksal“ dazu ausersehen wird, drei Jahre Galeerensklave zu spielen, dann von einem römischen Triumvir adoptiert wird um durch ein geradezu widerliches romanhaftes Zusammentreffen äußerer Glücksumstände in verhältnismäßig kurzer Zeit der reichste Unterthan seiner Majestät des römischen Kaisers zu werden. Dadurch kommt er in die Lage, die römischen Katakomben erbauen zu können, jene große Gräberstätte, „aus der das Christenthum emporstieg und das heidnische Rom stürzte“ wie es am Schlusse des Romans lakonisch heißt. So wird Ben Hur der eigentliche Baumeister des Christentums. Inwieweit oder ob überhaupt seine Person historisch ist, über diesen doch immerhin wichtigen uns wissenswerten Umstand verliert der Verfasser kein Wort. Er muß die Erwähnung dieses Mannes also für überflüssig gehalten haben. Nun das ist hinreichend charakteristisch für ihn.

Insofern nämlich, als es dem tiefer und schärfer Schauenden unwillkürlich verrät, so geringfügig es auch äußerlich erscheinen mag, daß Ben Hur für Wallace eigentlich nur Nebenperson war, daß diese Gestalt nur erfunden und mit einer bunten Fülle äußerer Schicksale behangen werden mußte, damit der gelehrte Verfasser Gelegenheit erhielte, seine kulturhistorischen und archäologischen Hauptneigungen tiefen und breiten Ausdruck geben zu können. In der Schilderung einer römischen Seeschlacht, eines Wagenrennens, der arabischen Pferdezucht ist Wallace Meister. Diese Ereignisse geben der Erzählung ihr Kolorit, bestimmen ihren litterarischen Charakter. Überall stehen sie im Vordergrunde. Und sie bedingen es ganz naturnotwendig, daß das Ausbauen und Vertiefen des Seelenlebens der einzelnen, auftretenden Persönlichkeiten in geradezu unglaublicher Weise vernachlässigt wird. Und doch konnte allein die Betonung und Berücksichtigung dieses inneren Moments der Erzählung dichterischen Wert und künstlerische Schaffensberechtigung verleihen. Sie bleibt ein gutes, anregendes, in vielen Punkten interessantes, kulturhistorisches Bilderbuch, aus dem ein wißbegieriges, durch Dahn, Ebers, Eckstein und Konsorten erzogenes deutsches Publikum natürlich mancherlei lernen kann. An Stelle jener aus ästhetischen und ethischen Gründen unbedingt erforderlichen psychologischen Vertiefung setzt Wallace sehr einfach ein unmittelbares Anlehnen an die Bibel, an die Berichte der Evangelisten. Eine historische Kritik dieser Berichte giebt es für den amerikanischen Gelehrten nicht. Die großen Dichter des neuen Testaments sind für Wallace — geschichtliche Autoritäten. Sie, die angeblichen Synoptiker, entscheiden das Schicksal seines Helden, Ben Hur. Ja! Wenn dieses nach berühmten Mustern vorgenommene Einfügen eines Dramas in das Drama lediglich um das jüngere durch das ältere überhaupt erst zu ermöglichen, nicht ein ästhetischer Nonsens ohne Gleichen ist, dann weiß ich wahrhaftig nicht, was ästhetisch „erlaubt“ oder unerlaubt bleibt.

Ben Hur ist ein Jude, im seelischen Besitze der echtesten jüdischen Stammeselementen. Er wird römisch erzogen. Später begegnet er dem Messias. Diese Anlage ist sehr vielversprechend, sie deutet auf einen ergreifenden Konflikt hin, der im Grunde ein ernster, schwerer Doppelkonflikt. Der Heide in Ben Hur muß zunächst auf die römischen Einflüsse, sodann auf die über die engen Schranken des Judentums hinausgehenden, gesamtmenschheitlichen Anschauungen Christi reagieren. Dazu ist es allerdings notwendig, daß die ganze Persönlichkeit Ben Hurs mobil gemacht wird, das von dem tragischen Zwiespalte die Urwurzeln seines physischen Lebens gepackt und er-

schüttert werden. Aber was thut der praktische Jüngling? Er findet sich mit dem römischen Einflusse durch die Besiegung seines Jugendfreundes Messala im Wagenrennen ab — und zu dem Messias bekennt er sich, indem er ohne das geringste innere Schwanken und Zweifel, wie es einem echten Heiden geziemt hätte, an dessen Wunderthaten glaubt. So hat ihn denn Wallace sehr leicht und bequem dahin befördert, wohin er ihn haben mußte, damit er die ihm zugedachte Mission — in dem Erbauen der Katakomben nämlich ein Mittel zur Verwendung seines unermeßlichen Vermögens zu besitzen — erfüllen könnte. Das ist alles. Das ist vom dichterischen Standpunkte aber zugleich auch Nichts. Entweder hat sich Wallace um die Durchführung des seelischen Konflikts gedrückt — nur dieses Eine wäre allein not gewesen! — oder er ist ihrer nicht fähig gewesen. Ich glaube, dieses Letztere möchte der Fall sein. Wallace ist ein viel zu fleißiger, auf archäologische und kulturhistorische Einzelneigungen gestimmter Gelehrter, als daß er als Künstler mehr denn ein Wouldbee-Künstler, d. h. ein ehrenwerter Dilettant sein sollte. Natürlich wird trotz alledem sein Buch, das mit der pathetischen Nacherzählung des Besuches der drei Weisen aus dem Morgenlande bei dem in der Krippe geborenen Jesuskindlein anhebt, viele Käufer finden. Ist doch sein Verfasser ein ebenso „gelehrtes Haus“ wie ein glaubenstreuer und „bibelfester“ Mensch. —

Hermann Conradi.

Amselrufe. Neue Strophen von Karl Henkell. (Zürich, Schabelitz.)

Die früheren „Strophen“ dieses jüngsten deutschen Lyrikers wurden in der „Gesellschaft“ von einem Herrn Max Halbe besprochen: „Ein neuer Beitrag zur Krankheitsgeschichte des jüngsten Deutschland!“ Es wundert uns nicht, daß unser junger Sänger aus dieser ziemlich boshaften Rezension sich eine Lob-Rosine herausschlackerte, um dieselbe dem löbl. Leser unter vielen andern Reklamen-Proben darzubieten, wobei er z. B. betreffs einer Anzeige seiner Gedichte im „Magazin“ eine ähnliche Taktik befolgt, ebenso bei einem Zitat über sich aus der „Revolution der Litt.“ Selbst die allererste Empfehlungs-Entdeckung des hübschen Henkellschen Talents (sie stammte natürlich aus Bleibtreus Feder im „Schalk“) vermissen wir hier nicht. Kurz, mit seltener Beharrlichkeit hat unser idealer Weihejüngling alle denkbaren Reklamen zusammengescharrt, ewig treu der Freiheit und dem Selbstgefühl, wie er nun einmal ist.

Diese neuen „Strophen“ zeigen ihren Urheber von der alten bekannten Seite. Neben Erfreulichem findet sich Sudelei, Nichtiges neben Großgedachtem.

„Schicksalschaudernd wir schritten,
Am Irrenhause vorbei“

bekennt der junge Dichter bereits auf S. 53 in einem dreistrophigen Liedchen, welches „Fräulein Anna B. gewidmet“. So etwas ist bitter. Und doch wäre es uns lieber, wenn das irre Wüten eines genialischen Sturmdranges dithyrambisch lallte, als daß wir hier mit dem allerplattesten Liebes- und Lenzverseln vorlieb nehmen müssen. Die pomphafte Wichtigkeit, mit welcher selbstbeschaulicher Größenwahn jedes winzige Erlebnis eines harmlos beschränkten Lebens zu einem Gedichte aufbläht, schlägt nicht selten in albernes Knabengethue um. Und dicht daneben wieder ergreifende Klänge eines männlichen Schmerzes über Lüge und Niedertracht. Neben gehaltlosen Phrasen und läppischem Herwegh-Bimbam ein so meisterlich geschlossenes Stimmungsbild wie „Friedhof“ (Bestattung eines Sozialistenführers, wobei die Polizei einhaut). — Es widersteht uns, ausführlich an Zitaten klarzulegen, wie hier echtes und schlechtes, Wahrheit und Phrase in der Retorte

eines koketten Form-Raffinements zusammengebraut werden. Sobald dies sehr wackere Lyriktalent einsehen lernt, warum uns sowohl seine Düsternis als seine Olympier-Heiterkeit nur ein sympathisches Lächeln abnötigt, wird auch die Heilung nicht ferne sein.

Ein kleinerer Verskünstler, aber ein doch höherstrebender Geist (wir wollen es zugestehn) ist der ungenannte Verfasser von „Sturm!“ (Zürich, Schabelitz), mit dessen blutrünstigen Tendenzen wir uns noch weniger befreunden können. Die Lieder sind auf grund des Sozialistengesetzes verboten. Dies würde uns wenig anfechten. Aber was zu arg, ist zu arg. Der Verfasser entblödet sich nicht, die Hinrichtung der Anarchisten in Chicago als einen „Mord“ an der Menschheit zu bejammern und den „Mördern“ ewige Rache zu schwören, — als ob es sich nicht um Anarchisten d. h. Feinde aller rechtlichen Ordnung, sondern um Freiheitsmärtyrer handle. Da kann man sich dann kaum wundern, wenn nachher mit scheußlicher Freude die Zerstörung geschildert wird, welche unser schwärmerischer Blutprophet herannahen sieht. Zugleich ein Pröbchen davon, wie gewisse Kreise sich die soziale Revolution denken, vor der uns Gott und Kanone in Gnaden behüten mögen. Übrigens gewinnt man aus diesen schattenhaften Visionen nirgends ein klares Bild. Am besten gelang noch das Vorwort „Arma parata fero“.

Derselbe anonyme Verfasser (denn es ist offenbar derselbe) schenkt uns noch ein episches Tagebuch in Jamben „Helene“ (Zürich, Schabelitz), worin sich eine wahnsinnige hoffnungslose Leidenschaft für ein befleckes Weib entrollt. Selten haben wir etwas traurigeres gelesen, als diese Ausbrüche eines schwerlich- affektierten Schmerzes. Daß dies alles selbsterlebt, merkt man wohl. Auch verschmähen wir müßigen Spott über die zweifellos lächerliche Seite einer solchen unglücklichen Liebe, welcher bekanntlich die zartesten und reinsten Gemüter am ehesten verfallen. Allein, auch hier giebt es ein Grenzmal, wo das Mitleid aufhört und das Kopfschütteln anfängt. Wer seinen Schmerz gar nicht zu überwinden weiß, bleibt eben ein Schwächling. In einem großen jüngst erschienenen Roman wird geschildert, wie eine solche Natur zugrunde geht, weil sie sich gegen die Rohheit des Lebens nicht zu behaupten vermag, aber es wird zugleich das heilende Gegengift geboten. Bedenke der ungenannte Verfasser: Nicht wer untergeht ist ein Held, sondern wer überwindet.

Ebers' „Elisen“ und Merians „Von Elisen bis Zwölfen“. Der geistreiche Parodist scheint dem dichtenden Ägyptologen wie ein Schatten zu folgen. Aber während der Dichtergelehrte immer winziger und winziger zusammenschrumpft, reckt und streckt sich der Schatten immer mehr und mehr und nimmt schließlich gigantische Dimensionen an.

Der Professor schrieb antiquarische Romane — der Parodist schrieb auch einen*) und verwandte darin dieselben Marionetten und dieselben Drähte, mit denen der Professor sein Publikum — sollen wir sagen: belustigt oder gelangweilt? — hatte.

Nun versucht sich der Professor in Reimen**) — flugs besteigt auch Merian den Pegasus***) und tummelt ihn so sicher und kunstgerecht, als wäre er zeitlebens Zirkusreiter gewesen. Ob sich freilich der Wüstentraumdichter über die Begleitung seines gewandteren Kollegen freuen mag, ist zum mindesten zweifel-

*) Der Nilbräutigam. Ein altägyptischer Kolportage-Roman von Hans Merian. Verlag von Reinhold Werther, Leipzig.

**) Elisen. Ein Wüstentraum von Georg Ebers Deutsche Verlagsanstalt.

***) Von Elisen bis Zwölfen. Ein wüster Traum, nicht von Georg Ebers, sondern von Hans Merian. Leipzig, Reinhold Werther.

haft. Das Nebeneinander führt leicht zu Vergleichen, die für den dichtenden Gelehrten wenig schmeichelhaft ausfallen dürften. Ja, sagen wir es gleich offen: Ebers' „Elisên" ist ein trauriges Gemisch von künstlerischer Impotenz, Stil- und Geschmacklosigkeit, falscher Zimperlichkeit und unfreiwilliger Komik. Noch nie, selbst nicht in den seichtesten Romanen der Marlitt hat die höhere Töchterschule so hochmütig ihr Gouvernantenszepter über die deutsche Litteratur geschwungen, wie in diesem „Wüstentraum", wo die Jugend so fahl und schal, so kraft- und saftlos, so langweilig vernünftig und so widernatürlich anständig sich aufführt, daß nur noch die ausdrückliche Betonung all dieser sogenannten Anständigkeit die Lüsternheit der Darstellung bis zur Unsittlichkeit steigert. Der an sich durch und durch moderne Stoff hat durch die antiken Kostümmätzchen nichts gewonnen, die Erzählung ist mit einer fast rührenden Vermeidung jeder psychologischen Vertiefung wie ein Münchner Bilderbogen hingeklext, und die scheinbar schön klingenden Stanzen sind so mit prunkendem lateinischen, griechischen, ägyptischen und arabischen Fremdwörtern durchsetzt, daß man nicht weiß, was dem guten Geschmack mehr anwidert — dieses Zurschautragen der Gelehrsamkeit in Reimen oder die anderwärts hervortretende Reimnot, welche die Muttersprache und deren grammatische Formen zu Gunsten des Gleichklangs verstümmelt!

Das Alles durchschaute Hans Merian mit klarem Blick, als er seinen „wüsten Traum" zu dichten begann. Die Kleinlichkeit des Problems schreckten ihn ab. Was war ihm Ebers und seine neueste Dichtung? Eins von den vielen Zeichen unserer altersschwachen, sogenannten idealistischen Litteratur? Was verlohnt es sich da, zu parodieren? Zeigen wir lieber, daß wir es besser machen können!

Was läßt sich nicht alles träumen! Nicht in die Wüste brauchen wir zu fliehen — vom Schreibtisch weg, wo er über der Lektüre von „Elisên" eingenickt, entführt den Dichter der Traum nach Auerbachs Keller: die Bilder verschwimmen, lösen sich gespenstisch ab, alte Jugenderinnerungen haschen sich mit fratzenhaften Gebilden der weinerhitzten Phantasie, Philister schwatzen allerlei Unsinn über Litteratur, über Zola und den Realismus, Mephist selbst parodiert Ebers durch den Vortrag des „Herrgottsschnitzers von Phyle", das jüngste Deutschland wimmert aus dem brodelnden Hexenkessel hervor, und endlich erscheint sie, die Langersehnte, die über zwei Jahrtausende geknechtete keusche Sinnlichkeit, die Schönheit — der Dichter stürzt ihr in die Arme und — erwacht.

Wir halten diese durchweg selbständige, weit über den Rahmen der Parodie hinausgreifende Dichtung für das künstlerisch vollendetste Werk Merians. Der Realismus, mit der die einzelnen Traumbilder gezeichnet sind, ist entzückend, die Traumesstimmung aber selbst ist mit bewundernswerter Kunst über das Ganze ergossen: der Kellner, der ungerufen kommt und, ohne ein Wort zu sagen, die volle Flasche auf den Tisch setzt, daß plötzliche Auftauchen des geheimnisvollen Gastes, des verstorbenen Freundes, dessen Maske sich Mephist geborgt hat, eine ganze Reihe solcher feinerdachter Züge in den ruhigsten Szenen — all das nötigt den Leser ganz allmählich mit unwiderstehlicher Gewalt in jene Dämmerstimmung hinein, in welcher sich dann der tolle Hexensabbat der folgenden Auftritte abspielt! Und doch, trotz allem Wirrwar, trotz aller Flucht der sich jagenden Bilder, ist es Merian gelungen, die strengste Einheit der Idee festzuhalten. Alles drängt und hastet scheinbar regellos durcheinander, und doch strebt der ganze tolle Maskenzug

einem festbestimmten Ziele zu, und das Schlußbild beleuchtet mit überraschender Klarheit die scheinbaren Irrgänge dieses phantastischen Traumlebens. Merian hat es gezeigt, daß auch der Traum ebensowenig, wie altägyptische Bärte und Kostüme, ein bloß äußerlicher Aufputz einer Dichtung sein darf. Ebers' Machwerk ist eine langweilige Erzählung, die, man weiß nicht warum, in die Form eines Traumes hineingezwängt ist; Merians Dichtung ist ein wirklicher Traum mit all den verschwimmenden Linien, den hastenden Bildern, den schweigsamen Seltsamkeiten und grotesken Unmöglichkeiten, die dem Traumleben eigen sind.

Auch die Form der Dichtung ist eine überaus glückliche. Leiden die „Urahnen" stellenweise an einer gewissen Breite der prosaischen Darstellung, so ist hier der Ausdruck überall knapp und bei aller Kürze von überraschender Plastik. Die Stanzen sind wohlklingend und im Reime durchweg ungezwungen, der altdeutsche Reimvers, der später eintritt, mit seinen vier bis fünf Hebungen, mit feinem musikalischen Ohr behandelt, und der ulkige Schartenmeierton der eigentlichen Parodie ermangelt nicht jener derben Komik, ohne die er ungenießbar würde.

Der Grundsatz des Merianschen Humors aber, jene unvermittelte Mischung des tiefsten Ernstes und der ausgelassensten Laune, thut gerade hier die großartigsten Wirkungen: Kontraste, wie das Philistergespräch und der soziale Wutschrei des Dichters, und eine Szenenfolge, wie das zappelnde Gewimmer der pessimistischen Lyriker im Hexenkessel und die ruhige Erscheinung des herrlichen Weibes am Schlusse des Ganzen — das sind Zusammenstellungen, die nur ein Dichter im Bewußtsein seiner alle Seiten des Gemütslebens beherrschenden Kraft wagen kann. Edgar Steiger.

Drama.

Wer noch nicht in der Lage war, sich zu überzeugen, bis zu welchem Grade menschliche Berühmtheit wachsen kann, der komme nach Deutschland und sehe sich unsere Theaterdirektoren an: die alten Schildbürger waren Muster in der Verwaltung und Leitung ihrer Angelegenheiten gegen diese Herren. Anstatt dem einfachen und natürlichen Gebot zu folgen, welches beim Theater in erster Linie gilt und noch jeden guten Bühnenleiter zum Siege geführt hat: sich auf die zeitgenössische Produktion zu stützen und Hand in Hand mit derselben eine Verbesserung des Theaters in Deutschland Stufe um Stufe zu erreichen, laufen sie als liebedienende Affen dem Auslande nach, bringen den wertlosesten Schund aller fremden Bühnen auf die unseren, französische, spanische, englische Schmarren, die unserem Volksgeschmack geradezu widerstreben, oder erschöpfen sich in den fernsten und zwecklosesten Experimenten, in Ausgrabungen längst verrosteter und verschimmelter Produkte, die zufolge ihrer absoluten Bühnenunfähigkeit auch nicht einen Menschen mehr interessieren können. Der eine richtet Grabbesche Hohenstaufendramen für die Bühne ein, der andere Thycho de Berlinas „Don Juan", der dritte Byrons „Marino Faliero", Stücke, die entweder überhaupt nicht für die Bühne, oder nicht mehr auf die unsere passen. Natürlich ist der Liebe Mühe umsonst, nicht eines dieser von vornherein völlig verfehlten Experimente hat auch nur den mindesten Erfolg. Und nicht einer kommt auf den allein vernünftigen und so naheliegenden Gedanken, es doch einmal mit den Schöpfungen der wirklichen Dichter unter den zeitgenössischen Landsleuten zu versuchen. Einer der schlimmsten Verschwender von Zeit und Kraft nach solcher gänzlich verfehlten Richtung hin ist Herr Emil Claar, der Intendant des Frankfurter Stadttheaters, dessen gänz-

licher Mangel an praktiſchen Intentionen nur noch von ſeinem Dünkel übertroffen wird. Es charakteriſiert dieſen Mann, daß er kürzlich die barrocke Idee zur Ausführung brachte, Heines „Ratcliff“ auf die Bühne zu bringen. Heine als Dramatiker, der Dichter der ſubjektiven Stimmung, in dem alles perſönliche Empfindung iſt, der auch nicht die kleinſte dichteriſche Geſtalt geſchaffen! Heines „Ratcliff“, dieſes verſchwommene, nebelhafte Zerrſtück der an ſich ſelbſt verzweifelnden Romantik! In der That, müßte man nicht Leute, die zu ſolch' thörichten Experimenten greifen in einer Zeit, da die kräftige und originelle Dramatik im Vaterlande mit Macht ihre Schwingen regt, da bühnenfähige Stücke vergebens der Aufführung harren, wie Fitgers „Von Gottes Gnaden“, Bulthaupts „Neue Welt“, Bleibtreus „Schickſal“, Harts „Sumpf“, Albertis „Brot!“ — müßte man ſolche Leute nicht unter eine Art dramaturgiſcher Kuratel ſtellen, ſtatt ihnen die Leitung großer Bühnen anzuvertrauen? Doch halt — Herr Claar iſt nicht ſo ſchlimm, wie ich ihn nehme — ganz verſchließt er ſich der modernen deutſchen Produktion nicht. Nein, er führt ſogar von Zeit zu Zeit die Arbeiten moderner Schriftſteller auf, wenn dieſe das Glück, Söhne von Frankfurter Millionären, oder mit ſolchen in auf- oder abſteigender Linie verwandt oder verſchwägert, oder befreundet zu ſein. In dieſem Falle läßt er ſich allerdings vielleicht erweichen, den genialen, kraftſtrotzenden Schöpfungen eines — Ludwig Fulda den Paſſierſchein auszuſtellen. Ja, ja, auch in der Litteratur iſt es von Wert, vorſichtig geweſen zu ſein in der Wahl ſeiner Eltern: die Verſe, die ein Millionär macht, die Witze, die ein ſolcher empfiehlt, können ſtets darauf rechnen, von einigen Dutzend Menſchen für großartig erklärt zu werden, und wenn dieſe vorſichtigen Leute Stücke ſchreiben, ſo finden ſie vielleicht ſogar ihren Weg auf die Bühne des Frankfurter Stadttheaters. —

Wie aus Hamburg mitgeteilt wird, iſt „Tosca“, die jüngſte Schauerkomödie des Pariſer Faiſeurs Sardou, am dortigen Stadttheater glänzend durchgefallen. Man wird ſich dieſes kräftigen und geſunden Richterſpruches des Publikums der Hanſaſtadt nur erfreuen können, es hat durch denſelben wieder einmal ſeinen alten Ruf gerettet, in Theaterdingen zu den kunſtverſtändigſten Gerichtshöfen Deutſchlands zu zählen. Iſt Sardou ſchon widerlich, wenn er ſentimental wird und ſeine ſozialen Halbweltſtoffe mit dem Aufgebot aller erquälten Unnatur breit tritt, ſo wird er geradezu fratzenhaft, wenn er den tragiſchen Cothurn zu beſteigen verſucht. Am meiſten wird man dieſen geſunden Urteilsſpruch Herrn Pollini gönnen, dem Direktor der Hamburger Stadttheater, denn dieſer Leiter eines Kunſtinſtituts gehört in erſter Linie zu jenen deutſchen Theaterdirektoren, welche ſich nur inkonſequent zu den Affen des Auslandes erniedrigen, indem ſie auch dem elendeſten Schmarren fremder Herkunft mit den größten Opfern Thür und Thor öffnen, aber auch den beſten und unterſtützungsweiteſten Erzeugniſſen der modernen deutſchen Kunſt — und wie viele ſolcher giebt es! — nicht die leiſeſte Spur von Teilnahme entgegen bringen. Hoffentlich iſt dieſer Durchfall ein heilſamer Schreckſchuß für Herrn Pollini und die vielen Geſinnungsgenoſſen, die er beſitzt, hoffentlich fangen die Leiter dieſer „Kunſtinſtitute“ endlich einmal an etwas zu lernen, zum mindeſten das eine: daß ſie die Direktoren deutſcher Theater ſind. C. A.

Die Anregungen, welche ſo vielfach von gewiſſer Seite ausgingen, betreffs der Forderung eines neuen realiſtiſchen Drama-Stils, ſcheinen nicht fruchtlos geblieben. Vor uns liegen vier dramatiſche Arbeiten, welche ſämtlich bedeut-

same historische Stoffe in realistischer Prosabehandlung bewältigen. In dieser einen Beziehung, also der gleichen Kategorie angehörig, bieten sie auch sonst manche gedankliche Vergleichspunkte und bilden überhaupt vereinigt ein hocherfreuliches bedeutsames Zeichen dafür, daß die gesundeste Strömung des wahren Realismus sich Bahn bricht. — Bei Beurteilung dramatischer Werke (dichterisch und technisch, ja eine weit schwerere Aufgabe, als logische und epische Erzeugnisse) legen wir stets dreierlei Maßstäbe an. 1. den untersten, den bühnentechnisch-theatralischen. 2. den dramatischen (Idee und Komposition im Großen). 3. den rein dichterischen (Charakteristik u. s. w.).

Das erste uns vorliegende Stück „Der Wiener Congreß von F. Röber (Leipzig, Bädeker) steht in Hinsicht der Charakteristik wohl am höchsten. Wollte auch die Gestalt Talleyrands nicht recht gelingen und verirrt sich der Verfasser in Zeichnung des englischen Gesandten gar ins Schülerhafte, so sind dafür Gentz und der Fürst de Ligne vortrefflich herausgearbeitet. Die „idealen" Helden und Heldinnen (Erwin, Constanze, Friederike u. s. w.) sprechen hingegen den üblichen Phrasenjargon solcher Schablonenpuppen, der bei anderen Dramatikern durch den Jambusschwulst der „schönen Sprache" verdeckt wird. — Das Stück ist im übrigen solide aufgebaut und könnte die Bühnenprobe jeden Augenblick bestehn. Von fortreißender theatralischer oder gar dramatischer Wirkung in den Situationen spürt man freilich selten etwas. Dafür muß denn das originelle Motiv und die lobenswerte Tendenz (Gegenüberstellung des ewig dupierten Preußen und die Judaspolitik des Wiener Congresses) entschädigen. — Das letztere muß auch bei dem Erstlingswerk eines jungen Dichters in die Wagschale fallen, der mit schöner Kühnheit sich an einen eigenartigen Stoff heranwagte: „Christian Schubart, Drama in 5 Akten von Paul Herrmann. (Leipzig, Friedrich.) Es zeigt sich hier entschiedenes Talent; besonders spricht die Kombinationsgabe an, mit welcher am Schluß Schillers „Räuber" und die Erklärung der Württemberger Stände gegen den Tyrannenherzog heran gezogen werden, um das sonst verfandende Schubart-Motiv flott zu machen. Die jugendliche Wärme, mit welcher das traurige Los jenes genialen Vorposten der litterarischen Revolution hier mitempfunden wird, erfreut. Auch eine zweifellose Begabung für dramatische Gestaltung läßt sich nicht verkennen. Freilich fehlt noch der Blick für das eigentliche Wesen der Handlung, welche im großen Ganzen nicht über Monologe und Gespräche hinauskommt. Hier findet sich übrigens manches dichterisch Empfundene, so Schubarts Monolog vor seiner Shakespeare-Büste. Sogar Anlage zu tieferer Charakter-Erfassung macht sich geltend, wenigstens bei der Hauptfigur selbst in ihrem Hin- und Herschwanken zwischen Größenwahn und Ohnmacht. Es war uns vergönnt, diese Erstlingsarbeit im Manuskript zu lesen und zu empfehlen. Wir dürfen wohl sagen, daß wir es nicht bereuen und die Entwickelung dieses Talents aufmerksam verfolgen werden. Die Naivetät in der Motivierung fällt einem weniger auf, wenn man vorher in Röber's Drama die wirklich nicht mehr erträgliche Plumpheit der Kleiderverwechslung beim Duell (wodurch alle Geheimnisse der Diplomatie verraten werden!) genossen hat. — Völlig verschieden wirkt „Weh den Besiegten!" Drama in 3 Akten von Richard Voß. (Reclamsche Universalbibliothek.) Dies ist nun ein sogenannter Bühnenherrscher à la Wildenbruch. Aber weder die Originalität noch der warme Ideengehalt fesselt uns hier. Aus Gründen, die wir sehr wohl würdigen, kitzelte es Voß, auch

mal Napoleon auf die Bühne zu bringen. Was für ein krankhaftes Zerrbild das geben würde, konnte man voraussehen. Dieser Napoleon redet in den abgedroschensten Tiraden so un-napoleonisch, wie nur irgend denkbar. Ja, wenn es genügte, den Mund vollzunehmen, dann könnte sich jeder einen „Napoleon" leisten. Das Motiv (Napoleon als sentimentaler Tyrannenvater eines illegitimen Sohnes, der natürlich Royalist ist und seinen Vater-incognito umbringen will, wie das so Brauch aller incognito-Söhne auf der Schauerbühne zu sein pflegt) widert an, wie eine Parodie auf „das große gewaltige Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt". Und darum die hundert Tage heraufbeschwören! — Alle Figuren reden das übliche falsche Pathos. Allerdings entspricht demselben auch eine sonore Theatralik. Denn daß der Dreiakter mit sicherer Hand aufgebaut, wird kein Einsichtiger läugnen können, abschon die eigentliche Handlung so dürr und mager. Wer weiß daher, ob nicht gerade dies traurigste und schwächlichste aller Napoleon-Dramen (nur der 2. Akt taugt wenigstens dramatisch etwas) am ehesten den Weg zum Herzen der Bühnenmätzchen-Leiter findet! Bei uns ist alles möglich. — Viel bedeutender in jeder Beziehung stellt sich die erste dramatische Arbeit dar, mit welcher einer unserer jüngeren Schriftsteller sich eingeführt: „Brot!" von Conrad Alberti. (Leipzig, W. Friedrich.) Dieses Drama gründet sich auf einen der gewaltigsten geschichtlichen Konflikte, den Kampf Münzers gegen Luther, die Revolution gegen die Reformation. Es haben sich schon mehrere am Bauernkrieg versucht. Keinem aber, will uns bedünken, gelang hierbei der große Wurf so glücklich wie Conrad Alberti. Der Aufbau ist sachgemäß und geschlossen, die Exposition vortrefflich. Freilich bildet der 1. Akt zugleich den künstlerischen Höhepunkt des Ganzen, ein Übelstand, an dem auch andere hochberühmte Dramatiker kranken. Doch wird dies hier wohl durch die geschichtlich vorgeschriebene Handlung erklärt, welche ein sich steigerndes Fortrollen der Vorgänge verbietet. Um dem fleischlosen Gerippe der historischen Münzer-Fabel geneigtes Blut zuzuführen, wandelt Alberti den düstern Schwärmer in einen sinnlich-eiteln Lassalle um, der einer „Schürze" wegen erliegt. Allein, halten wir einmal dies Beispiel fest, so stoßen wir auf bedenkliche psychologische Widersprüche der Albertischen Auffassung. Lassalle wurde nämlich wohl im Duell wegen einer adligen Hetäre erschossen. Dies geschah aber nicht während des Kampfes und Wirkens für die erkorene Sache, sondern umgekehrt, während und weil Lassalle in der Erotik Entschädigung dafür suchte, daß seiner Kraft ein genügender Spielraum verwehrt blieb. Ferner: die bewußte schöne Schlange stand geistig tief unter ihm. Hingegen hat die andre Frau, die in sein Leben bestimmend eingriff, die allzu viel gescholtene hochbedeutende Aristokratin eine im Grunde edlere Natur als Lassalle selber, die mit aufopfernder Treue an ihm hing, auf ihn eher einen stärkenden Einfluß ausgeübt. Durch den Kampf für sie wurde Lasalles Genialität erst entfesselt und sie selbst ist es, die ihm zum Festhalten an seinen Idealen als treuer Kamerad ermutigte. — Wir betonen diese Dinge aus ziemlich genauer persönlicher Kenntnis der Verhältnisse. Da sich also Alberti in der Vorrede ausdrücklich auf Lassalle beruft, so möchten wir dessen Andenken in gewisser Hinsicht verteidigen. Ein solcher Schwächling, wie Albertis Münzer, der im Augenblick der Entscheidung sein Heer verläßt, um zu seiner Buhle zu rennen, der im 3. Akt sogar eine Romeo-Balkonszene sich leistet, während die eisernen Würfel

auf Tod und Leben rollen, war weder Lassalle noch je ein andrer genialer Mensch. Aus Ekel und Müdigkeit seine scheinbar umsonst vergeudete Kraft zum Schluß wegen einer Liebesfarce verpuffen, das ist ganz was anderes. — Und Albertis Gräfin Gerlind, die den Demokratenführer nur als künftigen Kaiser von Deutschland liebt, was ist sie? Weder Helene v. Dönniges noch Gräfin Hatzfeld, ein Gemisch von Beidem und eben darum ein Schemen. — Wenn wir aber diesem Bedenken auch Raum gönnen, so geschieht es nur deshalb, weil wir es hier mit einer wirklich ungewöhnlichen Leistung zu thun haben. Theatralisch zeigt sich Alberti recht gewandt und verleugnet nicht das Geschick eines früheren Schauspielers, welcher die Bühnen-Maßstäbe an der Quelle kennen lernte. Aber auch dramatisch im höheren Sinne wird man diesen Versuch wohl nennen dürfen, obschon Münzer mehr durch ein äußerliches Nebenmotiv, als durch die innere Unhaltbarkeit seines Unterfangens hier zu Grunde geht. Die Charakteristik steht auch nicht auf schwachen Füßen, sondern ist kräftig angelegt, kommt nur selten über ein Wildenbruchsches Zuhauen im Groben hinaus und entbehrt ein wenig des individuellen Gepräges. Die Sprache erhebt sich oft zu markiger Derbheit, versinkt aber auch mehrfach in bombastische Rhetorik. Doch sei immer dabei festgehalten, daß solches eigentlich keinen bestimmten Tadel, sondern mehr eine Betonung der Talent-Grenzen Albertis bedeuten soll. Denn das Stück, wie es da vorliegt, erscheint uns immerhin als eine hervoragende Leistung, die sich mit Wildenbruchschen oder Fitgerschen Dramen wahrlich messen darf. Was hier fehlt, kann nie erlernt werden: der undefinierbare Duft der „Stimmung", der echten dichterischen Anschaulichkeit, die durch geschwollene Krafthuberei nimmer ersetzt wird. Aber es ist ja mit dem „Dramatischen" ein eigen Ding. Das Dichterische stört da häufig nur. Wie hoch stehn Goethes „Götz" und „Egmont" über allem, was Schiller und Kleist geschrieben, an Feinheit der Gestaltenbildung und poetischem Zauber! Vom dramatischen Standpunkte aus muß man hingegen diese Skizzen gänzlich verfehlt nennen. Trotzdem bleibt Goethe damit der größere Dichter. — Alberti, der vielleicht klarer über sich denkt, wie seine Feinde annehmen vergleicht sich charakteristischerweise mit Freytag, Gutzkow und Laube oder preist diese wenigstens als seine Vorbilder oder Vorläufer. So nennt er in seiner witzigen und kalten Vorrede zu „Brot" die Tendenzdramen „Uriel Akosta" und „Die Karlsschüler" als diejenigen Stücke, die ihm als Muster dienen. Wir können ihm dazu kaum gratulieren und gestehen ehrlich, daß wir „Brot" für theatralisch wuchtiger und dramatisch richtiger halten (sogar für dichterischer, falls wir eine gewisse unruhige Wärme in Albertis Drama ihm gutschreiben), als jene frostig rhetorischen Rhetorik-Künsteleien. Im übrigen wird uns in diesem hochbegabten Kopf, dem wir eine glänzende litterarische Carriere prophezeien, vermutlich ein neuer, aber bedeutenderer Laube beschieden sein. Daß auch einige Züge von Gutzkow mitunterlaufen, wäre ja möglich. Jedenfalls muß die scharf profilierte Selständigkeit dieses kritischen Dialektikers (denn das bleibt er als Novellist und Dramatiker) jeden Unbefangenen höchlich für ihn einnehmen.

Zum Schlusse seien noch zwei Bühnen-Manuskripte (F. Blochs Theateragentur) lobend erwähnt: „Ein Seemannskind" von Carl Biesendahl (Genrebild in 1 Akt) und „Lichtenstein" von demselben (Drama in 5 Akten). Zumal letztere Bearbeitung des Hauffschen Romans zeugt von besonderem szenischen Geschick.

K. B.

Schickſal, Drama von Karl Bleibtreu (Leipzig, W. Friedrich.)

Schon als dieſe großartige Charaktertragödie in ihrer erſten Form (als Manuſkript gedruckt) erſchien, nötigte ſie ſelbſt den Gegnern des Dichters Anerkennung ab, nur der Schluß wurde beanſtandet. Jetzt aber wurde durch eine geniale Amputation und Neugeſtaltung des zweiten Teils das Napoleon-Problem, an dem ſo viele geſcheitert, zum erſten Mal in ſeiner ganzen Breite und Fülle von der Wurzel an erfaßt und dargeſtellt. Das Stück beginnt 1796 und endet 1815 (alſo das ganze Leben des Jahrhundertmannes umſpannend) — und das alles in völlig bühnengerechter Form, in ſtraff geſchloſſener Kompoſition! Da zugleich die Schwächen und Längen, welche früher einigen Stellen des erſten Teils anhafteten, ſorgfältig ausgemerzt wurden, ſo vereinen ſich jetzt die ſtürmiſch fortreißende Handlung, die gewaltige ideelle Konzeption und vor allem die Fülle meiſterhafter Charakteriſtik zu einem harmoniſchen Bilde. Nirgens rhetoriſche Phraſenübertünchung, überall die Sprache des wirklichen Lebens, charakteriſtiſch nach jeder Einzelfigur abgetönt. Napoleon, Joſefine, Talleyrand, die Mutter Napoleons, Duroc, Barras, Carnot, Murat, Junot und alle die andern Typen ſind mit gleicher unwiderſtehlicher Schöpferkraft dargeſtellt, ſo daß man ſie leibhaft zu ſehen und zu hören glaubt. Im vierten Akt (Siegesfeſt von Wagram und Eheſcheidung Joſefinens, 1809) wird gleichſam die ganze hohe Politik des europäiſchen Staatenſyſtems enthüllt. Und das Alles in knapper echt dramatiſcher Form. — „Schickſal“ in dieſer neuen Form iſt wohl das Bedeutendſte, was Bleibtreu bisher geſchaffen. Hier iſt das hiſtoriſch-politiſche Drama großen Stils und zugleich das realiſtiſche Drama großen Stils geſchaffen.

F.

Zur Ibſen-Litteratur.

Henrik Ibſen. Von Hermann Bahr. Wien 1887. Verlag der „deutſchen Werke“ (Engelbert Permesſtorfer).

Wenn der ſchöpferiſche Genius neue Bahnen weiſt, der Kunſt oder Wiſſenſchaft neue Gebiete erobert, dann beeilt ſich die Kritik, ihn entweder kommentierend und anerkennend dem Verſtändnis der Maſſen näher zu bringen, oder aber ihn ſchlankweg zu negieren.

In der Wiſſenſchaft verſucht es dieſe „konſervative“ Kritik u. a. mit dem Schlagwort: „unbewieſene Hypotheſe“ (man denke an den Darwinismus), in der Kunſtkritik iſt die Sache leichter, man behilft ſich z. B. mit der Phraſe: Patholoes (ſiehe Ibſens Geſpenſtern oder Zolas Rougon-Macquart) eignet ſich nicht zur künſtleriſchen Behandlung. Gewiß eignet ſich nicht jedes Problem zur künſtleriſchen Behandlung, wenn es nämlich Hinz und Kunz behandeln, gewiß aber iſt nichts Menſchlicheres ausgeſchloſſen, wenn es der Genius zum Objekt ſeiner ſchöpferiſchen Thätigkeit macht. Shakeſpeare ſtellte im König Lear eine Szene dar, in der drei Narren (Lear, Edgar und Lears Narr), jeder auf ſeine beſondere närriſche Weiſe monologiſieren (IV. Szene des III. Aufzugs) und er drang ein in die heute noch unerreichte Myſterien des Tragiſchen, Byron dichtete ein Drama, das auf das Motiv der Blutſchande gebaut iſt (Manfred) und er ſchuf eine Dichtung, die ſich, was dämoniſche Gedankentiefe und wühlende Leidenſchaften anlangt, kühn mit Göthes Fauſt meſſen kann. Die Gegner des modernen Kunſtprinzips erwidern uns regelmäßig: das Pathologiſche iſt furchtbar, Mitleid oder Schrecken erregend, aber es iſt nicht tragiſch. Fragt man ſie, was tragiſch iſt, dann zitieren ſie vielleicht den Ariſtoteles oder wenn ſie modern ſein wollen — Moritz Carriere. Statt aus den Dichtern Poetik zu lernen

ziehen sie die von den Dichtern lebenden, aus den Dichtern abstrahierenden Kritiker neuen und uralten Datums zu Rate. Statt Göthen zu genießen und zu studieren, studieren und genießen sie Michael Bernays „Über Göthe".

Beurteilt den Shakespeare nach der ästhetischen Schablone und er ist ein Monstrum. —

Es ist daher nicht mehr als billig, und gerecht, der konventionellen Schablonenkritik die Antikritik einer modernen sozialethischen Realästhetik entgegenzusetzen. Eine solche Antikritik in Sachen Henrik Ibsens stellt Bahr in dem eingangs zitierten Schriftchen dar. Bahr würdigt Ibsen als den Heros der modernen naturalistischen Problemdichtung, in der er die Syntheſe vom Naturalismus und Romantik erblickt.

„Das hat die naturalistische Problemdichtung mit der Romantik gemein, daß nicht die Welt abzuschreiben, sondern ihre Erscheinungen der Ausführung eines Gedankens dienstbar zu machen, ihre Absicht ist. Das hin und wieder ist das Naturalistische an ihr, daß sie keine willkürliche Abweichung von den Gesetzen der Wirklichkeit, keine Vergewaltigung derselben durch die Absichten des Dichters duldet." (Bahr, S. 11.)

Gut. Anderer Meinung sind wir dagegen, wenn Bahr erklärt:

„Die Anlage der Gestalten, an welchen Henrik Ibsen seine Gedanken entwickelt sind immer naturalistisch und die Gedanken, welche er an ihnen entwickelt, da sie dem allgemeinen (?) Bewußtsein angehören, sind gleichfalls immer naturalistisch; aber die Verbindung dieser Gedanken mit diesen Gestalten ist nicht naturalisch." Ferner. „Er erfaßte vortrefflich die Versöhnung von Anschauung und Erkenntnis als die gegenwärtige Aufgabe der Litteratur, aber da seine Erkenntnis durch den rücksichtslosen Fortschritt seiner Denkarbeit europäisch wurde, während in seiner unzugänglichen Zurückgezogenheit seine Anschauung norwegisch blieb, führte ihn das nur in die ungeheuerliche Versuchung, den gigantischen Ideengehalt der Zeit zu entwickeln an den pygmäischen Kleinbürgern seiner Heimat." Gewiß ist Ibsen ein norwegischer und kein verwaschener, verschwommener Allerweltsdichter, aber daß die Gedanken, die er denkt, ‚unwahr seien an seinen Gestalten' will mir nicht einleuchten. Abgesehen davon, daß Bahr den Bildungsstand Norwegens zu unterschätzen scheint, ist gerade die grübelnde Analyse ein Merkmal des nordischen Geistes. Don Carlos ist unwahr, wenn er J. J. Rousseau deklamiert, aber Frau Alving ist nicht unwahr, wenn sie ihre furchtbaren Anklagen gegen die Gesellschaft schleudert; sie sagt nur, was sie erlebt hat. Ibsens Gestalten erkennen das Problem ja nicht, weil sie Philosophisten sind oder sein wollen, sondern weil es das Problem ist, das sie vernichtet, das sprechen sie aus — und gerade einfach und wahr dadurch wirken sie so mächtig auf uns.

Daß sie kleinbürgerlich sind, hat doch hier mit der Sache absolut nichts zu thun. Man soll auch sozialistische Kategorien nicht verwenden, wo sie nicht hingehören. Es handelt sich ja bei Ibsen nicht um soziale Politik noch um metaphysische Grübeleien, vielmehr fast durchweg um Probleme wie die Ehe oder die Vererbung vom Vater auf den Sohn, oder um die Frage, ob der konventionellen Lüge die geringsten Zugeständnisse zu machen seien (im Volksfeinde), alles Fragen, die teils nicht über den Gesichtskreis der hier erörternden Personen hinausgehen, teils nur so weit vom Dichter ventiliert werden, als sie dem Verständnis seiner Geschöpfe zugänglich sind. (Z. B. in den Gespenstern in der Wildente.)

Das Unglück ist es, nicht der soufflierende Dichter, was diese einfachen,

bisher der Reflexion wenig zugänglichen Menschen plötzlich sehend macht, daß ihnen die Schuppen von den Augen fallen und sie das Vorurteil überwindend, das Meduſenhaupt der Wirklichkeit zu schauen und bei seinem wahren Namen zu nennen wagen!"

Bei dieser Gelegenheit sei ausgesprochen, daß Hauptwerke Ibsens wie sein „Brand" und die „Gedichte" leider nahezu unqualifizierbar übersetzt sind, während im Original gerade die Form zum ausgezeichnetsten gehören soll, was die nordische Litteratur besitzt. (Andere Werke, wie der „Catilina", die „Komödie der Liebe", sind überhaupt noch unübersetzt.) Schlechte Übersetzungen schaden aber dem Ruhme eines Ibsen mehr als die einfältigsten Parodien und Schimpfkritiken, sogar mehr als kritiklos überschwengliche Lobeshymnen. Es wäre eine ehrenvolle Aufgabe für einen, mit der Muttersprache des Dichters vertrauten formgewandten Stilisten, Ibsen endlich wahrhaft zu verdeutschen. (Passarges Verdolmetschungen sind fast unlesbar. J. Hillebrand.

Ein neues Lexikon.

Wenn jeder deutsche Schriftsteller nur einen Funken vom organisatorischen Genie des Herrn Professor Joseph Kürschner in Stuttgart besäße, wahrhaftig, es stünde anders, d. h. viel besser um die dermaligen litterarischen Verhältnisse sowohl in materieller als ideeller Hinsicht. Die Schriftsteller würden energisch und treffsicher ihre Interessen vertreten, wir hätten einen einigen starken Schriftstellerverein, während jetzt die litterarische Welt so viele „Verbände" hat und doch nicht damit ihre zahllosen Wunden bedecken kann. Man entschuldige diesen Kalauer gütigst, denn er ist bei weitem nicht so schlecht, wie er sich auf das theoretische Geschwätze unserer zahllosen Vereinsreformatoren von rechtswegen gebührte. Joseph Kürschner bildet für uns ein besonders lehrreiches Element; er hat eine stattliche Anzahl trefflicher Unternehmungen ins Leben gerufen, ohne ihn besäßen wir wohl kaum noch ein unentbehrliches Handbuch, den Litteratur-Kalender, der uns allerdings den entsetzlichen Beweis liefert, daß der moderne Parnaß von mehr als 12 000 Menschen bevölkert ist, von denen mindestens mehr als 12 000 Menschen sich für die bedeutendsten Dichter und Schriftsteller der Gegenwart halten.

Joseph Kürschner hat soeben die erste Lieferung eines neuen Unternehmens in die Welt gesendet, das in seiner großartigen Anlage, seiner Brauchbarkeit und Übersichtlichkeit einen bedeutenden Erfolg verspricht. An Konversations-Lexicis leiden wir momentan gar keinen Mangel; Brockhaus und Meyer sind ihrer Art so tüchtige, ja musterhafte Werke, daß sie wohl immer ihren riesigen Abnehmer- und Leserkreis sich bewahren werden. Indessen sind diese Lexika ziemlich teuer und nicht jedermann verfügt über eine Summe, die der Ankauf des einen dieser beiden Werke erfordert. Professor Kürscher nun will ein billigeres Lexikon liefern, das an Güte, Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit der einzelnen Artikel den größten Lexicis nicht nachsteht. Sein Lexikon aber enthält noch eine besondere, überraschende Zugabe in Gestalt eines Universal-Sprachen-Lexikons. Mit dieser Zugabe hat der Herausgeber wieder bewiesen, welch' Künstler er in bezug der Raumbenutzung ist. Dieses Sprachen-Lexikon befindet sich auf den Rändern der einzelnen Seiten, die sonst üblicherweise unbedruckt sind. Trotzdem verliert das eigentliche Lexikon nicht an Deutlichkeit, und die Art der Verteilung des Sprach-Lexikons gewährt den besondern Vorteil eines bequemen und leichten Nachschlagens. Der „alte Pierer" ist es, den Kürschner das siebente Mal, mit genauester Berücksichtigung der Gegenwart, auflegt, und mit der soeben

genannten Neuerung versieht. Zwölf Sprachen umfaßt das Rand-Lexikon: Cechisch, Dänisch, Englisch, Französisch, Griechisch, Holländisch, Italienisch, Lateinisch, Russisch, Schwedisch, Spanisch, Ungarisch. Wenn uns Lebenden eine Erscheinung wie die Joseph Kürschners und eine Rarität, wie die vorliegende nicht so notwendig, ja unentbehrlich wäre, so hätte ich gewünscht, daß Kürschner schon vor etlichen Jahrtausenden gelebt und gewaltet hätte: der Turmbau von Babel wäre ohne weitere Schwierigkeiten zustande gekommen, mit Hilfe des Universal-Sprachen-Lexikons, und wir wären gegenwärtig wenigstens um die Ruinen eines interessanten Bauwerks reicher.

Der „Pierer" ist vollständig in 230 Heften, von denen 140 Hefte 3 Bogen und 90 Hefte 2 Bogen Text à 16 Seiten umfassen. Der Preis des Heftes beträgt 35 Pfennige. Das Werk wird 74 Kartenseiten und 320 Illustrationsseitenbeilagen enthalten; eine Überschreitung des Umfanges ist vollkommen ausgeschlossen. Verleger ist W. Speemann in Stuttgart. Wie richtig Professor Kürschner seine Aufgabe erfaßt und durchführt, beweist folgender Passus des Prospektes: „Der Pierer" will nicht weniger Sachen, Begriffe, Personen u. s. w. aus der neuern und neuesten Zeit behandeln, als irgendsonst behandelt werden, wohl aber zugleich die größtmöglichste Wissensmenge aus der Vergangenheit aufspeichern, um so den verschiedensten Bedürfnissen gerecht zu werden und jedem Besitzer Gelegenheit zu geben, sich in allen Sätteln zurechtzufinden. Zahlreiche Mitarbeiter, deren Namen guten Klang in der litterarischen und wissenschaftlichen Welt haben, wirken zielbewußt unter Leitung des bewährten Herausgebers an der gewissenhaften Lösung ihrer schwierigen Aufgabe, von der jeder Parteistandpunkt ausgeschlossen ist, für welche volle Objektivität, reine Sachlichkeit als festes Gesetz gilt."

Als einen praktischen Umstand müssen wir ferner die Einteilung des gesamten Werkes in 12 Bände bezeichnen, wodurch das Suchebedürfnis sich rasch befriedigen läßt. Die Stichproben, die ich an dem mir vorliegenden Hefte veranstaltete, sind vorzüglich ausgefallen; ich wüßte nichts, was sich an diesem hoffnungsvollen Unternehmen, dem Preise, der Ausstattung, der Anordnung, dem Inhalt, der Tendenz nach, aussetzen ließe, und darum kann ich mit bestem Gewissen den Ankauf dieses Lexikons dem großen Publikum aufs wärmste empfehlen.

Berlin. Ernst Wechsler.

Kriegswissenschaft.

Beiheft zum Militärwochenblatt. Herausgegeben von v. Löbell, Oberst z. D. 1888. Erstes Heft. Inhalt: Vergleich des Feldzuges 1809 am Tajo mit den Kämpfen 1870/71 an der Loire. Vortrag von v. Roeßler, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule zu Potsdam. Torras Bedras und Celmedze. Von demselben. — Der Verfasser hat sich schon früher mit dem spanischen Halbinselkrieg mehrfach beschäftigt und seine Erfahrungen hier zu allgemeinen Lehren verwertet. Besonders der zweite Vortrag fesselt, der Kampf zwischen Massena und Wellington wird eingehend geschildert. Ersteren schildert v. Roeßler: „Klein und unscheinbar von Gestalt, war er doch einer der energischsten und schneidigsten Generale des Kaiserreichs, dabei aber liederlich und habgierig, kurz der vollendetste Typus eines Marechal de l'Empire." Über Wellington urteilt er sehr richtig: „Er war kein genialer Feldherr. Es fehlte ihm der Feuergeist eines Blücher, das blitzschnelle Erfassen und die geistvolle Wiedergabe der Gedanken, die Gneisenau auszeichnet, von Napoleon und Friedrich ganz zu schweigen. Kalt, bedächtig, von sprichwörtlicher Langsamkeit, hat er nur

zu häufig die taktiſchen Fehler ſeiner Gegner unbenutzt gelaſſen."

Bibliothek der Geſamtlitteratur.

In dieſer im Verlage von Otto Hendel in Halle a. S. erſcheinenden ſehr empfehlenswerten Bücherſammlung gelangte ſoeben zur Verſendung: Nr. 170—172. Eichendorff, Gedichte, geheftet 75 Pfg., in Ganzleinenband mit Rotſchnitt 1 Mk., in elegantem Prachtband mit Goldſchnitt 1 Mk. 50. Nr. 173. Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts, 25 reſp. 50 Pfg. und 1 Mk. Nr. 174. Shakeſpeare, Othello, 25 reſp. 55 Pfg. Nr. 175. Shakeſpeare, König Lear, 25 reſp. 50 Pfg. Nr. 176. Webers Demokritos III, Trinkluſt, 25 reſp. 50 Pfg. Nr. 177. Sophokles, Aias, 25 reſp. 50 Pfg. Nr. 178, 179. Tolſtoi, Macht der Finſternis. Volksdrama aus dem ruſſiſchen überſetzt von F. Leoni, 50 reſp. 75 Pfg. Jedes einzeln käufliche Bändchen iſt mit Einleitung und Titelbild verſehen. Trotz der außerordentlichen Billigkeit iſt der Druck dieſer Sammlung genügend groß und ſchön, ſo daß jeder Gedanke an eine ſchädliche Wirkung auf das Auge des Leſers ausgeſchloſſen iſt, das Papier aber ſtark und gut geglättet. Die „Bibliothek der Geſamtlitteratur" vereinigt alle Eigenſchaften, welche an eine gute Volksbibliothek geſtellt werden können: Gediegenheit des Inhalts, gefällige, den Anforderungen der Hygiene entſprechende Ausſtattung und geringer Preis. — Wir empfehlen daher dieſelbe zur Anlegung einer gediegenen Hausbibliothek oder zur Ergänzung einer ſolchen. Vollſtändiges Verzeichnis ſendet die Verlagsbuchhandlung gratis und portofrei.

Ignotus.

Verſchiedenes.

Hartmann, Dr. Eduard von, Moderne Probleme. Zweite verm. Auflage. gr. 8°. (Leipzig, W. Friedrich.) Die erſte Auflage dieſer Schrift wendete ſich gegen verſchiedene Zeitſtrömungen, welche ſich zum Teil mit Geräuſch zu inſzenieren verſtehen, wie z. B. den Vegetarianismus, die tierſchützleriſche Sentimentalität und den Antiviviſektionismus, die Frauenemanzipation, die zunehmende Eheloſigkeit und Heiratsverſpätung der höheren Stände, die Überſchätzung der geheimnisvollen und krankhaften Nachtſeiten der menſchlichen Natur. Sie zergliederte ferner die Urſachen des Rückganges der Wiſſenſchaften und der Lehrerfolge an unſeren Univerſitäten und höheren Schulen und in unſerer Bücherlitteratur und wies überall auf die Mittel zur Abhilfe hin. Die zweite Auflage, in welcher Aufſätze über Geſelligkeit in und außer dem Hauſe, über Wohnungsfrage, moderne Unſitten und Schulreform hinzugetreten ſind, wird ohne Zweifel den Beifall beim Publikum behaupten, welcher der erſten Auflage zu teil geworden iſt.

Dr. Karl Ruß, „Handbuch für Vogelliebhaber" I (Fremdländiſche Stubenvögel). Dritte Auflage. Creutzſche Verlagshandlung. Magdeburg. Preis Mk. 6,50.

In der vorliegenden dritten Auflage erſcheint Ruß' „Handbuch für Vogelliebhaber" I als ein faſt ganz neues Werk. Obwohl dasſelbe ja bisher die beſte Aufnahme gefunden, hat der Verfaſſer es ſich doch nicht verdrießen laſſen, durch Vervollſtändigung und Ergänzung, namentlich des allgemeinen Teils: Verpflegung und Züchtung der Vögel, ſo alle neueren Erfahrungen zu berückſichtigen, daß dies kurz und knappgefaßte, billige „Handbuch" jetzt im Weſentlichen alles und wohl noch mehr gewährt, als manche große, umfangreiche Naturgeſchichte zu bieten hat. Zur Zeit des alten Bechſtein (1794) waren 72 Arten fremdländiſcher Vögel bei uns eingeführt, die

erste Auflage dieses „Handbuch" beschrieb 230 Vögel und gegenwärtig kommen 820 Arten im Handel vor. Außer der naturgeschichtlichen Beschreibung und Schilderung bringt das „Handbuch" Angaben über Einfuhr, Vogelhandel, Einkauf, Verpflegung mit Einschluß der Versprechung aller Futtermittel, über Haltung (allerlei Käfige, Papageienständer, Flugbauer u.a.), Züchtung in Heckkäfigen, Vogelstuben und Volieren, Beschreibung der Geschlechtsverschiedenheiten, des Nests, der Eier, des Jugendkleids, der Verfärbung u. a. m., sodann Anleitung zur bestmöglichsten Wartung und schließlich zur Heilung der Krankheiten. Auf dem Geflügelzüchter-Tage zu Leipzig i. J. 1875 wurde beschlossen, daß das „Handbuch" als Quelle für die Namen der Sing- und Schmuckvögel in den Ausstellungs-Katalogen gelten solle. Es ist in französischer, englischer, und, ohne Zustimmung des Verfassers, auch in russischer Sprache erschienen.

„Die Frauen des 19. Jahrhunderts." Biographische und kulturhistorische Zeit- und Charaktergemälde von Lina Morgenstern. Mit Illustrationen. Verlag der Deutschen Hausfrauen-Zeitung.

Von diesem in 24 Lieferungen erscheinenden Werke liegen die ersten vier Hefte vor. Der Plan der unermüdlich thätigen und sehr verdienstvollen Verfasserin ist im Wesentlichen folgender: Frau Morgenstern zeigt die Entwicklung des Frauenlebens unseres Jahrhunderts in solchen Biographien, bei denen sich der Einfluß der Persönlichkeit auf die allgemeine Gesellschaft nachrechnen läßt oder wo die Charaktere in ihrer Entwicklung psychologisches Interesse bieten. Das Werk soll Zeugnis ablegen, daß die Frau nicht nur berufen ist Gattin und Gefährtin des Mannes und Erzieherin der Kinder zu sein, sondern daß zahlreiche Beispiele sie bewährt haben als ernste und energische Arbeiterin auf allen Gebieten. Es ist dies das erste kulturhistorische Werk solcher Art. Sämtliche Biographien sind auf Grund sorgfältigster Studien geschrieben. Die vorliegenden Hefte in ihrem reichen, interessanten und belehrenden Inhalt zeigen, daß die Verfasserin ihre große Aufgabe zielbewußt und mit großer Geschicklichkeit anpackt. Es wäre zu wünschen, daß sich die gebildete Frauenwelt für dies wichtige und geistreiche Unternehmen sehr interessierte. Bei der Bedeutung der Frauenbewegung unserer Zeit darf das Werk der Verfasserin auch die Teilnahme der weitesten Kreise für sich in Anspruch nehmen. W.

Eine neue Weltsprache: Spelin, bei welcher 20% Buchstaben weniger als beim Volabük gebraucht werden, hat der Agramer Professor Bauer „auf den Grundlagen der sprachwissenschaftlichen Kombinatorik aufgebaut" (Agram, Suppan), M. 1,20.

Das Dresdner Hoftheater in der Gegenwart. Mit zahlreichen Original-Beiträgen der berühmtesten Künstler, sowie 142 Porträts. Von Dr. Adolf Kohut. — Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag.

Es ist eines der interessantesten, reichhaltigsten und anregendsten Werke, welche je über ein Theater erschienen sind. Bei der großen Bedeutung, welche das Dresdner Hoftheater seit Jahrhunderten in der Kunstgeschichte einnimmt, wird man gewiß ein mit großer Sachkenntnis und in leichtfaßlichem Stile geschriebenes Werk über diese Bühne mit Freuden begrüßen. „Das Dresdner Hoftheater in der Gegenwart" enthält zugleich zahlreiche, bisher ungedruckte, höchst wertvolle Briefe und Gedichte von Richard und Cosima Wagner, Gustav Freytag, Adolf Wilbrandt, Klaus Groth, Ernst von Wildenbruch, Joseph Tichat-

schek, Emil Devrient, Karl Formes u. a. Jedem Theater- und Kunstfreund kann das höchst elegant ausgestattete und überdies mit 142 Porträts geschmückte Werk aufs Angelegentlichste empfohlen werden.

Das Amt der internationalen Union zum Schutze der litterarischen und künstlerischen Werke in Bern, welches durch die am 9. September 1886 zwischen Belgien, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Haiti, Italien, Spanien, der Schweiz und Tunis abgeschlossene Konvention gegründet wurde, hat am 15. Januar unter dem Titel Le droit d'auteur die erste Nummer einer in französischer Sprache geschriebenen, monatlichen Zeitschrift erscheinen lassen, welche zum Zwecke hat, Angaben aller Art über den Schutz des Urheberrechtes an litterarischen und künstlerischen Werken zu sammeln.

Abonnements zum Preise von Fr. 5 für die Schweiz und von Fr. 5,60 für die dem Weltpostverein angehörenden Staaten nehmen die Herren Jent und Reinert in Bern (Schweiz) sowie alle Postämter an.

Dr. Kleist und Freiherr von Schrenck-Notzing, Tunis und seine Umgebung. Ethnographische Skizzen. gr. 8°. (Leipzig, W. Friedrich). Das Buch, in welchem unter dem frischen Eindruck von Land und Leuten in sehr lebendiger Schilderung ein farbenreiches Bild von Tunis-Karthago und seinen verschiedenen Bewohnern der angrenzenden Steppen, der Fauna und Flora, kleiner Jagdzüge und dergl. gegeben wird, hat die Absicht, als Führer und Berater zum regen Besuch und zum Studium dieser als Konglomerat zweier Weltteile einzig dastehenden Märchenstadt anzuregen, deren Hafenlagen unter Hinweis geringer Mittel zu den besten Nordafrikas umzugestalten seien und welches auch vom Standpunkt der Zukunfts-Kolonial-Politik einiger Aufmerksamkeit verdiene. Verfasser sind zwei preußische Offiziere, welche mit Eifer und Wärme ihr Thema nach allen Richtungen hin gründlich bearbeitet haben.

Von der Prachtausgabe von Rosegers ausgewählten Werken, die A. Hartlebens Verlag in Wien veranstaltet, liegen uns nunmehr die Lieferungen 1—5 vor, die in ihrer gelungenen Ausführung das Beste für das Unternehmen erhoffen lassen. Die zahlreichen Freunde Roseggers werden es dem Verleger Dank wissen, daß er ihnen die schönsten Werke des Dichters in einer Ausgabe präsentiert, die mit ihrem zahlreichen Bilderschmuck und der vornehmen Ausstattung eine Zierde jeder Bibliothek sein dürften.

Ein Spaziergang um die Welt (Amerika, Japan, China) von Freiherrn Alexander von Hübner (ehemal. k. k. österreich. Botschafter in Paris und am päpstlichen Hofe). Mit 317 prachtvollen Illustrationen. 2. unveränderte Auflage. 1. Lieferung 50 Pfennige. — Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.

Das bekannte Werk des früheren k. k. österreich. Botschafters Freiherrn A. von Hübner, wird hier in seiner zweiten Auflage dem deutschen bücherkaufenden Publikum in einer illustrierten Prachtausgabe zu einem staunenswert geringen Preis geboten. Nicht weniger als 317 Vollbilder und Textillustrationen, welche vielfach nach eigenen Skizzen des Verfassers hergestellt sind, werden das Werk schmücken. Als Vollbildertafeln sind diesem Heft beigegeben: Die Bank von Neufundland, Das Kapitol in Washington, Der Spiegelsee im Yosemitithal und Theatervorstellung in Yedo. Die Ausstattung macht der Verlagshandlung alle Ehre.

Groß, Ferdinand, Göthes

Werther in Frankreich. gr. 8°. (Leipzig, W. Friedrich).

Der Verfasser, der als einer der Meister des Wiener Feuilletons gilt, tritt hier zum erstenmale mit einer größeren litterarhistorischen Arbeit vor das Publikum. Auf Grund seiner genauen Kenntnis Frankreichs und dessen Litteratur legt er dar, welche Einwirkungen Göthes „Werther" auf das französische Schrifttum ausgeübt hat, und er gelangt dabei zu Schlußfolgerungen, welche für uns Deutsche ebenso erfreulich wie erhebend sind.

Die bei J. F. Richter in Hamburg erscheinenden Deutsche Zeit- und Streit-Fragen, herausgegeben von Franz von Holtzendorff enthalten in Heft 13 Zur Frage der Regentschaft bei eintretender Herrschaftsunfähigkeit des regierenden Monarchen. Eine Studie von M. v. Aesfeld, in Heft 14/15 Musik und Moral. Ein kulturhistor. Essai von Dr. Alfr. Chr. Kalischer. — Die neuesten Hefte der im gleichen Verlage erscheinenden Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Holtzendorff bringen: Aus der Geschichte des französischen Dramas. Von Prof. Dr. H. Morf (Heft 21) und „Die Dampfmaschine im 18. Jahrh. in Deutschland" von Dr. E. Gerland (Heft 22).

Reclams Universal-Bibliothek Nr. 2341—2380: „Magnetische Kuren" von F. W. Hackländer. Lustspiel in 4 Aufzügen. (2341.) — „Gunnar." „Unter dem Gletscher" von Hjalmar Hjorth Boyesen. Zwei norwegische Erzählungen. (2342—43.) — „Litterarische Fabeln" von de Iriarte. Deutsch von Friedrich Adler. (2344.) — „Die Liebesprobe" von Oscar Justinus. Dramat. Scherz in 1 Aufzug. (2345.) — „Sammlung leichterer Schachaufgaben" von Jean Dufresne. Dritter Teil. (2346—47.) — „Intermezzos" von Kristian Winterhjelm. (2348.) — „Der Bergschreck" von Caroline Häuser. Volksstück mit Gesang in 4 Aufzügen. Musik von Herrmann Müller. (2349.) — „Der Rabbi von Bacharach." „Aus den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" von Heinr. Heine. Herausgegeben von O. F. Lachmann. (2350.) — „Gedichte" von Freiherr v. Eichendorff. Gesamtausgabe. Mit biographisch-litterarischer Einleitung von Franz Brümmer. (2351—2353.) — „Aus dem Leben eines Taugenichts" von v. Eichendorff. Novelle. (2354.) — „Ich und meine Schwiegermutter!" von P. Perron (O. Riecke). Lustspiel in einem Aufzug. Bühnenausgabe. (2355.) — „Plutarchs vergleichende Lebensbeschreibungen." Übersetzt von Kaltwasser-Güthling. 4. Bd.: Timoleon. Aemilius Paulus. Pelopidas. Marcellus. (2356—57.) — „Das Recht der Frau" von L. Fulda. Lustspiel in 3 Aufzügen. Bühneneinrichtung. (2358.) — „Ein weißer Rabe" von E. Jacobson und O. Girndt. Posse mit Gesang in 3 Aufzügen. Bühnenausgabe. (2359.) — „Tagebuch eines armen Fräuleins" von M. Nathusius. (2360.) — „Die Ethik" von B. Spinoza. Neu übersetzt und mit einem einleitenden Vorwort versehen von J. Stern. (2361—64.) — „Das Marmorbild." „Das Schloß Dürande." Zwei Erzählungen von Joseph Freih. von Eichendorff. (2365.) — „Dora." Schauspiel in 5 Aufzügen von Victorien Sardon. Deutsch von R. Schelcher. (2366.) — „Zwei Uhr 46." Lustspiel in 1 Aufzug von Heinrich Landsberger. (2367.) — „Kaiser und Galiläer." Welthistorisches Schauspiel von Henrik Ibsen. Aus dem Norwegischen von Ernst Brausewetter. (2368—69.) — „Musäos des Grammatikers Hero und Leander." Ein griechisches Epos aus der Wende des 5. und 6. nachchristlichen Jahrhunderts. Einge-

leitet und übersetzt von Richard Ed. Ottmann. (2370.) — „Wehe den Besiegten.“ Drama in 3 Aufzügen von Richard Voß. (2371.) — „Romeo und Julia.“ Trauerspiel in 5 Aufzügen von Shakespeare. Übersetzt von Schlegel und Tieck. Bühnenbearbeitung von Wittmann. (2372.) — „Sendbrief vom Dolmetscher“ und drei andere Schriften weltlichen Inhalts von Martin Luther. Mit Einleitung und Anmerkung herausgegeben von Dr. Rud. Lehmann. (2373.) — „Die Müllerstochter.“ Eine Dorfgeschichte von Joseph von Eötvös. Aus dem Ungarischen von C. Rosner. (2374.) — „Das Fest auf Solhang.“ Schauspiel in 3 Aufzügen von Henrik Ibsen. Autor. Übersetzung von Emma Klingenfeld. (2375.) — „Jeane Eyre, die Waise von Lowood. Eine Autobiographie von Currer Bell. Aus dem Engl. von M. v. Boret. (2376—2380.)

Ärztinnen für Frauenkrankheiten, ist eine kleine Schrift betitelt, welche die Gattin des Universitäts-Professors Weber in Tübingen herausgegeben hat, um damit Propaganda für das Studium der Frauen zu machen. Sie hält es für mindestens wünschenswert, daß die Frau sich unter Umständen an eine Frau wenden könne und fordert, daß sie sich die dazu notwendigen Vorkenntnisse erwerben könne. Die von ihr angeführten Gründe sind so vernünftig und einleuchtend, daß gewiß Jeder, der ihre kleine Schrift liest, ihr beistimmen wird. Sie ist in Tübingen bei Fues erschienen und überall vorrätig.

Übersetzungslitteratur.

Kaiser und Galiläer. Ein weltgeschichtliches Schauspiel in 2 Teilen. Deutsch von Paul Herrmann. (Berlin, S. Fischer.) Hans Herrig hat kürzlich aus Anlaß der Aufführung der „Wildente“ Ibsens, in einem Artikel „Der Ibsenkultus“ mit meisterhafter Klarheit die Gründe enthüllt, aus welchen dieser Kultus in Deutschland grassiert: Fremdsucht, Neidsucht und falsche Auffassung des Realismus. Allein, wenn er dort geradezu erklärt: „Ibsen ist zwar kein Dichter, aber ein geistvoller Mann“, so geht dies sicher zu weit. Dies beweist vor allem das vorliegende imposante Werk, dem man echte und große Dichterkraft nicht abstreiten kann. Die Übersetzung, über welche sich Ibsen in einem Briefe besonders lobend äußert, liest sich wie Original. Wir bieten eine Probe, den Moment, wo sich zuerst der Größenwahn Julian Apostatos enthüllt.

„Warum all diese höhnischen Zweifel? Ist es mein schmächtiger Wuchs, der gegen mich zeugt? Ich sage euch, dies grobe Fleischgeschlecht soll vergehen. Das Werdende soll mehr vom Geiste empfangen werden als vom Körper. Hatte nicht Moses eine schwere Zunge? Mußten nicht seine Arme gestützt werden, da er sie beschwörend erheben sollte? Mußte nicht der Mazedonier Alexander durch starke Getränke und andere künstliche Mittel sich anfeuern? Und nun Jesus von Nazareth, hatte er nicht einen gebrechlichen Körper? Fiel er nicht in Schlaf auf dem Schiffe, während die andern sich wach erhielten? Sank er nicht zusammen unter dem Kreuz, das der Jude Simon mit Leichtigkeit trug? — Ihr nennt euch Gläubige und habt doch so wenig Glauben an die wunderbare Macht der Offenbarung? Wartet, wartet, ihr sollt sehn: Die Braut wird mir gewiß geschenkt werden und dann — Hand in Hand gehen wir gen Osten, dahin, wo man sagt, daß Helios geboren ward ... Da, ihr an die Schrift geketteten Zweifler, da soll das Kaiserreich des Geistes gegründet werden!“

— Dr. Franz Hüffer hat den Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt ins Englische übersetzt und läßt das interes-

sante Werk bei Grevel in London erscheinen. —

— Ein neues Lehrbuch der französischen Kochkunst erscheint aus der Feder des Herrn Emile Bernard, Küchenchef des deutschen Kaisers. —

In der gediegensten englischen Zeitschrift in London Saturday Review, steht folgendes: „Die Familie Buchholtz von J. Stinde ist von Harriet Powel frei ins Englische übersetzt, wodurch viele Engländer mit ungläubiger Bestürzung zu fragen veranlaßt worden sind, ob es wirklich möglich sei, daß irgend Jemand an solchem Zeuge Geschmack finden könne! Die Familie Buchholtz ist kleinlich, gemein und grob, es ist nicht eine einzige spaßhafte Stelle darin enthalten, nur faselnde Langeweile und eine große Anzahl der schlechtesten Witze."

— Graf Alex. Faucher de Careil, ehemals französischer Botschafter in Wien, hat ein Werk über Hegel und Schopenhauer geschrieben, welches so eben von J. Singer ins Deutsche übersetzt wurde und bei K. Konegen in Wien erscheinen wird. —

— Das neueste Werk des Grafen J. von Tolstoi „Über das Leben" ist in Petersburg verboten worden. —

Englische Novitäten.

Mr. G. Tobson, der viele Jahre hindurch als Vertreter der „Times" in St. Petersburg gelebt und mit dem verstorbenen ersten Minister des Czaren, Fürst Gortschakoff, die engsten Beziehungen unterhielt, hat seine Biographie des Staatsmannes soeben beendigt. Dieselbe soll gleichsam ein Seitenstück zu der bekannten Lebensbeschreibung des Fürsten Bismarck bilden, welche im Vorjahre von dem Berliner „Times"-Correspondenten veröffentlicht worden ist.

Außerhalb Deutschlands hat vielleicht kein Land und keine Nation an dem Heimgange Kaiser Wilhelms eine größere allgemeine Teilnahme genommen, wie England. Nicht nur haben sämtliche bedeutendere englische Blätter ihren in der deutschen Hauptstadt ansässigen ständigen Korrespondenten je 2—3 Spezialberichterstatter zur Aushülfe geschickt, welche Tag für Tag, während der ganzen Dauer der Trauerwoche, Alles was auf das persönliche Leben und Wirken des verstorbenen Kaisers irgend welchen Bezug hatte, in spaltenlangen Depeschen beschrieben, sondern die englischen Verleger haben gleichfalls eine Rührigkeit und einen Unternehmungsgeist an den Tag gelegt, welche allgemeine Bewunderung in den litterarischen Kreisen Englands erregten. Ganz abgesehen von den zahlreichen rasch veranstalteten neuen Auflagen längst verschollen gewesener Biographien des Heldenkaisers, wurde in der kurzen Spanne Zeit von vierzehn Tagen eine Kaiser Wilhelm-Litteratur ins Leben gerufen, welche für den Augenblick das ganze Lesepublikum Englands allen andern litterarischen Erzeugnissen abwendig machte und souverain den englischen Büchermarkt beherrscht. Es wäre wahrlich eitel Beginnen, auch nur die hervorragendsten Neuerscheinungen, deren Um und Alles Kaiser Wilhelm ist, bei Namen zu nennen. Auf ein Werk jedoch, das ein wahrhaft treffliches Bild von dem Leben und Wirken des dahingeschiedenen Monarchen in Krieg und Frieden giebt, und seiner geistig durchdachten Durchführung halber einen dauernden litterarischen Wert besitzt, sei hier besonders hingewiesen. Es ist dies „William of Germany", aus der Feder des berühmten Kriegskorrespondenten der „Daily News", Mr. Archibald Forbes, der das deutsche Heer 1870/71 vom Anfang des Krieges bis zu dessen Ende begleitete und dessen gesammelte Berichte „My experiences of the war between France and Germany" seinerzeit auch von Seiten Kaiser Wilhelm großer Anerkennung sich

erfreuten. — Auch das neue Kaiserpaar, Friedrich III. und Victoria, ist bereits auf dem englischen Büchermarkte in mehreren, von tüchtigen Federn herrührenden Lebensbeschreibungen vertreten, die jedoch kaum genügen, das Interesse und die Kauflust des englischen Lesepublikums zu befriedigen.

Fräulein Mathilde Blind, die begabte Tochter Karl Blinds, hat während ihres Winteraufenthalts in Nizza, das sie zur Herstellung ihrer zerrütteten Gesundheit aufgesucht, eine Novelle beendigt, welche binnen Kurzem auf dem englischen Novitäten-Markte unter dem Titel: „At Cross Purposes“ erscheinen wird. Die Riviera bildet den romantischen Hintergrund der spannenden Handlung, welche sich in der Novelle abspielt.

Mona's choice, by Mrs. Alexander. 2 vol. Leipzig, Bernh. Tauchnitz. Der englische Familienroman wird zum größten Teile von Frauen vertreten, die ihr Talent in den Dienst des Zeitgeschackes stellen, der täglich weniger anspruchsvoll wird. Liebe mit Hindernissen ist das Thema, das Mrs. Alexander gewählt hat. Die Geschichte liest sich übrigens ganz gut, die Charaktere sind lebensvoll gezeichnet und der alte Onkel, ein schottischer Pastor, ist eine köstliche Figur. Englische Leser werden hier und dort Sprachfehler finden, die dem deutschen Leser entgehen. Es wäre schade, wenn diese Nachlässigkeit sich bei unsern Nachbarn jenseits des Canals einbürgerte, lassen wir es darum lieber als Ausnahme gelten. —

Der neueste Band der weitbekannten Collection of Tauchnitz Edition (vol. 2510) enthält die neuesten Novellen von Bret Harte, deren Einzeltitel lauten: „A millionaire of Rough-and-Ready“ — „A Phyllis of the Sierras“ und „A Drift from redwood camp“. (Verlag von Bernh. Tauchnitz in Leipzig.)

Französische Bibliographie.

Alphonse Daudets „Trente ans de Paris“, Verleger Hachette, ist eine Sammlung von Erlebtem und Erzähltem, von kleineren Drucksachen und Notizen, die gleich den „Abenteuern des Helden von Tarascon“ den Dichter in seinen ursprünglichsten Fähigkeiten zeigt: geistreicher Humor, Feinheit der Beobachtung, Präzision der Charaktere. Besonderes Interesse erregen die Zeichnungen bekannter litterarischer Persönlichkeiten als: Flaubert, Henri Monnier, Villemessant, Tourgenjeff, Murger, Monselet, Bizet, Philomène, Boyer, Henri Rochefort u. a. Daran schließen sich die interessanten Chroniken, die Daudet für die Nowaja Wjremia (Neue Zeit) in St. Petersburg über die litterarischen Salons der letzten Jahre des Kaiserreichs geschrieben. Eine Anzahl Anekdoten, Einzelheiten, Betrachtungen können einst, wenn die Geschichte der Litteratur in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts zusammen gefaßt wird, dazu dienen, ein helles Licht auf diese Zeit zu werfen. Mit unerschöpflicher Heiterkeit, angenehm wirkendem, man könnte sagen südlich gefärbtem Skeptizismus geschrieben, erscheint letzterer ganz bon enfant und nicht frei von einer gewissen Rührung. Etwas von Fritz Reuterscher Gefühlsfülle und Heiterkeit, aus welcher der Romantiker in bester Freundschaft mit diesen herausschaut. Alle Feierlichkeit und alles Moralisieren ausschließend, beweist Daudet hierin, daß er nicht unfehlbar sein will: umsomehr bleibt er Meister.

Hektor Malot, dessen Romane alle gleich seinem vorletzten „Vices français“, Aufsehen erregt, baut sein letztes Werk auf eigentümlichem Boden auf. Benannt hat er es: „Conscience“. Der Held, eines Bauern Sohn, sieht sich nach absolvierten medizinischen Studien durch Armut gezwungen, im Dunkeln zu vegetieren. Drückende Schulden hindern ihn

am Arbeiten, untergraben seine vielversprechende Zukunft, seine Forschungen. Philosophische Studien, die in seinem schon überanstrengtem Hirn sophistische Schlußfolgerungen erzeugen, gipfeln endlich in dem Resultat, daß er, berufend zu Großem, mit allen Gesetzen der Logik und Vernunft vollkommen in Einklang handeln würde, den Wucherer, der ihn geistig ruiniert und bereits durch Krankheit dem Tode geweiht ist, etwas früher aus der Welt zu schaffen. Dr. Saniel leugnet für den intelligenten, fortgeschrittenen Menschen die Macht des Gewissens; er erwürgt den Wucherer. Sehr bald jedoch nach seiner That leugnet die Wirklichkeit bereits die Richtigkeit seiner ersten Theorien: er hat, nicht wie er geglaubt, als intelligenter Mensch alle Konsequenzen und Konflikte vorhergesehen, er hat ihnen nicht vorbeugen können. Unerbittlich heften sie sich an seine Fersen, doch noch heißt die Nemesis nicht Gewissen, sondern: Folge einer That. Diese Folgerichtigkeit wächst zu entsetzlicher Größe an; die Nachbarin des, von Dr. Saniel getöteten Wucherers, hat den Mörder erkannt, sie will ihn der Gerechtigkeit übergeben und fällt, gleichfalls ein Opfer seines mörderischen Egoismus, durch seine Hand. Beschuldigt des Wucherer-Mordes wird ein junger Mann, der Bruder des einzigen, selbstlosen Wesens, das ihn liebt. Der Doktor schweigt, er läßt ihn, nach vergeblichen Versuchen ihn zu befreien, ohne sich anzuklagen, verurteilen, verschicken. Da beginnt das, von ihm verleugnete Gewissen seine Thätigkeit mit vernichtender Gewalt: er kann nicht arbeiten, nicht schlafen, er fürchtet überall Verfolgung. Noch einmal ruft er all' die Theorien und Lehren an, die Ehrgeiz, Egoismus und ungesund verstandene Philosophie in ihm erzeugt und — heiratet die Schwester des, durch ihn für sein ganzes Leben unglücklich gemachten jungen Mannes. Endlich kann er schlafen, schlafen an der Seite eines reinen, vertrauenden Wesens. Doch Frieden und Glück sind von kurzer Dauer; der so sehnlichst erwartete Schlaf verrät ihn. Die junge Frau erfährt durch ihn selbst in den Wirrnissen eines schrecklichen Traumes die That, die auf seinem Gewissen lastet. Entsetzt verläßt sie ihn und gebeugt, als Greis fast, sieht man nach Jahren den berühmten Professor und Lehrer der Jugend wieder, „ein Gefangener seines Gewissens".

Théresine von Albert Delpit, dem beliebten Schriftsteller der Revue des deux mondes, Verleger Ollendorff. Die, von einem Impresario in Cannes aufgenommene Théresine, wird Kafékonzert-Sängerin. Unter den jungen Männern, die nach Zerstreuung suchend, die Stadt aufgesucht, befindet sich ein reicher, junger Creole aus Louisiana. Er entflammt für die Sängerin und beredet sie, ihm nach Amerika zu folgen. Der Pflanzer läßt ihr eine gute Erziehung geben und heiratet sie. Einige Monate später empfängt sie den Besuch seines Freundes, Kapitän der französischen Armee. Bald empfindet letzterer eine, durch intime Aussprachen noch gesteigerte Leidenschaft für die junge Frau. Auf den Rat seines Bruders, eines Missionars, kehrt er jedoch nach Frankreich zurück.

Jetzt rafft das gelbe Fieber unter vielen Opfern auch den Gatten Théresinens hin. Nach 13 Monaten Witwenschaft kehrt diese nach Frankreich zurück, wo sie hunderterlei Verfolgungen und Verläumdungen derer ausgesetzt ist, die sie vor ihrer Sängerin-Laufbahn und Heirat gekannt. Ganz jung noch, hatte sie sich, durch Not gezwungen, der Liebe junger Lebemänner hingegeben. Unter ihnen befand sich, Herr v. Baulcomte, der die Witwe auch jetzt mit seinen Beteuerungen verfolgt. Der Kapitän jedoch hält ihn wie die ganze Schar der Verehrer in Schach. Eine ganze Reihe ver-

wickelter und vom Autor gewandt entwirrter Umstände, scheint die Notwendigkeit eines Duells zwischen Vaulcomte und dem Kapitän herbeizuführen, als der Impresario, der Théresine erzogen, erscheint, um an Stelle des Kapitäns, Vaulcomte im Duell zu töten.

Théresine heiratet den Offizier, nachdem sie ihm ihr ganzes Leben enthüllt. Ihre Offenheit wird ihr zum Verhängnis. Nach einigen glücklichen Tagen beginnt die Erinnerung an Théresinens Vergangenheit in dem Herzen des Gatten seine zerstörende Kraft; neben der Liebe zu seinem schönen Weibe wächst, diese überwuchernd, eine tiefe Abneigung gegen die Straßendirne, die es einst gewesen. Er verläßt Théresine. Diese erkrankt und stirbt im tiefsten Schmerz, ihren Gatten nicht mehr umarmen zu können.

Trotz der gewagten Schürzung des dramatischen Knotens und unbefriedigenden Lösung des Konflikts ist der Roman des Autors von „Le fils de Coralie" berufen, durch seinen glänzenden Stil und das Fesselnde der Schilderungen lebhaftes Interesse zu wecken.

Bemerkenswert sind im Augenblick noch die litterarischen Bestrebungen franco-russischen Charakters. Tolstoi, Dostojewsky, Danilewsky und Andere werden übersetzt und eifrig gelesen. Auch eine Monats- und Wochenschrift ist entstanden: „Revue de Paris und de St. Pétersbourg" unter der Chefredaktion des bekannten Schriftstellers und Novellisten Arsène Houssaye und „La vie franco-russe", eine Art von russifizierter Vie parisienne.

Des Prinzen Lubomirsky „Fonctionaires et Boyards" bietet in seinen zwei Bänden „Tatiana" und „Schelm" russische Sittenbilder von lebhafter Färbung und „Tourgeneff inconnu" von Michel Delines zeigt uns diesen in seiner Kindheit und Jugend. A. R.

O. K. Notovitch, einer der hervorragendsten russischen Schriftsteller der Gegenwart, ließ bei Felix Alcan in Paris unter dem Titel „La liberté de la volonté" ein Werk erscheinen, das die Aufmerksamkeit der Freunde einer ernsten Lektüre in hohem Grade verdient. Der Autor prüft und bespricht zunächst die Lehren Schopenhauers und wendet sich dann der Betrachtung der nachfolgenden Probleme zu. Das Lebensgesetz, das Sittengesetz, die loyale Ordnung und die Macht der öffentlichen Meinung, Vergehen, die in unsern sozialen Zuständen ihren Grund und Ursprung haben, Verantwortlichkeit und Strafbarkeit ꝛc. Die Studie bietet um so größeres Interesse, als wir sie einem Lande verdanken, dessen Litteratur seit einiger Zeit ganz besonders geschätzt wird, dessen Hervorbringungen auf philosophischem Gebiete bisher noch wenig bekannt geworden sind.

Unter dem Titel „La Mimique et la Physiognomie" hat Girot eine sehr interessante Arbeit von Dr. Piderit aus dem Deutschen übersetzt, das Werk bildet einen Band der bekannten „Bibliotheque de philosophique contemporaine" und enthält 95 Abbildungen, die das im Text Gesagte in wirksamster Weise erklären und veranschaulichen. (Verlag von Felix Alcan, Paris.)

Italienische Novitäten.

Der rührige Verlag von Fratelli Treves in Mailand publizierte soeben folgende hervorragende Romannovitäten: Homo von Luigi Capuano. Unter vorgenanntem Kollektivtitel hat der Verfasser 11 kleine Erzählungen, die in verschiedenen Zeitschriften zerstreut waren, zu einem Bande vereint. Zwei der Novellen erscheinen hier überhaupt zum ersten Mal. — „Rinascimento" betitelt sich der neue Roman des jungen neapolitanischen Schriftstellers Onorato Fava. Es ist wahres, echtes italienisches Volksleben, das aus den zwölf Kapiteln des Buches mit lebendiger Gewalt zu

uns spricht; Stil und Darstellung sind gleich anmutig und reizvoll. — A. G. Barrilis jüngste Schöpfung „Il Dantino“ ist trotz des Titels ein durch und durch moderner Roman; den Titel führt er nach dem Helden der Erzählung, der wegen einer Jugendliebe den Beinamen il Dantino erhält. Die charakteristischen Eigenschaften, die Barrili als Erzähler in so hohem Grade auszeichnen, zeigt auch sein neuestes Werk; es wird der großen Schar seiner Verehrer willkommen sein. — Ferdinando Martini, bekannt auch unter dem Pseudonym Fantasio, gehört zu den Schriftstellern, die das italienische Publikum mit Vorliebe zu lesen pflegt und so wird auch seinen „Racconti“ der verdiente Erfolg nicht fehlen. Als letzte der Trevesschen Novitäten nennen wir „Vita intima“ von Cordelia. — Es sind 12 Skizzen und Novelletten, die sich schon großer Beliebtheit zu erfreuen hatten, als sie erst in verschiedenen Zeitschriften und später als Bandausgabe vorlagen. Das Buch war jedoch seit langer Zeit vergriffen und die Verlagshandlung entschloß sich daher, eine neue billige Volksausgabe zu veranstalten, um so dem prächtigen Buche weiteste Verbreitung zu geben.

Die deutsche Litteratur findet allmählich Beachtung in Italien. Dramatische Werke zwar werden nur in ihren leichtesten Abarten von jenseits der Alpen auf die italienische Bühne verpflanzt —, Moser und Schönthan allein haben sich Erfolg und Publikum zu verschaffen gewußt; doch Prosaerzeugnisse deutscher Schriftsteller finden einen aufmerksamen Leserkreis und die italienischen Verleger wetteifern mit der Veröffentlichung von aus dem Deutschen übersetzten Werken. Die überaus rührige und um die Verbreitung deutscher Schriften sehr verdiente Verlagsbuchhandlung von Ulrico Hoepli in Mailand hat soeben zwei Bände ausgegeben, die sich durch ihre äußere Ausstattung ebenso vorteilhaft auszeichnen, wie durch die treffliche Übersetzung. Es sind dies die „Florentinischen Nächte“ von Heinrich Heine und „Die Hochzeit des Mönchs“ von Konrad Ferdinand Meyer. (Arrigo Heine. — Notte Fiorentini. — Corrado Ferdinando Meyer. — Le Nozze del Monaco.) Die Übertragung ins Italienische ist von P. Valabrega besorgt worden und verdient sachlich wie sprachlich die vollste Anerkennung. Der Übersetzer hat es verstanden, nicht allein die Gedanken der beiden deutschen Dichter im italienischen wiederzugeben, es ist ihm auch gelungen, den eigentümlichen Ton Heines und die sprachlichen Schönheiten K. F. Meyers stimmungsvoll wiederzugeben. Ein in Italien selten erreichtes Verdienst! Beide Bändchen sind mit hübschen, mitunter sogar künstlerisch wertvollen Illustrationen versehen.

Ein interessantes kulturgeschichtliches Werk ist kürzlich im Verlage von Fratelli Dumonlard in Mailand erschienen. „Milano nel Settecento“, giusta le poesie le carricature e altre testimonianze dei tempi ist der Titel des 420 Seiten zählenden Bandes, den der Verfasser, Giovanni de Castro, in bescheidener Weise eine Studie nennt. Trotz einer überreichen Fülle dokumentarischen Materials und einer historisch gewissenhaften Darstellung der Mailänder Kulturzustände im vorigen Jahrhundert, interessiert das Buch durch den fließenden, eleganten Stil des Verfassers und macht selbst auf flüchtige Leser keinen ermüdenden Eindruck. Jedenfalls ein seltenes Verdienst des Autors, dessen Werk die Aufmerksamkeit aller jener verdient, die sich für Kulturgeschichte interessieren.

Ungarische Litteratur.

K. Mikszáth. A jó palócok. III. Auflage. Es sind Geschichten, die mit künstlerischer Sorgfalt geschrieben,

eine gelungene Schilderung geben von jenem Volksstamme, dessen Abkömmlinge noch jetzt sich an den Ufern der Theiß behaupten. Das geschmackvoll geschriebene, reich illustrierte Buch ist zur Lektüre bestens zu empfehlen.

Unter dem Titel: Kacagó Thalia (Lachende Thalia) erscheint eine Schauspieler-Zeitung. Redigiert von Anton Bártfai (Pacona).

Madách: Ember tragoediája (Tragödie des Menschen) ist in neuer Auflage erschienen mit 17 Illustrationen von Zichy.

Myrtus unnep (Myrtenfeier) von J. Gergely. Eine kleine Erzählung in Trochaeen geschrieben, in welcher die Trauung eines jungen Paares geschildert ist. Mehrere Teile sind sehr gelungen, doch läßt sich der Dichter allzuoft von seiner Leidenschaft fortreißen und gefährdet dadurch den ruhigen Fluß und die Schönheit des Ganzen.

Das neueste Lustspiel Jókais ist unter dem Titel: Der Narrengraf erschienen. Jókais Humor äußert sich in diesem Werke sehr ergötzend. Ein junger Graf kommt nach Hause, um das Schloß seiner Ahnen in Besitz zu nehmen. Dort empfangen ihn Leute, von denen ein jeder an einer Manie leidet. Der Graf will sich flüchten, doch wird sein Fluchtversuch von einem Schloßfräulein vereitelt. Bald freit er jenes Fräulein und lebt mit ihr glücklich zusammen, nachdem er jene närrischen Diener davongejagt. Dies ist der gutgewählte Text des Lustspieles. Jókai erntet durch dieses Werk wieder nur jene Anerkennung, die ihm schon für seine früheren Werke zugeteilt ward. Alles strotzt von Lebensfrische und dichterischem Geschmack, man lernt viel und lacht dabei.

Von dem jungen talentvollen J. Szilás ist ein Band Erzählungen und Novellen erschienen. Ein Zyklus voll fesselnder Skizzen, dessen Themata aus dem Leben genommen sind. Der Titel ist: Schwärmerische Jahre.

Unter dem Titel: Neue Ausgabe ungar. Klassiker erscheinen die Werke der namhaften ungarischen Dichter, in Heften von 30 kr. Allererst erscheinen die gesammelten Schriften des Kritikers und Dichters Kölcsey, an denen sich in der Reihe der übrigen hervorragenden ungar. Dichter anschließen, wie Csokonai, Kisfaludy, Berzsengi, Tomps u. a. Bis jetzt erschienen 3 Bände, in jedem Band sind 10 Hefte.

Unter dem Titel: „Stille Wellen" erschien ein Band Gedichte von Koloman Pálmai. Es sind teils Übersetzungen (Heine, Coppé, Lamartine, Lenau) teils eigene, meistenteils lyrische Gedichte. Der Verfasser wählte zur Übersetzung die pontischen Perlen erwähnter Dichter. Sein Buch zeugt von großer poetischer Gestaltungsgabe.

Jókais neuester Roman welchen das politische Tageblatt „Nemzet" (Natino) veröffentlicht, ist „Seelenformpreis" (Alélekidomár), Der Roman wird später in 5 Bänden erscheinen.

G. Csikys 25. Schauspiel ist unter dem Titel „Der Eisenmensch" erschienen.

Almanach der Akademie für das Jahr 1888. Außer dem Kalender werden mitgeteilt die Statuten, Stiftungen, der Namensregister der Mitglieder, das Vermögen der Akademie u. s. w. Jeder Stiftung sind gleich die Bedingungen, die mit der Preiswerbung verbunden sind, beigegeben. Auch umfaßt jener Almanach die Arbeiten der Mitglieder.

Gesellschaftliche Betrachtungen und Ideen, kritische Beiträge zur Entwickelungsgeschichte der gesellschaftlichen Ideen von Fr. Medveczky. Der erste Teil dieses Buches behandelt die philosophischen Lehren des Plato und Aristoteles, der zweite die Ideen der berühmtesten Utopisten, während im dritten Teile

die hervorragenden Erscheinungen der Rechts- und Staatsphilosophie der Neuzeit beurteilt werden. Es ist ein belehrendes Buch für jene, welche die Bestrebungen unserer Zeit, unbefangen beurteilt, kennen lernen wollen.

Gedichte von A. Radó. In klangvollen Rhythmen sind diese Gedichte geschrieben, die den talentvollen Dichter kund machen. Am liebsten übersetzt er aus dem Italienischen. Er übertrug Petrarcas ewigschöne Sonette in die ungar. Litteratur und mit seiner klassischen Anthologie erzielte er einen großen Erfolg als Übersetzer. In diesem Bande stellt er uns mehrere französische Dichter vor, wie Hugo, Lamartine, Beranger, Musset, Sonlary, Arvers, Sully Prudhomme, Lecont, de L'isle und Coppé. Die Gedichte des Verfassers sind teils humoristische, satyrische, teils erzählende. Am besten gelingen ihm die satyrischen Gedichte, während die epischen und lyrischen minderwertig sind.

Petőfis neueste Reliquien, herausgegeben von der Kisfaludy-Gesellschaft. Die Schriften, Briefe, Manuskripte, sowie Beiträge über Petőfis Jugendalter sind von L. Baroti zusammengestellt.

Franz Lenkey veröffentlicht in seinem neuesten Werke: „Erinnerungen an mein Leben" seine prosaischen Aufsätze und Gedichte. Weder seine Prosa noch auch seine Poesie sind jedoch darnach angethan, ernstlich beachtet zu werden.

Polnische Litteratur.

— Der verdienstvolle polnische Historiker Dr. Kentrzyński veröffentlicht einen interessanten litterar-historischen Fund: es ist das Bruchstück einer in litterarischer Sprache verfaßten polnischen Nationalepopöe aus dem Ende des XV. Jahrhunderts. Das 72 Hexameter umfassende Fragment befindet sich unter den Manuskripten der Raczyńskischen Bibliothek zu Posen, und schildert eine Fehde polnischer Magnaten. Das erwähnte Fragment scheint ein Abschnitt aus einer Dichtung zu sein, welche die Ilias im kleineren Maßstabe lokalisierend nachahmt. Man vermutet, daß das Original sich unter den gegenwärtig in Petersburg verwahrten Manuskripten befindet, die einst der Zalinskischen Bibliothek angehört hatten. Als Autor läßt sich — ebenfalls nur vermutungsweise — der bekannteste polnische Dichter jener Epoche, Nikolaus Kotricz, bezeichnen. —

— Professor Karlowitz veröffentlicht im Verlage der Krakauer Akademie der Wissenschaften 84 littauische Märchen und Legenden, welche er unter dem Volke gesammelt, und welche für die vergleichende Volkspoesie von hohem Werte sind.

Die letzten Monate brachten manche wertvolle Neuigkeit auf dem Gebiete der polnischen Belletristik. Der talentvolle Adolf Dygasinski veröffentlichte eine Sammlung seiner „Novellen". Auch Hajota (Helene Boguslawska) ließ eine Sammlung unter gleichem Titel erscheinen. Der ungemein produktive Novellist Marjan Gawalewicz tritt als Romanschriftsteller mit einer zweibändigen Erzählung „Die Philister" vor das Publikum. Originell und praktisch erscheint der nun ausgeführte Gedanke der „Neuen Warschauer Verlags-Gesellschaft", kleinere Novellen und Dichtungen beliebter Schriftsteller, Arbeiten, die sonst mit in Zeitschriften veröffentlicht wurden, zu sammeln und vereint heraus zu geben. Unter dem Titel „Licht und Schatten" erschien die erste Sammlung dieser Art; sie enthält Beiträge von Kaszewski, Febelski, Gawalewicz, Konopnika und von vielen anderen.

Auf dramatischem Gebiete verdient Rapacki's, des vielverdienten Schauspielers und Schriftstellers neues Stück: „Boguslawski und seine Bühne" erwähnt zu werden. Von Stanislaus Korlowski, einem der Laureaten des letzten drama-

tiſchen Konkurſes zu Warſchau, wurde auf der Nationalbühne zu Krakau ein neues hiſtoriſches Trauerſpiel „Kaſimir und Eſther“ aufgeführt.

Die neueſte Erſcheinung auf dem Gebiete der ſchönen Litteratur Polens ſind die „Poëſien“ von Alfred Noſſig; ſie enthalten das bei dem dramatiſchen Konkurs zu Warſchau an erſter Stelle zur Aufführung empfohlene Trauerſpiel „Der König von Sion“, welches neuerdings im Lemberger Stadttheater zur Aufführung gelangte.

Polniſche Litteratur im Auslande.

Die „Poſt“ veröffentlicht in ihrem Feuilleton eine eingehende Beſprechung der vielgenannten Erzählung von Sienkiewicz „Mit Feuer und Schwert“, welche gleichzeitig in der „Frankfurter Zeitung“ und in der „Wiener Allgemeinen Zeitung“ deutſch erſchienen war. Das letztgenannte Blatt brachte eine Überſetzung der muſterhaften Novelle Sienkiewicz, „Janko der Muſikant“. — Für das Berliner „Echo“ überſetzt E. Woltheim die im „Kurjer Warscawski“ veröffentlichten Feuilletons des bekannten Novelliſten und Äſthetikers T. Jeske-Choiński, der ſeiner Zeit durch ſein Studium über die deutſche Litteratur ſich von dem internationalen litterariſchen Verkehr ein Verdienſt erworben. Die „Aſtronomiſchen Nachrichten“ bringen in einer ihrer letzten Nummern die Biographie des verſtorbenen ausgezeichneten polniſchen Gelehrten Dr. Jędrzejewicz, weiland Profeſſor zu Warſchau, welcher vom 99. bis 117. Band Mitarbeiter dieſer Zeitſchrift war. Seine letzte Arbeit hatte Kometen Olbers' zum Gegenſtande.

Zu Lille erſchien eine mehr politiſche als geſchichtsphiloſophiſche Schrift „Sobieski et la mission de la Pologne“. — Das letzte Heft der Monatsſchrift „Bulletin polonais littéraire, scientifique et artistique“ enthält folgende beachtenswerte Beiträge: „Le fonctionaire prussien“ p. Jeske-Choiński, trad. p. L. Mickiewicz, „Projets d'avenir“ p. Zacharjascewicz, trad. p. W. Gasstort, „La redoute d'Ordon“, p. Adam Mickiewicz, trad. p. Jules Perin; Louis Kondratwicz monographie par W. Gasstort.

Böhmiſche Litteratur.

Eduard Jelinek iſt jetzt der hervorragendſte Kenner der ſlaviſchen Litteraturen unter den böhmiſchen Schriftſtellern. Seit Jahren Korreſpondent der hervorragendſten polniſchen und ruſſiſchen Journale unterhält Jelinek eigentlich in erſter Reihe die litterariſchen Beziehungen der Cechen mit den anderen Slaven. Er kennt die ſlaviſchen Länder und Völker ebenſo genau wie ihre Litteraturen und verwendet dieſe Kenntniſſe zu einer außerordentlich ausgiebigen litterariſchen Thätigkeit. Er hat neueſtens wieder zwei Bücher herausgegeben: „Ukrajinské dumy“ (Ukrajiniſche Melancholien) und „Die Damen der älteren polniſchen Salons“. Das erſtere enthält einige novelliſtiſche Kulturſkizzen aus dem Leben der Koſaken in der Ukraine. Sie ſind alle lebenswahr geſchildert und deuten auf die reiche Erfahrung des Autors. Das zweite Buch ſchildert das Leben auf hervorragenden polniſchen Adelsgütern im Anfange dieſes Jahrhunderts und wir müſſen aufrichtig geſtehen, daß wir in dieſer Richtung in der böhmiſchen Litteratur kein zweites ſo intereſſantes Buch beſitzen. Dieſe Schilderungen des Adels, der in Polen eine ſo wichtige Rolle ſpielt, ſind mit ſo vielen einzelnen Details verſehen, daß man überzeugt wird, das Buch könne nur von einem erfahrenen Kenner ſtammen. Und das iſt Ed. Jelinek auch. Seine Kenntniſſe und Erfahrungen in slavicis kleidet er nun in eine gewandte Form und feine Sprache, ſo daß die Lektüre des Buches

einen wahren Genuß bereitet. — Daß Jaroslav Vrchlický ein wahrhaft gottbegnadeter Dichter ist, ein Dichter, der unter den gegenwärtigen europäischen Dichtern einen sehr hohen Rang einnimmt, ist auch in Deutschland hinlänglich bekannt. Doch eine Seite seiner fabelhaften Thätigkeit,*) die für die böhmische Litteratur namentlich wichtig ist, dürfte das deutsche Publikum nicht kennen: es kennt Vrchlický nicht als Übersetzer. Er veröffentlichte 1874 die Gedichte Viktor Hugo's, 1877 Gedichte der neuen französischen Litteratur, 1887 neue Gedichte Hugo's, 1876 die Gedichte Giacomo Leopardis, 1879—1882 Dantes Göttliche Komödie, 1880 und 1887 Gedichte von Leconte de Lisle (zwei Bände), 1886 Gedichte von Thomas Cannizzaro und endlich 1887 eine große Sammlung italienische Gedichte der neueren Zeit. Daß diese Übersetzungen seinen eigenen Werken nicht nachstehen, braucht nicht besonders erwähnt zu werden und kann man speziell um seine Übersetzung der „Göttlichen Komödie" die böhmische Litteratur beneiden. Neuerdings ist nun Vrchlický mit einer Übersetzung erschienen: Tarquato Tasso's Befreites Jerusalem (Osvobození Jerusalema). Er hat diese Übersetzung schon längere Zeit fertig gehabt, aber der Verleger soll gefehlt haben. Bis jetzt ist der erste Band (10 Gesänge) dieser ausgezeichneten Übersetzung erschienen, nach deren Vollendung wir auf dieselbe zurückkommen werden.

Skandinavische Litteratur.

Von dem dänischen Dichter Sophus Schandorph, der sich zur Zeit in Versailles aufhält, wird demnächst bei C. A. Reitzel in Kopenhagen eine neue Sammlung Novellen unter dem Titel „Aus ile de France und Sarö Amt" erscheinen.

*) Vrchlický zählt heute 35 Jahre. Er hat seit 1874 gegen 50 Bände Original- und übersetzter Dichtungen veröffentlicht.

Ernst Lundquist, der schwedische Schriftsteller, giebt zum Frühjahr die dritte Sammlung „Profile", Skizzen und Erzählungen, aus.

Der junge talentvolle finnische Dichter, Karl A. Tadastjerna, der sich in diesem Winter in Stockholm aufhält, hat die letzte Hand an eine Sammlung kleine Erzählungen gelegt, welche zum Frühjahr erscheinen wird.

Der 60jährige Geburtstag von Henrik Ibsen wurde am 20. März d. J. gefeiert, u. a. mit einer im Gyldendalschen Verlag in Kopenhagen erscheinenden von dem norwegischen Schriftsteller Hans Jaeger verfaßten Schilderung von Henrik Ibsen im täglichen Leben, ein Buch, welches auch in Deutschland Aufsehen erregen und bald einen Übersetzer finden wird. Der Inhalt des Buches ist folgender: Ibsen als Schulknabe, Apothekerlehrling, Student, Redakteur, Theaterdirektor und schließlich als der große Verwiesene — zu Hause oder auf Reisen, die mitunter den Charakter von Huldigungszügen angenommen haben. Hans Jäger hat den Dichter sehr genau interviewt und sein Buch wird ohne Zweifel vollkommen zuverlässig sein. — Die Festschrift wird mit Porträts, Zeichnungen und Facsimilés versehen.

„Der Schwiegervater", Lustspiel in 4 Akten von dem schwedischen Dichter Gustav af Geijerstam wurde am 24. Februar d. J. mit großem Erfolg in Stockholms „Södra teatern" aufgeführt.

Die schwedische Schriftstellerin Frau Agrell liegt zur Zeit krank an Gehirninflammation.

Frau Edgren, die begabte schwedische Schriftstellerin, arbeitet in Rom an einer Fortsetzung ihrer Erzählung „En Sommersaga" (ein Sommermärchen).

Par Hedberg, der junge talentvolle schwedische Schriftsteller, hat eine größere Novelle fertig, welche zum Frühjahr erscheinen wird.

Die bei P. Hauberg u. Co. und Jul. Gjellerup in Kopenhagen erscheinende „dänische Volksbibliothek“ (ähnlich wie Reclams Universalbibliothek, ist aber besser ausgestattet und kostet eine Kleinigkeit mehr) hat jetzt herausgegeben: Zwei Erzählungen von Hochländer, übersetzt von cand. mag. C. F. Lindström-Lang und Göthes Egmont übersetzt von Julius Lehmann.

Die „dänische Zeitschrift „Ny ford“ (Neuland) von jüngeren radikalen dänischen Schriftstellern herausgegeben, enthält in ihrem 4. Hefte in Veranlassung Schopenhauers 100jährigem Geburtstage eine Lebensschilderung desselben sowie Beschreibung seiner Weltauffassung (durch S. Hansen), sowie Auszug aus seinem „Parerga und Paralipomena“.

Der bekannte dänische Kritiker und Schriftsteller Herman Bang giebt jetzt eine Gedichtssammlung heraus.

Im Verlage des Gyldendalschen Buchhandels (F. Hegel u. Sohn) erschien „Et Samliv“ von Jonas Lie. Das Buch behandelt das der modernen Litteratur ja nicht neue Thema der Ehe, indem es 25 Jahre Zusammenleben charakterisiert: Mit Illusionen bis über die Haarwurzeln erfüllt, leben Rechtsanwalt Mörk und Frau die erste Zeit ohne weitere Störung ihrer Eintracht. Sie haben „volles Vertrauen im Großen wie im Geringsten“ zu einander, was Lie als Basis glücklichen Zusammenlebens hinstellt. Doch bald mußte sich die Differenz der Interessen zeigen. Er lebt und webt Geschäfte und Spekulationen (guter Art) und hat ihrer Ansicht nach wenig Auge für seine Kinder, die er doch liebt, deren Basis sein ehrenwerter und fester Charakter will. Sie fühlt zum erstenmale die Eifersucht auf seinen alten Busenfreund, der nur von Geschäften spricht, was sie als Zurücksetzung empfindet. Nach diesem durchlebt er eine pekuniäre Krise, die er ihr vorenthält, um sie nicht zu erschrecken. Am Tage der silbernen Hochzeit, welche zugleich Hochzeit der Tochter ist, erfährt seine Frau durch eine Tischrede den ihr verschwiegenen Umstand, und es kommt zu einer Erklärung, welche das Buch beschließt. — „Nichts als Arbeit ist für die Dauer haltbar für den Mann; mit der einen Hand hereinnehmen, aus der andern herausfließen lassen, das geht wie eine Mühle...“ Daneben sind die Charaktere der Beipersonen meisterlich kurz und scharf skizziert — im Ganzen ein Buch, das erleuchtend wirkt, wenn auch vielleicht das Problem etwas einseitig beleuchtet wird. — Reiche Leute, mit Bau- und Kaufplänen beschäftigt, Gesellschaften gebend und besuchend. Es fehlt vielleicht ein Gegenstück, eine Familie, die trotz Ehrenhaftigkeit Mangel leidet.

Doch von dieser Seite soll der Knoten wohl ein andermal von Lie's genialer Feder durchstochen werden?!

Redaktionspost.

Herrn Major v. M. in P. Sie schreiben uns: „Vergelten Sie diesen Buben mit gleicher Münze! Selbst wenn das Corps der Altersschwachen Garde und ihrer jugendlichen Speichellecker mal ausnahmsweise was Tüchtiges leistet, geben Sie den Leuten dennoch Fußtritte wie gewöhnlich. Denn diese Menschen benutzen ja jedes Mittel, jede Infamie ist ihnen recht, um in ihrer tötlichen Angst die Jüngeren zu schädigen. Wir Gebildeten im Publikum freilich lassen uns nichts vormachen! Uns täuscht man nicht. Wenn diese Leutchen doch wüßten, wie man im wahren Publikum, das sie in ihren Litteratenkliquen so nie zu Gesicht bekommen, über sie denkt!! Man lächelt nur über diese Bocksprünge ohnmächtiger Wut, empfindet aber zugleich Ekel vor der Charakterverdernis, die sich dabei offenbart! Mit würdevoller Gemeinheit klammern sich diese Zwerge an jede, aber auch jede kleinste Blöße des wahren Talents, um es vor der blöden Menge lächerlich zu machen oder zu denunzieren. Und ihre schlauste Lieblingstaktik besteht darin: das wirklich Bedeutende mit dem Unbedeutenden, das Große und Größenwahnsinnige in einem Brei so unkenntlich durcheinander zu rühren, daß der Unwissende oder Fernstehende nichts mehr unterscheiden kann. Aber, mögen diese Fälscher es sich gesagt sein lassen: es hilf doch alles nichts!!“ Verzeihung, verehrtester Herr! So herzlich dankbar wir Ihnen für Ihre edle Entrüstung sind, welche ja jeder Vornehmdenkende über solch unvornehmes Gebahren empfinden muß, so täuschen Sie sich doch: das alles ist ja bloß, wie man in Berlin sagt: „fauler Mumpitz“. Nicht Einer von diesen hochachtbaren Männern, der nicht privatim in Korrespondenz und Gespräch ganz anders dächte!

C. in München. Sie schreiben uns (wir unterdrücken die Namen diskreterweise): „Die frechen albernen Hanswürste und Konsorten verdienen, daß man sie auf gemeinschaftliche Kosten verhaut. Diese Roheit der Gesinnung, ohnmächtige Salz- und Witzlosigkeit dieser Mikrokefalen, die sich von ihrem D—ck eine jährliche Revenue heranmästen, womit man zehn wirkliche Genies vom Hungertote retten könnte, müssen Sie mal mit dem Ihnen eigenen überlegenem Hohn schinden und geißeln.“ Weit gefehlt mein Herr! Wir schätzen den Witz dieser feinen Geister ebensohoch, wie unser glorreicher Reichskanzler, der uns hierin Norm ist. Schämen Sie sich!

E. St. in Köln. Ganz gewiß. Etwas Schamloseres als der umfangreiche Lobpsalm auf die „Armen Mädchen“ von Paul Lindau in unserm gemeinschaftlichen Kölner Lieblingsblatt ist uns selten vorgekommen. Diese Leutchen haben eben noch nicht die Anfangsgründe einer litterarischen Kunstanschauung verdaut.

Herrn Dr. **Julius Stinde** in **Berlin.** Lieber alter College! Durch Ihren Äolsharfen-Almanach, Band 2, haben Sie uns wahrhaft erfreut. Wir wenden uns mit unserm Dank speziell an Sie, weil wir vor Erscheinen des Almanachs bei einem zufälligen Zusammentreffen ein längeres Gespräch miteinander pflogen, wobei wir übereinkamen, uns gegenseitige Spott-Freiheit zu gewähren. „Unter Kameraden ist ja alles ganz egal.“ Sie haben redlich Ihr Wort gehalten. Aber auch wir beherzigten den Schlußvers des „Don Carlos“. Jaja, Sie haben das Ihrige gethan, thun wir das unsre!

Herrn **J. Trojan,** Chef des „Kladderadatsch“ in **Berlin.** Auch Sie, geschätzter Meister, als Mitredakteur des Äolsharfen-Almanachs genehmigten wohl unsern Dank für die schöne üppige Spende Ihrer bekannten Witzboldigkeit. Prächtig haben Sie das jüngste Deutschland zu karrikieren verstanden. Wie richtig haben Sie doch Kohlrabi, Th. H August, Gotthold Ephraim Mayer, Isidor Rosenstein und Arminius Carl Blubber („Carl der Größte“) erkannt! Die vier Gedichte, welche Sie aus der Feder des Letzteren bringen, besonders „Bonaparte in Egypten 1798“ spiegeln dessen eigenstes Wesen wieder. — Sollte aber, lieber Kollege, jener Carl Blubber nicht derselbe sein, der einst eine kleine Privatkorrespondenz mit Ihnen pflog, in welcher Sie ihn freiwillig Ihrer Hochachtung versicherten und ihn von dem Jüngsten Deutschland ausdrücklich ausschlossen!? Das war lieb von Ihnen. Auch erklärten Sie, allen Ausfällen im „Kladderadatsch“ gegen das sogenannte Jungdeutschland fernzustehen, mit Ausnahme einer Anulkung des trefflichen O. v. Leixner. Als man Sie aber nun ersuchte, dies in einer Ihrer berühmten Briefkastennotizen öffentlich zu bescheinigen (sintemal wir selbst einen uns gesandten Ausfall auf den „trojanischen Mäusekrieg des Stifteriden Trojan und ähnlicher Mikrokefalen“ unterdrückten), da versetzte Sie dies Ansinnen in hochgradige sittliche Entrüstung. Sie dräuten sogar, Sie würden Ihre bisherige hohe Ansicht von Blubber wahrscheinlich ändern. Nun, nichts für ungut! Ihre Biederkeit rührte uns damals sehr. Und auch heute noch sind wir natürlich überzeugt, daß Sie allen denjenigen Ausfällen immer vollständig fernstehen, welche eine alberne oder gemeine Gesinnung verraten.

Herrn **Schmidt-Cabanis** in **Berlin.** Mit Genugthuung nehmen wir von Ihrer zweimaligen Erklärung Akt, daß Sie mit Ihren reizvollen Injurien gegen den „Dichter mit dem Schmerz“ (der sich von bezahlten „Reklame-Posaunisten zum Genie aufblähen“ läßt, denn „die Familie zahlt die Kosten“; der seinen Welt-Schmerz stets mit diversen Damen vom Ballet zu stillen pflegt,) — alle Andern gemeint haben, nur nicht Den, der — — gemeint war. Bravo! Das heiß' ich offen und mutig gesprochen.

Herrn **Jacobson** in **Berlin.** Wie aber, werter Dichter Berliner Lokalpossen, sollen wir gar Ihnen danken für all Ihre Aufmerksamkeiten! Sie erwähnen im Äolsharfen-Almanach S. 50, indem Sie sich leider dabei des „unbefugten Nachdrucks“ sowie der litterarischen Fälschung schuldig machen, daß ein Gewisser einst im „Kauz“ für ein ihm zugestelltes Ehrendiplom des Allgem. D. Reimvereins öffentlich mit übersprudelnden Dankesworten quittierte. Diese öffentliche Danksagung war gerichtet an „Herrn Orangutangsohn“. Und das haben Sie auf sich bezogen!? Statt aber solche Vermessenheit zu strafen, sammeln Sie feurige Kohlen auf unser Haupt. „Wenn nach der Lehre des Geheimbuddismus Buddhas Seele nach dem Tode in mehreren anderen indischen Weisen Rast auf ihrer Wanderung machte, so muß dieses Gewaltigen Seele schon einmal entweder als Seele Napoleons I. oder Lord Byrons oder beider existiert haben.“ Wie tief! Darin aber thun Sie gewiß Ihren Feinden ein schweres Unrecht, wenn Sie in dem „Brief des Nestors des jüngsten Deutschlands über Humor und Satire“ meinen, wir verachteten diese schönen Dinge. Lesen Sie besonders einen gewissen dreibändigen Roman; da genießen alle Orangutangsöhne mal was Schönes — was ihnen gebührt.

Verantwortliche Leitung: Karl Bleibtreu in Charlottenburg.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.

1888 Nr. 2 (Mai).

Die Zukunft der deutschen Dichtung.

Von Paul Schmidt.
(Leipzig.)

Eine jede Umwälzung, sofern sie von Dauer sein will, muß zugleich zerstörend und erhaltend sein. Indem sie ein Neues, Nichtgewesenes begründet, muß sie den lebensfähigen Keim des Alten in die Umgestaltung hinüberzuretten versuchen. Nur wer die Vergangenheit ganz in sich aufgenommen und verarbeitet, nach allen ihren Teilen durchmessen und durchkostet hat, wer sie ganz beherrscht, weil er sie ganz kennt, darf es wagen für die Zukunft etwas Entscheidendes leisten zu wollen. Nie sind die Zeiten so bestimmt gesondert und getrennt von einander, daß hier das Alte und hier das durchaus Neue beginne, sondern stets ist die Gegenwart das Gesamtergebnis aller vergangenen Bestrebungen und Kräfte. Mit Notwendigkeit erscheinen die Ziele und letzten Zwecke, welche in ihr noch unerfüllt ruhen, dem forschenden Auge nach ihrem ursächlichen Zusammenhang als die laufenden Fäden in dem Gewebe der Zukunft.

Die deutsche Dichtung ist nach der am meisten verbreiteten Meinung eine geschichtliche Thatsache, welche in ihrem Ergebnis und in dem Umfange der Gedanken, auf welchen sie beruht, bereits der Vergangenheit angehört. Wenn man die litterarische Blüteperiode des vorigen Jahrhunderts nennt, glaubt man das Höchste bezeichnet zu haben, was dem Deutschen auf diesem Gebiete zu erreichen beschieden ist. Hier hat er sich ganz gegeben und aus-

gesprochen; hier hat er das Innerste und Tiefste, was ihm zu sagen war, enthüllt; nachdem er alles, was ihn ergreifen, erheben, erschüttern konnte, in diesen glücklichen Jahren erlebt und gedichtet hat, muß er von nun an sich in ewigem Schweigen begnügen. Über Göthe hinaus ist kein Fortschritt möglich. Nur als die Frucht der Jahrhunderte und nur einmal ist es den Völkern gestattet, den Gehalt ihres Lebens in Dichtung und Kunst zu verkörpern und in die Fülle ihrer Gestalten zu verströmen; späterhin bleibt ihnen nur noch übrig immer und immer wieder sich an dem Erreichten zu erfreuen und es in der Erinnerung zu beleben. Wohl hat jede Zeit einen neuen Inhalt und neue Formen des Daseins und Denkens, aber nicht jede Zeit ist wert, der Nachwelt ein Spiegel zu werden.

Betrachten wir die Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts und prüfen sie darauf, ob sie in Wahrheit das tiefste Leben des deutschen Volkes erschöpft hat.

Als den Gipfel aller Kunst bezeichnet man das Drama, denn es vereinigt, soweit dies möglich ist, in sich alle Künste. Dem Auge wird ein bewegtes, farbenreiches Bild vorgeführt, das Ohr erfreut sich an dem Tonfall und Klang der gesprochenen Worte, und endlich dem inneren geistigsten Sinn wird in einer fortschreitenden Handlung zugleich der leidenschaftliche Erguß des Augenblicks geboten. Epos und Lyrik fallen hier in eins zusammen. Im Drama ist es wiederum die Tragödie, welche den ersten Rang behauptet, denn indem in ihr alle Gegensätze der lebendigen Welt in der Nachahmung zusammenstoßen, werden die tiefsten Fragen des menschlichen Daseins durch den Untergang der Schuld gelöst und versöhnt. Tod und Leben bedingen sich wechselseitig. Die Dichtung des vorigen Jahrhunderts nun hat im Drama den höchsten Gipfel nicht erreicht, ja ich stehe nicht an zu behaupten, daß sie überhaupt keine Tragödie geschrieben.

Die Erzeugung des Tragischen ist stets an gewisse Zeiten der Geschichte geknüpft. Eine Zeit, die sich in den Wirren der napoleonischen Kriege zu verlieren drohte, konnte in sich nicht den festen Maßstab finden, nach welchem die menschlichen Dinge zu messen sind. Wer sein eignes Ich zu verlieren fürchtet, steht dem Wesen der Welt nicht als ein Freier gegenüber. Nur auf der höchsten Stufe seiner staatlichen Entwicklung, auf dem höchsten Punkte seines Wohlseins und seiner Macht ist ein Volk imstande, die ganze Tragik des Menschendaseins, in sich versöhnt und beruhigt, zu empfinden und auszuschöpfen. Von den Zeiten des Perikles bis zu den Zeiten der englischen Elisabeth und des französischen Ludwig fiel die Blüte der Tragödie mit der politischen Blüte zusammen. Zu allen Zeiten hat es Dichter gegeben, der große Dramatiker aber ersteht nur, wenn ihm der große Staatsmann die

Wege geebnet hat. Nur von dem höchsten Gipfel des menschlichen Daseins aus sind wir vermögend, in uns selbst die Versöhnung zu finden, um den tragischen Untergang als tragischen ganz zu durchkosten. Wo aber sollte das Deutschland des vorigen Jahrhunderts, dem jedes Gefühl des Staates und somit jeder Maßstab der Geschichte fehlte, den Standpunkt finden, welcher ihm das feste Insichgegründetsein, die sichere Bestandheit gab, um im Wechsel der Geschicke den Mut zur Ertragung des tiefsten Wehs zu finden. Ein Geschlecht von Dichtern, das so in sich selbst die Versöhnung nicht finden konnte, mußte sie in die Seele ihrer Helden legen und somit die wahre Tragik vernichten. Nirgend wagte es das letzte Wort zu sprechen. Wer nicht in der eigenen Brust das volle Gefühl des Lebens hat, wie sollte der den Untergang dessen, in dem er sich selbst verkörpert, zu sagen und zu ertragen imstande sein. Nicht durfte Göthe den Faust, nachdem ihm jeder Wunsch zerronnen, umnachtet von der Verzweiflung, vom Teufel in die Verdammung reißen und sein Hirn an den Wänden zerschmettern lassen, wie eine ungleich kraftvollere Zeit ihn erfaßt hatte, er läßt ihn abscheiden im hohen Greisenalter im Besitze alles dessen, was die Sehnsucht seiner Jugend war, nachdem er in segenreicher Thätigkeit die Sühnung gefunden, zu den Seligen emporgehoben. Der Faust verdient den Namen einer Tragödie nur, wenn man annehmen will, daß das reichst und schönst vollbrachte Menschenleben an sich tragisch sei. Daß der Tasso keine Tragödie sei, hat Göthe selbst ausgesprochen, er findet nicht den Mut, ihn im Wahnsinn enden zu lassen, sondern läßt ihn gerettet den Felsen ergreifen, an dem er scheitern sollte. Im Egmont hat ebendieselbe Furcht vor dem Tragischen zur Einschiebung jener oft getadelten, opernhaften Erscheinung Klärchens geführt, welche ihrem Helden den Kranz reicht, damit er ja vor seinem Tode noch erfahre, daß die Freiheit die er erstrebt, wirklich dereinst sich verwirklichen werde. Gehen wir nun zu dem eigentlich dramatischen Dichter der Deutschen über, so fand Schiller nicht die Kraft — und wer hätte sie ihm verleihen sollen! — seine Jungfrau von Orleans nach dem Vorbild der Geschichte, von ihren Anhängern und Feinden gleichermaßen verhöhnt und entehrt, auf dem Scheiterhaufen ihre Unschuld büßen zu lassen, auch er legt die Versöhnung in die Seele seiner Heldin, statt sie in sich zu finden, indem er Johanna nach kurzem Schmerz entschweben läßt in das Reich der ewigen Freude. Man gehe jedes der dramatischen Epen dieser Zeiten durch, jene Reihe unvergänglicher Schöpfungen, die den Stolz Deutschlands ausmachen, überall liegt das Sühnende, Erhebende, Reinigende in der Dichtung und nicht im Bewußtsein des Dichters. Ich behaupte dies selbst vom Wallenstein, der auf den ersten Blick als das wahre Trauerspiel erscheinen könnte; auch

hier ist das letzte Wort nicht gesprochen. Wallenstein wird sich seines Unterganges nicht bewußt, er fühlt sich auf der stolzesten Höhe seiner Macht und seiner Wirkung; im Schlummer bringt ein kurzer Stich den Unbewußten zum Tode. Es sterben viele, ohne darum Helden einer Tragödie zu sein. Das Schicksal, wird man sagen, sei hier das Tragische; nun wohl, auch Ödipus ist eine Schicksalstragödie, aber wie anders, wenn wir die Wehklagen, die Verzweiflung, die Jammerrufe des Vatermörders vernehmen! Wie anders, wenn wir den Geblendeten in das Dunkel einer armutvollen Zukunft verstoßen sehen! Wallenstein dagegen wäre ein Ödipus, der sein Verhängnis nicht kennt.

Hat die Dichtung des vorigen Jahrhunderts also nur an das Tragische hinangelangt, ohne es jemals zu erreichen, so tritt alsbald eine andere Einseitigkeit zu Tage, die schon seit lange empfunden wird. Sie führt uns das Leben des Einzelnen vor, aber nicht in seiner Stellung und Wechselwirkung zur Gesamtheit. Sie kennt nur die künstlerische Erziehung des Menschen und nicht die politische. In der völligen Gleichgültigkeit, mit welcher sie dem Staate gegenübersteht, liegt ihre Schranke. Diesem Volke von Einzelnen fehlte durchaus das Bewußtsein des Zusammenhalts. Das Leben ist ihnen so ein Schauspiel, dem sie gleichsam zusehen, in welchem sie aber nicht selbst handelnd auftreten. Sie kannten kein Vaterland und kein Volk, wie sollten sie eine wahrhaft nationale Dichtnng kennen? Eine vielleicht nie wieder in dem Maße erreichte Freiheit, Beweglichkeit, Weltbürgerlichkeit mußte so in der Litteratur entstehen, aber sie ist wie ein Baum, der seine Wurzeln in die Luft senkt. Die Blüte des achtzehnten Jahrhunderts war die Verschmelzung des antiken Geistes mit dem modernen, sie war die Aufnahme und Umsetzung fremder Formen fremden Inhalts in das deutsche Bewußtsein. Ein solche Verschmelzung ist doch nur eine Übergangszeit, auf deren gewonnenem Boden sich erst die eigentlich nationale Dichtung erhebt. Das langsamste der Völker hat am spätesten diesen Übergang durchgemacht, aber ich glaube nicht, daß wir uns hieran werden begnügen können. Bis hierhin dachten wir wie die Griechen, Franzosen und Engländer oder wie sie alle heißen mögen, jetzt denken wir deutsch. Bis hierhin erstrebten wir, was wir nun besitzen. Bis hierhin waren wir Diener in freiwilliger Abhängigkeit, jetzt sind wir die Herren. Bis hierhin ließen wir uns treiben, jetzt sind wir es, die den Anstoß geben. Shakespeare, Calderon, ja selbst Corneille und Molière waren national, und wir sollten nie ein Nationaltheater haben? Ich müßte gering denken von einem Volke, das bis jetzt alles erreicht hat, was es erstrebte, das alles besitzt, was es gewollt hat, wenn ich glauben wollte, daß ihm die höchste Errungenschaft einer nationalen Kultur versagt

bleibe. Wieder schreiben wir den Namen des großen Germanen auf unsere Fahnen, unter dem eine frühere Dichterzeit zu siegen hoffte, den Namen Shakespeares, und was einer freudigen, reichen, begeisterten Jugend nicht gelang, jetzt muß es der gesammelten Manneskraft gelingen: indem wir ihn erreichen, größer zu sein als er. Denn soweit das deutsche Volk dem englischen überlegen ist, soweit ist der deutsche Shakespeare über den englischen. Endlich dürfen wir es wagen, unserer selbst einmal froh zu werden; der Chauvinismus wird doch dem deutschen Geiste ebenso fremd bleiben wie das fremde Wort der deutschen Sprache.

Die hauptsächlichste Bedingung zur Bildung eines festen dramatischen Kunststils ist eine volksmäßige Bühne. Unsere Schaubühne hat in der That im vorigen Jahrhundert unter Göthes und Schillers Leitung eine eigenartige Blüte entfaltet, welche ihr Gepräge bis jetzt derselben aufgedrückt hat. Alle möglichen, fremde und einheimische, übersetzte und angeeignete, übernommene und selbstgedichtete Stoffe kamen auf ihr zur Darstellung. Wie damals Deutschland der Boden war für die Kämpfe aller europäischen Heere, die ihre Entscheidungsschlachten auf deutscher Erde schlugen, so war unsere Bühne der Tummelplatz aller ausländischen Dichtungsarten. Eine hohe Schauspielkunst mußte sich auf diese Weise hervorbilden, eine Reihe von Künstlern, welche sowohl den Glanz der französischen Rhetorik wie die Wucht des englischen Trauerspiels, sowohl die verschlungenen Versmaße des Altertums wie die überschäumende Prosa der Sturm- und Drangperiode in gleicher Weise darzustellen verstanden. Seitdem jedoch ist mit der Zeit ein Verfall der deutschen Bühne eingetreten, wie er schärfer nicht gedacht werden kann. Alle möglichen und unmöglichen Kunstgattungen sind auf ihr vertreten, von der Oper bis zur Posse, von der edelsten Leidenschaft bis zum sinnlosesten Gassenhauer. Die Bühne selbst, zur Darstellung des gesprochenen Schauspiels bestimmt, ist in ihrer äußeren Gestalt von den Anforderungen der Oper aus hergestellt und eingerichtet. Das einstige Festspiel, welches freudigen Tagen die Weihe der Kunst verleihen sollte, ist zu einer alle Abende geöffneten Vergnügungsanstalt herabgesunken. Nicht mehr wird es nach künstlerischen Gesichtspunkten, wie einst zur Weimarer Zeit, geleitet, das reinste geschäftliche Interesse giebt den Ausschlag. Aus den Künstlern des vorigen Jahrhunderts ist eine Reihe von Virtuosen hervorgegangen, denen alles andere mehr als die Kunst am Herzen liegt; von jüdischen Lippen und jüdischen Schauspielern muß das deutsche Volk die Sprache deutscher Leidenschaft vernehmen. Hier ist kein Raum mehr für die wahre Kunst; mit Abscheu muß man sich von dieser Künstelei hinwegwenden. Wer alle Abende einer stets wechselnden Menge alle Tiefen einer entfesselten

Natur, alle Leidenschaft einer gewaltsamen Handlung vorführen und zeigen soll, dem muß das Tiefste zuletzt zum Ekel und das Höchste zum Spott werden. Dieser Zustand ist so verrottet, eines großen Volkes so unwürdig, daß es sich nicht lohnt ein Wort darüber zu verlieren. Hier ist nichts mehr zu bessern oder zu retten; das Neue muß auf völlig neuer Grundlage errichtet und erbaut werden.

Bereits mehren sich die Anzeichen, welche erkennen lassen, daß man das Verderbliche eines solchen Systems eingesehen hat und der wahren Volksbühne die Bahn zu ebnen versucht. Damit sie ein Festspiel bleibe, möge sie nur zu bestimmten Zeiten des Jahres festlich geöffnet sein. Sie möge die großen Thaten der Vergangenheit dem Volke groß und würdig vorführen. Der Geschichte entnehme sie ihre Stoffe. Damit das Virtuosentum mit seinen verächtlichen Auswüchsen verbannt bleibe, soll das Volk selbst als Schauspieler auftreten. An die Stelle der hohlen Deklamation unserer Berufsschauspieler möge ein einfacher Vortrag treten, wie zu den Zeiten der Shakespeareschen Bühne. Die ewigen Verwandlungen, Zwischenpausen und Unterbrechungen sollen möglichst beschränkt werden. Doch in der Hauptsache scheint mir das Herrigsche Festspiel unzulänglich zu sein: es wendet sich an bestimmte Kreise des Volkes und denkt als den Hauptzweck des Theaters die sittliche Hebung der Massen. Ist denn der alte Zopf noch nicht verschwunden? Leben wir noch in den Zeiten der moralischen Anstalten? Zweck der Bühne ist nicht Besserung des Volks, sondern Schöpfung der Kunst. Daß eine Kunst erschaffen werde, allen Geschlechtern zum Spiegel und Vorbild, ist der einzige Gesichtspunkt, den wir mit der Bühne verbinden sollen. Das deutsche Drama soll erstehen, alles übrige ist gleichgültig. Bereits besitzen wir ein deutsches Singspiel, und das Werk Richard Wagners ist es, welches wir auch für das Schauspiel verwirklichen wollen. Richard Wagner ist der erste deutsche Dichter, der deutsche Stoffe in deutschen Formen behandelte. Seine That wird ewig bewunderungswürdig bleiben. Was man auch über ihn sagen möge, er hat das wahrhaft Große erschaffen, denn in der lebendigen Fortwirkung liegt die Größe. Sein Werk kann nicht stille stehn; laßt uns ihn nicht bewundern, laßt uns in seinem Geiste handeln. Als ein Lebendiger stehe er unter uns und die Jahrhunderte mögen ihn ewig neu in uns erzeugen. Das Schwerste hat er vollbracht, wie viel leichter wird es uns auf seiner Errungenschaft zu fußen. Die Musik ist die schnellste der Künste, die sich am ersten entwickelt, und da immer das Gleichmaß die sichtbare wie die unsichtbare Welt beherrscht, so hegen wir die gegründete Hoffnung, daß ihre Schwesterkünste hinter ihr nicht zurückbleiben werden. Es durchglühe uns und ganz erfülle uns die nie zu

beugende Schnellkraft seines Geistes, alles muß dem gelingen, der sich an solchem Vorbild stärkt.

Ist somit von der Umgestaltung der Bühne ein Höhepunkt des deutschen Dramas zu erhoffen, so beginnt auch auf dem Gebiete des Epos, welches in unseren Zeiten durch den Prosaroman vertreten wird, eine umfassende Änderung sich bemerkbar zu machen. Man will das Leben zeichnen, in all seiner Fülle und Mannigfaltigkeit, seinen Höhen und Tiefen, seiner Kraft und Wahrheit, wie es leibt und lebt und täglich verschwenderischer sich entfaltet, wie es ist und nicht wie es sein sollte. Trinken will man an den Brüsten der Natur und schöpfen aus dem Unerschöpflichen. Durch die Hebung der Wissenschaften, die gänzliche Veränderung aller sozialen Verhältnisse in unserem erfindungsreichen Jahrhundert, durch die frohe Thatkraft eines kriegerischen Volkes ist eine völlig neue Zeit heraufbeschworen worden, und sollte sie nie in dem Geiste eines Dichters zum wahren Bewußtsein ihrer selbst gelangen? Wie so oft, so geht auch heute von dem begabten französischen Volke die Anregung aus. Was Zola mit unzulänglichen Mitteln versuchte, wir wollen es zum Abschluß bringen. Seine Einseitigkeiten übersehen wir, den echten Kern nehmen wir herüber. In unsern Boden verpflanzt, wird er sich schöner entfalten. Es sei keine Schande für uns, daß wir wiederum bei den Franzosen in die Schule gehen; wir verdanken ihnen die Anregung, die Vollendung gebührt uns.

Und so möge denn die heilige und fruchtbringende Zeit herannahen, wo es dem deutschen Volke wieder vergönnt ist, in Dichtung und Kunst sich zu ergießen und auszuleben. Zu dem Lorber der Thaten und des Krieges, der jetzt unsere Schläfe umgrünt, lasset uns den schon gewonnenen dichterischen Lorber mit neuen Zweigen beleben. Die Hauptstadt des deutschen Reiches sei auch die Hauptstadt der neuen Kultur. Von Norddeutschlang gehe diesmal die große Bewegung aus, und wenn der Norden bis jetzt in dem festen Gefüge des Staates und der rauhen Rüstung der Waffen sein innerstes Sein erfüllt sah, so möge er nun im ergreifenden Spiele der Dichtung die Thaten der Vorwelt wieder heraufführen. Von Bismarck wollen wir lernen, was wir einmal gelernt nie wieder vergessen können: mit Bewußtsein groß zu sein. Ihm, dem wir alles verdanken, verdanken wir auch die Hoffnung, die wir jetzt im Herzen hegen. Wenn wir die Gegenwart recht verstehen, wird wohl die Zukunft unser sein.

Zur Shelley-Litteratur.

Von Dr. August Weiß.
(Wien.)

Auch in den Ehrenhallen, welche jede Nation ihren großen Männern errichtet hat, wohnen die Geister nicht leicht bei einander und oft genug stoßen sie hart wie im Erdenleben zusammen. Der Ruhm ist eben dem Wandel unterworfen, gleichwie die Leuchtkraft der Sterne von deren Stellung zu Sonne und Mond abhängt. Im Sonnenlicht verschwinden sie alle, und nur der Mond erlaubt den kleineren Himmelslichtern, wenn sie ihm nicht allzu nahe kommen, sich in ihrem bescheideneren Glanze zu zeigen. Auf dem Himmel des Parnasses ist die Sache freilich noch viel komplizierter. Da haben nicht einmal die Sonnen eine sichere Bahn, die sie immer in richtiger Erdennähe hält, damit sie ihren Bewunderern blendend genug erscheinen, und oft genug zerschellt eine solche Sonne an der andern. Solchen Sturz haben schon manche große Geister erlebt, die mit ihren Gedanken ganze Zeitalter erleuchtet und erwärmt hatten.

Eine derartige Störung hat in unseren Tagen Shelleys Namen in dem Reigen seiner großen und unsterblichen Zeitgenossen hervorgerufen. Man müßte eine englische Litteraturgeschichte auf den Stand der heutigen Shelleyforschung bringen, um zu begreifen, wie sehr sich die Konstellation jener Epoche verändert hat. Und wenn man gar einen Vergleich anstellt zwischen der geringen Anerkennung, die der Dichter zu seinen Lebzeiten gefunden hat, und dem Cultus, der dem Namen und den Werken des Dichters heute an der Themse gewidmet wird, so gewinnt man die Anschauung eines Wandels der Geister, wie er nicht überraschender gedacht werden kann. Ein kleiner Teil des Ruhms, der heute Shelleys Namen umstrahlt, hätte dem durch die Teilnahmslosigkeit seiner Zeitgenossen schwer entmutigten Dichter große Befriedigung verursacht. Während heute in sorgfältigen und prachtvoll ausgestatteten Ausgaben jeder Vers und jede Zeile von des Dichters Hand ohne Rücksicht auf deren poetischen Wert mit peinlicher und fast kleinlicher Gewissenhaftigkeit gesammelt wird und das Interesse an dem in jeder Beziehung denkwürdigen und bewundernswerten Leben des Dichters so groß ist, daß die hervorragendsten englischen Litterarhistoriker wetteifern, dasselbe in künstlerischen Darstellungen immer wieder aufs neue ins Gedächtnis zu rufen, haben es zu seinen Lebzeiten nur die „Cenci" zu einer zweiten Auflage gebracht, und es konnte sogar geschehen, daß ein im Jahre 1810 unter einem Pseudonym erschienener Band von Jugendgedichten „Original

Poetry by Victor and Cazire", als das tiefere Interesse für den Dichter erwachte, nicht mehr aufgetrieben zu werden vermochte. Wenn auch diese Publikation durch ihren inneren Wert kaum ein längeres Leben verdient haben mag, so beweist dieser Umstand dennoch, wie spät das Interesse und damit die Nachforschungen nach derselben begonnen haben. Shelley hat eben auf seine Zeit so gut wie gar nicht gewirkt und nur von wenigen Freunden und Gesinnungsgenossen verstanden und gewürdigt, ist er in sein Wellengrab versunken.

Die wenigen Leser, die Shelley, als er lebte, noch außerdem fand, waren gegen das Eindringen seiner Ideen nur allzu gut gewappnet. Der Witz Campbells: „Prometheus unbound — das glaube ich, wer möchte ihn wohl binden lassen!" ist in seiner überaus verletzenden Bitterkeit eines der zahmsten Worte, die Shelley zu hören und zu lesen bekommen. Es wurde gegen ihn ein solcher Haß in den damaligen englischen Zeitschriften gepredigt, daß der Dichter sogar das Opfer der gröblichsten Ausschreitung dieses Hasses wurde. Als er einmal auf dem Postbureau von Pisa nach einem Poste-restante-Brief fragte und hierbei seinen Namen nannte, rief ein neben ihm stehender Engländer aus: „Wie! Ist das der verfluchte Atheist Shelley!" und streckte ihn mit einem Faustschlage zu Boden. Man sah in Shelley nur den Träger und Verbreiter revolutionärer Ideen, die dem nach den napoleonischen Kriegen kampfesmüden England höchst unwillkommen sein mußten und sich als greller Mißton in seine schönsten Gesänge drängten, so daß dieselben ungehört verhallten. Heute ist es eben anders geworden. Viele von Shelleys Ideen sind Gemeingut aller Gebildeten geworden, einen anderen Teil derselben hat man sich gewöhnt ohne Gruseln anzuhören, wieder andere sind zur That geworden und zählen zu den herrlichsten Errungenschaften unserer Tage. Die Erinnerung an diese letzteren hat es vollbracht, daß Shelley demselben England heute als Märtyrer gilt, der um des Wohles der Menschheit willen gelitten und geblutet hat.

Im Jahre 1885 haben sich die Verehrer des Dichters, mit dem gelehrten Furnivall, dessen Vater mit Shelley in persönlicher Verbindung gestanden, an der Spitze, zu einer Shelley-Society zusammengethan, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Andenken Shelleys in pietätvollster Weise zu pflegen, ein tieferes Verständnis seiner Werke anzubahnen und seinen Werken die größtmögliche Verbreitung und damit die ausgedehnteste Wirkung zu sichern. Tennyson begrüßte die Eröffnung dieser Gesellschaft, in deren Mitgliederverzeichnis sich die Namen der bedeutendsten Litterarhistoriker und Kritiker des heutigen England finden, mit einem schwungvollen Gedichte. Das Programm derselben gleicht völlig demjenigen der Shakespeare-

Gesellschaften. Die Anzahl der Publikationen, welche heute bereits der Shelley-Society ihr Dasein verdanken, ist eine ganz ansehnliche und der Wert derselben von großem Belange. Insbesondere ist es Buxton Formans Shelley Library, welche großen Beifall gefunden hat. Auch die in Ausführung begriffene Shelley Concordance, ein alphabetisches Verzeichnis aller von dem Dichter gebrauchten Worte und Wendungen, ist in den besten Händen, indem alle namhaften Shelley-Kenner an derselben mitwirken. Wohl die interessanteste That dieser Gesellschaft war jedoch die erste Aufführung der „Cenci", welche am 7. Mai 1886 im Grandtheater stattfand. Derselben ging eine lebhafte Propaganda voraus. Eine billige Ausgabe des Dramas wurde veranstaltet, in deren Vorrede dasselbe als das bedeutendste Stück, welches seit Shakespeare gedichtet wurde, erklärt und mit den gewaltigsten Dramen der Weltlitteratur — deren Zusammenstellung sonderbar genug erscheint — in gleiche Linie gestellt wird, nämlich mit: Sophokles „König Ödipus", Euripides „Medea", Shakespeares „König Lear" und Racine's Phädra. Um auch unter den Schauspielern Shelley-Gläubige zu gewinnen, wurde an Minderbemittelte die billige Cenci-Ausgabe gratis verteilt und für dieselben eigene Freiplätze für den Abend dieser ersten Aufführung reserviert. Der größte Teil des Publikums bestand natürlich aus den Mitgliedern der Shelley-Society und deren Angehörigen und Freunden. Vor diesem Publikum ging die Sache allerdings sehr gut. Die Darstellung war eine sehr sorgfältige. Die Träger der Hauptrollen Vezin (Cenci) und Alma Murray (Beatrice) zeigten sich ihren höchst schwierigen Aufgaben gewachsen. Einige Mängel der Inszenierung, welche in zu großem Respekt vor den Intentionen des mit den Bedürfnissen der Bühne gänzlich unbekannten Dichters ihren Grund hatten, lange deklamatorische Stellen wurden ohne Protest, ja sogar mit Applaus aufgenommen. Das war jedoch vorauszusetzen und der Zweifel ob ein weniger auserwähltes, von geringerer litterarischer Neugierde und stärkerem Appetite nach wahrhaft dramatischer Wirkung erfülltes Publikum den gleichen Gefallen an diesem Experimente gefunden hätte, bleibt wohl berechtigt.

In der vor zwei Jahren erschienenen Biographie Shelleys von Eduard Dowden erscheint zum erstenmale das gesamte in den Archiven von des Dichters Familie vorhandene und von derselben allzu lange zurückgehaltene biographische Material benützt, so daß nun erst quellenmäßige Grundlagen für eine Lebensbeschreibung des Dichters zur Verfügung stehen. Freilich hat Dowden seinen Nachfolgern sehr wenig zu thun übrig gelassen und sein durch Gründlichkeit der Forschung, durch Tiefe des ästhetischen Urteils, wie durch seine künstlerische Form ausgezeichnetes Buch wird für lange Zeit hinaus

nicht übertroffen werden können. Nur nach einer Richtung hin giebt es zu thun: Dowdens Biographie ist zu umfangreich und zu sehr in jedes biographische und litterarische Detail eingehend, um bei dem großen Lesepublikum Eingang und Verständnis finden zu können, und ein Werk, das für eine derartige Verbreitung berechnet ist, thut gewiß Not, insbesondere da die Lebensgeschichte Shelleys um ihres idealen Gehaltes willen sicherlich auf jeden Leser von dem veredelnsten Einfluß sein müßte. Der von der Shelley-Society herausgegebene Shelley-Primer, der in Bezug auf den Inhalt solchen Anforderungen wirklich genügt, ist wohl zu lehrhaft angelegt. In der letzten Zeit sind jedoch zwei Werke erschienen, welche viel tauglicher sein dürften, diese Lücke auszufüllen. Das eine hat Felix Rabbe, ein Franzose, in französischer Sprache*) geschrieben und das zweite ist von dem englischen Litterarhistoriker William Sharp**) in der bekannten trefflichen Sammlung für das große Publikum bestimmter Biographien „Great Writers" publiziert worden.

Das Buch Felix Rabbes, welcher vor Kurzem eine treffliche Prosaübersetzung des Dichters hatte erscheinen lassen, wird als die „unterhaltendste" Lebensgeschichte Shelleys gepriesen und wurde mit Rücksicht darauf auch bereits ins Englische übersetzt. So interessant das Buch für einen Engländer sein mag, insofern er in demselben das Leben und die Werke des Dichters von einem ganz anderen Standpunkte aus betrachten lernt, und so wertvoll es für die Franzosen als die beste und ausführlichste französische Biographie Shelleys ist, so wenig können wir dessen Einbürgerung in Deutschland befürworten, da wir selbst wieder nur einem Werke unserer eigenen Mache die Fehler, die sich in Crabbes Lebensbeschreibung finden, verzeihen könnten. In kritischer Hinsicht ist dasselbe zu apologetisch: Werke minderen Wertes wie „Swellfoot" werden mit den „Cenci" und dem „entfesselten Prometheus" gar zu sehr auf gleichem Fuße behandelt und „St. Irvyne" erfährt eine solche eingehende und ernste Würdigung, wie sie diesem wenig bedeutenden Jugendwerke des Dichters in England selbst noch nie zu Teil wurde und wohl auch niemals zu Teil werden dürfte. In biographischer Hinsicht muß es geradezu wunderlich erscheinen, daß Crabbe die Umstände, die nur allzu sehr darauf hindeuten, daß Shelley, als er ertrank, einem Verbrecher zum Opfer gefallen sei, ganz übergeht. Daneben giebt es Verstöße anderer Art, welche für die französische Gründlichkeit charakteristisch sind, unter denen wir nur den hervorheben wollen, daß Crabbe

*) Felix Rabbe. Shelley: sa vie et ses oeuvres, Paris 1887.

**) Life of Percy Bysshe Shelley by William Sharp. London, Walter Scott.

Pitt noch im Jahre 1809 leben läßt. Dagegen scheint uns Sharps kaum zweihundert Seiten starkes Büchlein den Zweck, für den es bestimmt ist, vollkommen zu erfüllen. Es ist wirklich ein lesbarer, auf der Höhe der gegenwärtigen Shelleyforschung stehender kurzer Lebensabriß des Dichters, dessen künstlerische Form durch die eingeflochtene Darlegung der geistigen Entwicklung desselben, wie sie sich in den einzelnen Werken offenbart, keineswegs beeinträchtigt wird. Sharp will nichts Neues bringen, allein auch das, was er bringt, setzt jene tiefe Kenntnis des Gegenstandes und jenen Kunstverstand voraus, über den er in so reichem Maße verfügt. Er hat ein kleines Kunstwerk geschaffen, welches an und für sich eine Übersetzung ins Deutsche verdiente, abgesehen davon, daß es auch sonst Alles enthält, was für einen deutschen Leser, dem Muße und Verständnis fehlen, sich in Dowdens Werk zu vertiefen, wissenswert erscheint.

Wie hoch Shelley in den Augen seines Freundes und Leidensgenossen Byron stand, wird uns aus folgenden tiefempfundenen Worten desselben klar: „Shelley war der edelste, liebenswürdigste und am wenigsten weltlich gesinnte Mensch, dem ich jemals begegnet, voll Zartgefühl und von einer von Niemandem übertroffenen Selbstlosigkeit; und seinem hohen Genius gesellte sich eine Einfachheit, die eben so selten als bewunderungswürdig war. Er hat sich ein beau ideal von Allem, was schön, hochherzig und edel ist, gebildet, und er handelte strenge darnach bis auf den Buchstaben". Und so hat Shelley von seiner frühesten Jugend gehandelt bis zu jener unglückseligen Vergnügungsfahrt zur See am 8. Juli 1822, die ihm das Leben kosten sollte. Alle seine herrlichen Vorzüge wie seine Fehler entspringen seinem unerschütterlichen Willen, immer so zu handeln, wie er es als richtig und eines edeln Mannes würdig erkannt. Trotz seiner Verirrungen ist Shelley von solcher idealer sittlicher Größe, daß sich wenige Sterbliche und Unsterbliche mit ihm vergleichen können. Jede Niedrigkeit, ja sogar alle Kleinlichkeit liegt ihm so ferne als den idealsten Helden, die jemals einem Dichtergehirne entstammten. Darum kann man nicht müde werden, dieses Dichterleben immer wieder von Neuem zu studieren und darum ist es auch zu wünschen, daß dasselbe in Deutschland bekannter werde, als es ist. In Körtings „Grundriß zur englischen Litteraturgeschichte" finden wir eine einzige dem Leben des Dichters gewidmete deutsche Arbeit angeführt, nämlich „H. Druskowitz, Percy Bysshe Shelley Berlin 1883", die nunmehr, da sie vor Dowdens Werk erschienen ist, auch bereits veraltet erscheint. Auch an einer entsprechenden vollständigen Übersetzung der Werke des Dichters fehlt es noch. Von der Übertragung der poetischen Werke Shelleys von J. Seybt läßt sich nicht viel Gutes sagen und die treffliche Übersetzung Adolf Strodt-

manns von Shelleys ausgewählten Dichtungen findet nur in Graf Wickenburgs Verdeutschung des „entfesselten Prometheus“ und in zerstreut erschienenen Übersetzungen einzelner lyrischer Dichtungen eine bei weitem nicht vervollständigende Ergänzung. Ist einmal das Interesse für den Dichter bei uns in weitere Kreise gedrungen, so wird es auch nicht an dem Antrieb fehlen, demselben durch Arbeiten, welches ein tieferes Verständnis von Shelleys Werken zu vermitteln bestimmt sind, zu Hilfe zu kommen. Ein solches allgemeineres Interesse an den Werken des Dichters anzubahnen, erscheint, wie bereits bemerkt, Sharps Werk besonders geeignet.

Ein „Enfant terrible“ der Eposdichtung in Italien.

Von Adolf Schafheitlin.
(Rom.)

Die wundervolle Aprilsonne Italiens leuchtet über die durchsichtige Brandung, die Felszacken Nervis und das unendliche Meer. Fern dämmert das formenschöne Vorgebirge Kap Portofino durch den Duft der Nachmittagsonne und der sonst so belebte schöne Strandweg ist um diese heiße Stunde so still, wie jenes weite Landschaftsbild da vor mir. Ich liege im Schatten einiger immergrünen Steineichen, ein kleines, dünnes Büchlein leistet mir Gesellschaft. Es hat mich schon einige Zeit begleitet; aber in solchen dämmerseligen Stunden blättert man darin mit erhöhter Lust. „Skanderbeg, poema profano von Giuseppe Mantica“ lautet der Titel.*) Wer ist Mantika?

Als ich vor einem Jahre mit meinem alten lustigen, ewig versessummenden Begleiter über die Piazza Colonna in Rom ging, wies er mir plötzlich ein kleines, elegantes Herrchen, das vom Corso auf den Platz gebogen und nun mit hastigem, erfreuten Gruße auf ihn zukam. Der Süditaliener verriet sich auf den ersten Blick an dem feurigen Aug' und dem ungezwungenen Wesen, das uns sofort behaglich stimmt. Wir wurden schnell bekannt; und wie es von einem Meridionalen und Schriftstellerkollegen zu erwarten, ging er mit seinem dritten Wort bereits direkt auf sein und unser

*) „Skanderbeg“ v. Gius. Mantica. Rom, Tipografia della Tribuna.

Ziel los, die Poesie. Mir war, als hätten wir uns Jahre gekannt. Sein Erstlingswerk war gerade unter der Presse, Skanderbeg, „poema profano", wie der Titel sagt, eine Art enfant terrible der Epospdichtung, voll guter Laune und viel, sehr viel Übermut.

Es ist die dichterisch ausgeschmückte Geschichte jenes albanesischen Fürstensohnes, der von sarazenischen Seeräubern entführt, in Konstantinopel vom Sultan liebgewonnen und zum Muhamedanismus bekehrt, Anführer seiner Truppen wird, bis er sich schließlich als der furchtbarste Feind der Türken und Rächer seines unterdrückten Volkes offenbart. Von seiner Kraft, seiner Schönheit und seinen Thaten erzählen noch die Volkslieder am jonischen Meer und an den Küsten Süditaliens. Und in Rom zeigt man noch das Haus in der Nähe des Quirinals, wo der ruhmgekrönte Held gewohnt, als er den Papst Urban besucht und von ihm mit Ehren überschüttet wurde. Sein abenteuerreiches Leben ist von Mantika in ottave rime geschildert in jenem frischen, humorvollen Tone, der allen Kennern italienischer Litteratur aus der Poesie des Berni so lieb geworden. Daß Mantika seiner mutwilligen Laune keinen Zügel anlegt, versteht sich von selbst bei ihm, dem Meridionalen, denen allen die Lebenslust und der Wagemut aus den dunkeln Augen blitzt. — Die goldne Leichtigkeit des Lebens erstreckt sich in Italien auch auf die Poesie, wo jedes neue Talent, wenn frisch und lebenskräftig, sicher ist, Anerkennung zu finden. Und so ist auch unser Freund schnell der Liebling eines weitverbreiteten Leserkreises geworden, dem er in den sonntägigen Blättern des „Capitan Fracassa" und des „Fanfulla" manche neue Proben seines Humors geboten, der oft stark mit satirischem Blute gesättigt. Wir erinnern nur an das reizende Gedicht „Per monaca", Giuseppe Mantika ist erst 23 Jahre alt, ein Sohn des sonnigen, orangenduftenden Reggio calabria. Von dem Humor des Gedichtes und seiner Innigkeit mag die folgende Strophe aus der „Bergkanzone" und eine andere vom Schlusse Zeugnis ablegen.

Mein Liebling kam vom dunkeln Jagdgefilde,
  Vom Bergwald stieg herab, der all meinen Sehnen,
Von seiner Schulter hing der Luchs, der wilde,
  Vom Pfeil durchbohrt die sprunggewohnten Sehnen;
Als mich das Wort des Schützen traf, das milde —
  Wie kam's, daß sich mein Aug' umflort mit Thränen?
Du lichter Abendstern, der uns gesehen:
Sag' an, verstehst es du, was mir geschehen?

Gleich wie ein Kammerkätzchen, das soeben
  Den Abschied von der Herrschaft hat erhalten,
Sich aus dem Hause will hinweg begeben
  Und sucht zu trocknen mit den Schürzenfalten

Die Thräne, die nicht floß trotz allem Streben,
Die Glieder zitternd vor den Schmerzgewalten
Und noch Verzeihung stotternd ihrer Sünden:
Muß ich vor Dir mich, teurer Leser, finden.

Wer weiß, wann wir uns wiedersehn? u. s. w.

Ja, das Leben wird als ein Glück empfunden in Italien, dennoch und trotz den gelegentlichen pessimistischen Anwandlungen der Poesie. Und so wird freudig begrüßt alles, was die Freude zu leben besingt, und den Lebensgenuß erhöht. Wie oft sahen wir in kleinen Provinzialstädten plötzlich alle Fenster von lauschenden Mädchen und Frauenköpfen erfüllt, wenn ein Guitarrenspieler, der einen Stelzfuß begleitete, seine melodiösen Romanzen durch die stillen Mittagsstraßen sang, und wie begierig kaufte man ihm das Blättchen ab mit den schönen, weichen Versen. Und drüben am Hafen des rauschenden, plappernden, neugierigen Napoli — weißt du noch, lieber, lustiger Litteraturpilger aus dem Norden, wie wir gemeinsam im Schwarm der gaffenden Fischer und Schiffer Don Nikól lauschten, dem alten Rhapsoden, der mit seinem Knotenstock durch die Luft fuhr, als sei er das gute Schwert Rolands, das die Türkenköpfe heruntersäbelte? Des Abends auf dem Marktplatz beim Schimmer der flackernden Budenkerzen sahen wir den Wackern wieder — jetzt verkaufte er Pomeranzen. Aber als er uns erblickt, da langte er in seinen Busen und holte unter dem Flanellhemd ein verknittertes, vergilbtes Manuskript hervor voll kritzlicher Charaktere; ein neues Heldengedicht in ottave rime, das er selbst in Mußestunden hinter den Orangenkörben ersonnen. Ein Obstverkäufer, der Gedichte schmiedet und das jahrelang mit heiligem Eifer — mag darüber lachen, wer will; ich wünsche nur, man hätte recht oft Gelegenheit, im deutschen Vaterlande über solche Erscheinungen zu lachen! — Hier im Süden gilt die Poesie nicht als etwas Überflüssiges, Unproduktives; sondern jeder hat den Drang nach ihr, wenn er ihn auch oft auf sonderbare, aber nie unschöne Weise zu befriedigen sucht.

Habe ich es nicht selbst aus dem Munde von Aurelio Costanza gehört, dem Dichter der „Helden der Dachkammer“, auf welche Art er litterarisch geboren wurde? Der junge Sizilianer war Soldat in Neapel, was ihn aber nicht hinderte, seiner ungestümen poetischen Sehnsucht in einer Anzahl Liedern und Sonetten Gestaltung zu geben. Er schickte das Bändchen an den Professor Tari. Als dieser des Morgens in den Universitätssaal trat, begrüßte er seine jungen Zuhörer mit den Worten: „Ich habe die Freude, Ihnen mitzuteilen, daß ein neuer Poet in unsrer Stadt weilt im Rock des einfachen Soldaten. Er heißt Aurelio Costanza. Hier haben Sie seine Poesien. Ur-

teilen Sie selbst!" — Und anstatt daß die ewig unzufriedene Kritik nun mit ihren widersprechenden Forderungen die junge Kraft verwirrt und entmutigt hätte, wie das in andern Ländern zuweilen geschehen soll, so kam hier Aufmunterung und freudiger Zuspruch dem schüchternen Poeten zu Hilfe — und die erwarteten Früchte blieben denn auch nicht aus. Seliges Italien, wo das Wort so süß tönt und der Gedanke auf leichtem Wege in die Herzen der Menschen dringt! O auch in andern Landen schlagen Herzen genug, die wohl ein liebewarmes Wort empfangen würden; aber sie erfahren ja nicht, daß es tönt. Denn die Straße durch die Kritikjournale ist lang und dornig, und manch ein Auge, das seine Freude gehabt hätte an dem bunten Schmetterling, sieht ihn nicht. Denn die Dornen haben ihn geritzt und den zarten Staub ihm von den Flügeln gerissen, daß er sein Ziel nicht erreichen kann, wohin er so gern geeilt wäre. Auch zu sterben im Dienste des Edlen ist schön; aber Himmels, aber Götterlust, sein Ziel erjagen: einen sanften Strahl des Beifalls aus verständnisreichen Augen!

Kleines, schmales Büchlein, was hat dein Anblick mir alles zu erzählen gewußt im Lichte des italienischen Meeres. Trag' einen Schimmer davon in unsere nordischen Nebel. Vielleicht gewinnst du auch dort einige Freunde; und sie segnen wohl sehnsüchtig ein Land, wo solche Blüten nicht nur knospen, sondern auch lustig gedeihen können!

Benjamin Vicuña Mackenna.

Von L. Darapsky.

(Santiago.)

Bekannt, wie kein zweiter Schriftsteller im lateinischen Amerika, ist kaum je eine Persönlichkeit so überschwänglich erhoben und zugleich so achselzuckend mißachtet worden, wie Benjamin Vicuña Mackenna. Viel Licht, viel Schatten begleiten ja gewöhnlich das Außerordentliche. Auch fließen große Tugenden und große Fehler nur zu leicht aus einer und derselben Quelle. Ob diese eine lautere ist, darauf kommt alles an.

Der unlängst verstorbene chilenische Autor ist in mehr als einer Be-

ziehung der typiſche Vertreter hiſpano-amerikaniſcher Geiſtesrichtung. Auf der einen Seite wurzelt er im Zeitalter der Unabhängigkeitskämpfe, auf der anderen lebt er voll und wahr für den brauſenden Fortſchritt unſeres Jahrhunderts. Die ganze Unruhe dieſer jugendlichen Freiſtaaten zittert in ihm nach. Leute von ſeinem Schlag beginnen bereits ſehr ſelten zu werden. Denn je mehr der Süden der neuen Welt ſich conſolidiert, um ſo mehr muß er an ererbten Eigentümlichkeiten einbüßen.

Jeder Zoll ein Patriot, ſo möchte man verſucht ſein, Vicuña zu charakteriſieren. Patriot in dem in ſeiner Heimat ganz und gäben Sinne; keine andere Bezeichnung dürfte ſo ſein ganzes Weſen erfaſſen. Wenigſtens giebt es keine Regung innerhalb des Kreiſes nationaler Entfaltung, die er nicht mit vollſter Begeiſterung begriffen und in glänzender Form zum Ausdruck gebracht hätte.

Kaum verſpricht das neue Goldland Kalifornien dem aufblühenden Weizenbau Chiles einen willkommenen Abſatz, ſo nimmt ſich Vicuña die Landwirthſchaft zum Augenmerk;*) die Eröffnung der neuen Kolonieen im Süden Chiles, in denen heute das Deutſchtum blüht, veranlaßt ihn zu Studien über die Einwanderung und ihre Bedeutung für die Entwicklung des Landes;**) den Ausgang der Regierung des Präſidenten Montt (1861) begleitet er mit einer fünfbändigen Geſchichte dieſes wichtigen Abſchnittes,***)

*) Le Chili, considéré sous le rapport de son agriculture et de l'émigration européenne, par Benjamin Vicuña Mackenna. — Paris 1855. 1 vol. 8°, 144 p.

La Agricultura de Chile, memoria presentada a la Sociedad de Agricultura por B. V. M. — Santiago 1856. 1 vol. 4°, 95 p.

**) Bases del informe presentado al Supremo Gobierno sobre la inmigracion estranjera, por la comision especial nombrada con este objeto i redactadas por el secretario de ella, don B. V. M. — Santigao 1865, 1 vol. 4°, 230 p.

A sketch of Chile, expressly prepared for the use of emigrants from the United States and Europe to that country, with a map and several papers relating to the present war between that country and Spain and the position assumed by the United States therein, by Daniel J. Hunter (Pſeudonym). — New-York 1866. 1 vol. 4°, 128 p.

Chili, the United States and Spain, by Daniel Hunter — New-York 1866. 1 vol. 4°, 128 p.

Informe jeneral presentado a S. E. el presidente de la República sobre los trabajos de la Comision directiva de la Esposicion Nacional de Agricultura. — Valparaiso 1869. 1 vol. fol. 624 p.

Bosques i maderas de Chile, memoria presentada a la Comision de la Esposicion Nacional de Agricultura por B. V. M. — Valparaiso 1869. 1 vol. 4°. 91 p.

***) Historia de los diez años de la administracion Montt, por B. V. M. — Santiago 1863. 5 vol. 4°.

die Kriegserklärung Spaniens (1865) beantwortet er mit einer umfänglichen Darlegung seiner Suche nach Kriegsmaterial;*) die Frage der Wasserversorgung der Provinz Santiago zu lösen, unternimmt er eigens eine Reise an die Hochseeen der Cordillern;**) der Streit Chiles und der argentinischen Republik um den Besitz Patagoniens (1878) wird in eingehender Auseinandersetzung erörtert;***) der ruhmreiche Krieg mit Peru zaubert eine kaum übersehbare Reihe zeitgeschichtlicher Werke hervor;†) die Einverleibung der neuen Gebietsteile führt ihn zu Vergleichungen der unterirdischen Schätze der Wüste Atacama und ihrer Wichtigkeit sonst und jetzt;††) das Projekt der transandinischen Eisenbahn findet an ihm einen eifrigen, entschlossenen Verteidiger.†††) Kurz, kein Atemzug, kein Federstrich, der nicht ausschließlich seinem Vaterlande gehörte. Weil aber sein Lebensgang so enge mit dessen Geschick verwachsen ist, wird es schwer, in wenigen Zügen ein Bild davon zu entwerfen, zumal für deutsche Leser, bei denen man keine Vertrautheit mit den Einzelheiten der südamerikanischen Staatengeschichte voraussetzen darf. Möge Vollständigkeit der Quellen, die da bei einem Schriftsteller in seinen Werken zu suchen sind, ersetzen, was der Lebensskizze an Vollendung fehlt.

In Vicuñas Adern fließt germanisches Blut. Geboren in Santiago am 25. August 1831 hatte er zum Großvater mütterlicherseits den ehrenwerten und tüchtigen irländischen General Juan Mackenna, den Sieger vom Membrillar (20. März 1814), dem der Enkel später ein pietätvolles biographisches Denkmal setzte.*†) Sein Vater Pedro Felix Vicuña, das Haupt

---

*) Diez meses de mision a los Estados Unidos de Norte América, como ajente confidencial de Chile, por B. V. M. — Santiago 1867. 2 vol. 4°.

**) Exploracion de la laguna Negra i del Encañado, en las cordilleras de San José i del valle del Yeso, ejecutada en marzo de 1873 por una comision presidida por el intendente de la provincia de Santiago don B. V. M. — Valparaiso 1874. 1 vol. 8°. XIX, 272 p.

***) La Patagonia. Estudios jeográficos i políticos por B. V. M. — Santiago 1880. 1 vol. 4°. XXIV, 355 p.

†) Historia de la campaña de Zarapacá desde la ocupacion de Autofagasta hasta la proclamacion de la dictadura en el Perú, por B. V. M. — Santiago 1880. 2 vol. 4°.

Historia de la campaña de Tacna i Arica (1879—1880) por B. V. M. — Santiago 1881. 1 vol. 4°. 1172, XXII p.

Historia de la campaña de Lima (1880—1881) por B. V. M. — Santiago 1881. 1 vol. 4°. 1216, XXIV p. Mehr siehe unten.

††) El Libro de la plata, por B. V. M. — Santiago 1882. 1 vol. 4°. 719 p.

†††) Al traves de los Andes por B. V. M. — Santiago 1885. 1 vol. 8°. 366 p.

*†) Vida del jeneral don Juan Mackenna, por su nieto B. V. M. — Santiago 1856. 1 vol. 4°. 49 p.

der liberalen Partei, gehörte einer der ersten Familien des Landes an. War er doch der Sohn des Präsidenten Francisco Ramon und Neffe des ersten Erzbischofs von Santiago, Manuel Vicuña.

Die erste Jugendzeit bietet wenig Bemerkenswertes. Zur Advokatenlaufbahn bestimmt, die ja damals wie heute so ziemlich für die einzige einem Patrizier angemessene gilt, kam er nie dazu, diesen Beruf, dessen verhängnisvollen Einfluß auf die Geschicke des Landes er mit vielem Humor geißelt, praktisch zu üben. Eben im Begriff, die Toga des Forums sich anzulegen, traf ihn die Revolution vom Jahre 1851.

Eine tiefe Gährung spaltete damals die Gemüter. Die offiziell proklamierte Kandidatur des verdienstvollen Ministers Manuel Montt fand weder im Volke noch bei den oberen Tausend besonderen Anklang. Die Unzufriedenheit kam zuerst mit dem Straßenkampf des Obersten Urriola vom 20. April zum Ausbruch.*) Sofort schlug sich der heißblütige junge Mann auf Seite der Empörer. Aber beim Betreten der Kaserne festgenommen, entfloh er später in Frauenkleidern ins Lager seiner Freunde nach Coquimbo im Norden, wo man ihn mit dem Befehl der Vorhut betraute, die nach dem Aconcaguathale vorgeschoben wurde, um die Hauptstadt anzugreifen. Aber bei Petorca (14. Oktober) wurde sein Häuflein zerstreut und nun war seines Bleibens nicht mehr.

Über Mexiko, Kalifornien, Canada und die vereinigten Staaten kam er nach England, nicht etwa, um von dort aus den Kampf zu betreiben. Nein, der war überflüssig geworden. Das neue civile Regiment hatte sich im Lande rasch durch Klugheit und Entschlossenheit zu befestigen gewußt. Ganz in der Stille widmete sich Vicuña in der Schule von Cirencester ein volles Jahr lang dem Studium der Landwirtschaft. Hierin hoffte er der Heimat bessere Dienste zu leisten als durch Parteihader und Umtriebe. Seine Schriften über diesen Gegenstand haben die Anerkennung kompetenter Beurteiler gefunden. Nach seiner Rückkehr**) übernahm er die Redaktion der Zeitschrift der Ackerbaugesellschaft,***) an deren Neubegründung ihm als Sekretär kein geringer Teil zufällt.

---

*) Historia de la jornada del 20 de abril de 1851. Una batalla en las calles de Santiago. — Santiago 1878. 1 vol. 4°. 617 p.

**) Pájinas de mi diario durante tres años de viajes (1853, 1854 i 1855) por B. V. M. — Santiago 1856. 1 vol. 4°. 459 p.

***) Estudios sobre la Agricultura europea. Carta dirijida al señor d. Rafael Larrain por don B. V. alumno del Real Colejio de Agricultura de Cirencester. — Valparaiso 1854. 1 vol. 8°. 138 p.

El mensajero de la agricultura. Boletin mensual de la Sociedad Nacional de Agricultura i redactor en jefe B. V. M. — Santiago 1857. 2 vols. 4°. 410,368 p.

Zugleich nahmen nunmehr historische Studien seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Mit achtzehn Jahren bereits hatte er mit einem Aufsatz über die Belagerung Chillans (1813) debütiert,*) jenes unüberlegte Unternehmen, von dem der ehrgeizige Carrera abstehen mußte, während doch in den Mauern der Stadt der Realistengeneral Pareja dem Fieber und der Not erlag. Vicuña bemühte sich, die Verdienste der Brüder Carrera, die ihr unseliger Ausgang gebrandmarkt, nach Gebühr herzustellen.**) Die an prächtigen Charakterzügen reiche Epoche der Befreiungskriege reizte ganz besonders das empfängliche Gemüt des Patrioten. Eine Reihe von Monographieen entsprang dieser leicht begreiflichen Vorliebe.***)

Aber er sollte sich nicht lange glücklicher Muße erfreuen; die Wogen der Politik rissen ihn mit fort. Von neuem schlugen die bei des Präsidenten Montt Regierungsantritt mit Gewalt erstickten Flammen zu loderndem Brande empor bei Gelegenheit der Deputiertenwahl im Herbst 1858. Der Bruch des Staates mit der Kirche, deren Ansprüche mit eiserner Stirn Erzbischof Valdivieso verfocht, gab den nächsten Anlaß dazu. Reform der Constitution von 1833 war die Losung einer Zeitung,†) welche Benjamin Vicuña herausgab. Im Januar des folgenden Jahres berief er mit einigen Freunden eine Versammlung. Sie ward untersagt, Vicuña mit drei Gesinnungsgenossen festgenommen. Die Regierung wollte und mußte um jeden Preis freie Hand behalten. Die Hauptstadt war in Belagerungszustand erklärt. Aber im Norden wie im Süden keimte rasch und drohend die Empörung. Da wählte man einen sicheren und entschiedenen Ausweg, um wenigstens einige der gegnerischen Führer unschädlich zu machen. Eines Tages ward Vicuña mit Anjel Custodio Gallo, dem Dichter Guillermo Matta und seinem nicht minder begabten Bruder Manuel Antonio Matta an Bord

*) El sitio de Chillan, zuerst in La Tribuna vom 9. Juni 1849 publiziert, dann in der Sammlung Miscelánea-Santiago 1872—1874. 3 vol. 4°. abgedruckt.

**) El Ostracismo de los Carreras, los jenerales José Miguel i Juan José i el coronel Luis Carrera. Episodio de la independencia de Sud-América por B. V. M. Santiago 1857, 1 vol. 4°. 553 p.

***) El jeneral don José de San Martin, considerado segun documentos enteramente inéditos por B. V. M. — Santiago 1863. 1 vol. 4°. 98 p.

La guerra a muerte. Memoria sobre las últimas campañas de la independencia de Chile (1819—1824) por B. V. M. — Santiago 1868. 1 vol. 4°. XXVI, 562 p. Dritte Auflage 1876.

El tribuno de Carácas-Valparaiso 1881. 1 vol. 12°. 302 p.

El coronel don Tomas de Figueroa, por B. V. M. — Santiago 1884. 1 vol. 4°. 324 p.

†) La Asamblea Constituyente. — Santiago 1858. 13 Nummern. 20. Oktober bis 21. Dezember.

der englischen Bark Luise Braginton gebracht, deren Kapitän 2000 Thaler erhalten hatte, um die unliebsamen Störenfriede sicher in Liverpool abzuliefern. Umsonst war aller Protest; der hartköpfige Seemann folgte einfach seiner Instruktion; und als ihn seine Gäste in England wegen widerrechtlicher Einkerkerung verklagten, da war Zeit und damit alles gewonnen.

Wenige Tage nach dem Lichten der Anker bekamen die auf so seltsame Weile Exilierten Land in Sicht. Schon wähnten sie die heimatliche Küste wieder gewonnen zu haben. Täuschung; es war Juan Fernandez, das einsame Felseiland im stillen Ozean. Nahezu ein Vierteljahrhundert später schrieb der inzwischen berühmt gewordene Autor die romantische Geschichte dieses merkwürdigen Fleckchens Erde, das sein Fuß nie betreten und dessen Bild seiner regen Phantasie doch seitdem unvergeßlich eingeprägt blieb.*) Verweilen wir einen Augenblick dabei, während der Kiel des Seglers mühsam gegen den Südwind ankämpft, um das gefürchtete Cap Horn zu erreichen.

Juan Fernandez ist die eigentliche Heimat des bekannten Robinson. Seinen Namen führt es nach einem spanischen Seefahrer, der um die monatelange Fahrt von Callao nach Valparaiso abzukürzen, kühn ins offene Weltmeer vordrang, zum Dank dagegen von der Inquisition der ungewohnten Schnelligkeit seiner Reise wegen der Hexerei beschuldigt wurde. Emilio Castelar hat gesagt, was der Don Quijote für seine Landsleute, werde stets der Robinson für die sächsische Rasse bleiben. Und die wahre Geschichte von Alexander Selkirk, dem Vorbilde zu Defoes gefeiertem Roman, ist leicht noch lehrreicher und ergreifender als das wechselvolle Schicksal des Huller Kaufmannssohnes.

Im 16. Jahrhundert bereits besuchten die verwegenen holländischen Seehelden, wie Schouten, L'Hermite und Sharp die schwer zugängliche Insel um Wasser und Holz einzunehmen, wie es heute noch die Robben- und Walfischfänger thun. Sharp setzte sogar einen an der chilenischen Küste geraubten Indier dort aus, dessen Namen Robin dann vom Verfasser des ältesten Robinson verewigt wurde. Auch einige Lucanier von Davis Expedition hielten sich vorübergehend auf der Insel auf, bis sie des Nichtsthuns und Würfelspielens müde, 1690 von Strong sich wieder aufnehmen ließen. Vierzehn Jahre später aber wurde der schottische Matrose Selkirk, der mit Dampiers Schiffen kam, und an und für sich von herbem Charakter, sich mit seinem Kapitän Stradling veruneinigt hatte, auf seinen besonderen Wunsch zurückgelassen, wohl versehen mit dem Nöthigsten. Einige Tage

*) Juan Fernandez, historia verdadera de la isla de Robinson Crusoe. — Santiago 1883. 1 vol. 4°. 834 p.

lang gefiel ihm sein durch bloße Laune erwähltes Los; dann aber, wie er selbst erzählt, überfiel ihn eine unnennbare Melancholie, die er erst allmählich durch Seelenstärke überwand. Als Kleider und Munition zu Ende gegangen waren, lernte er die auf der Insel verwilderten Ziegen im Laufe erhaschen und nähte sich aus ihren Fellen seinen Anzug und die typische Robinsonmütze, die nebst anderem Gerät von seiner Hand im Museum zu Glasgow aufbewahrt wird. Nur die Zudringlichkeit der Ratten machte ihm viel zu schaffen. Mit der Zeit gewöhnte er sich an seine Einsamkeit und gewann sie so lieb, daß er später bitter beklagte, sie je aufgegeben zu haben. Jeden Morgen machte er einen Spaziergang nach seinem Ausguck, einem steilen Felsen, der für gewöhnliche Sterbliche kaum zu erklimmen ist.

Verschiedene Schiffe nahten der Insel, aber unser Einsiedler wollte nicht den Spaniern in die Hände fallen, die ihn als der Hölle entsprungen doch sicherlich getötet hätten. Erst 1709 verstand er sich nach einigem Widerstreben, dem Kapitän Woodes Rogers, an dessen Bord Dampier als einfacher Pilote kam, nach England zu folgen. Es fiel schwer, ihn anfangs zu verstehen, so sehr war er der Sprache entwöhnt. Dagegen existieren verschiedene Verse, die er verfaßt haben soll. Später starb er den Seemannstod.

Nachmals wurde die Insel noch ab und zu besucht, aber der friedliche Schimmer jener ungestörten Robinsonade kehrte nie mehr wieder. Lord Anson erkannte zuerst ihre strategische Bedeutung für Englands wachsende Seemacht. Auf diese Anregung hin dachte das eifersüchtige Spanien, das seither mit der abgelegenen Insel weder als Privatbesitz noch in den Händen des Jesuitenordens etwas anzufangen gewußt hatte, zum ersten Mal daran, dem zuvorzukommen. 1749 schickte im Auftrag des Vizekönigs der damalige Präsident von Chile Ortiz de Rosas eine Truppenabteilung hin, um die Befestigungsarbeiten zu beginnen. Aber bereits 1751 begrub ein furchtbares Erdbeben den neuangekommenen Gouverneur unter den Trümmern, und der Ort blieb fortan Strafkolonie. Viel grausame und ruchlose Szenen spielten sich dort ab, im traurigen Gegensatz zu dem milden Klima, dem lachenden Himmel, dem tiefblauen Ozean, den stolzen Berghängen, den wasserreichen Bächen und prächtigen Palmenhainen. Noch zeigt man die Höhlungen, welche die Gefangenen sich selbst in den Fels graben mußten und worin sie allabendlich eingesperrt wurden, um die häufigen Entweichungen zu verhüten. Dorthin ließ auch der spanische Machthaber Osorio eine Reihe vornehmer Chilenen deportieren, als er 1814 die „patria viéja“ vernichtete. Selbst O'Higgins hielt zur Zeit der Republik das Presidio aufrecht, wie denn überhaupt Chile kaum je einen anderen Genuß aus der Insel ge-

zogen, als die leckeren Hummern, langostas genannt (Palinurus frontalis Edw.), die von dort nach Valparaiso auf den Markt kommen.

Die Mannszucht der Truppen war in jenem abgesonderten Winkel immer schwer aufrecht zu erhalten; ohne Ende mehrten sich die Unordnungen. Um den Aufenthalt einigermaßen erträglich zu machen, hatte man im vorigen Jahrhundert bereits Frauen erbeten, die da bekanntlich

„Flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben."

Vergebens! Greuel schlimmster Art befleckten allenthalben den Boden, und als in den dreißiger Jahren gar Abenteurer aus verschiedenen Weltgegenden dort sich zusammenfanden, breiteten Mordthaten und Racheakte von neuem ihr düsteres Verhängnis über das verlorene Paradies. Noch heute fürchten sich die ansässigen Fischerfamilien bei Nacht den Wald zu betreten, wo die Geister der Erschlagenen umgehen. —

Das alles hat Vicuña in einem stattlichen, illustrierten Band mit bewunderungswürdigem Fleiß und Geschmack zusammengestellt. Schwerlich war auch je eine Geschichte seinem Genius nach Stoff und Behandlung so wohl angepaßt als die der Robinsoninsel.

Unter den bewußten Umständen litt es den edlen Verbannten in Europa nicht lange. Nachdem er in Spanien mit Erfolg die Archive durchstöbert,*) um Dokumente zu sammeln, die auf seine Heimat Bezug hatten, auch auf dem Kontinent sonst gesammelt, was er von Werken über die Geschichte Amerikas nur auftreiben konnte, begegnen wir ihm bereits 1860 wieder in Lima, auch dort in verstaubten Papieren vergraben. Jene Bibliothek amerikanischer Werke**) mit über 3000 Bänden, worunter viele Kostbarkeiten, verkaufte er später der Staatsbibliothek für 5000 Thaler. In Lima fiel aber unter anderen Schriftstücken ein Inquisitionsprozeß in

*) Unter anderen entdeckte er dort das Manuskript Libro de la vida de don Alonso Enriquez de Guzman, dessen Übersetzung auf seine Veranlassung hin Clements R. Markham 1862 in der Hakluyt Society herausgab.

**) Estudios bibliográficos sobre la América española. Catálogo de una biblioteca americana. — Valparaiso 1861. 1 vol. 4°. 61 p.

In eingehender Weise behandelte er auch später die Schätze eines Bibliophilen in: Bibliografía americana, Estudios i catálogo completo i razonado de la Biblioteca Americana coleccionada por el señor Gregorio Beeche, consul jeneral de la República Argentina en Chile, por B. V. M. — Valparaiso 1879. 1 vol. 4°. XXVII, 502 p.

seine Hände, den er unter dem Titel: „Franz Moyen, oder was die Inquisition in Amerika war", herausgab.*)

Der Held dieses Dramas, dessen Bearbeitung heftige Entgegnungen seitens der Geistlichkeit heraufbeschwor, war ein Franzose, der als Kavalier im Stile Ludwigs XIV. erzogen, besondere Fertigkeit in der Tanz-, Fecht- und Malkunst besaß. In der Hoffnung, gute Handelsgeschäfte zu machen, wandte er sich nach Peru, wurde aber in Oruro festgenommen, weil er mit der Obrigkeit in Zwist geraten. Das Duellieren war ohnehin seine Stärke. Auf einige leichtfertige Reden hin ergriff ihn nachher die Inquisition in Potosí, und schaffte ihn nach Lima, wo er zwölf Jahre im Kerker schmachtete, während das heilige Gericht nicht müde wurde, seine Sache aktenmäßig auszuspinnen. Endlich kam Befehl ihn nach Spanien überzuführen und dort endgültig zu verhören. Der San Juan Bautista, auf dem er in Ketten eingeschifft wurde, verschwand indessen spurlos. Vermutlich begruben Henker und Verbrecher die Wellen des Cap Horn.

In der Bibliothek von Lima verfaßte er auch ein Buch über einen Abschnitt der Befreiungskriege in Peru,**) das in wenigen Tagen vergriffen war, ein Ruhm, der nur selten den Rittern vom Geiste zu Teil wird. Höhere Ziele setzte er sich in der Lebensbeschreibung von Bernardo O'Higgins,***) der nach seiner Verbannung in und bei Lima bescheiden, ja ärmlich lebte. Ohne Zweifel der edelste und selbstloseste Charakter, den Chile je besessen, wenn auch kein Politiker, wie ihn die eigentümlichen Verhältnisse seines Vaterlandes verlangten. Nichts weniger als die makellose Wiederherstellung der ganzen Größe des director supremo bezweckte Vicuña, be-

---

*) Francisco Moyen, o lo que fué la inquisicion en América (Cuestion histórica i de actualidad) por B. V. M. — Valparaiso 1868. 1 vol. 4°. 156 p.

Ins Englische übersetzt von James W. Duffy — London 1869.

**) La revolucion de la Independencia, del Perú, desde 1809 a 1818. Introduccion histórica. — Lima 1860. 1 vol. 4°. 272 p.

Zuerst in der Zeitung El Comercio unter dem Titel Lord Cochrane i San Martin begonnen.

***) El Ostracismo del jeneral don Bernardo O'Higgins, escrito sobre documentos inéditos i noticias auténticas, por B. V. M. — Valparaiso 1860. 1 vol. 4°. 476 p.

1882 in zweiter erweiterter Auflage herausgegeben unter dem Titel Vida del capitan jeneral de Chile don Bernardo O'Higgins etc.

La corona del héroe. Recopilacion de datos i documentos para perpetuar la memoria del jeneral don Bernardo O'Higgins. — Santiago 1872. 1 vol. 4°. XII, 651 p. (Offizielle Ausgabe.)

Los últimos dias del capitan jeneral don Bernardo O'Higgins, par B. V. M. — Santiago 1864. 1 vol. 4°. 64 p.

sonders auch gegenüber den kleinlichen Angriffen und gehässigen Verdächtigungen, welche leidenschaftslos betrachtet, von den Vorkämpfern jener großen Zeit auf ihre Neider zurückfallen. Die Aufgabe an und für sich schon macht Vicuñas Herz und Charakter alle Ehre; aber, wie er wohl fühlte, der betretene Weg war reicher an Dornen denn an Ruhm infolge der persönlichen Beziehungen, die er erörtern mußte.

In der That, kaum erlaubte ihm 1861 das alles Parteigetriebe zunächst versöhnende Regiment des neuen Präsidenten José Joaquin Perez unter dem Schutze einer allgemeinen Amnestie sein Vaterland wieder zu betreten, so belangte man ihn wegen jenes Werkes über O'Higgins. Das Urteil eines Geschworenengerichtes in Valparaiso lautete indessen auf vollständige Freisprechung.

Das folgende Jahrzehnt bringt im Großen und Ganzen trotz mancher Zwischenfälle innere Sammlung und stetige Entwicklung. Es ist die Zeit der Reife und Ausprägung seiner in ihrer Art einzigen schriftstellerischen Eigenschaften. Wenig ändert daran seine plötzliche Absendung 1865 nach den Vereinigten Staaten,*) um Schiffe und Waffen gegen das spanische Geschwader zu beschaffen, das Chiles Haupthafen blockierte. Wenn ich nicht irre, lagern noch einige jener Kanonen unbenutzt auf den Wällen Valparaisos.

Ebensowenig tiefere Bedeutung für die Ausgestaltung seiner Anlagen ist dem unüberwindlichen Groll gegen Manuel Montt zuzuschreiben. Dagegen wirft er ein helles Licht auf einen Grundzug seines Wesens, der zugleich seine Unfähigkeit erklärt, ein politisches Programm zu verwirklichen, oder überhaupt nur einen dauernden Einfluß auf die Entwicklung der äußeren Verhältnisse des Landes zu gewinnen. Überhäufte er anfangs Montt und seine Genossen mit den bittersten Vorwürfen,**) weil sie sich an ihm und anderen vergewaltigt hatten, so war er auch später bei ruhiger Einsicht außer Stande, den wahren Verdiensten dieses Staatsmannes gerecht zu werden. Nun war dessen Regierung gewiß kein Ideal; überzeugender als alle Gründe haben die Folgen bewiesen, daß sich Bildung und Fortschritt nicht erzwingen lassen. Es kommt vielmehr bei jeder dauernden Leistung darauf an, vorhandene Bedürfnisse zu befriedigen und neue zu schaffen. Wenn Vicuña aber auch ver-

*) Außer dem obengenannten Werk:

Historia de la guerra de Chile con España (1865—66). — Santiago 1883. 1 vol. 4°. 485 p.

La Voz de América, 19 Nummern, 23. Dezember 1865 bis 21. Juni 1866, einer in New-York von ihm publizierten Zeitschrift.

**) Montt, presidente de la República de Chile i sus ajentes ante los tribunales i la opinion pública en Inglaterra. — Paris 1859. 1 vol. 8°. 31 p.

kannte, was Montts nervige Hand Gutes gewirkt und Segensreiches geschaffen, so geschah dies nicht aus Grimm und Rache oder absichtlicher Entstellung. Solch niedriger Regung war sein Herz durchaus unfähig, wie er es tausendfach bewiesen. Nein, er begriff einfach nicht, wer sein Gegner war und was er wollte.

Und das kam so. Montt, der sich von geringem Herkommen durch eigene Kraft emporgearbeitet, nahm die Welt so wie er sie fand und gebrauchte die Menschen so wie er sie beurteilte. Nüchtern, ruhig führte er Schwieriges durch, weil er jeden an seinen Platz zu stellen sich bemühte. So rief er anfangs die klerikale Partei, aus der er hervorgegangen, ans Ruder, und ließ sie fallen, als sie seinen Plänen nicht mehr gefällig war. Vicuña dagegen war und blieb stets ein Idealist vom reinsten Wasser. Gerade so wie Bolivar, wie Miranda und so viele Freiheitskämpen, träumte er von Gleichheit, Menschenwürde, von Volkswohl und Volkswille und so vielem anderen, das in Südamerika zu Konstitutionen und Gesetzen geführt hat, die auf dem Papier unverbesserlich aussehn, in Wirklichkeit aber nicht gehandhabt werden können. Vielleicht hat nichts den Fortschritt auf diesem jungen Boden so sehr gehindert, als dieses Verkennen der thatsächlichen Umstände. Und doch darf man daraus keinen Vorwurf ableiten, wenigstens keinen für den Charakter. Solche Schwärmer sind nicht zu enttäuschen. Aber da sie keine Fühlung mit der festen Erde haben, geht ihnen auch das richtige Maß für irdische Dinge ab. Diego Portales, der Gesetzgeber Chiles, war auch von dieser Art; und so begreift man, wie Vicuña ihn mit Montt vergleichen und als Tugendmuster aufstellen konnte. Ein staatskluger Kopf, auch ohne ein Machiavelli zu sein, erkennt sofort, daß diese Klasse von Schwärmern im Grunde ebenso wohlmeinend wie unschädlich sind und läßt sie gewähren. Aber die Marquis Posa haben auch nie die Welt errettet. —

Die früheren Lorbeeren des vielversprechenden Autors leiteten ihn unterdessen unvermerkt auf ein anderes Gebiet, das besser seinen Neigungen entsprach; das war das der Geschichte, zumal der amerikanischen Vergangenheit. Von den 40er Jahren her datiert ein bemerkenswerter Aufschwung oder sei es Anfang der Nationallitteratur in Chile. Und zwar richtete sich alle Geisteskraft, welche nicht von der Politik oder dilletantenhaftem Lyrismus aufgezehrt wurde, auf die Erforschung von Archiven und Dokumenten, deren Studium der einzige Zweig wissenschaftlicher Methode geblieben ist, den Chile und vielleicht das ganze spanische Amerika betreibt. Woher diese Vorliebe für das Alte, möchte man fragen; hier wo das Frühere mit dem Jetzigen kaum welchen Zusammenhang hat, wo die Kolonialzeit nur trübe und unerquickliche Erinnerungen bietet. Ebendeshalb weil das Herz kalt

bleibt bei dieſer importierten nicht auf eigenem Grund erwachſenen Kultur, weil Chile mehr als ſeine Schweſterſtaaten einem Nativismus huldigt, der im ſcharfen Gegenſatz zur alles aſſimilierenden nordamerikaniſchen Republik, das europäiſche Element als ein fremdes betrachtet, ſucht es einen Boden an den es ſich anſchmiegen, ſucht es Menſchen von gleichem Fleiſch und Blut, mit denen es ſich befreunden kann. Und dieſe findet der Einzelne je nach ſeinen Bedürfniſſen in der Revolution, in der Kolonie oder in der Konquiſta.

Vicuña, der im übrigen dem Ausland und den Ausländern ſtets gerecht zu werden wußte, fühlt ſich von allen dreien gleichmäßig angezogen oder beſſer, er vermag alle drei Epochen zugleich mit ſeiner Seele zu umfaſſen. Während aber Diego Barros Arona das ſtrenge Faktum hervorkehrt, José Victorino Laſtarria als Vorkämpfer des Liberalismus überall den geiſtigen Fortſchritt zu erfaſſen ſich bemüht, Miguel Luis Amunátegui den Maßſtab der Kritik, wenn auch oft in recht chauviniſtiſcher Weiſe, anlegt, iſt es bei Vicuña ſtets die eigene Perſönlichkeit, die handelnd, redend, ſcherzend mit eingreift. Sein Genre iſt das des Erzählers, des Feuilletoniſten im weiteſten und beſten Sinne des Wortes. Darin liegt der Zauber ſeiner Wirkung, darin der ungeheure Erfolg ſeiner Schriften. Er war, wie er gern mit Stolz erwähnte, der einzige Schriftſteller in Südamerika, der ſeinen Lebensunterhalt mit der Feder erwarb; denn er durfte auf 10 000 Thaler Honorar jährlich rechnen. Und hier zahlt gewöhnlich der Autor die Druckkoſten, ſtatt Lohn für ſeine Mühe zu empfangen.

Dazu kommt noch ein anderes Element. Seine raſch entzündliche Begeiſterung macht ihm die einzelne Perſönlichkeit wert, ſeine warme Anhänglichkeit an die Orte, wo er lebt, legt ihm die Lokalhiſtorie nahe. In letzterer zumal hat er kein Vorbild, aber um ſo mehr Liebhaber.*)

Des Beiſpiels halber nur ein Sittenbild aus dem XVII. Jahrhundert von wahrhaft ſenſationellem Intereſſe: die berüchtgte Quintrala, die nach dem Volksglauben an einem Haar in der Hölle aufgehangen iſt.**) Catalina

*) Dahin gehören außen den gleich zu erwähnenden Werken:

Historia de Valparaiso Crónica 'política comercial i pintoresca de su ciudad i de su puerto, desde su descubrimiento hasta nuestros dias (1536—1868) por B. V. M. — Valparaiso 1869—72. 2 vol. 4°. 404, 366 p.

Historia crítica i social de la ciudad de Santiago, desde su fundacion hasta nuestros dias (1541—1868) por B. V. M. — Valparaiso 1869. 2 vols. 4°. 314, 518 p.

Quintero, su estado actual i su porvenir. — Valparaiso 1874. 1 vol. 8°. 173 p.

Relaciones históricas. Primera série. — Santiago 1877. 1 vol. 4°. 929 p. Segunda série. — Santiago 1878. 1 vol. 4°. 1010 p.

**) Los Lisperguer i la Quintrala (Doña Catalina de los Rios) episodio-

de los Rios, wie ihr eigentlicher Name lautet, war eine Dame von Rang und Gewicht in Santiago, wenn sie auch nicht einmal ihren Namen schreiben konnte. Dafür verstand sie um so besser ihre Sklaven zu Tode zu peitschen. Sie stammte aus dem Geschlechte der Lisperger, deren Stammherr unter Karl V. von Worms nach Peru und mit Hurtado de Mendoza nach Chile gekommen war, wo er es bis zum Hexenrichter brachte. Aus seiner Ehe mit Agathe Blumen, der Tochter eines bayrischen Soldaten und einer reichen Kazikin, stammt die Mutter jenes Scheusals, die auch schon mit Gift umzugehen wußte. Die sogenannte Quintrala begann ihre Laufbahn damit, daß sie ihrem kranken Vater ein vergiftetes Huhn reichte. Selbst einem Geistlichen bedrohte sie mit dem Tode, weil er ihr ihren schlechten Lebenswandel vorhielt. Auf ihrem Landgut in der Ligua versuchte sie dasselbe am Pfarrer, und marterte und tötete ungestraft ihre Untergebenen. Umsonst verklagte sie der ehrenwerte Bischof Salcedo. Die Gerechtigkeit war, wie so oft, taub, weil die Angeklagte über Geld und Verwandte verfügte. Erst 26 Jahre später wurde sie zur Verantwortung gezogen, hatte aber über dem Prozeß Zeit, ruhig in ihrem Hause eines natürlichen Todes zu sterben und mit unerhörtem Pomp beerdigt zu werden. Mehr als ihre 40 Mordthaten verabscheut die Menge ihr Verbrechen am Señor de Mays, einem schwarzen Kruzifix, das in der Prozession vom 13. Mai eine Rolle spielt und das nach dem schrecklichen Erdbeben vom gleichen Datum 1647 in ihr Haus geflüchtet worden war. Wie man sagt, warf sie es eines schönen Tages hinaus mit den Worten: Yo no quiero a nadie, quien me pone mala cara: Afuera! Und von dem finsteren Blick des mönchischen Kunstwerkes, meint unser Berichterstatter, kann jeder sich bei Gelegenheit jenes jährlichem Umzuges selbst überzeugen. Noch zeigt man das Haus wo sie lebte; kein Dienstbote soll lange dort aushalten.

Dankbar wie kaum ein anderer Stoff für den Sittenschilderer, ist gerade dieses Buch eines der schwächsten. Es fehlt Einheit, Charakterzeichnung, Motivierung, kurz alles. Die Auszüge aus den Originaldokumenten ersetzen den künstlerischen Mangel nicht. Noch empfindlicher macht sich dieser Fehler im Cambiaso*) geltend. So hieß der Anstifter des Aufstandes der

---

histórico-social con numerosos documentos inéditos por B. V. M. segunda edicion (die erste Ausgabe brachte die Zeitung El Ferrocarril). — Valparaiso 1877. 1 vol. 4°. 285 p.

El último de los cuarenta asesinatos de doña Catalina de los Rios, relacion escrita sobre documentos inéditos. — Santiago 1884. 1 vol. 4°. 27 p.

*) Cambiaso, Relacion de los acontecimientos i de los crímenes cometidos en la colonia de Magallanes en 1851, escrita sobre numerosos documentos inéditos por B. V. M. — Santiago 1877. 1 vol. 8°. 367 p.

Besatzung von Punta Arenas 1851. Jede neue Seite malt den Bösewicht schwärzer, aber keine läßt erkennen, wo die Brutalität aufhört und der Mensch anfängt. Versöhnlicher wirken die „Leiden und Freuden des ärztlichen Berufes in Chile sonst und jetzt".*) Welche Zeiten, jene, in denen die Jünger Äskulaps mehr Sklaven denn Tyrannen, wie heute waren und der Preis einer Visite von Staatswegen auf nur 4 Realen (2 Mark) normiert war! Alle die genannten Bücher, sowie der lehrreiche Versuch über das Klima Chiles**) und der längst in Bädeckerausstattung neugedruckte Führer der Eisenbahn zwischen Valparaiso und Santiago***) worin allerdings mehr von dem was vordem war, als von Gasthäusern und Sehenswürdigkeiten die Rede ist, stammen aus dem Jahre 1877.

Geht auch allen diesen Schöpfungen des Augenblicks die nötige Vertiefung ab, so besitzen sie dafür einen unschätzbaren Vorzug: Humor. Diese glücklichste aller Gaben ist bei romanischen Völkern nicht eben häufig, bei den Nationen aber, welche aus den Trümmern ewig ernster, schwermütiger Indianerstämme sich erhoben haben, erst recht selten. Darum weiß Mexiko nichts davon, der andalusische Kern der limenischen Gesellschaft dagegen vieles und Geistreiches. Er kommt überhaupt nur einem Höhepunkt innerer Vollendung zu. Man verlange nicht zugleich die Gemütswärme eines Jean Paul; und reicht auch Vicuñas Humor nicht an die lächelnde Überlegenheit von Swift oder Dickens, so ist er doch weit sonniger und reiner als der eines Cervantes oder Lesage, die für ihn als Vorgänger bezeichnet werden könnten. Was man vermißt, ist echte Naivetät, die auch durch die höchste Aufrichtigkeit nicht ersetzt wird. Dafür zeichnet sich Vicuña in allen Lagen durch das aus, was man als Bonhommie bezeichnet und im Umgang leicht höher schätzt als aufopfernde Menschenliebe.

Mit dem Angedeuteten sind wir den Ereignissen weit vorangeeilt. Aber weder die Ernennung zum Mitglied der Universität, 1862, noch die Übernahme der Redaktion des Mercurio, des ersten Handelsblattes in Valparaiso, 1863, noch seine Wahl zum Deputierten, 1864, bringen eine tiefgreifende Veränderung in seine Bestrebungen. Wichtiger gestaltet sich dafür seine

*) Los médicos de antaño en el reino de Chile. La ciencia, la caridad, la beneficencia, la hijiene, los hospitales, los asilos, las maravillas i las barbaridades, de nuestros mayores en materia de médicos i de medicina. — Santiago 1877. 1 vol. 8°. 336 p.

**) Ensayo histórico sobre el clima de Chile, por B. V. M. — Valparaiso 1877. 1 vol. 8°. 490 p.

***) De Valparaiso a Santiago. Datos, impresiones, noticias, episodios de viaje etc., por B. V. M. — Santiago 1877. 2 vols. 8°. 332, 322 p.

Verheiratung mit einer Couſine, 1867, um deren Geſundheit willen er 1870 von neuem Europa aufſuchte. Unter dem Namen San Val ſchrieb er*) mit großem Beifall aufgenommene Korreſpondenz vom Kriegsſchauplatz. Zuerſt auf Seiten der Deutſchen, ſchlug er ſich mit Erklärung der Pariſer Republik ins Lager der Feinde; ein unter ſeinen Landsleuten nicht ganz einzig daſtehender Ausfluß jenes theoretiſchen Idealismus, der beim beſten Willen ſelten das Richtige trifft. —

Mit der Heimkehr eröffnet ſich ihm ein großes dankbares Feld. Am 21. März 1872 zum Intendenten der Provinz Santiago ernannt, beginnt für ihn die Glanzperiode ſeines Lebens. Sein Eifer, ſeine Thätigkeit kennen keine Grenzen. Alles was er für die Verſchönerung der Stadt, für Ordnung, Verkehr, Verſorgung gethan, aufzählen zu wollen, würde eine lange Liſte erfordern.**) Als lautredende Zeugen ſeiner Fürſorge ſtehen vor allem da der Cerro Santa Lucía, ein mitten in der Stadt ſich erhebender Andeſit-Hügel, den er aus einem kahlen Felſen in einen prächtigen Spaziergang umgeſchaffen,***) das Stadttheater, deſſen Bau er vollendet, der Park Conſino am Südende der Stadt, der Camino de Cintura, eine Art Ringallee. Was er ſonſt zur Hebung des Gemeinwohles beigetragen,†) mag dem raſchlebigen Geſchlecht allmälig entſchwinden, für die richtende Geſchichte iſt es unverloren. Wenn etwas geeignet iſt, ſein Andenken dauernd zu heiligen, ſo ſind es dieſe Werke. Mag man über Geſchmacksrichtung und Zweckmäßigkeit im Einzelnen verſchiedener Meinung ſein, hier iſt Großes gewollt und durchgeführt. So viel ſchwerer wiegen Thaten als Worte.

Darüber verſäumte der populärſte aller Beamten nicht, pünktlichſt über

---

*) Guerra entre Francia i Prusia en 1870, Cartas de „San Val", publicadas por Nemesio Marambio. — Valparaiso 1871. 1 vol. 4°. 420 p.

**) La transformacion de Santiago. Notas e indicaciones sometidas a la Ilustre Municipalidad, al Supremo Gobierno i al Congreso Nacional, por el intendente de Santiago B. V. M. — Santiago 1872. 1 vol. 4°. 292 p.

***) El paseo de Santa Lucía. Primera memoria de los trabajos ejecutados desde el 1° de junio al 10 de setiembre, por B. V. M. — Santiago 1872. 1 vol. 4°. 160 p.

Album del Santa Lucía. Coleccion de las principales vistas, monumentos, jardines estátuas i obras de arte de este paseo, por B. V. M. — Santiago 1874. 1 vol. fol. XVII, 55 p.

Guia popular i breve descripcion del paseo de Santa Lucía. — Santiago 1874. 1 vol. 4°. 44 p.

†) Las casas de prendas de Santiago. Memoria i ordenanza presentada al Consejo de Estado por el actual Intendente de Santiago don B. V. M. — Santiago 1878. 1 vol. 4°. 38 p.

jeden ſeiner Schritte ausführliche Nachricht zu geben.*) Die Tagespreſſe reicht ihm dazu nicht aus; er beſchäftigt alle Druckereien zugleich. Dabei fliegen Briefe, Verfügungen, Erkundigungen von einem Ende ſeines kleinen Reiches zum andern. Jeder, auch der Ärmſte hat Audienz, und jeder wird befriedigt. Drei Jahre ſind für den Wohlthäter der Stadt ein einziger Arbeitstag, ohne Unterbrechung, ohne Raſt. Zwei Ausſtellungen**) in demſelben Zeitraum bewältigte er ſpielend, und findet noch Zeit, umherzureiſen und ſich perſönlich von der Lage ſeiner Schutzbefohlenen zu überzeugen.

Konnte, durfte jemand dieſen Leiſtungen ſeine Anerkennung verſagen? Vicuña hat nie eigentliche Feinde beſeſſen; denn er entwaffnete jeden Angriff durch ſeine lautere Herzensgüte. Nun, da alles ihm zujubelte, glaubte er das Begonnene durch höhere Ziele krönen und die Bürgerkrone mit der Präſidentenſchärpe vertauſchen zu ſollen. Im Sommer 1875 trat er als Bewerber um die höchſte Würde der Republik auf. Wohl verhehlte ſich der alte Revolutionär die Schwierigkeiten nicht, die ſich vor ihm auftürmten. Darum ſpannte er alle Kräfte ſeines Geiſtes aufs äußerſte an; der Schriftſteller***) bemächtigt ſich der Rednertribüne.†)

*) Un año en la intendencia de Santiago. Lo que es la capital i lo que debiera ser. — Santiago 1873. 2 vol. 4°. 214, 630 p.

Nueva subdivision política i administrativa del departamento de Santiago. — Santiago 1873. 1 vol. 4°. 157 p.

La verdadera situacion de la ciudad de Santiago. — Santiago 1874. 1 vol. 4°. 115 p.

Las finanzas de la ciudad de Santiago en el año de 1874. — Santiago 1874. 1 vol. 8°. 32 p.

Breve esposicion documentada de los trabajos emprendidos i ejecutados por B. V. M. en la provincia de Santiago i en la capital de la República. — Santiago 1875. 1 vol. 4°. 70 p.

**) Esposicion nacional de artes é industrias en Santiago de Chile, setiembre de 1872. — Santiago 1872. 1 vol. 4°. 120 p.

Esposicion nacional de artes é industrias. Memorias presentadas al certámen i documentos. — Santiago 1873. 1 vol. 4°. LXXX, 176 p.

Catálogo razonado de la Esposicion del Coloniaje, celebrada en Santiago de Chile en setiembre de 1873. — Santiago 1873. 1 vol. 4°. 114 p.

***) El partido liberal-democrático. — Santiago 1876. 1 vol. 4°. XXXIII, 257 p.

Guia del elector liberal para las elecciones de 1876. — Santiago 1875. 1 vol. 16°. 148 p.

La asamblea de los notables, por un liberal sin nota. — Santiago 1875. 1 vol. 16°. 82 p.

La convencion de los pueblos celebrada en Santiago 1875—76, por un demócrata. — Santiago 1876. 1 vol. 4°. 134 p.

La democracia en accion. El viaje de don B. V. M. al sur. — Valparaiso 1876. 1 vol. 93 p.

†) Verſchiedene Reden und Manifeſte 1875—76.

Aber der Beifall der Menge ist noch kein politischer Erfolg. Es war ein verhängnisvoller Irrtum, aus sich und nur durch sich selbst erhoben zu werden. Die chilenische Oligarchie liebt im Stillen durch allerlei Kompromisse Machtangelegenheiten zu ordnen. So war es schon zur Zeit des sogenannten Conde de la Conquista; so wird es immer bleiben. Vicuña stützte sich auf keine geschlossene Partei: alle Liebe und Bewunderung ersetzen diesen Mangel nicht.

Bitter war die Enttäuschung, als er sich kurz vor der Wahl von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen überzeugte. Die Wunde barg seinen Todeskeim. Und wer ist dieser Pinto, den man mir vorzog, pflegte er noch später auszurufen, ein Mann ohne Vergangenheit, ohne Ansehen, ohne Verdienst!

Und doch, für sein Vaterland war es vielleicht so besser. Nicht daß hochfliegende Geister immer schlechte Regenten sein müßten. (Sarmiento und Mitre in der argentinischen Republik waren vorzügliche Präsidenten und zugleich Sterne erster Größe am nationallitterarischen Himmel.) Aber den Krieg mit Peru-Bolivien hätte wohl alle Begeisterung nicht so glücklich gewendet wie kalte, berechnende Überlegung. Es ist bekannt, daß die Entscheidung mehr als auf den Schlachtfeldern im Kabinett der Moneda (Münze und Regierungsgebäude zu Santiago) und seinem wohlgeordneten Mechanismus lag.

Ohne Murren zog sich der gewesene Kandidat in sein trauliches Heim am Camino de Centura zurück. Er bedurfte nicht der Ruhe (die gönnte er sich nie), aber der Sammlung, um die Bücherhaufen, Handschriftensammlungen und Privatnotizen, die er zusammengebracht, zu verarbeiten. Dutzende*) von dickleibigen Oktavbänden waren die Frucht solcher Emsigkeit; einige davon haben wir früher herausgegriffen.

---

*) Es erübrigt hier nachzutragen:

Don Diego Portales (con mas de 500 documentos inéditos) por B. V. M. — Valparaiso 1863. 2 vol. 4°. 882 p.

Don Juan Manuel Rosas delante de la posteridad. — Lima 1861. 1 vol. 8°. 68 p.

Lautaro i sus tres campañas contra Santiago 1553—57. Estudio biográfico segun nuevos documentos por B. V. M. — Santiago 1876. 1 vol. 4°. XI, 132 p.

Juan María Gutierrez. Ensayo sobre su vida i sus escritos. — Santiago 1878. 1 vol. 4°. 175 p.

Manuel Pardo, ex-presidente del Perú. Breves apuntes i revelaciones sobre su vida. — Santiago 1878. 1 vol. 4°. 68 p.

Historia general de la República de Chile, desde su independencia hasta nuestros dias, correjída i considerablemente aumentada, publicada con notas i comentarios por B. V. M. — Santiago 1866—82. 5 vol. 4°. XXVI, 3014 p.

Ein schönes und über alle Kritik erhabenes Unternehmen ist auch die Herausgabe des umfänglichen Geschichtswerkes des Jesuitenpaters Diego Rosales,*) die ältesten und zuverlässigsten Nachrichten über Chile enthaltend. Um 12000 spanische Realen hatte er, der selber kaum mehr Reichtümer besaß als ein Klosterbruder, d. h. eben so viel, als seine Ausgaben verlangten, das Manuskript von dem bekannten Bibliophilen Salvá in Valencia erstanden. Und da sein Verlangen, die Regierung möchte den Druck übernehmen, kein Gehör fand, veranstaltete er auf eigene Kosten im Wege der Subskription, was er für eine Ehrensache des Vaterlandes hielt, ohne an Ausstattung zu sparen.

Mitten in diese gelehrte Muße fiel die Kriegsbombe. Vicuña begriff sofort vollkommen, wo sein Platz war. Mit geflügeltem Wort befeuerte er die Truppen, mit prophetenhafter Entrüstung wehrte er dem prahlerischen Hochmut der Feinde. Rat, Hülfe, Ermunterung hatte er für jeden jederzeit. Den Soldaten wurde er ein Helfer und ein Freund, ihren Familien ein zweiter Vater. War er seither das Ideal des gemeinen Mannes, so wurde er nun der Abgott des Heeres. Sein stilles Haus vor Santiago, sein Landgut Santa Rosa de Colmo im Aconcagna-Thale verwandeln sich in ein zweites Hauptquartier, wo täglich Briefschaften und Telegramme ohne Zahl zusammenströmen. Ohne sich in die Leitung des Feldzugs zu mischen, begleitet er jede Bewegung wie ein guter Schutzengel. Er lebt überall zugleich, er hört jede Bitte an, vermittelt jedes Gesuch. Er gründet eine eigene Zeitung,**) bald darauf eine zweite.***) Und bei aller Vervielfältigung bleibt er ruhig in der Gefahr, zielbewußt in der Freude. Kurz, wenn je, leistete er hier, was kein anderer gekonnt hätte. Nichts war ihm zu klein, nichts zu groß; es war sein letzter, schönster Triumph.†)

Still und unmerklich, wie der Salpeterkrieg ausging, verblaßte von da ab sein Gestirn. Kein Rückgang, kein Abfall und doch war das weitschimmernde Meteor dem Niedergang nahe. Als er seine Wähler von Coquimbo, welche ihm 1879 einen Sitz im Senat anvertraut,††) noch vor

*) Historia jeneral del reino de Chile, por el R. P. Diejo de Rosales. Publicada, anotada i precedida de la vida del autor i una estensa noticia de sus obras. por B. V. M. — Valparaiso 1877. 3 vol. fol. 1680 p.

**) Nuevo Ferrocarril. — Santiago 1879—81. 174 Nummern.

***) La Nacion. — Valparaiso 1881. 114 Nummern.

†) Las dos Esmaraldas. — Santiago 1879. 1 vol. 4°. 776 p.
El Album de la gloria de Chile. — Santiago 1885. 1 vol. fol. 622 p.

††) La eleccion de senador por la provincia de Coquimbo. — Santiago 1879. 1 vol. 4°. 56 p.

Ablauf seiner Periode bat, ihn nicht wieder zu wählen,*) da fühlte er deutlich, daß seine Kraft nicht mehr die alte war. Und doch stand er noch in rüstigen Jahren, in jenem Alter, wo der Geist die Früchte der Erfahrung einzusammeln beginnt, um wirklich Vollendetes zu schaffen.

Nicht so bei ihm. Zuweilen wandelte ihn eine tiefe Trauer an. Er sah sich verkannt, mißachtet. Er mußte erfahren, daß man seine bestgemeinten Vorschläge im Parlament einfach beiseite schob. Seine Geschichtswerke gaben zu manchen Zweifeln Anlaß. Viele, deren Urteil er achtete, verwarfen sie rundweg. Strenge Kritiker schalten ihn sogar einen Charlatan. Darüber erlahmte aber nicht sein Eifer fürs allgemeine Beste. Seine Trilogie**) über den Reichtum Chiles an Gold, Silber und Kupfer ist nicht nur auf solider Grundlage und wertvollen Erkundigungen aufgebaut; sie ist auch trotz aller Unzulänglichkeiten im einzelnen das Einzige was bisher in diesem bergbauenden Lande geschrieben wurde. Auch seine Schrift Dolores,***) dem Andenken seiner Schwester gewidmet, ist würdig des Verfassers. Aber seine eigene Schaffenslust erdrückte ihn. Er hatte sich aufgezehrt im Umherschweifen auf den entlegensten Gebieten. Nicht alles ist einem Sterblichen vergönnt. Eine schleichende Krankheit brachte ihn zu Falle, rascher als seine Freunde glaubten. Er verschied zu Colmo am 25. Januar 1886 voller Entwürfe,†) ein Jüngling mit weißen Haaren . . .

Man hat an seinem Grabe viel deklamiert von unersetzlichem Verlust und ähnlichem. Täuschen wir uns nicht. Trotz aller Demonstrationen, die man ja hier zu Lande nur zu sehr liebt, starb er für seinen Ruhm nicht zu früh. Von den 160 Bänden mit 43402 Seiten, die man herausgerechnet, daß er hinterlassen,††) von denen der größte Teil vergriffen und

---

*) Seis años en el Serrado de Chile, carta política a los electores de Coquimbo. — Santiago 1884. 1 vol. 8°. 37 p.

**) La edad de oro en Chile. — Santiago 1881. 1 vol. 4°. 491 p.

El Libro de la plata. — Santiago 1882. 1 vol. 4°. 719 p.

El Libro del cobre, del carbon de piedra en Chile. — Santiago 1883. 1 vol. 4°. 608, XI p.

***) Dolores. Homenaje a la mujer chilena. — Valparaiso 1883. 1 vol. 8°. 166 p.

†) Sein letztes Werk beschäftigt sich mit der Gründung einer neuen Stadt nahe seinem Landgut:

Al galope, descripcion jeográfica i pintoresca de la comarca en que se halla situada la „Poblacion Victoria". — Santiago 1885. 1 vol. 8°. 398 p.

††) Catálogo, por el órden alfabético de sus títulos de las publicaciones que por la prensa hizo don Benjamin Vicuña Mackenna. — Santiago 1886. 4°. 29 p. Vom damaligen Konservator der Nationalbibliothek herrührend. In dieser Zahl sind viele zerstreute und alle Zeitungsartikel nicht mit einbegriffen.

viele mehrfache Auflagen erlebten, werden heute doch nur wenige mehr gelesen. Das Rätsel ist leicht zu lösen.

Ganz abgesehen von dem wirklichen Gehalt seiner Werke ist schon die leichte, spielende Art, mit welcher er alles vorbringt, im allgemeinen seinen Landsleuten wenig sympathisch. Ein gravitätischer Ernst wirkt bei ihnen leicht Wunder; jede scherzhafte Behandlung weckt Verdacht, daß überhaupt kein Ernst dahinter stecke. Eigentlich sind es überhaupt nur privilegierte Naturen, welche bis zu dem Grunde hinab zu tauchen verstehen, aus welchem die Quellen freimütiger Rede wie schimmernde Perlen aufsteigen. Ein Voltaire, ein Quevedo werden immer mit einem engen Kreis von Liebhabern sich begnügen müssen.

Dazu kommt in der That ein nicht ungegründeter Vorwurf. Bei der unerhörten Schnelligkeit, mit der er seine Ideen zu Papier brachte, meistens um sie erst im Druckersatz zu ordnen, und zu vervollständigen, zur nicht geringen Verzweiflung der Setzer, war es unvermeidlich, daß manche Unrichtigkeiten mit unterliefen. Auch schöpfte er nicht immer aus den lautersten Quellen und nahm sich noch weniger die Mühe, verwickelten Fragen bis in die letzten Winkel nachzuspüren. Dazu spielte ihm seine Phantasie wohl den Streich, verschiedene Bilder zu vermengen. Hieraus erklärt sich alles, Le temps n'épargne pas ce que se fait sans lui. Aber daß er absichtlich Irrtum statt Wahrheit verbreitet, ist eine unwürdige Beschuldigung. Als ob er sich bewußt wäre, zuweilen fehl zu gehen, versäumt er nicht, das ganze Rüstzeug erläuternder Dokumente anzuhängen. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, den Text der wichtigeren darunter kritisch zu läutern. Der Plan, eine Gesamtausgabe zu veranstalten, ist indessen gescheitert: ein beredtes Faktum.

Weit schwerer wiegt ein anderer Umstand. Er betrifft nicht sowohl die Behandlung als das Urteil des Autors. Fortgerissen durch den Zauber der Handlung, legt er leicht unbedeutenden Dingen eine falsche Wichtigkeit bei und füllt die Bühne mit gleißenden Kouliſſen statt mit lebenswahren Schauspielern. Ohne den Schein oder Effekt zu suchen, zahlt er ihm harten Tribut; und dieser Makel war bei seiner Veranlagung schlechterdings unverbesserlich. Auch steht er darin nicht einzig da. Ein echter Kindersinn mit seiner Lust an Flittertand und Schaugepränge vereint mit einem Kopf voll all der vielseitigen Ansprüche und strengen Forderungen unseres eisernen Jahrhunderts, sind im lateinischen Amerika nichts Ungewöhnliches.

So beugt auch in Vicuña der Poet, der in ihm steckt, sich willig der Methode exakter Quellenforschung. Mit Stolz kann er bekennen, nie eine

Reimzeile verfaßt zu haben.*) Und doch gilt von ihm Chéniers schönes Wort: Die Kunst macht den Reim, das Herz den Dichter. Nie vielleicht ist z. B. die Eisenbahn mit ihren Segnungen für die Kultur realistischer und zugleich poetischer gefeiert worden, als in den begeisterten Seiten, die er überschrieb: Excelsior. Ohne Zweifel ist dieser Verzicht seiner überschwänglichen Einbildungskraft zum guten Teil das Produkt klarer Erkenntnis, daß das, so man in seinem Lande schöne Litteratur zu nennen pflegt, keinen Keim zu höherer Entwicklung in sich trägt. Gerade deshalb steht seine ungeheure Fruchtbarkeit so einzig, so ganz ohne gleichen da, weil er fast zu jeder Zeile eingehender Vorstudien bedurfte, und nicht wie ein Lope de Vega und andere Romanciers einfach seiner Phantasie die Zügel schießen ließ. Dabei war er gleichwohl nicht nüchtern genug, um die Fäden des Weltengeschicks zu entwirren. Er kennt nur die Epopöe und die Episode. In der Detailmalerei dagegen ist er unübertroffen und seine Zeitgeschichten zumal eine Fundgrube wichtiger Beziehungen.

Und doch: wollte man ihm nachrühmen, daß gerade das Dichterische in seinen Schöpfungen deren Hauptverdienst ausmacht, er würde sich tief gekränkt fühlen. Dabei bleibt es nicht minder wahr, daß, wie er selbst eine Zeit lang die öffentliche Meinung repräsentierte, seine Bücher, unerachtet sie von der Kanzel herab verboten wurden, den einzigen Ersatz für die in Chile faktisch fehlende Roman- und Erzählungslitteratur bilden. Wie ist es möglich, daß sie trotzdem eine so verhältnismäßig geringe Wirkung äußern? Trägt nur der Mangel an Gründlichkeit die Schuld daran? Mit nichten. Denn das Wenigste auf dem Kontinent dürfte eine strengere Prüfung aushalten. Nur schüchtern regt sich hie und da ein Anfang echter Weisheit.

Sein ganzes Schriftstellertum ist vielmehr auf einen Grund gebaut, der nur in seinem Vaterlandsgefühl existierte, auf das Volk. Das war sein Grundirrtum. Er hatte ein so blindes Vertrauen auf sein Chile. Am Fuße der hohen Cordillera giebt es kein Volk, sondern nur eine rohe Masse und ein kleiner Kreis von mehr oder weniger Gebildeten. Alles andere ist Einbildung. Es wäre umständlich, dies hier entwickeln und begründen zu wollen. So schwebt des Lebensgebäude des großen Patrioten in der Luft. Die Gegenwart kann ihm nicht gerecht werden; hoffen wir es von der Zukunft.

Nehmen wir, um dieses flüchtige Gemälde zu beschließen, einmal an,

---

*) Die einzige Novelle, die er 1859 im Kerker begann, hat einen historischen Helden, Diego de Almagro, zum Vorwurf und blieb Bruchstück.

daß Vicuña in Europa erstanden wäre, vollgenährt mit nationalen Traditionen und durchdrungen von tiefinnersten Bedürfnissen. Welches Publikum hätte er dort nicht gefunden, an dem er sich selbst emporgeschwungen zu höherem Fluge, sei es als Journalist, sei es als populärer Geschichtsschreiber! Unsere historischen Moderomane sind wahrlich nicht mit größerer Wärme und Aufrichtigkeit verfaßt, als seine Erinnerungen an die amerikanische Vergangenheit. Ein Görres, ein Menzel, ein Johannes Scherr haben nicht mit mehr Begeisterung geschrieben und gewirkt, wie er. Am meisten gemahnt er an den letzteren. Steckt ihm auch als verhängnisvolle Erbschaft die Phantasmagorie eines Castelar im Blute, so meint er es doch nicht weniger ehrlich und treu in seinem Sinn als der schwäbische Publizist. Ehre darum dem großen Toten! Aus solcher Stimmung wie der angedeuteten, floß nachfolgendes Sonnett, das in seiner Corona fúnebre*) Aufnahme fand:

Das höchste Glück, die göttlichste der Gaben,
Ward Dir beschert, daß jeder, der Dich fand,
Dich liebte, daß vom Kap zum Wüstensand
An Deines Geistes Quell sich alle laben.

Nun bist Du tot! Sie haben Dich begraben
Mit eitlem Pomp. Es sank die treue Hand
Auf ewig. Von den bleichen Lippen schwand
Dein Lächeln allversöhnend und erhaben.

Wohl fühltest Du in edlem Schaffensdrang
Dich oft bedrückt von feindlichen Gewalten,
Die freventlich um Deinen Lorbeer schalten. —

Dein Vaterland entscheide, wenn im Zwang,
Der Zeit das Volk erst zu ersteh'n wird wagen,
Für das allein Dein großes Herz geschlagen.

*) Corona fúnebre a la memoria del señor Benjamin Vicuña Mackenna. — Santiago 1886. 1 vol. 4°. III, 402 p. Enthält zugleich das einzige biographische Material, welches dermalen vorliegt.

Romane und Novellen.

Kretzer entrollt in „Meister Timpe“, diesem im besten Sinne sozialen Romane ein ergreifendes und erschütterndes Gemälde aus dem berliner Leben. Der Kampf der Großindustrie gegen das Handwerk wird in scharfen Zügen geschildert. In „Meister Timpe“ zeigt Kretzer seine eminente Fähigkeit realistischer Schilderung, die diesesmal durch ihre ethischen Motive wohlthuend berührt. Es ist der Kampf des alten Berlins gegen das neue, des guten alten deutschen Bürgertums gegen die herzlosen modernen Streber, der Kampf unserer Zeit, den kein Volk so tief aufgefaßt hat, wie das deutsche. — Auch der Stil Kretzers hat sich wesentlich verbessert.

Im Gegensatz zu Kretzer, dem eigentlichen Meister des realistischen Romans, welcher jedoch teils infolge seines autodidaktischen Halbbildungsganges, teils infolge seiner nüchtern vernünftigen Gemütsanlage stets ins Irdisch-Tierische gebannt bleibt und nirgens zu stoffbeherrschender Gedankenfreiheit sich emporringt, versucht ein jüngster Realist, das erotische Urproblem des Daseins etwas philosophischer zu erfassen. Hans Hildebrand verweilt in seinem Novellenbuch „Ohne Feigenblatt“ (Berlin, Jakobsthal) hauptsächlich bei den Verheerungen, welche das Offizierkorps einer Husaren-Garnison unter der sogenannten weiblichen Tugend anzurichten vermag. Am besten gelang jedoch die scharf gepfefferte „Nora von Sendbach. Eine wahre Geschichte.“ Die Liebeskorrespondenz der liebestollen Schönen, die ihrem treuen Urgermanen-Grenadier und Bräutigam wegen des „kleinen schmächtigen“ Schwadroneurs die fabelhaftesten Hörner aufsetzt, weil Letzterer eben innerlich mehr „Mann“, d. h. zugreifender Sachlage-Beherrscher ist, zeugt von sachkundiger Analyse des weiblichen Herzens. Wir können die etwas sehr feigenblattlosen Novellen allen nicht prüden Seelen warm empfehlen. — Dasselbe gilt von „Moderne Stoffe“ von John Henry Mackay (Großenhein, Baumert & Ronge). Die beiden Novellen sind ausgezeichnet geschrieben, ja, sagen wir es nur geradeheraus, in einem gewissen beschränkten Sinne kleine Meisterwerke. Natürlich Kellnerin-Novellen; die Chansonneuse oder Kellnerin als Märtyrerin. Das ist nicht, wie behagliche Stubenkritiker wähnen, eine Mode gewordene Nachahmung der „Schlechten Gesellschaft“, sondern höchstens ein Beweis dafür, wie tief jenes Buch, mehr instinktiv als absichtlich, in den innersten Nerv der neudeutschen Jugend eingriff. — Wir gestehen, daß wir eine so scharfe boshafte Menschenkenntnis bei dem jungen Lyriker bisher nicht vermuteten. Die erste Geschichte ist „Allen Idealisten“, die zweite „Allen Realisten“ gewidmet! Verstehen wir recht, so birgt sich hier ein greller Hohn, wie in Conradis „Phrasen“. K. B.

„Das Gemeindekind“, Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel. Eine Erzählung aus dem Volke, für das Volk, von einer Dame der Aristokratie geschrieben, die mit dem Volke fühlt. Die Handlung ist erschütternd in ihrer drastischen Einfachheit und überzeugt gerade durch diese. Der Ziegelschläger Martin Holub und sein Weib Barbara waren mit ihren Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, in das Pfarrdorf Kunowic gekommen; der Mann, ein versoffener Schnapsbruder, ermordete des Nachts im Kampfe um die Kirchenschlüssel den Pfarrer und war mit seiner ganzen Sippe flüchtig geworden; man ward der

Leute jedoch bald habhaft, der Mann gestand seine Schuld und das Weib schwieg; für ihn lautete das Verdikt „Tod durch den Strang", für sie, als Mitschuldige, zehnjährige Kerkerhaft. Es trat nun an die Gemeinde die Frage heran, was mit den Kindern zu thun sei; Milada, das Mädchen, ein hübsches Ding, fand Aufnahme bei der Gutsfrau, Pawel, ein wilder unbändiger Junge, fiel der Gemeinde zur Last und ward bei dem Hirten Virgil, einem Trunkenbold gleich Martin Holub, untergebracht. Die Liebe zu Milada war die Achillesverse an dem Knaben Pawel; da er sich aber in seiner stürmischen, unbändigen Art den Verkehr mit seiner Schwester ertrotzen wollte, ward diese nach der Stadt gebracht und dort in ein Kloster gesteckt. Pawel wuchs heran, als der Sohn eines Mörders von Allen mißhandelt und gequält, sich durch wilden Trotz an der Menschheit rächend für den Mangel an Liebe, den diese ihm entgegenbringt. Der Lehrer Habrecht ist der Einzige, welcher Einfluß auf den Buben gewinnt, bei dem er lernt und gefügig ist, und dieser setzt denn auch endlich bei der Schloßfrau durch, daß der Junge seine Schwester Milada im Kloster einmal sehen kann; dort aber, als er der Schwester gegenübersteht, als er nach kurzem Zusammensein im Sprechzimmer, von dieser sich wieder trennen soll, erwacht die ganze Zügellosigkeit seiner Natur und es spielt sich eine erschütternde Szene ab, in welcher er das Kind Milada mit sich nehmen will, in welcher die Kleine bereit ist, ihm zu folgen, und alle Sanftmut und Gefügigkeit über den Haufen wirft, welche die Klosterzucht zu Tage gefördert. Natürlich tragen die Nonnen den Sieg davon und man trennt die Geschwister für immer. Pawel sieht Milada erst nach Jahren wieder, als Novize und als Leiche. Der Knabe ist zum Jüngling herangereift, man fürchtete ihn wegen seiner Wildheit und er hatte sich eine Sonderstellung zu schaffen gewußt. Die Schloßfrau, welche Milada namenlos geliebt und durch den Schmerz des Knaben bei der Trennung von der Schwester erschüttert ist, schenkt diesem ein Grundstück, auf welchem er sich trotz aller Anfeindungen der Gemeinde eine Keusche baut, in der er nach dem Weggang des Lehrers Habrecht allein haust. Mit Grauen und Entsetzen gedenkt Pawel jener Zeit, in welcher seine Mutter, „die Zuchthäuslerin", heimkehren wird, und als es endlich geschieht, hört er, daß das arme Weib schuldlos verurteilt worden war, daß es geschwiegen aus Anhänglichkeit für den Gatten. Erschüttert steht Pawel vor solcher Seelengröße, er hat nun ein Wesen gefunden, für das er leben kann und bittet die Mutter, bei ihm zu bleiben, da er sie auf Händen tragen wolle, um an ihr wieder gut zu machen, was er durch den Glauben an ihre Schuld verbrochen. Wer auf Dörfern und in der Bauernschaft nur einigermaßen sehenden Auges umhergewandelt, der wird wissen, was für geknechtete, verfolgte, mißachtete Wesen die „Gemeindekinder" zumeist sind, der wird zugestehen, daß, wenn Marie von Ebner durch ihr prächtiges Buch auch nur in einzelnen Fällen das Resultat erzielt, daß man jene armen Geschöpfe menschenwürdig heranbilde, sie in dem Bewußtsein, die Förderin einer guten That zu werden, reichen Lohn findet und daß sie damit das erzielt, was sie angestrebt. „Das Gemeindekind" verfolgt eine Tendenz, ohne tendenziös zu sein und wird deshalb auch den Zweck erreichen, welchen es im Auge hat. th.

Ein zweites, ebenfalls nennenswertes Produkt der modernen österreichischen Belletristik ist der Novellenstrauß „Liebesphasen" von A. Groner, Wien, Brockhausen u. Bräuer; es sind dies zehn

kleine Erzählungen, deren Mittelpunkt stets und immer die Frau bleibt, die bald in der einen, bald in der anderen Gestalt eine Phase ihres Gefühlslebens verrät; das Buch trägt in all seinen Schilderungen den Stempel der Wahrheit an sich und ist frei von der modernen angekränkelten Gefühlsduselei, nicht dieser wird Rechnung getragen, sondern den herzensechten Regungen, welchen jedes gesunde Frauenherz früher oder später unterworfen ist. W.

Die Dulderin. Von Eugen von Jagow. Berlin, J. J. Heines Verlag. — Hier und da war ich schon vorher dem Namen Eugen von Jagows in Zeitungen und Wochenschriften begegnet, zum erstenmale auf dem Titelblatte eines Buches, als mir die vorliegende Lebensgeschichte einer edlen, zarten, hülflosen Frau, einer wirklichen Dulderseele, in die Hände fiel. Und ich habe den immerhin wenig umfangreichen Band, auf dessen Blättern so viel Ernstes und Schweres, so viel Trauriges, Herbes, Ergreifendes, so viele der Vorwürfe und Anklagen geschrieben stehen, aus der Hand gelegt, nur tief bewegt in tiefster Seele. So etwas wie eine, wenn auch wenig bündig und bestimmt, so doch sehr durchsichtig formulierte Anklage ist das Buch gewiß, und nicht minder ein persönlicher Racheakt, der aber nach den vorliegenden, jedem Menschentum hohnsprechenden Voraussetzungen, wie sie sich in dem nächsten Verwandtenkreise der Dulderin verpersönlichen, in jeder Faser, in jedem Teilchen berechtigt ist, dem jeder Zug von Kleinlichkeit und Enggeistigkeit abgeht, der für jeden tiefer Eindringenden, für jeden Lebens- und Weltkundigen sich von der individuellen zur allgemeinen, typischen Gültigkeit erweitert. Besonders wohl und „schaffensfreudig" muß es Eugen von Jagow nicht ums Herz gewesen sein, als er, zugleich feinsinnig aufspürender und gewandt findender Psychologe, Chronist, Poet und gewaltiger, beredter Ankläger und Anwalt einer vom brutalsten Egoismus zermalmten Frauenseele, dieses Buch schrieb, als er aus den Tagebüchern einer unendlich geliebten und in ihrer reinen, wehrlosen Natur eine unendliche Liebe verdienenden Mutter ... und aus eigenen Aufzeichnungen und Erinnerungen das Material zusammentrug, aus dem er die Gestalt seiner armen Dulderin schuf ... Sie mag ja zur Phrase geworden sein und auch ein leises, verhaltenes Spottlächeln verdienen, die Wendung: „das Buch ist mit dem Herzblut geschrieben". Nun ja! Aber dieses Erstlingswerk Jagows, das allem Anschein nach mit innerer Notwendigkeit entstehen mußte, damit sich die Seele des Dichters befreie und entlaste, damit sie wieder fähiger werde, zwangloser und unbefangener aufzunehmen und auszutragen, es ist nun einmal doch mit dem Herzblut geschrieben, und ich scheue mich nicht, ihm gegenüber die verpönte Redensart zu gebrauchen, die nur in Mißkredit gekommen ist, weil gedanken- und wortarme „Kritiker" sie so oft lügnerisch angewendet.

Es ist ja manches an dem Buche auszusetzen, nach der Seite des Stils hin und besonders nach der Seite der Komposition, die ziemlich zerfädelt und durch die vom Standpunkte der Technik etwas willkürliche Benutzung der verschiedenen Tagebücher arg verrenkt ist. Aber dafür ist die Charakterzeichnung, zumal die der Frau von Gollensdorf, eben der Dulderin, und ihres Sohnes Bill, des Erzegoisten, ausnehmend scharf und anschaulich, schneidend beredt zuweilen bei aller Einfachheit der Verhältnisse und äußeren Unbedeutendheit der Situation. Der harmlose Humor, der in den Briefen Egons aus dem Feldzuge perlt und an dem sich die Leidende so erlabt, obwohl ihr scharfes Auge seinen hygienischen Zweck sehr klar durchschaut, gewinnt

durch den Gegensatz zu dem Hintergrund, von dem er sich abhebt, eine ergreifend wehmütige Schattierung. H. C.

Briefe eines Junggesellen. Stimmungsbilder von S. Fritz. Leipzig, Otto Wigand 1888.

Der Verfasser scheint ein Neuling zu sein, mindestens erinnern wir uns nicht einer bisherigen Begegnung mit ihm. Talent hat er ohne Zweifel, wenn die Grenzen desselben auch diesem Buche noch recht enge, die Art desselben recht altväterlich zu sein scheinen. Es ist jener mit der Zeit etwas staubig und teigig gewordene Humor der „liebenswürdigen" Plauderei über Nichts, ohne Zweck, ohne Plastik, ohne Gestaltung und Gedanken, wie er im lieben Wien so vortrefflich gedeiht, der aus diesem schmächtigen Hefte spricht. Zwei Freunde, ein Junggeselle und ein Ehemann, tauschen in Briefen von ihrem neunundzwanzigsten bis siebzigsten Jahre ihre Erlebnisse aus. Der Junggeselle führt ein an Enttäuschungen reiches, einsames Leben, noch geplagter ist das des Ehemannes, der schließlich von seinen Kindern scheel angesehen, zu seinem alten Freunde zieht, um wieder mit ihm als Junggeselle zu hausen. Der letzte Zug ist noch der witzigste. Das kleinstädtische Leben spiegelt sich in manchem gut beobachteten Einzelzug wieder — aber braucht es wahrhaftig noch der Druckerschwärze, um den schon so oft Verspotteten noch einmal die Schellenkappe aufzusetzen? Der Anblick eines alten Großvaterstuhles erweckt zu Zeiten wehmütige, aus Heiterkeit und Ernst gemischte Empfindungen der Erinnerung in uns — aber lohnt es heut noch, altertümliche Großvaterstühle im vormärzlichen Stil anzufertigen, bloß um solche Empfindungen einer vergangenen Zeit künstlich in uns wach zu rufen? Brotlose Künste! Mir sind nach der neuesten Technik gebaute Lehnsessel lieber, auf denen mir meine Hämorrhoiden zu sitzen erlauben. E. A.

Zwei junge Novellisten. Julius Freund, „Der Lebende hat Recht". Eine Novelle. Berlin. Hugo Steinitz. 1887. „Erlöst im Leid". Eine pessimistische Novelle von Paul Lanzky. Verlag der Albumstiftung. Rostock 1887.

In den beiden Werken liegen zwei höchst beachtenswerte, novellistische Versuche vor; die Verfasser suchen das Programm der jungen realistischen Schule im Rahmen der Novelle zu verwirklichen. Beide Autoren verfügen über glänzende schriftstellerische Gaben als da sind: Phantasie, Leidenschaft, Geist, poetische Intension, endlich — last not least — Herrschaft über gewisse Gesetze der Technik, deren Kenntnis oder instinktive Anwendung für den Erzähler absolutes Erfornis sind. Beide suchen ferner die durch die moderne naturwissenschaftliche Forschung gewonnenen Probleme dichterisch auszugestalten, d. h. der Lösung näher zu bringen; aber das Schaffen Freunds ist naiver, ursprünglicher, trotz des tiefphilosophischen Grundgehalts, der sich schon im Titel andeutet. Paul Lanzky erweist sich mehr als in die tiefsten Abgründe philosophischer Spekulation hinabsteigender Philosoph. „Der Lebende hat Recht" behandelt das brutale Thema, daß das Weib, — im Grunde jedes Weib, auch das edelst angelegte! — dem Naturtrieb folgend, auf die Dauer sich nur dem zu eigen giebt, der ihr geschlechtliche Befriedigung und zugleich materielle Garantieen zusichert. Der junge, ideale Künstler mit dem ererbten Keim zur Schwindsucht in der Brust, stirbt und seine jugendschöne Geliebte giebt sich dem bald „altersgrauen", aber noch an der Grenze „männlicher Vollkraft" stehenden Arzte, der den Geliebten behandelt hat, als Gattin hin. Am Sterbebett haben sie sich gefunden. Namentlich seine Lebensbeobachtung dokumentiert der Verfasser in der Art, wie er den Doktor seine Vergangenheit dem jungen Mädchen aufdecken läßt. Die

Szene am Krankenbett, die Agonie des Sterbenden, die dämonische Wirkung der Musik in der Begegnung am Klavier, — das ist Alles mit schöner Treffsicherheit des Ausdrucks hingestellt, so daß man dem Verfasser nur Glück wünschen, ihn zu neuem Schaffen ermuntern kann!

Gehen wir nun zu Paul Lanzky! Bei ihm spielt das Thema der Vererbung nicht die Neben-, sondern die Hauptrolle. Ein von wahnsinnigen Eltern abstammender, hochbegabter Idealist, eine Art „Hamlet", dabei doch ein echt deutscher Träumer, lernt in Italien ein im holdesten Reich jungfräulicher Schönheit erblühtes Weib kennen, das ihm in rein geistiger Berührung und freundschaftlicher Sympathie entgegen kommt.

Zuerst nur ein geistiges Turnier, wird die Situation zwischen den Beiden bald inniger, doch im entscheidenden Momente höchsten Rausches siegt der Dämon im Helden, der ihm das Gespenst des Wahnsinns vorgaukelt . . . In Korsikas Gebirgswüsten sucht er zu vergessen, — lebendig tot. — Da naht ihm ein ausgesandter Freund, der ihn nach langem Irren gefunden und führt ihn in die Arme, der an den Folgen eines Nervenfiebers hinsiechenden Geliebten zurück. Die Liebe zeigt sich als erlösende Gottheit. Und „dem, was kommt", d. h. dem Ausbruch des Wahnsinns sehn Beide mit heldenhafter, ruhiger Gewißheit entgegen: in Wahrheit „im Leid erlöst". Tief philosophische Ideenranken à la Schopenhauer umspinnen das kurz skizzierte Thema, manchmal vielleicht auf Kosten der Fortsetzung der Handlung. Doch ändert dies Nichts am Gesamtwert des Buches, das namentlich litterarischen Gourmets eine köstliche Labe gewähren wird, aber für jeden geschrieben ist, der an den Kämpfen der Zeit Teil nimmt. W. A.

Mimbo und Mimba. Ein Missionsroman aus Kamerun von Dr. Bernhard Schwarz (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Dieser Roman ist ein vollständiges litterarisches Novum. Und zwar nicht allein wegen seiner eigenartigen Staffage, denn er spielt in einem jetzt vielgenannten, aber noch wenig bekannten Lande, in Kamerun, und unter der schwarzen Menschenrace. Nein, noch bedeutsamer dürfte es sein, daß seine Tendenz dahin geht, ein noch immer so vielfach mißverstandenes, allerdings auch oft falsch gehandhabtes modernes Kulturwerk, die Mission, ohne die der „dunkle" Continent nicht dauernd erschlossen werden kann, in eine bessere Beleuchtung zu setzen. Der Verfasser sucht diese Aufgabe dadurch zu erreichen, daß er uns ein schwarzes Liebespaar, Mimbo und Mimba, vorführt, deren schwere Bedrängnisse sich erst lösen, als die geschickte Hand eines christlichen Sendboten in die, wie es oft scheinen will, unlösbaren Wirrnisse eingreift. Es ergeben sich hier viele tief ergreifende Szenen, und Stellen, wie die, wo die halbtot gehetzte schwarze Braut nach der nächtlichen Flucht durch den schreckensvollen dunklen Urwald am Weihnachtsmorgen sich in den Schutz des Missionshauses flüchtet, oder die, wo Mimbo, der als Bluträcher das Haus seines Gegners umschleicht, durch die Lehre von der Feindesliebe, die er von drinnen vernimmt, entwaffnet wird, dürften selbst einen Leser, welcher der Religion kalt gegenüber steht, erschüttern.

Daß neben diesem hochpoetischen Grundgedanken die Erzählung auch reich an tropischen Landschafts- sowie interessanten Sittenbildern des schwarzen Menschenschlages ist, welche auf eigener Anschauung und Beobachtung des Autors beruhen, wird ebenfalls dem Werke zum Vorteil gereichen. F.

Der Troubadour. Erinnerungen aus dem Ober-Elsaß von W. Jsemann. (Straßburg, Heitz). Diese kleine Novelle

zeugt von fleißiger Sorgfalt der stilistischen Behandlung. Auch die löbliche Tendenz, den Zwist deutscher und französischer Elemente im Elsaß darzustellen, spricht an. Von einer eigentlichen Handlung ist freilich gar keine Rede — nichts als eine aufgereihte Schnur von Gesprächen über die Welt und die umliegenden böhmischen Dörfer. Diese Gespräche entbehren jedoch nicht des Esprits und mögen daher mit Vergnügen gelesen werden. So z. B. die Bemerkungen über den Stand der heutigen Litteratur. Als eine Person der Novelle das Urteil ausspricht, alle französischen Bücher drehten sich nur um einen Punkt und man darauf antwortet: „aber um einen Punkt, um den sich die ganze Welt dreht", fährt der Erzähler fort: „Ja, aber ohne daß sie es merkt. Wenn es richtig ist, daß die Frau die Hauptkonsumentin dieser Litteraturwaare ist, so scheint es mir doch bedenklich, ihr dies Drehen so schrecklich klar zum Bewußtsein zu bringen und es sollte mich nicht wundern, wenn sie eines Tages selbst darüber schwindlig wird." Man kann das Büchlein empfehlen. K. B.

Moderner Totentanz. Von Karl Pröll. Berlin 1888. Adolf Landsberger.

Seltsame Erzeugnisse der üppigen Phantasie eines bewährten und beliebten Journalisten. Eingespannt in den drükkenden Pflug der Hexe Tagespolitik, der sich nur mühsam durch das klebrige Erdreich fortarbeitet, gezwungen die nüchternen Artikel der Abendblätter zu langweiligen, telegraphischen Depeschen für die Provinzpresse zu kondensieren, stockt die ursprüngliche, angeborene Einbildungskraft, Stauungen in der grauen Substanz treten ein, Ideenversetzungen in der Großhirnrinde, den Blutstockungen im Nacken ähnlich, deren Ursache die einseitige, ununterbrochene sitzende Lebensweise ist, der Mangel an Übung und Pflege der leiblichen Kraft. Nun hämmert sie an die Schädeldecke, zuckt und rollt und macht sich gewaltsam Luft in sonderbaren, phantastischen, barocken Sprüngen. Man liest und liest und staunt und schüttelt den Kopf, fühlt sich seltsam angezogen, interessiert, um sich im nächsten Augenblick zu überlegen, ob der Verfasser nicht bloß sein loses Spiel mit uns treibe. In diesem Buche ist Seite um Seite erster April. Die seltsamste Mischung von klarstem Realismus, von feinster Beobachtung der Wirklichkeit, der feinste Blick für die intimsten Einzelheiten des Lebens — und die romantischeste Kombination, ein Schwelgen in den nie erhellten Abgründen der menschlichen Seele: ein Doppelspiel, wie es sich ähnlich bisweilen bei Poë und Balzac findet. Wer sucht in diesem harmlosen, ewig zum Scherzen aufgelegten Plauderer am Stammtisch des Café Kaiserhof diesen düstren Wühler in den Nachtseiten der Menschenbrust, des socialen Lebens? Der Lokomotivführer vernimmt auf der Maschine aus dem Munde der einen Tochter die Schande der anderen. Halbohnmächtig vergißt er für einen Augenblick des Dienstes . . . Der Zug entgleist und begräbt Hunderte unter den Trümmern . . . Der Knabe liegt krank im Bett, hoffnungslos, von der Stiefmutter gepeinigt — die Schwester reicht ihm aus Mitleid die volle Morphiumspritze . . . Der Sohn des reichen Bauern kommt heimlich mit seinem Schatz in der alten Ruine zusammen, der Alte überrascht die Beiden, erschlägt in der Wut den Sohn, das Mädchen erschrickt zu Tode — das Kind haust später als Kretin in derselben Ruine . . . Der junge Künstler ist zu arm, für seine Statue ein Modell zu bezahlen, die Schwester erbietet sich ihm zum Liebesdienst . . . ihre hüllenlose Schönheit erhitzt das leichtfließende Blut des jungen Bildhauers . . . Man sieht, für Pensionsschülerinnen und hysterische Jungfrauen schreibt Karl Pröll nicht: Männer, die sich erfreuen

an den Spielen dieser starken Phantasie, an der lebhaften, klaren, ein wenig massiven Schilderung des Verfassers, die recht im Gegensatz zu den dunklen Stoffen steht, werden das Buch mit Interesse lesen. Auf jeden Fall ist es ein wichtiger und lehrreicher Beitrag zur Geschichte des Vermischungsprozesses von Realismus und Romantik. C. A.

Naturalistische Unterhaltungsbibliothek. Herausgegeben von Arthur Zapp. II. Band. Wie die jungen Mädchen lieben. Bilder aus dem Herzensleben der weiblichen Welt von Arthur Zapp. III. Band. Die Armen und Elenden. Sittenbilder aus dem berliner Proletarierleben. Von Arthur Zapp. Studien und Bilder — das ist in der That der richtige Titel für die vorliegenden Erzählungen; es sind keine Novellen, es sind einfach Darstellungen des Lebens, wie es ist, in seiner ganzen schrecklichen, brutalen Gemeinheit. Der Verfasser schiebt sich nicht, wie das vielfach bei Produktionen dieser Art der Fall ist, in den Vordergrund; er referiert und läßt die Thatsachen reden — und diese sprechen in der That eindringlich genug; er ist auch nicht Pessimist, — er sucht sogar, wenn es irgend geht, einen humoristisch-glücklichen Ausweg, wie in der Geschichte „das alte junge Mädchen", wo er seine Heldin das große Los gewinnen und so dem sonst unvermeidlichen tragischen Ausgang glücklich entkommen läßt. Der Verfasser ist auch nicht Sozialist — er sucht nur zu „unterhalten". Freilich bringt es das naturalistische Kunstprinzip mit sich, daß der Blick die trügerische Oberfläche des blinkenden Niveaus der Gesellschaft durchdringend in den Tiefen des Lebens seltsame Dinge erblickt — und seltsame Menschen . . . Es ist freilich gemütlicher zu beschreiben, wie der Großvater die Großmutter nahm oder zum xten Male einen Ball bei der Gräfin Y zu schildern, als sich in die Leiden der Armen und Elenden zu versenken. — Die neue Litteraturepoche ist erst im Werden, die „Revolution der Litteratur" hat erst begonnen, sie ist noch lange nicht durchgeführt — es ist daher nicht verwunderlich, wenn die Schriften der neuen Kunstrichtung noch vielfach etwas Unfertiges, besser gesagt Experimentales an sich tragen. Aber ein gemeinsamer Zug, ein Drang geht durch alle — der Drang nach Wahrheit. Nach Übertreibung — sagen die Gegner. Sie wollen oder können nicht begreifen, daß die Poesie nun einmal keine Statistik sein kann, sich mithin nicht mit den durchschnittlichen und alltäglichen, sondern mit den hervortretenden, signifikantesten Merkmalen der Zeit und Menschheit zu beschäftigen hat. Zapps Geschichten, in anscheinend ziemlich kunstlosem Stile geschrieben und lose komponiert wirken dennoch bedeutender auf den Leser wie manche anspruchsvolle, gewaltsam aufgeweckte Produktionen — sie wirken eben mit der Kraft der Wahrheit. Wer es bezweifelt, lese die wenig Seiten umfassende Geschichte, „Im pommerischen Viertel" oder die letzte Erzählung: „Ein Proletarier der Feder". Freilich reformierend werden derartige, noch so leicht geschriebene Bücher — und wenn sie legionenweise erscheinen — auch nicht wirken; aber schließlich schreibt man ja auch nicht, um den Herrn oder der Dame So und So eine leere Stunde auszufüllen, sondern weil man seine Gedanken und Gestalten los werden will.

J. H.

„Bis zum Tode getreu". Erzählung aus der Zeit Karls des Großen. Von Felix Dahn. Bei Breitkopf und Härtel. Leipzig. Fünfte Auflage.

Mit diesem Buch ist die Unterhaltungslitteratur „für die reifere Jugend" abermals um einen Band vermehrt. Es

ist eine rührende Geschichte von einer sächsischen Familie, die durch einen bösen Gaugrafen verfolgt und von Haus und Hof vertrieben wird. Jedoch: Wenn die Not am größten, ist Hilfe auch am nächsten. So auch hier. Es kommt Kaiser Karl, als Sendbote verkleidet, ins Land gezogen, macht allem Übel ein Ende, verjagt den schlimmen Grafen, erhebt sogar an dessen Stelle den arg mißhandelten Sachsen Volkfried selbst, nebst seiner wunderbar schönen, züchtigen, klugen, über alles getreuen Frau Muthgard! Die Bauernsippe bringts also im Handumdrehen zum Grafentum! Comme par enchantement. Wie im Märchen.

Die Rechtfertigung des Titels liegt darin, daß drei bis vier der Hauptfiguren sowohl ihrer Herzensneigung, als auch ihrem Kaiser „bis zum Tode getreu" sind. Summa: Viel Gefühl, gehobene Sprache, wenig Kraft und Originalität. Ein Buch, aber kein Werk; eine Leistung, aber keine Schöpfung. F. v. B.

Episoden und Epiloge. Kleinere erzählende Dichtungen nebst einem lyrischen Anhange von Julius Große. München, Georg Callwey. 1888. — Wenig mehr als dreißig Jahre ist es jetzt gerade her, daß Julius Große (geb. 1828) sein erstes dichterisches Werk, nach alter guter deutscher Sitte natürlich einen Band lyrischer Gedichte, veröffentlichte. Er hat innerhalb dieser drei Jahrzehnte das Gesträuch seiner Lyrik — und ist dieses Gesträuch auch nicht gerade exotischer Herkunft und orientalischen Wesens, so trägt es doch in dem heißen, berauschenden Duft und dem farbenüppigen Kolorit seiner Blüten wie in der geschwollenen Fülle seiner Früchte Spuren von Kreuzung mit ausländischen Gewächsen — er hat seine Lyrik also nicht verdorren lassen, obwohl er nur noch zwei- oder dreimal äußere Beweise dieser stillen, treuen Pflege gegeben. Häufiger ist er dagegen mit epischen und dramatischen Dichtungen aufgetreten und am häufigsten, besonders im Verlaufe des letzten Jahrzehnts mit Romanen und Novellen, eben auch wie so viele Vertreter des neueren Schriftsinnes und der nachklassischen Wortkunst unter dem äußeren und inneren Zwange jenes bewußten „Zuges der Zeit", der allenthalben auf die schärfere Betonung des Realen hindrängt, der, unbekümmert um ästhetische Forderungen und Gesetze in jeder Hinsicht der „ungebundenen" Rede der der „gebundenen" den Vorzug giebt . . . Die Gesamtwürdigung eines Künstlers, sofern sie einigermaßen auf dem Boden der modernen psychologischen Litteraturwissenschaft stehen will, muß in erster Linie die Umstände berücksichtigen, unter denen er sich entwickelt hat, unter denen er gelebt und geschaffen, bezw. lebt und schafft. Wie Jordan ganz richtig am Schlusse seines neuesten Romans „Zwei Wiegen" bemerkt, ist jedes Kunstwerk, um diese Bezeichnung einer alten idealistischen, auf dialektischer Grundlage aufgebauten Ästhetik hier zu gebrauchen, doch in tieferem Sinne nur ein Fragment, so abgeschlossen und zugerundet es auch in sich und an sich sein mag. Es weist auf seine Vorgänger wie auf seine etwaigen Nachfolger hin, auf die Geschwister, die es schon besitzt und die es vielleicht noch erhalten kann. Es ist nicht die Hauptaufgabe der Kritik, die Incarnation, die zum Resultat zusammengeschlossene Bethätigung einer künstlerischen Kraft zu loben oder zu tadeln, vielmehr sie im Zusammenhange mit ihrem Besitzer und diesen wieder im Rahmen seiner engeren und weiteren Lebensbedingungen zu betrachten und zu begreifen. Tritt man von diesen Gesichtspunkten aus an die Beurteilung des vorliegenden jüngsten Werkes Julius Großes heran, so gewinnt man eine Reihe psychologischer Ergebnisse von denen die meisten allerdings nur

einen mehr bestätigenden Wert besitzen, die aber im Ganzen die Grundlinien der Großeschen Künstlerphysiognomien anzeigen. Es ergiebt sich ungefähr Folgendes: die Mehrzahl der in den „Episoden und Epilogen“ gesammelten kleineren erzählenden Dichtungen, wie „Das Gericht im Urwald“, „Die Gräfin von Pontarlier“, „Sarah“, „Godiva“, „Das Christgeschenk“, knüpft sowohl in der Wahl des Motivs wie in der Wahl der Form und der Art der Ausführung eng an die Sammlung kleinerer Epen an, die zu Anfang der siebziger Jahre erschien. Hier ist es, wo Große verhältnismäßig am wenigsten an seine großen Meister und Vorbilder, an Schiller und Göthe, erinnert, deren Stilideale doch sonst im allgemeinen die seinen sind, in deren Weltanschauung er lebt. Auch keiner seiner Zeitgenossen, der episch gearbeitet oder noch arbeitet, schreibt so trocken realistisch, so kurzangebunden, so kernig pointiert und doch zugleich manchmal so behaglich beredt und gesprächig, so gemütlich teilnehmend und eingehend. Hier und da klingen allerdings Töne auf, die das feinere Ohr als fremd zu ihrer Umgebung verspürt, finden sich Wendungen, psychologische Verbindungen und Begründungeu, wie sie mehr der Romanschriftsteller Große liebt, die auf jene Welt hinweisen, welcher, zur Hälfte historischer, zur Hälfte moderner Natur, Große vorzugsweise seine Romanstoffe entnimmt. Deutlicher tritt diese Beziehung, dieses Übergangsmoment in dem russischen Märchen „Grasemücke“ zutage, während Dichtungen, wie „Ein Lebenslauf“ und „Faustina“, das Mittelglied zwischen Großes epischer und rein lyrischer Produktion, letztere besonders wie sie in der Sammlung „Aus bewegten Tagen“ vorliegt, bilden. Die zweite Nummer „Aus schweren Tagen“ plaudern über Weimeraner Erinnerungen aus der Zeit der Franzosennot in Deutschland zu Anfang dieses Jahrhunderts. Solche sicher hinrollenden, geschmeidigen, zwanglos und doch plastisch erzählenden Hexameter schrieb nur Göthe. Nun! Große hat ja lange genug an der heiligen Stätte weilen, die klassische Luft Weimars atmen dürfen. Wer einmal auf diesem Boden gestanden, weiß, wie heiß er noch heute ist von jener Doppelsonne, die doch schon so lange über ihm erloschen . . . Aber breit und bestimmt, unvertilgbar, gleichsam massiv liegen noch die Schatten, und intime Erinnerungen stimmen und bannen allenthalben. So viel der dichterischen Ursprünglichkeit auch Julius Große einmal zu eigen gewesen, das Schicksal hat ihr eine Sonderausbildung versagt, im Nachfolgeramte jener Heroen mußte dieser Poet seine besten Kräfte verzehren und verbrauchen. Nicht immer lebte Große in Weimar, aber wohl gerade zu jener Zeit, da er seine besten Romane schuf, da er moderner zu sein versuchte, mehr an die Zeit herangehen, mehr auf sie eingehen wollte. Doch um ihn war die Atmosphäre Weimars, und wie sonderbar gebrochen werden. durch ihn die Ausstrahlungen anderer Gestirne reflektiert. So läßt sich vielleicht manches Zackige, Unebene — man hat es öfter auch „barock“ genannt — in Großes Prosadichtungen erklären. Vieles erschließen und bestätigen somit dem Litteraturpsychologen die vorliegenden „Episoden und Epiloge“, deren lyrischer, aus formschönen und inhaltsreichen Gelegenheitsdichtungen bestehender Anhang den Charakter des Werkes nicht ändert, kaum ergänzt. Der unbefangene Leser wird der Lektüre dieses Buches manche Stunde der Anregung und eines geläuterten Genusses verdanken. H. C.

Ein Verhältnis. Roman von Karl v. Perfall. Düsseldorf, Felix Bagel. — Ein Verhältnis, das die pa-

tentierten Tugendbolde ein schmutziges zu nennen belieben, bildet den Vorwurf dieser durch die Feinheit und den Reichtum der psychologischen Detailmalerei sich weit über die Durchschnittsromanschreiberei erhebenden Geschichte. Da aber der Verfasser, wie er in der Vorrede auseinandersetzt, „in seinen Schriften einen bestimmten Glauben vertritt" — den optimistischen nämlich, im Gegensatz zu den Naturalisten, die nach seiner Meinung durchweg im Pessimismus schwimmen — so sorgt er für die schließliche Läuterung seines Liebespärchens in einer regelrechten Ehe, womit er zugleich den Beweis zu erbringen hofft, daß „seine sittlichen Anschauungen richtig und praktisch durchführbar sind und daß sich „ein wirkliches und echtes Lebensglück an diese Durchführung knüpft." Dieser Beweis macht auf uns allerdings gar keinen Eindruck; denn ein anderer nicht minder gediegener und sittlicher Autor, als Herr Baron Karl v. Perfall, hätte dieses „Verhältnis" mit der nämlichen psychologischen Korrektheit unter der „Macht der Verhältnisse", wie sie das Leben millionenfach bietet — aller optimistischen Sittlichkeit zum Trotz! — ganz wo anders ausklingen lassen können, als im vielbelobten Hafen der Ehe. Doch dem sei wie ihm wolle: der Verfasser hat sich an das Herz, an die Empfindung seiner Leser gewendet, und diese werden ihm Recht geben, denn sie verdanken seiner Erzählung gewiß eine angenehme Stunde. Auch die Vorrede bietet dem feineren Leser manche heitere Überraschung; so z. B. die drollige Behauptung: eine Naturalist müsse die vorliegende Erzählung unbedingt verwerfen! Worauf sich Herr Paul Lindau in „Nord und Süd" zu der noch drolligeren Behauptung verstieg, Herr v. Perfall habe sein „Verhältnis" leider selbst noch „im Banne des Naturalismus" geschrieben! Stellenweise wenigstens!!

M. G. C.

In der beliebten „Groteschen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller" in Berlin ist im vorigen Jahr ein zweibändiger Roman „Zwei Wiegen" von Wilhelm Jordan erschienen. Der Name des Verfassers zählt zu den bekanntesten und geachtetsten der liberalisierenden Bourgeois-Litteratur in Deutschland. Diesem Umstande ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß Jordans gänzlich verfehlter Roman die Zeitungskritik so nachhaltig beschäftigte wie kaum eine neue Erscheinung von einem innerlich viel bedeutenderen, äußerlich aber weniger lärmend bekannten und nicht auf das alleinseligmachende Bourgeois-Litteraturdogma eingeschwornen Dichter. Als kurz vorher des Frankfurter Versepikers erster Roman „Die Sebalds" geräuschvoll auf dem Büchermarkt erschien, ging das Echo beifälliger Zurufe durch alle Blätter und nur wenige wagten die schüchterne Anmerkung, es bleibe doch zweifelhaft, ob Jordan auf dem Gebiete des Romans so Nachhaltiges zu schaffen vermöge, als auf dem Gebiete der Epik und des Versdramas („durchs Ohr"). Was der erste Roman für die Schüchternen zweifelhaft ließ, hat der zweite entschieden: auf der ganzen Linie der dem Autor so wohlgewogenen Preßkritik wurden die „Zwei Wiegen" höflich abgelehnt. Nicht einmal das wurde als Milderungsgrund für die Verirrung des Romanziers gelten gelassen, daß er in seinen „Zwei Wiegen" in ziemlich brutaler Unfehlbarkeits-Dünkelei den Stab über die verhaßte realistische Richtung in unserer Litteratur gebrochen und die beliebten Idealisten so gründlich herausgestrichen hatte. Seine Fehler als Romanschreiber erschienen diesmal so handgreiflich und so grotesk, daß ihn die wohlgeneigte Kritik nicht mehr retten konnte. Jordan ist als Romanschreiber endgültig abgethan. Wir begnügen uns, von diesem kritischen Wahrspruch mit der Bemerkung

Akt zu nehmen, daß uns die „Fehler“ Jordans schon in seinem ersten Roman als das entgegengetreten sind, was sie in der That vorstellen: das gänzliche Unvermögen des alten Herrn, in Idee, Sprache, Charakter und Handlung ein lebendiges, zutreffendes Bild der Welt im Roman künstlerisch abzuspiegeln. Merkwürdig an den „Zwei Wiegen“ ist nur dies, daß sie selbst als Vorbild, als Karikatur mörderisch langweilig wirken und nicht einmal durch unfreiwillige Komik einen Schein von Heiterkeit auf das Gesicht des entsetzten Lesers zu zaubern vermögen. Ein einfach gräßliches Buch, das wir aus Humanität nicht einmal als Zwangslektüre für Zuchthäusler empfehlen könnten.

M. G. C.

Realistische Novellen. Als im Jahre 1885 Georg Conrad und ich die realistische Novellistik zu gründen unternahmen, war das Feld noch völlig leer. Allerdings existierte Max Kretzer, aber er blühte im Verborgenen als eine Berliner Lokalpflanze. Welch eine Hochflut „realistischer“ Novellen überschwemmte uns nicht seither! Ganz neue Namen tauchten auf, von denen noch kein Mensch gehört. Damals hatte Liliencron noch keine Novelle geschrieben. Aber der eiserne Fleiß des wirklichen Talents hat sich hier Bahn gebrochen. Damals wußte noch kein Mensch etwas von Walloths realistischen Alterthums-Malereien, von Conradis metaphysischen Cynismen und Albertis scharfsichtig nüchterner Tüchtigkeit. Auch Arthur Zapp, dessen „Naturalistische Unterhaltungs-Bibliothek“ (Berlin, Laverrenz) uns jetzt in fünf kleinen Bänden vorliegt, hat recht Förderliches geleistet, um dem realistischen Prinzip Geltung zu verschaffen. Gerade der letzte Band unter dem Titel „Im modernen Sparta“ mutet uns sympathisch an. Sehr richtig hat der gewandte Verfasser in „General Brutus“ die Gefühle eines ehrliebenden altpreußischen Militärs und in „Lieutenant Don Juan“ den frevelhaften Leichtsinn eines uniformierten Adelslaffen zergliedert. Mag man auch hier viel Kolportage-Mache konstatieren, mag auch das Künstlerische in diesen Versuchen noch einer sehr beträchtlichen Steigerung bedürfen, mag auch der Realismus noch etwas romantisch und zufallmäßig gefärbt sein, so muß doch das gesunde Streben freudig begrüßt werden. Es regt sich allerorten. Die Novelle „Wer steinigt sie? Eine Geschichte armer Leute von R. H. Greinz“ (Dresden, Pierson) wäre früher undenkbar gewesen. Schlüpfrig konnte man ja immer sein, allen voran Paul Heyse, — aber die Konsequenzen der Schlüpfrigkeit zu ziehn war streng verpönt. Das ist nun anders worden. Jetzt gilt es eher dem Extrem vorzubeugen, daß nicht jeder seine Befähigung zum Realismus durch leckeres Beschreiben erotischer Heimlichkeiten erweise. In der vorliegenden Novelle möge sich lüsterner Sinn das Bedenkliche herausschleckern, ein reiner Sinn würdigt mit Wohlgefallen den sittlichen Ernst dieser einfachen schlichten Ehebruchstragödie unter niederem Dach. Nur entschlossen weiter auf solcher Bahn! Es muß durchaus mit der Süßholz-Litteratur aufgeräumt werden und der Schmerz des wirklichen Lebens die Kunst beherrschen. Solche Kunst allein kann sittlich wirken, da nur sie den Menschen lehren kann, sich über die Wirklichkeit entsagend oder beherrschend zu erheben. Die akademische Lügenkunst wirkt entsittlichend, indem sie ein entstelltes optimistisch gefärbtes Bild des Lebens bietet, durch dessen Betrachtung ja höchstens der Ekel vor der brutalen Wirklichkeit gesteigert werden kann. Nicht die Dinge verschönern, sondern sie verstehen ist gesund. Schön ist allein die Wahrheit. Diese Maxime

legt uns wieder der bekannte russische Roman von Danilewski nahe, von dem uns E. v. Glehn unter dem Titel „Eine Braut Christi“ (Leipzig, Reißner, 3 Bände) eine neue Übersetzung bietet. Uns will jedoch bedünken, als ob („Raskolnikow“, den Unvergleichlichen, ausgenommen) die russische Romanlitteratur stark überschätzt würde. Zwei neue deutsche Romane drohen schon den Russen über den Kopf zu wachsen. Sie heißen: „Meister Timpe“ von Max Kretzer (Berlin, S. Fischer) und „Wer ist der Stärkere?“ von C. Alberti (Leipzig, Friedrich). So sucht man denn jetzt von allen Seiten das moderne Leben systematisch zu zergliedern. K. B.

Demnächst erscheinende belletristische Neuigkeiten aus dem Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig:

Conrad Alberti: Wer ist der Stärkere? Ein sozialer Roman aus dem modernen Berlin. — Der Verfasser hat sich durch seine „Riesen und Zwerge“ und „Plebs“ in die erste Reihe der deutschen Erzähler der Gegenwart gestellt. Die „Schlesische Zeitung“ nannte seinen letzten Novellenband „Plebs“ „eine der hervorragendsten Schöpfungen des deutschen Realismus“, die „Blätter für litterarische Unterhaltung“ erklärten den Verfasser für „einen nicht unebenbürtigen Nachfolger Gustav Freytags“. Alberti kennt das Berliner Leben in allen seinen Ausstrahlungen, er hat die großen sozialen Fragen und Kämpfe der Gegenwart in ihren tiefsten Gründen in seinem neuesten — noch in keiner Zeitung veröffentlichten — Werke behandelt, und da er über eine ebenso glänzende wie fesselnde Darstellung voll Lebendigkeit und Farbe verfügt, so wird dieses umfassende, gestaltenreiche Bild des Kampfes ums Dasein auf allen Gebieten des modernen Lebens ein Buch sein, welches nicht nur vorübergehendes Interesse erweckt. Behandelt Alberti das Leben der norddeutschen Residenz in farbensattem Bilde, so führt uns M. G. Conrads neuester zweibändiger Roman: Was die Isar rauscht, in die süddeutsche Residenz. Die Geschichte spielt in den letzten Monaten der Regierung des bayerischen Königs Ludwig II.; ihr Schluß fällt zeitlich mit der Katastrophe am Starnberger See zusammen. Wie eine Wetterwolke über einer lachenden Landschaft, so steht diese Katastrophe über der hellen, oft in den humoristischsten Lichtern spielenden Erzählung, die außer interessant verschlungenen Lebensschicksalen zugleich ein breites Kulturbild aus der jüngsten Vergangenheit der süddeutschen Kunstmetropole entrollt. Das Münchener Kunst- und Gesellschaftsleben ist hier zum erstenmale von einem berufenen realistischen Erzähler in großem Stile behandelt. Von Max Kretzer wird in demselben Verlage erscheinen: Das Vermächtnis des Heilands, ein sozialer Roman, der große gewaltige Konflikte in dem Gegenüberstellen eines idealen Vertreters der christlichen Lehre und eines des Egoismus schildert. Z.

Das schwierige Problem. Humoreske von J. H. Detmold, illustriert von E. Klein. Neu herausgegeben bei R. Sulz in Stuttgart.

Eine Satyre auf die gesellschaftlichen, künstlerischen und politischen Zustände der deutschen Kleinstaaten im ersten Drittel dieses Jahrhunderts. Ein Büchlein voll des feinsten, köstlichsten Humors, nach dessen Durchlesen aber jeder Deutsche aufatmen und rufen wird: Gott und dem Kaiser sei's gedankt, daß wir das hinter uns haben! Die darin beleuchteten Zustände nämlich, nicht die Lektüre, welche wir unsern Lesern im Gegenteil aufs wärmste empfehlen. Das Büchlein sprudelt so frischen Geist und ist innerlich so

echt und wahr, daß es vor dem Schicksal bewahrt bleiben wird, nur als litterarhistorischer Beitrag zur Sittengeschichte genannt zu werden. F. v. B.

Von dem im Verlage von J. Bacmeister in Eisenach erscheinenden „Deutschen Bücherschatz" liegt uns der zweite Band vor, der den 2. Teil des Altdeutschen kultur-historischen Zeitbildes „Die Alfinge" von Marin Hanstein enthält. Die warm empfehlenden Worte, die Felix Dahn dem ersten Bande voranschickte, kennzeichnen den Roman, der nunmehr abgeschlossen ist, als das hochbedeutsame Werk eines ungewöhnlichen Talents.

Sie will. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen übersetzt. 2 Bde. (Stuttgart, J. Engelhorn). Dieser Roman zählt wohl zum Besten, was Ohnet bisher geschaffen. Das Pariser Gesellschaftsleben ist vortrefflich geschildert, die Charakterzeichnung meisterlich.

Neue Lyrik.

Akanthusblätter. Dichtungen aus Italien und Griechenland von Heinrich Vierordt. Heidelberg, Winters Universitätsbuchhandlung 1888. Über dieses Buch eine Kritik? Unmöglich! Ich habe geweint, so hat mich der Wellenstrom dieser Liedesschönheit überwältigt. Ich habe frühere, tadellose Bücher von Vierordt gelesen und bin ruhig geblieben, bei Anerkennung seines bedeutenden Formtalents. Die Gedichte: „Akanthusblätter" haben mich hingerissen. Man lese nur: „An die Büste des Hermes", „Selinunt", die Karyatidenlieder, „Abschied von Griechenland". Dann die Auffassung des Praxiteleischen Eros: Liebe und Tod zugleich! Ja, erosschön ist Vierordts Muse, die Melodie ihrer Sprache erinnert an das Lächeln des Eros von Centorelle. Solche Schönheit schaffen, sie nachempfinden dürfen, ist Gnade. Vierordt hat seine Reise nach dem Süden nicht umsonst gemacht; das Talent des Nordländers ist an der wärmeren Sonne Griechenlands, wie eine reifende Knospe, zur vollen Blüte gelangt:

Preisen will ich bis zur Bahre,
Daß ich Dich, mein Attika,
In der Blüte meiner Jahre
Mit lebend'gen Augen sah,
Daß ich von der Hochburg Schwelle,
Aus gesprengten Tempels Riß,
Schimmern sah in Veilchenhelle
Deinen Golf, o Salamis.
Hellas, Deine Farben blenden
In der Sonne Flammenkuß,
Daß ich mit gewölbten Händen
Meine Wimpern schatten muß; u. s. f.

Man lese selbst — es ist ungewöhnliche Lyrik. Das Buch ist vom Autor seinen zwei Freunden: dem Bildhauer Cauer und dem Maler Kanoldt gewidmet. Beigegebene „Anmerkungen" klären über manche verblüffende, historische Stelle auf.

M. H.

Sinngedichte von L. Fulda. (Dresden, Minden.) Der nicht unbegabte junge Schriftsteller bietet hier eine Fülle ganz witziger und glattgefeilter Sprüchelchen. Wir können das Büchlein dem Freunde solcher Scherze gern empfehlen. Von demselben Verfasser erschien ein harmloses kleines Lustspiel „Das Recht der Frau" (Reklams Universalbibliothek), das sich mit seinen unmöglichen Situationen, seiner mangelnden Weltkenntnis und seinen windigen Karrikaturfiguren würdig den üblichen Fabrikaten anschließt. Wir hoffen daher dies harmlose Opus recht bald auf einer berliner Bühne zu begrüßen. — Unleugbar ist L. Fulda ein kleines liebenswürdiges Talent. Er besitzt sogar Geist, jenen jüdischen Esprit, der heutzutage dominiert. Wie es aber möglich ist, daß ein solcher Knirps nicht nur aufgebläht wird, sondern sich selber aufbläht, als rage er irgendwie über die

talentvolle Mittelmäßigkeit empor, — das entschuldigt sich höchstens aus dem Umstande, daß man die Werke der wahren Größen, über die man schwatzt, gar nie gelesen hat. K. B.

Von Kains Geschlecht. Eine Dichtung in Einzelbildern von Adalbert von Hanstein. Berlin 1888. C. F. Conrads Buchhandlung. (Paul Ackermann.)

Eine merkwürdige, für die gährende Zukunftspoesie unseres jungen Deutschland sehr charakteristische Dichtung. Jedenfalls hat Hanstein zehnmal mehr Feuer und Schwungkraft als die meisten unserer längst auf den Gipfel des Parnaß glücklich arritierten Litteraturgrößen. Auch die Idee der Dichtung muß eine hochbedeutende genannt werden. Der Verfasser wollte den dialektischen Gegensatz des Lebens, der schon vom griechischen Philosophen als Weltprinzip erkannten νεῖκος (Haß) zur konkreten Anschauung bringen. Diesen Gedanken suchte er in einer Reihe einzelner Bilder zur Darstellung zu bringen. Aber die Durchführung desselben ist ziemlich grotesk ausgefallen. Die Dithyramben der Anfangs- und Schlußdichtung stehen in formellem, wie inhaltlichem Gegensatz zu den fünf eingefügten, das Kainthema exemplifizierenden, meist in Reimen geschriebenen Genrebildern. Ein Thema, wie das von Hanstein gewählte, welches bis in die furchtbarsten Schrecken der Tragik hineinragt, bedarf sorgsamster Ausführung und vor allem der Fernhaltung jeder Trivialität. Trivial ist nicht realistisch. Abgesehen von einigen derartigen Stellen bekundet der Verfasser eine bedeutende Sprachgewalt, die nur noch häufigerer Anwendung der Feile bedarf, um packend zu wirken. J. H.

In Wind und Wetter. Bunte Blätter aus meinem Musen-Tornister. Von Julius Freund. Hannover, Arnold Weichelt. 1888.

Unter diesem etwas gesuchten Titel hat der begabte Verfasser der mit vielen Beifall aufgenommenen „Burschenwanderung" eine neue Sammlung lyrischer Gedichte auf den Rezensionstisch gebracht — denn „auf den Markt" kann man bei dieser Gattung der Litteratur heut leider wohl kaum mehr sagen. Viel Baumbach, Scheffel und Wolff. Und der Verfasser hätte es doch wahrhaftig nicht nötig, das beweist er selbst unwiderleglich in einer Abteilung der vorliegenden Sammlung, die „Biblischen Sonetten", in denen er wärmere, tiefere Töne anschlägt. Da ist Eigenart, Kraft und eine von modernem Geiste erfüllte Symbolik. Der Turmbau zu Babel wird ihm zum Sinnbild der modernen metaphysischen und naturwissenschaftlichen Spekulationen und Theorieen, mit denen wir bis in das göttliche Geheimnis dringen zu wollen uns erkühnen, viel mehr als den das gelobte Land wenigstens anschauenden Moses, bedauert er die Kämpfer, die trostlos in der Wüste sterben, bevor sie den Gipfel ihres Nebo erreichen. Die Verse sind im besten Sinne modern-realistisch. Wir sind überzeugt, dem jungen Dichter würde, namentlich bei seiner ausgesprochenen Formbegabung, manche ernste und reine Weise wohl gelingen, wollte er das Nachempfinden und Tändeln, sein lassen, daß er ganz gut anderen, minder begabten, überlassen könnte. Hoffentlich wirkt die Übersiedelung aus dem etwas oberflächlichen Wien in die scharfe, bewegte Luft der nordischen Hauptstadt, nach dieser Richtung auf Herrn Freund ein, und er spendet uns bald eine neue Gabe im Sinne der genannten Sonette. C. A.

Ein Epos à la Makart und eine neue Dichterin. „Der Mond". Ein Gedicht von Franz Königsbaum-Schaup. 2. Auflage 1886. 3. Auflage

1887. „Vom Lebenswege" von Alma Kriesche. 1887. Dresden u. Leipzig. E. Piersons Verlag.

Neuerdings ist die obengenannte Dresdener Firma in die Reihe der fast ausschließlich Belletristik kultivierenden Verlagsinstitute getreten. Auch die beiden vorliegenden Novitäten zeigen, daß nur Besseres dem Publikum dargeboten werden soll. Das epische Gedicht hat es wohl hauptsächlich dem etwas heiklen Stoffe zu verdanken, wenn so bald eine neue Auflage nötig wurde. Die Entsagungsqualen eines durch Mord zu ewiger Askese als Mönch verdammten Ritters, der seine Jugend im Strudel der Lüste verpraßt hat, finden im Traum einer Mondnacht ein Ende, indem die wollüstigen Phantasieen in Gestalt einer jungen, himmlischen schönen, dem Turmgefängnis und Martertod entsprungenen „sogen. Hexe" „Wirklichkeit" werden. Nach dem höchsten Wonnetaumel verläßt das Weib im Somnambulismus das im Turmgemach befindliche Lager des Geliebten und stürzt, als ihr dieser nacheilt und sie anruft, jäh in die Tiefe hinab, während der Mönch im Wahnsinn unter gellenden Flüchen die Fäuste ballt und wildlachend zu dem ewig in seiner strahlenden Schönheit sich gleichbleibenden Monde stiert, welcher kalt und gleichgültig auf die zwei „Opfer" einer Mondnacht herabblickt ... Gehen wir zu dem andern Werke, von diesen in Makart'sche Glut getauchten Szenen über, so trägt dieses einen durchaus reinen, „gediegenen" Charakter. Während die — die erste Hälfte des Buches füllenden — epischen Konfessionen weniger unseren Beifall finden, sind die lyrischen Stücke meist hoher Anerkennung würdig. Tiefes Gefühl, gedankliche Kraft in eigenartiger Form, zeichnen die Poesieen vorteilhaft aus. Gedichte, wie „Alte Klage", „An Carmen Sylva, Rumäniens Königin" (meisterhafte Töne!), „Nun bist Du müde" u. s. w. dürften nicht viele die „Lyra" schlagenden Damen unserer Epoche zu Wege bringen.

W. A.

Orgien und Andachten, von Ernst Wechsler. Verlag von W. Friedrich, Leipzig. Novellen in Versen, voll philosophischer Selbstbetrachtung, bei Hamerling ähnlicher Sprache und hie und da einer kleinen Naivetät, wie gleich im ersten Gedicht „Angelika", wo der „Engel" zu spät erscheint. Um psychologisch wahr zu sein, hätte der Doppelgänger Angelikas in ihrer Todesstunde dem Geliebten erscheinen müssen. Auch fehlt die Schilderung des Eindrucks, den der Anblick des Leichenwagens mit dem Rest der Geliebten auf den Helden der Novelle macht. „Im modernen Hörselberg", die zweite Erzählung, ist angruselnd realistisch geschildert, durchwegs empfunden, daher fehlerlos. Ein Stück sozialer Frage in der Beziehung zwischen Mann und Weib.

In unsrer Zeit, o reizumflossne Venus,
Bist Du nur ein versteinert Götterbild,
An dem wir liebeleer vorüberschreiten,
Bis ein Pygmalion geboren wird,
Der mit der hohen Kraft des Herzens wirkt,
Daß lebend Du herniedersteigst auf Erden
Und das uns wiederbringst, was wir verloren,
Die volle, warme Liebe, die uns heiligt.

Obzwar wir die zwei letzteren Verszeilen nicht unterschreiben — die Natur war ja immer ein Dämon, und seine Göttlichkeit mußte und muß der Einzelne sich jederzeit selbst schaffen und wahren — so ist doch diese verfängliche Hörselberggeschichte äußerst lehrreich für beide Geschlechter. Reizend ist das lyrische Intermezzo „Im Prater":

„Sie glauben es nicht, wie selig ich bin,
„Daß ich Sie traf," rief ich innig.

Jedes Wort ein Pulsschlag des leichtgeflügelten Wiener Lebens — ein kleines Erlebnis eines jungen Schriftstellers mit einem Backfisch. „Die sixtinische Kapelle" erzählt in würdiger Sprache eine schon

oft behandelte Sage aus Michel Angelos Leben. „Ahasvers Ende“ ist ein geistreicher Essay über die alte Sage „Giordano Bruno“ steigert sich stellenweise bis zum Ergreifenden:

Ihr gläub'gen Menschen all, Ihr frommen all,
Wie klein macht ihr den Gott durch euer Beten!

„Das entschleierte Bild zu Saïs“, die letzte Erzählung des Buches, ist die Tragödie einer Vestalin und eines philosophischen Sonderlings. Die Wahrheit ist:

Und wenn sich zwei in Liebeskraft vermählen,
Und ihre Herzen in der Glut verlohen,
Steigt glänzend auf ein Phönix in den Flammen,
Der Beider Züge wunderherrlich trägt.
Im unbewußten holden Aug' des Kindes
Strahlt jene Wonne, die das Paar durchpulste,
Die Loderglut gedämpft zum Sternenglanz.
Und rührend spricht es aus des Kindes Zügen,
Daß es der Zoll ist, den Natur erfleht
Und strenge fordert für ihr Weiterschreiten
Empor zum Ziel der Schönheit und Versöhnung...

Wechsler hat eine große Gewandtheit der Sprache, er weiß sehr viel und kann philosophisch denken; vieles ist aber nur erdacht und gemacht, aber immer ist die Sprache edel, der Gedanke gesund und oft hochgehend; bisweilen kommt er auch zur Empfindung und weckt diese dann auch im Leser. M. H.

Lyrik der Halb-Welt.*)

Jahre sind vergangen, seit der jüngere Dumas das nun geflügelte Wort „Demimonde“ zuerst aussprach, dieses Wort, das nicht bloß für die gefallenen Schönen, sondern für alles Halbfertige, Halbreife in Leben und Litteratur Geltung fand. Da sich nun auch die Lyrik, eben wegen ihrer Subjektivität, dem Einflusse dieser Zeitströmung nicht entziehen kann, so giebt es eine Lyrik der Halbwelt, von Charles Baudelaire, Heine und Dingelstedt (in dessen lyrischem „Roman“ und im „Nachtbild aus London“) vorgeahnt und angedeutet, und in den lyrischen „Tannhäuseriaden“ Grisebachs zur höchsten, weil durch und durch modernen Anschauung, also zur Vollendung gebracht.

Wie „Ährenleser nach dem Schnitter“, nehmen sich nach dem wahrhaften Dichter Grisebach die mehr oder minder begabten Poeten Otto Franz Gensichen, Hans Hildebrandt, Bruno Tellheim und Hermann Eduard Jahn aus. Sie bieten alle viele schöne Einzelheiten, aber das Ergreifende der echten Lyrik fehlt ihnen.

Hildebrandts „Tannhäuserlieder“ sind nicht an die Frau Venus gerichtet, nur an deren käufliche Töchter, und daß der Dichter diesen Umstand so sehr, so oft betont, geschieht nicht zum Vorteil seiner, mitunter sehr melodischen, Verse. Es giebt auch unter den verlorenen Seelen viele, die echte Liebe empfinden, und, von Not gedrängt, nur mit Schaudern die brutalen Liebkosungen ihnen fremder Männer erdulden. Daß jedoch keine dieser „verlorenen“ Seelen so naiv ist, des, noch wahrscheinlich sehr jugendlichen Dichters naive Frage: „Wer der Erste gewesen?“ aufrichtig, ja überhaupt zu beantworten, gilt nicht bloß in der Halb-Welt, nein! auch in der ganzen Welt für selbstverständlich.

Herr Hildebrandt wird wohl thun, sich auch in der Welt umzusehen, die ja doch reicher ist an echtem Schmerz und an echter Lust, als die Halb-Welt der Schminke, der Launen, der Verstellung und der Pläne, die fast nie zur Ausführung gelangen, und wenn Herr Hildebrandt sich in der Welt umgesehen hat und ihr, sei es in Prosa, sei es im Reim, erzählen wird, was er von ihr geschaut, dann wird sein Talent auch das ihm gebührende, größere Publikum finden als jetzt.

Gewandter als Hildebrandt tritt Bruno Tellheim auf. Seine, manch-

*) Tannhäuserlieder von Hans Hildebrandt. — Silhouetten von Bruno Tellheim. — Frau Eva von Hermann Eduard Jahn. — Budapest, 1888, Verlag von Gustav Grimm.

mal scharf geschnittenen, „Silhouetten" zeigen von flotter Beobachtungsgabe, und haben den Reiz der Geschichten, die man sich unter vier Augen, berauscht von Liebe und Wein, geheimnisvoll und doch so verständnisinnig zuflüstert. Seine Verse sind Verse für Lebemänner, die nicht viel denken, die nur genießen, oder medisieren wollen.

Weitaus bedeutender, weitaus ernsthafter als Hildebrandt und Bruno Tellheim, ja fast als vollgültiger, echter Lyriker ist Hermann Eduard Jahn zu nehmen. Seine „Frau Eva" zeigt sich zwar oft nackt, wie die der Bibel, allein sie besitzt dabei so vielen Chic, daß man gerne Manches mit in den Kauf nimmt, was sich mit den Anstandsregeln der Welt nicht recht vereinigen läßt.

Nur Einen Fehler hat das Buch Jahns: statt mit Einer Eva beschäftigt es sich mit einer stattlichen Reihe von Evas, und Zofen, Gräfinnen und Dirnen bieten die Äpfel dar, die, weil schon herzhaft hineingebissen wurde, das Parfüm der Fäulnis ausatmen, dieses Parfüm, das für Viele doch so berauschend wirkt.

Und dazwischen träumen die Blumen, leuchten die Sterne und hie und da erklingt ein Lied voll echter Glut und dabei doch voll reiner Empfindung:

„Und Du? Auf duftigweichem Pfühle
Ruhst Du im hohen Schlafgemach,
Und sieh! es küßt die Nacht, die schwüle,
Im Herzen all Dein Sehn n wach.
Du hörst das Lied so heimlich locken,
Du hörst sein ungestilltes Flehn,
Und fühlst Dein Herz erschauern stocken,
Und kannst Dein Weinen nicht verstehn. — —
O öffne mir Dein Kämmerlein
Gar leis in dunkler Nacht,
Du blondes Kind, o laß mich ein —
Die Englein halten Wacht!"

So spricht ein wirklicher Poet, der es aber nicht voll und ungeteilt sein kann, weil er . . . der Verkündiger, der Verherrlicher der freien Liebe ist! . . . Einzelne der in „Frau Eva" mitgeteilten Lieder jedoch sind nicht unwert, im Liederschatz des deutschen Volkes aufgenommen zu werden.

Die Ausstattung der drei Bücher der „Lyrik der Halbwelt" ist eine sehr gefällige . . . bloß die Umschlag-Zeichnungen hat der rührige Verleger Gustav Grimm, wie es im Operetten-Liedchen heißt, ein Bischen zu „ungenieret" ausführen lassen.

A. T.

Dramatisches.

Tarquinius. Drama in 5 Akten von F. Kummer. Die zwei Grundprinzipien unsrer litterarischen Streber lauten: 1) „Divide et impera", dies famose System kräftig zwischen den einzelnen Faktoren einsägen; 2) Nur nie einem homo novus die Wege ebnen. — Diese Prinzipien herrschen so allgemein, daß man als erfahrener Litterat nur über sein eigenes Mißtrauen die Achseln zuckt, da doch jedes Mißtrauen überflüssig, wo eben Jeder nur sein Interessensystem verfolgt und damit Recht behält, sobald die Andern sichs gefallen lassen. — Wer aber an chronischer Systemlosigkeit in Sachen der Interessenpolitik leidet, bleibt eben unkurierbar. Und so sei denn von diesem Erstling eines völlig unbekannten jungen Neulings kaltlächelnd konstatiert, daß hier das Zeugnis einer ganz ungewöhnlichen Dichterkraft vorliegt. Dies ist wirklicher echter Sturm und Drang, kein unproduktives Geschimpfe und doktrinäres Zukunftsgeschwabbel. Was kann von Tarquinius Gutes kommen! denkt man wohl, um aber schon im 1. Akt über so viel echtdramatisches Leben zu stutzen. Man gedenkt an den „Titus Andronikus" des jungen Shakespeare — schwulstig, hyperbolisch wild, aber voll echter überschäumender Kraft. Das ist der große Stil der Renaissance-Dramatiker. Aus diesem Chaos von Blut und Wollust flammen die Blitze einer gewal-

tigen Weltanschauung auf. Wie Tarquin zu einem Symbol der kommenden Kriegsdespotie Roms, die er seinem Volk vermacht, erhoben wird, wirkt einfach großartig. Wenn man denkt, welches innerliche morsche hohle Zeug heute gewisse Leute als Messiasthaten ausspielen, so erbaut man sich doppelt an solcher Überraschung. Hier an diesem Stück mit all seinem genialen Schwulst lerne Wildenbruch, was Poesie des Dramas, lerne mancher Andere, was ein Drama ist! — Allerdings giebts hier noch nichts „Modernes", keine modernen Zeitkonflikte und andre schöne Dinge. Die Charakteristik ist scheinbar schablonenhaft, nicht individuell. Aber dies täuscht doch wohl ein wenig. Denn die Gestalten passen sich hier dem idealisierenden Stil vollkommen an, und das brüllende Pathos entspricht dem übernatürlichen Maßstab. Noch können wir über die Absichten und das Streben dieses unbekannten und uns völlig fremden Anfängers, der mit dem lyrischen Jüngstdeutschland keinerlei Fühlung zu haben scheint, nichts Sicheres vermuten. Aber daß eine große Zukunft ihm bevorsteht, das wissen wir. K. B.

Zur Frauenfrage.

Die Gleichstellung der Geschlechter und die Reform der Jugend-Erziehung. Von Irma von Troll-Borostyáni. Zürich, J. Schabelitz. 1888.

Ein prächtiges, geisterfrischendes, herzerquickendes Buch, ein Buch, das eine ganze Bibliothek ersetzt. Heutzutage wird der Büchermarkt mit geistlosen Produkten gelehrter Schwachköpfe geradezu überschwemmt; da ist denn nur solch ein kerniges Buch ein wahres Labsal für diejenigen, welchen die Aufgabe obliegt, von der Litteratur auf dem Gebiete der Philosophie und der Volkswirtschaft eingehender Kenntnis zu nehmen. Ich möchte gerne dieses von einer Frau geschriebene Buch allen jenen in die Hand geben, welche so oft von geistiger Inferiorität des Weibes sprechen; es würde ihnen dann sehr schwer werden, ihre eigene geistige Superiorität durch Widerlegung der Verfasserin zu beweisen.

Frau v. Troll-Borostyáni ist Materialistin, bekennt sich also zu jener Weltanschauung, welcher fromme Christenmenschen so geschmackvoll die Prädikate: „viehisch", „immoralisch" beilegen; sie liefert mit ihren Bestrebungen einen neuen Beleg für die Richtigkeit folgender Worte des wackeren Johannes Huber: „Dies ist die merkwürdige Physiognomie und der Widerspruch unserer Zeit: daß eine Gesellschaft, welche doch noch offiziell zu Religion und Kirche hält, an allen Idealen des Lebens bankerott geworden ist und den krassesten Materialismus auf allen Gebieten entwickelt; während diejenigen, welche sie umgestalten wollen, gerade im Namen des Materialismus alles das fordern und anstreben, was Religion und Christentum gebieten. Dort wuchert auf dem Grund einer ethisch-religiösen Weltansicht der Materialismus des Lebens; hier steigt aus der Theorie des Materialismus ein Idealismus der That empor." Ja, es ist unleugbar: wahren Idealismus, opfermütiges Eintreten für Ideale, tiefes, hilfbereites Mitleid für Arme und Verfolgte trifft man heutzutage fast nur bei den Materialisten, nicht aber bei den Spiritualisten, die sich — sehr mit Unrecht — Idealisten nennen. Für diejenigen Vertreter der ethisch-religiösen Weltanschauung, welche die Moral des Materialismus verleumden, als predige sie lediglich: „Hasse deinen Nächsten und liebe sein Weib", wäre die Lektüre des 3. Kapitels, das von der Ethik der mechanisch-materialistischen Weltanschauung handelt, sehr lehrreich. Manchem würden dabei die Augen aufgehen.

Die Verfasserin fordert: vollstän-

dige soziale und politische Gleichstellung beider Geschlechter. Superkluge Männer lieben es, diese Forderung lächerlich zu machen durch den Hinweis auf die Unmöglichkeit der Erfüllung der Militärpflicht durch das Weib, bedenken jedoch dabei nicht, daß die Frauen statt der Militärpflicht die vielleicht gefahrvollere — sit venia verbo — Gebärpflicht haben. Im Wochenbett sterben unstreitig mehr Frauen als auf den Schlachtfeldern Männer. — Den Frauen politische Rechte einzuräumen, erscheint merkwürdigerweise sogar solchen bedenklich, welche ganz damit einverstanden sind, daß eine Frau Länder regieren darf. Die Erwerbsfreiheit der Frauen bekämpfen wiederum solche Männer, welche es ganz in der Ordnung finden, daß schwache Proletarierfrauen — oft in hochschwangerem Zustande — als Handlangerinnen schwere Steinlasten auf hohe Gerüste schleppen, — daß arme Frauen und Mädchen halbnackt in den Bergwerken die denkbar schwerste Arbeit um wahren Hungerlohn verrichten. O Heuchelei, du Grundlaster unserer Zeit!

Die Verfasserin hat ihre Forderung in sehr geistvoller Weise begründet. Schade, daß die Zahl der Gleichgesinnten ihres Geschlechtes so klein ist; schade, daß ihr Buch nicht genug Frauen zugänglich sein wird. Möge daher jeder Leser und insbesondere jede Leserin dieser Zeilen es sich angelegen sein lassen, nicht bloß selbst aufmerksamst das Buch zu lesen, sondern auch dasselbe möglichst vielen Frauen zu empfehlen.

Goldene Worte finden sich im 4. Abschnitte des Buches, wo Frau v. Troll-Borostyáni die Abschaffung der Prostitution als gesetzliche oder geduldete Institution fordert. Trefflich sind die Vorschläge über die Reform der Jugenderziehung. Zu bedauern ist jedoch, daß die so geistvolle, selbständig denkende Frau in Bezug auf die sogenannte „Bevölkerungsfrage" sich nicht zur Einsicht durcharbeitete, daß diese „Frage" (nach der Möglichkeit einer Übervölkerung des Erdballes) eine sehr müßige ist, eine ebenso müßige, wie die Kelchfrage zur Zeit des Huß, die Abendmahlsfrage zur Zeit Luthers. Wenn uns heute jemand fragen würde, ob die Calvinsche oder die Lutherische Auffassung des Abendmahls die richtige sei, ob 11000 oder 12000 Engel auf einer Nadelspitze stehen können, ob Christus mit oder ohne Genitalien zum Himmel aufgefahren sei, so würden wir gewiß nur lachen; solche Fragen könnten wir unserm Denken nicht mehr aufgeben. Vor Zeiten haben sich aber namhafte Gelehrte allen Ernstes mit solchen Fragen abgemüht. Die Bevölkerungsfrage reiht sich würdig diesen Fragen an. Mögen doch einmal die Malthusianer die Thatsache ins Auge fassen, daß so oft Familien aussterben und zwar Familien, die reich, überreich sind und nichts vom aufreibenden Kampf ums tägliche Brot wissen. Fürstliche, gräfliche und sonstige adelige Familien sterben aus. Läßt sich dies mit dem Malthusschen Gesetz vereinbaren, daß die Menschheit die Tendenz hat, ins Maßlose sich zu vermehren, sofern nicht Not und Elend dazwischentreten? Es gab noch nirgends Übervölkerung; wer aber aus dem Umstande, daß in stark bevölkerten Ländern die Not am größten ist, den Schluß ziehen will, daß daran die Übervölkerung schuld sei, der wolle auch bedenken, daß in jenen Ländern zugleich der größte Reichtum herrscht und die sogenannte Überproduktion, d. h. Überfluß an Nahrungsmitteln, Kleidern u. s. f. Über die Verhältnisse in Irland, auf welche die hochgeschätzte Verfasserin hinweist, kann sie sich sowohl aus Kautskys Broschüre: Irland, wie aus Henry George: Fortschritt und Armut*) genügend in-

*) Dieses Buch wird überhaupt die Verfasserin über die Bevölkerungsfrage aufklären.

formieren. Was Frau v. Troll-Borostyáni im Anschluß an den Verfasser der „Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft“ der verheirateten wie unverheirateten Menschheit empfiehlt, finde ich sehr löblich, aber nicht als Schutzmittel gegen die „Übervölkerung“, sondern deswegen, weil dadurch einerseits die Lebenskraft und Gesundheit der Frauen geschont und anderseits den vorhandenen Kindern der Vorteil einer sorgsameren Erziehung gewährt wird.

Dr. Ludwig Büchner, der bewährte Kämpfer für freies Denken, hat das Buch der Frau v. Troll-Borostyáni mit einem sehr warmen Vorworte versehen. Büchner rühmt besonders die große Belesenheit, den kritischen Scharfblick, die entschlossene und vor keiner Konsequenz zurückschreckende Überzeugung der Verfasserin. J. G. St.

Sprachwissenschaft.

Der geistreiche Verfasser von „Kreuzeigt ihn“, Dr. Rudolf Kleinpaul, läßt soeben bei Wilhelm Friedrich in Leipzig ein größeres Werk erscheinen unter dem Titel: Sprache ohne Worte. Idee einer allgemeinen Wissenschaft der Sprache (in gr.-8. 28 Bogen. 10 Mark). Wir lassen zur Orientierung über das Werk den Verfasser selbst sprechen, indem wir hier das Vorwort des Buches abdrucken:

„Krösus, der alte Krösus, hatte, wie Herodot erzählt, zwei Söhne, beide durch ein merkwürdiges Schicksal und durch ihre Sprache ausgezeichnet. Der eine, ein armer, gebrechlicher, stummgeborener Mensch, sollte mit ein paar Worten seinem Vater das Leben retten. Als die Stadt Sardes von Cyrus erobert und zerstört ward, ging ein Perser auf Krösus los und wollte ihn totschlagen. Da erlangte der Stumme plötzlich vor Schreck die Sprache. Er schrie in seiner Angst: Mensch, töte den Krösus nicht! *Ἄνθρωπε, μὴ κτεῖνε Κροῖσον!* — Der andere Sohn, Atys mit Namen, war ein schöner, kräftiger Jüngling, ein guter Jäger und Meister in allen Leibesübungen, die einzige Freude des Vaters. Von dem träumte Krösus, er werde von einer ehernen Lanzenspitze tödlich getroffen werden. Solches Verhängnis abzuwenden, brauchte der bekümmerte Vater jede Vorsicht: er verbot ihm das Kriegshandwerk, er hielt alle Waffen von ihm fern, er verheiratete ihn. Nun fügte es sich, daß in den Wäldern des mysischen Olymp ein kolossaler Eber erschienen war, der das Land verwüstete, und daß die Bewohner zum König mit der Bitte kamen, er möchte ihnen seinen Sohn Atys mit Jägern und Hunden senden, um das Ungeheuer aus dem Wege zu räumen. Krösus weigerte sich natürlich; aber Atys selbst flehte den Vater an, ihn doch nicht von jeder männlichen und rühmlichen That zurückzuhalten, und um ihn des Traumes wegen zu beruhigen, so stellte er ihm vor, ein Eber habe wohl Gewehre, aber doch keine ehernen Lanzenspitzen. Krösus willigte denn ein und gab dem Sohne als Leibwächter einen gewissen Adrastus mit, einen unglücklichen phrygischen Prinzen, der seinen Bruder unabsichtlich getötet hatte, deshalb von seinem Vater verstoßen und von Krösus liebreich aufgenommen worden war. Da wollte es der Zufall, daß, als die Jäger das Wildschwein im Gebirge glücklich eingekreist hatten und die Speere nach ihm warfen, derselbe Adrastus mit dem seinigen abermals unabsichtlich den Sohn des Krösus traf und tötete. Atys wurde dem Vater als Leiche zurückgebracht, dahinter kam der Mörder Adrastus, der unseligste aller Menschen, der sich hernachmals auf dem Grabe des Atys selbst das Leben nahm.

Auch der zweite Sohn des Königs war ein stiller Mann geworden — er grüßte den Vater nicht — und doch war

der entseelte Leib gleichsam selbst eine stumme Botschaft, welche die Götter dem Krösus sandten — ohne Worte schien er dem schwergeprüften Manne die Mahnung Solons zu wiederholen: daß niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen sei.

Krösus, der Besitzer unermeßlicher Schätze, ist wie der reiche Menschengeist, der aller Sprache Vater heißt; seine beiden Söhne, der plötzlich der Sprache zurückgegebene und der plötzlich der Sprache und dem Leben verlorene können uns zu Typen für die zwei Arten der Rede dienen; für die Sprache mit Worten und für die Sprache ohne Worte.

Dieser Unterschied ist neu; was soll das heißen: Sprache ohne Worte! Ist das nicht ein vollkommener Widerspruch, wie wenn man eine Musik ohne Töne oder einen Strom ohne Wasser statuieren wollte? Nicht ganz; und ich lade den geneigten Leser, der sich mit dem Gedanken einer Sprache ohne Worte noch nicht befreunden mag, ein, das vorliegende Buch zu lesen. Es ist nicht bloß ein Bild, welches wir brauchen, wenn wir von einer Zeichensprache, einer Geberdensprache, einer Sprache der Thatsachen und einer göttlichen Sprache reden. O, nein; Ursprung und Grundbegriff des Wortes sprechen sind dunkel; nicht einmal das kann man behaupten, daß sprechen wenigstens zunächst immer soviel sei wie Worte hören lassen. Die weitere Anwendung des Wortes rechtfertigt eine solche Beschränkung vollends nicht; danach findet überall Sprache statt, wo ein Wesen einem andern einen Gedanken mitteilt, wo ein denkender Geist den andern etwas wissen, etwas erraten läßt, gleichviel durch welches Mittel.

Es sind tausendfältige Erscheinungen, die unter diesen allgemeineren Begriff der Sprache fallen. Die Sprache ohne Worte fängt schon an, ehe noch die Absicht vorhanden ist, eine Nachricht zu geben und einen Menschen über sein Schicksal aufzuklären. Die ganze Welt spricht; allaugenblicklich empfängt der denkende Geist vom Weltgeist unzählige Mitteilungen, die ihn klüger und weiser machen und ihm, richtig erwogen und verglichen, zur Wissenschaft verhelfen. Solche Auffassung wird uns erleichtert, wenn wir mit unsern frommen Vätern glauben, daß die Welt eine göttliche Offenbarung sei, daß sich Gott den Menschen in seinen Werken absichtlich zu erkennen gebe, daß er sie durch Symbole aufwärts ziehen wolle, daß er ihnen Vorzeichen und bedeutende Träume sende, um sie über die Zukunft zu belehren. Wäre dem so, dann würde zwischen der göttlichen Sprache und unserer eignen Sprache ohne Worte gar kein Unterschied sein. Aber auch wenn wir diesen Glauben nicht teilen, sondern bei einer objektiven, unabsichtlichen Offenbarung stehen bleiben wollen, so gelangen wir doch zu einer Weltsprache, die gleichsam alles enthält, was uns zu wissen notthut und von welcher wir selbst ein Teil sind. Denn wir selbst sagen unsern Mitmenschen, ohne daß wir es wissen und wollen, durch unsere Gestalt, unser Leben und Treiben viel: fortwährend geben wir dem Beobachter Gelegenheit, sich über uns, unsere Leiden und Freuden zu unterrichten, ja die Interjektionen, welche wir ausstoßen, sehen bereits wirklichen Worten zum Verwechseln ähnlich. Da endlich tritt die Absicht der Mitteilung unzweifelhaft hervor, und mit ihr beginnt, wenigstens in unserer Sphäre, eine bewußte sprachliche Thätigkeit, die darauf gerichtet ist, die ausdrucksvollen Bewegungen und Äußerungen von vorhin offiziell zu wiederholen, gewisse lehrreiche Thatsachen faktisch oder im Bilde zu vergegenwärtigen, den Geist gleichsam zum Nachdenken aufzufordern. Zuletzt wird der Gedanke, um den es sich doch

eigentlich handelt, selber flügge, derselbe aber nicht in Worte gefaßt, sondern plastisch oder malerisch dargestellt und in die Form eines Satzes gebracht, der gezeigt und mitgeteilt werden kann, und damit ist ohne Worte jene höchste Stufe erreicht, auf welcher wir die Lautsprache zu erblicken gewohnt sind und von welcher die Bilderschrift nur freiwillig herunterſteigt, um sich als Buchstabenschrift in den Dienst der Lautsprache zu begeben.

Indem ich diesen Erscheinungen der Sprache ohne Worte nachspüre und sie in ein System zu bringen suche, glaube ich einen bisher vernachlässigten Zweig der Philologie und ein neues, interessantes Gebiet des Folklore aufzudecken. Diese natürliche, bildliche Sprache, die, wie wir sehen, den Göttern selber zugeschrieben wird, hat das Recht neben der Lautsprache, der Litteratur, der Kunst, der Religion als eine wesentliche Seite des Volkslebens gekannt und erforscht zu werden. Jedes Volk hat nicht bloß seine besondere Sprache, sondern auch seine eigentümliche Form der Sprache ohne Worte. Mir konnte es vorerst nur darauf ankommen, den Begriff der neuen Wissenschaft überhaupt festzustellen, das allgemein Menschliche dieser Ausdrucksweise offenbar zu machen und die Bedeutung der Sprache ohne Worte für das tägliche Leben zu erweisen.

Wie schwierig es ist, auf einem noch so jungfräulichen Boden überall das Richtige zu treffen, die erstaunliche Fülle der volksmäßigen Anschauungen, der plastischen Geberden und der bildlichen Zurechtweisungen auch nur annähernd zu erschöpfen und alle verborgenen Falten der Volksseele zu durchdringen, kann niemand deutlicher als dem Verfasser selbst bewußt sein. Ich hoffe, das Publikum, das hier zum erstenmale Dinge zur Sprache gebracht sieht, die zu gar keiner Sprache zu gehören scheinen und die es doch von Kindheit an gewohnt ist, wird dem Verfasser die Nachsicht nicht versagen, die jedes ernstgemeinte Wagnis zu Nutz und Frommen der Wissenschaft verdient. Mein einziger Wunsch ist, daß man meinen Grundgedanken nicht mißverstehen, daß man mich nicht etwa für den Erfinder einer neuen Sprache halten möge. Ich werde zufrieden sein, wenn ich durch die ganze Entwickelung etwas dazu beigetragen haben sollte, den großen Begriff der Sprache ins rechte Licht zu stellen, den inneren Zusammenhang aller sprachlichen Erscheinungen darzuthun, die Idee einer allgemeinen Wissenschaft der Sprache anzuregen.

Noch eins. Wie bei seinen mündlichen, so befleißigt sich das Volk auch bei seinen bildlichen Äußerungen nicht immer dessen, was Wohlanständigkeit genannt wird. Es sagt oftmals ohne Worte, was man kaum mit Worten zu sagen wagt. Agrikolas Entschuldigung, er könne, da er Sprichwörter schreibe, nicht alle wege Seide spinnen, ist zwar für Männer der Wissenschaft vollständig überflüssig, da sie aber immer wiederholt wird, so will ich sie auch hier machen. Ich habe wie gesagt die Sprache ohne Worte nicht erfunden, ich schildere sie nur, wie sie im Volke lebt, und wenn es das Volk ohne die derben, stellenweise die obscönen Ausdrücke nicht thut, so kann ich nichts dafür. Denken und Sinnen des Volkes dreht sich eben von jeher mit Vorliebe um alles Geschlechtliche, es hat sich sogar mit der Zeit und unter Zuthun der Religion viel Tiefsinn und viel Gelehrsamkeit darum herum gehäuft. Nun, man muß dem Volke lassen, was des Volks ist: die Begierde; und Gott geben, was Gottes ist: den tiefen Sinn — wie Krösus sein sterbliches Teil ausziehend und auf dem Scheiterhaufen des irdischen Glückes rufend: Solon! Solon!"

Die „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft"

von Prof. Dr. M. Lazarus und Prof. Dr. H. Steinthal herausgegeben, enthält in den beiden ersten Heften ihres XVIII. Bandes (Jahrgang 1888): Über Gebräuche und Aberglauben beim Essen von Carl Haberland. — Die Entstehung der einheitlichen Epen im allgemeinen von Prof. J. Krohn. — Arabische Beiträge zur Volksetymologie von Dr. J. Goldziher. — Die Mundart der Ostpreußischen Zigeuner von R. von Sowa. — Der Spiritismus als soziale Erscheinung von Dr. Fr. Krejci.

Rudolf Falb hat während seines langen Aufenthaltes in Südamerika sich speziell mit vergleichenden Sprachstudien beschäftigt und sichtet das reichliche Material, aus dem er soeben das erste Heft einer „Urgeschichte der Sprache und Schrift" unter dem Separattitel: „Die Andes-Sprachen in ihrem Zusammenhange mit dem semitischen Sprachstamme" veröffentlicht (Wilhelm Friedrich in Leipzig).

Im gleichen Verlage erscheint eine Serie unter dem Titel: Einzelbeiträge zur allgemeinen und vergleichenden Sprachwissenschaft, deren erstes Heft die letzte Arbeit des bekannten Hallenser Professors Dr. A. Fr. Pott: „Allgemeine Sprachwissenschaft" enthält; das zweite Heft behandelt „Die arische Periode und ihre Zustände" vom Erlanger Professor Dr. Fr. von Spiegel, das soeben erschienene dritte Heft bringt: Psychologische Studien zur Sprachgeschichte von Dr. Kurt Bruchmann.

Die für die Sprachgelehrten, Litterarhistoriker und Psychologen berechnete Schrift weist streng an der Hand sprachlicher Denkmäler, die besonders dem Rig-Veda, der Bibel, der lateinischen, griechischen und deutschen (auch der neusten) Litteratur, dem Volksliede und der Umgangssprache, entnommen sind, den Bedeutungswandel einzelner Worte und ganzer Gedanken nach, wie er hauptsächlich durch die Überlieferung von Volk zu Volk entstand. Im ersten (geschichtlichen) Teile ordnet Verfasser den Stoff u. A. nach den Kategorien: Teilnahme der Natur, Mythologie, Licht und Farbe, populäre Metaphysik, deutsche Sprachformeln. Im zweiten (psychologischen) Teile zeigt er die Macht der Analogie auf die Gedankenbildung, bespricht den Unterschied von Poesie und Mythologie, das Verhältnis der Schilderung zur Anschaulichkeit, den Widerspruch zwischen Sprechen und Denken, die Sprachentwickelung nach dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes und neuere Forschungen über indogermanische Wurzeln und Bedeutungswandel. Endlich versucht er eine Anknüpfung an die Psychophysik nach Wendt und Fechner und leitet seine sprachgeschichtliche Betrachtung zu den allgemeinen Kategorien der Geschichte hinüber. Für Theologen dürfte die ausführliche Behandlung der geistlichen Dichtung (von der Bibel bis ins 19. Jahrhundert) von besonderem Interesse sein.

Verschiedenes.

Aufsätze und Vorträge aus verschiedenen Wissensgebieten. VI. Band. Bilder aus Sizilien von Ad. Clemen. (Wolfenbüttel, Julius Zwißler.) — Der Verfasser, der lange Jahre als Prediger der deutsch-evangelischen Gemeinde in Messina gelebt hat, bietet in diesen Aufzeichnungen schätzenswertes Material zur Kenntnis Siziliens und seiner Bewohner, das um so wertvoller ist, als es aus der eigenen Anschauung geschöpft ist.

Friedrich Theodor Vischer. Erinnerungsblätter der Dankbarkeit von Ottomar Keindl. Zum Besten des Denkmalfonds. (Prag, Gustav Neugebauer.)

Reclams weitberühmte Universalbibliothek enthält in ihrem neuesten

Bändchen: Gesprächsbüchlein Ulrichs von Hutten. Sprachlich erneuert von Dr. Karl Müller. (Nr. 2381/82). — Othello, der Mohr von Venedig. Trauerspiel in 5 Aufzügen von William Shakespeare, übers. von Schlegel und Tieck. Bühnenbearbeitung von C. F. Wittmann (2383). — Daniela, Schauspiel in vier Aufzügen von Felix Philippi (2384). — Plutarchs vergleichende Lebensbeschreibungen. Übers. von J. F. S. Kaltwasser. Neu herausgegeben von Dr. O. Güthling. 5. Band (2385/6) — Der Flüchtling. Lustspiel in einem Aufzug von Theodor Herzl (2387). — Der schwarze Junker. Geschichtliche Erzählung aus Österreichs Vergangenheit von Victor Wodiczka (2388). — Die Tragödie des Menschen. Dramatische Dichtung von Emerich Madach. Aus dem Ungarischen übers. von Julius Lechner von der Lech. Mit Vorwort von Maurus Jókai. (2389/90).

Im Verlage von Wilhelm Friedrich erschienen soeben das 2. und 3. Bändchen von Karl Bleibtreus Entscheidungsschlachten des europäischen Krieges 18.. Die Schlacht bei Belfort und Die Schlacht von Chalons. Der Verfasser hat der „Schlacht von Bochnia" nunmehr zwei Fortsetzungen folgen lassen, mit denen die Serie der „Entscheidungsschlachten" beendet sein dürfte. Diesmal ist ein deutsch-französischer Krieg als Grundlage angenommen. In Teil II „Belfort" wird Boulanger, in Teil III „Chalons" Gallifet handelnd eingeführt. Während „Bochnia" sich fast allzusehr in taktische Einzelheiten verlor, zeigt „Belfort" bereits die Schlachtentwickelung nur in großen Zügen und „Chalons" legt vollends das Hauptgewicht auf die Massen-Combinationen von strategischen Gesichtspunkten aus. Diese neue Schlacht auf den catalaunischen Feldern, wo auf beiden Seiten ungeheure Massen gegeneinander operieren, ist mit souveräner Beherrschung des Materials geschildert. Wie schon „Belfort" an Genauigkeit und strategischer Auffassung sich hoch über „Bochnia" erhebt, so dürfte insbesondere „Chalons" das allgemeinste Aufsehen erregen. — Sowohl „Belfort" als „Chalons" sind durch 3 genau ausgeführte Spezial-Karten klar erläutert.

„Verdeutschungs-Wörterbuch fachmännischer und dienstlicher Sprache des deutschen Wehrtums" von dem hochverdienten Major Hermann v. Pfister. (Berlin, Adolf Reineke, 1887.) Hier werden auf Grund der ausgedehntesten germanistischen Studien und aus der Fülle einer umfassenden Sprachkenntnis die ergiebigsten Mittel geboten, um der Verwälschung unsrer Militärsprache ein Ende zu bereiten. Öfters geht Pfister wohl etwas zu weit, insofern er außer Acht läßt, wie fest in unsrer geliebten Muttersprache gewisse Gallicismen sich eingewurzelt haben. Doch, wenn schon, denn schon. Pfister räumt einmal gründlich auf und führt sein Verdeutschungs-System mit äußerster Konsequenz durch. Das Meiste kann man wohl ohne weiteres annehmen; anderes will uns zuerst nicht recht schmecken. So z. B. würde „Die Artillerie parkiert" nach Pfister lauten: „Die Rückwehr pfercht". Wie schön ersetzt aber z. B. den Terminus technikus „Parallele" der einfache Ausdruck: „Ring". Wunderlich lautet uns schon „Durchschlag" für „Perkussion", „Vormuster" für „Formular".

Ein Spaziergang um die Welt (Amerika, Japan, China) von Freiherrn Alexander von Hübner (ehemal. K. K. österreich. Botschafter in Paris und am päpstlichen Hofe). Mit 317 prachtvollen Illustrationen. 2. unveränderte

Auflage. 2. Lieferung 50 Pfennige. — Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.

Die billige zweite Auflage obigen Werkes hat großen Anklang gefunden. Soeben ist die zweite Lieferung erschienen, welche ebenfalls wiederum sehr reich illustriert ist. Wir führen hier folgende Textillustrationen auf: Das weiße Haus. Residenz des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Arlington-Hotel in Washington. Die Ufer des Susquehanna. Michigan-See. Die Ufer des Michigan-See. Als Vollbildertafeln sind dieser Lieferung beigegeben: Queenstown, Der Präsident Grant, Die China im Sturm und Ansicht von New-York.

„Die Kindergartenlaube", Jugendzeitschrift, erscheint monatlich zweimal, kostet vierteljährlich 60 Pfennige, Verlag Nürnberg. Der sehr geringe Preis und die sichtliche Bemühung der Redaktion und des Verlages, hinsichtlich des belehrenden und unterhaltenden Textes und des farbigen Bilderschmuckes möglichst Gutes zu leisten, bürgen für das Gedeihen des Unternehmens. Und wer wird sich nicht nach einer gediegenen Lektüre für die Jugend, für seine Sprößlinge umthun? In dem Wust von Lesestoff, der dem jugendlichen Fassungsvermögen nicht entspricht, das geistige Wachstum ob seiner Schwer- und Unverdaulichkeit schädigt? Jugendzeitschriften sind heutzutage unabweisbares Bedürfnis und stiften Segen, wenn sie sich schmachtlappiges, rührseliges, kindisches Zeug vom Leibe halten. Zu den besseren Erzeugnissen dieses Litteraturzweiges gehört die „Kindergartenlaube". Heft 1—3 des V. Bandes liegen uns vor. Jedes Heft umfaßt 16 Seiten Text und ist mit vier farbigen Bildern, wie sie dem jugendlichen Sinne besonders zusagen, geschmückt. Wir empfehlen Eltern und Volksbildnern die „Kindergartenlaube" zur Prüfung. J. Ma.

Geschichte der preußischen Handwerkerpolitik. Nach amtlichen Quellen von Dr. Moritz Meyer, Dozent für Nationalökonomie an der Königl. Technischen Hochschule zu Berlin. Band II. Die Handwerkerpolitik König Friedrich Wilhelms I. (1713—1740.) (J. C. C. Bruns Verlag, Minden.) Von dem weit angelegten Quellenwerke über die Geschichte der preußischen Handwerkerpolitik, dessen erster Band die Handwerkerpolitik des Großen Kurfürsten und Friedrichs I. (von 1640—1713) umfaßt, liegt nunmehr der zweite Band vor, welcher den im Titel angegebenen Zeitraum behandelt. In der Einleitung wird der allgemeine Charakter der preußischen Gewerbepolitik überhaupt unter Friedrich Wilhelm I. hervorgehoben und auf die bedeutsamen Veränderungen hingewiesen, welche in der Behandlung dieser Verwaltungsmaterie unter der Regierung des größten inneren Königs von Preußen eingetreten sind. Ein dritter Band über die Zunftpolitik König Friedrich des Großen und den Zeitraum bis zur Einführung der Gewerbefreiheit wird binnen Jahresfrist erscheinen."

Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Litteratur. Lady Blennerhassett, geb. Gräfin von Leyden. Berlin, Gebrüder Paetel. 1. Bd. 521 S. 2. Bd. 472 S.

Ein sauertöpfiger Kritiker an einer österreichischen Kunstzeitschrift hat nicht zu finden vermocht, „daß dieses Werk gerade ein Bedürfnis war"; auch die „Zweckmäßigkeit" hat ihm nicht einleuchten wollen. Bedürfnis! Zweckmäßigkeit! Es giebt Standpunkte, von denen aus jedes monumentale Werk als überflüssig und unzweckmäßig erscheint. Aber das sind nicht die Standpunkte eines großen, freien Geistes, der das Geistesgewaltige schon um seiner selbst willen liebt und jede gemeine Bedürfnis- und

Zweckmäßigkeitsfrage aus seinem erhabenen Reiche verbannt. Für die gemeine Alltagswelt dünkt es uns übrigens erst recht ein Bedürfnis, daß sie von Zeit zu Zeit ihren harten blöden Kopf an hohen monumentalen Geisteswerken anstößt, um nicht ganz in ihrer erbärmlichen Zweckmäßigkeitswirtschaft zu versinken. Gräfin Leyden hat dieses großangelegte Werk, von dem erst zwei Bände erschienen sind, als „einen Beitrag der deutschen Litteratur zum Centenarium von 1789" bezeichnet. Das wird für alle jene Leute unverständlich sein, welche die Jahrhundertfeier der französischen Revolution mit einigen politischen Kannegießerphrasen und Partei-Zeitungsartikeln glauben abthun zu können. Wie sich der kleine Dütenkrämer und Pfennigschinder zu den Verhältnissen des Weltmarktes, so stellt sich ungefähr auch der philiströse Kleingeist zu den universalen Geistesströmungen der freiheitlichen Menschheitsentwickelung. Nun ist es fraglos sehr „zweckmäßig", diesen Leuten gelegentlich zum Bewußtsein zu bringen, daß neben ihrem bettelhaften Lebensbetrieb auch noch immer mehr Raum gewonnen werden muß für den Lebensbetrieb der menschheitlichen Geister und deren Freiheits- und Wohlfahrtsgedanken. Und dazu eignet sich dieses monumentale Staël-Lebensbuch der Gräfin Leyden in hervorragender Weise. Auf den gründlichsten Studien ruhend, baut es sich in klarer, angenehmer Führung auf zu einem der edelsten Werke biographischer Litteratur großen Stils.

M. G. C.

Französische Bibliographie.

André Theuriet, Autor des „Fils Mougar" und anderer hervorragender Romane, hat herausgegeben: „Contes de la Foret" und das in der Revue des deux Mondes zuerst erschienene „Amour d'Automne". Ersteres ist eine Sammlung reizend erzählter und empfundener Novelletten und Erzählungen, wie sie Theuriet zu schreiben gewohnt ist, „Herbstliebe", ein Roman von psychologischer Feinheit und Stilreinheit.

Diosay, Advokat in Savoyen, empfiehlt sterbend seine 18 Jahre alte Tochter Marianetta seinem Jugendfreunde Desgranges. Um die Interessen seines Schützlings voll zu wahren, wählt dieser dieselbe Stadt zum Aufenthaltsort, die Marianetta bewohnt. Bald stellt sich zwischen ihnen eine gewisse Vertraulichkeit her, die endlich darin gipfelt, daß der alternde Mann dem jungen Mädchen nach heftigen Kämpfen seine Liebe gesteht. Diese wird erwidert; was er gefürchtet tritt nicht ein — Marianetta weist ihn nicht ab. In Gestalt einer Mad. Archambault jedoch, die Philippe Desgranges früher gekannt und zu lieben gemeint, spitzt sich der Konflikt zu. Plötzlich und unvorhergesehen bei ihm erscheinend, gelingt es ihr, Mißtrauen zwischen das Paar zu säen, das, Dank Mariannettas Anmut und unverdorbener Natürlichkeit, Dank auch Philippes loyalem Charakter zu Glück berufen zu sein schien. Der Fehler der Langmut gegen die Intriguantin, seine Schwäche ihr gegenüber, verschärfen die plötzlich eingetretene Mißstimmung. „Morgen" — damit verlegt er jede definitive, doch notwendige Erörterung mit Mad. Archambault auf später. Die eifersüchtige Frau ahnt Desgranges Verhältnis zu Marianetta und versucht es auf jede Weise das erschütterte Vertrauen des jungen Mädchens noch wankender zu machen. Sie compromittiert die Situation durch verlängerte Anwesenheit, sie hält Zweideutigkeiten und Anzüglichkeiten in ihrem Köcher bereit, die nichts und viel sagen. „Ist es wahr, daß Philippe an keine andere Frau gebunden ist, ist es wahr, daß er mich allein liebt?" fragt sich Marianetta, mehr und mehr vom Gegenteil überzeugt. Endlich glaubt sie dar-

über die schmerzlichste Gewißheit zu haben und bricht unwiderruflich mit Desgranges. Trotz aller Bemühungen, trotz aller Aufrichtigkeit gelingt es letzteren nicht mehr, den verlorenen Schatz an Liebe und Vertrauen wiederzuerlangen. Nun ordnet er noch den Wünschen des verstorbenen Vaters und Freundes und den Interessen Marianettas gemäß alle Angelegenheiten seiner gewesenen Braut aufs beste, und verläßt die Stadt, in der sein kurzes Glück im Herbst seines Lebens geblüht. Als letztes Andenken und letzten Gruß sendet er dem jungen Mädchen noch einen Blumenstrauß.

Der Roman ist meisterhaft erzählt, der Kampf im Herzen des alternden Mannes, der eine so junge Liebe darin erwachen fühlt, psychologisch wahr, die Detailmalerei von anmutiger Rundung, der Konflikt natürlich. Der Stein, an dem das Glück eines edel beanlagten Mädchens und eines graden, warmen Männerherzens scheitert, ist freilich nicht neu, doch darum nicht minder wahr. So lange die Welt steht, wird sie existieren, jene loyale Schwäche von Mann zur Frau, die in der Vergangenheit des ersteren wurzelt, so lange es Frauen giebt, die, durch Andere verdrängt, eine gewisse Berechtigung an einem Mann zu haben meinen, wird es eine Eifersucht geben, der gegenüber der Mann machtlos ist . . .

Bei Ollendorff sind soeben erschienen: „Yaga" von Marguerite Poradowska und ein Band Novellen vom trefflich bekannten Mitarbeiter des „Temps", Hugues le Roux: „Frère lait".

„Yaga" hat schon beim Erscheinen in der Revue des deux Mondes, die weltbekannt genug ist, um auch noch unbekannten Autoren ihre Thüren weit zu öffnen, großes Aufsehen erregt. Die Schriftstellerin offenbart sich dem Publikum als ein Talent, das mit seltener Grazie der Erzählung eine ganz besonders durchdringende Beobachtungsgabe vereint. Sie ist Polin und als solche vollkommen befähigt das leichte, elegante Französisch zu schreiben, das ihren Landsleuten zu sprechen so leicht fällt. Die Handlung spielt bei den Ruthenen und behandelt die ebenso sonderbaren als interessanten Sitten der slovakischen Priester.

Hugues le Roux Novellen sind ganz wunderhübsch, mit einer Pointe an Satyre und Humor, die stets wirksam ist. Benannt sind sie nach einer der hübschesten Erzählung der Sammlung. „Frère lait" ist jener unbekannte kleine Milchbruder, der fern von seiner, in Paris „Nounou" gewordenen Mutter, mit einer Saugflasche erzogen wird, doch prächtig gedeiht. Nounon bekommt wöchentlich die besten Nachrichten, die Madame ihr vorliest und ebenfalls wöchentlich ist Madame so liebenswürdig, alle Bestellungen und Grüße auf parfümiertem Papier in die Heimat zu senden. Nounou versteht weder zu lesen noch zu schreiben. Da, eines Tages blieben die Nachrichten aus. Das Ehepaar ist ebenso besorgt wie die Mutter. „Wenn nur Nounou bleibt, bis das Kind entwöhnt ist, wenn nur der Kleine keine verdorbene Milch bekommt," heißt es. Ein Telegramm wird abgesandt. „Das Kind ist am Krupp gestorben," kommt zur Antwort. Madame und Monsieur beraten und — Madame liest Nounou etwas ganz anderes vor als das. Die Amme ist ganz beglückt, ganz beruhigt. Dann schreibt Monsieur jede Woche einen hübschen sentimentalen Brief über „Dodos" Fortschritte. Doch der Zeitpunkt der Abreise kommt. Nounou kauft ihrem Kindchen eine Masse unnützer Sachen; ihre Herrin hilft ihr bei der Wahl und findet den Mut nicht, ihr die Wahrheit zu sagen. Monsieur will sich ermannen, doch auch er fühlt sich der Aufgabe nicht gewachsen. „Auf der Eisenbahn", tröstet

sich Madame, „auf der Eisenbahn, vor der Abfahrt.“ Sie begleitet Nounou, sie will sie sagen, jene traurige Wahrheit, doch — der Zug pfeift schon vorbei. „Nun?“ fragt der Gatte. „Was willst Du — ich habe nichts gesagt, — ich bin zu gefühlvoll.“ Und ihnen gegenüber taucht ihr prächtig erblühter Knabe den silbernen Löffel jauchzend in die Suppe.

„Guy de Maupassant“ ist mit „Pierre et Jean“ an die Öffentlichkeit getreten. Der Name des Dichters allein genügte, um eine Kritik überflüssig zu machen. Da ist wahrer, gesunder Naturalismus, der nichts Abstoßendes, Rohes hat, da ist jene einfache, leichte Schürzung des Knotens, jener logische Konflikt, die in allen Werken Maupassants dem Leser so mühelos leiten.

Pierre und Jean sind Brüder, Söhne einer bescheiden von ihren Renten lebenden bürgerlichen Familie. Pierre ist Arzt, Jean Advokat; beide sind im Begriff sich zu etablieren. Da fällt dem Jüngeren, Jean, von einem verstorbenen Freunde seiner Mutter ein bedeutendes Vermögen zu. Der etwas gedankenlose, sorglose, gutmütige junge Mann nimmt dasselbe freudigen Herzens an; anders steht Pierre zur Sache. In seinem grüblerischen Charakter erwacht der Zweifel, die Frage: „Warum Jean und nicht mir, warum nicht beiden?“ Er sinnt, er späht, er beobachtet, doch es gelingt ihm nicht leicht die Gedanken der Mutter zu erforschen. Sie ist eine etwas sentimentale, sich leben lassende Natur, ohne Reue, fast ohne Erinnerung an das, was einst das Glück ihrer Jugend ausgemacht: die Liebe zum Verstorbenen, zum Vater ihres Lieblingskindes, des vom Glück stets bevorzugten Jean. In der Seele Pierres aber wird der folternde Zweifel fast zur Gewißheit. Zugleich wächst unbewußt der Plan in ihm, die Mutter langsam durch Worte, durch Blicke zum Bekenntnis zu bringen, zu foltern, zugleich auch fühlt er mehr und mehr den tiefen Abgrund, der ihn von seinem Vater, einer beschränkten äußerst bürgerlichen Natur trennt. Der Fehltritt seiner Mutter, der ihm wider Willen dadurch einigermaßen entschuldbar scheint, hat ihn plötzlich auch darüber aufgeklärt: er hat beide verloren, Vater und Mutter, Jean aber fällt Alles zu, ein großes Vermögen, eine Mutter, der er nicht mißtraut, ein Vater, den er zwar nur als Freund gekannt, doch als feingebildet achtet und liebt, ja selbst die Braut, nach der Pierre seine Hand gern ausgestreckt hätte. Hier erscheint, im Gegenteil zu anderen Romanen, der natürliche Sohn in jeder Beziehung bevorzugt, der eheliche in seinen Rechten geschmälert. Mit ganz besonderer Meisterschaft gezeichnet, entrollen sich nun all die kleinen Szenen, die das Leben der Mutter zur Hölle machen. Endlich bricht sich ihre Qual Jean gegenüber in einem Bekenntnis Bahn. Sie hat in einem anderen Zimmer einer Unterredung der Brüder gelauscht und weiß ihr Geheimnis verraten. Dieses Bekenntnis ist wunderbar. Wie schon in „Mont Auriol“ und anderen Romanen verleiht Maupassant der fehlenden Frau auch hier eine gleichmütige Reuelosigkeit, die in einer gewissen Auflehnung gegen eine versumpfende, tötende Existenz wurzelt. „Denke, was wäre ich geworden ohne jenen Lichtstreifen in meinem Leben, Tag ein, Tag aus, Jahr ein, Jahr aus zu meinem Komptoirtisch, an der Seite eines Mannes, der mich nie verstanden.“ Diese Reuelosigkeit hat grade jene traumvolle Erinnerung erzeugt, die ihr für den Rest ihres Lebens genügte. Sie leidet auch jetzt nicht durch die That, sie leidet in ihrer Mutterliebe, in ihrem Stolz als Mutter. Jean jedoch zieht sie an sein Herz und Pierre, dessen Gefühlsfülle durch die Aussprache abgedämpft worden, beschließt, als Arzt auf einem großen Dampfer eine Reise um die Welt zu

machen. Dadurch wird der Mutter, die ihr Haus nicht mehr betreten wollte, ermöglicht, dasselbe wieder als ihr Heim zu betrachten. A. R.

La famille Carmettes (Verlag von Charpentier & Co. in Paris) ist ein Roman, von dem wir nicht sprechen würden, wenn er nicht die Gattin Octave Mirbeaus zum Verfasser und die Firma Charpentier zum Verleger hätte. Mit diesen beiden Namen ist offenbar Mißbrauch getrieben worden und wir können kaum verstehen, wie man das Renommée beider in so leichtsinniger Weise aufs Spiel setzen konnte. Daß Octave Mirbeau, der im Besitz eines wirklich gediegenen Talents ist, darin willigen konnte, sich so zu engagieren, mag noch hingehen: seine Frau hat bis zu einem gewissen Grade wohl das Recht sich des Namens, den sie trägt, zu bedienen, das ist eine Angelegenheit, die einzig und allein ihren Gatten angeht — und dieser hat seit seiner Verheiratung mit jener Alice Regnault eine so indifferente moralische Haltung gezeigt, daß er sich wenig um seine eigene Würde zu kümmern schien — aber welcher Grund konnte Herrn Charpentier bewegen, dieses Buch unter seine Verlagswerke aufzunehmen, er, der sonst doch nur Arbeiten zu ediren pflegt, die irgendwelches Verdienst beanspruchen dürfen? Nun, das Werk (!) von Madame Octave Mirbeau beweist nur, daß seinem Verfasser die einfachsten Stilgesetze, ja selbst die grammatischen Regeln ein Buch mit sieben Siegeln sind. Wir glauben also eines gute Handlung zu begehen, wenn wir den Leser warnen, sich nicht von der trügerischen Etikette übertölpeln zu lassen.

Nach der Veröffentlichung seines „Kapitän Miserey", eines Soldatenromans von großem Wert, der auch mit vielem Beifall aufgenommen wurde, ließ Abel Hermant neuerdings in der Bibliothèque Charpentier „Nathalie Madoré" erscheinen, ein Buch, das wohl kaum den gleichen Erfolg wie das vorgenannte haben dürfte. Sein neuestes Werk zeigt keinen Fortschritt. Es ist spannend, meinetwegen, aber in keinem Falle wird es den Leser fesseln und darf allerhöchstens interessant genannt werden Hermant hat nichts von seinen ursprünglichen Fähigkeiten eingebüßt; der Band enthält eine Anzahl gutgeschriebener Seiten, die Beobachtung ist fortgesetzt eine gute, aber sie haftet nur allzusehr an der Oberfläche und zeigt nichts, was auf eine innere Bewegung schließen läßt; sie ist kalt und läßt in Folge dessen auch kalt. Eine mechanische Charakterisierung von hölzernen Automaten-Figuren, die zwar richtig gezeichnet sind, die aber nichts an sich haben, was menschlich und sympathisch berühren könnte. Der „Cavalier Miserey" dagegen wies eine stattliche Anzahl von Stellen auf, die durch die intensive Glut, mit der das reale Leben gezeichnet war, den Leser packten. Abel Hermant hat nach seinem neuesten Buch eine Scharte bei uns auszuwetzen.

„Raca" von Léon Cladel (Paris, Dentu & Co.). Nur mit tiefstem Respekt kann ich von diesem neuen Werke eines Autors sprechen, der in der modernen französischen Litteratur nahezu einzig dasteht. Ein Mann von höchster Charakterfestigkeit ist Cladel in seiner nun schon so langen Carrière nie auch nur einen Schritt von seinem Wege abgewichen: er ist litterarisch wie politisch ein „Intransigeant" und „Raca" ist das Buch, das diese beiden Züge seines Charakters am deutlichsten sichtbar werden läßt. Es ist ein Werk, was jenen armen Narren gewidmet ist, die ein Opfer ihrer Überzeugung, oder einer instinktiven Generosität werden und das giebt dem ganzen Buche einen Zug düstrer Größe, die sich stellenweise zum Erhabenen steigert. Mag sein, daß Manche diesen Stil nicht nach

ihrem Geschmack finden, keiner wird indessen seine tiefe Kenntnis und sein Verdienst in Abrede zu stellen wagen.

„En Rade", von J. K. Huysmans (Paris, Presse u. Stock). Keiner unter den modernen Autoren hat einen so durchdringenden Blick für das Elend des Lebens bewiesen als Huysmans, dabei verfügt er auch über ein stilistisches Talent, das sich kühn mit den größten französischen Autoren messen kann. Wegen des ersteren Umstandes und trotz des zweiten ist Huysmans ein Romanzier, der wenig gelesen wird; obschon er hundertmal mehr Verdienste hat als so viele Andere, verkaufen sich doch seine Bücher zehnmal schlechter. Die meisten Leser haben nicht den Mut und haben auch die Nerven nicht danach, um ein Schauspiel zu genießen, dessen Szenen nicht durch an den Haaren herbeigezogene Schandthaten grausig werden, sondern die durch die Schärfe und Exaktheit, mit der sie beobachtet sind, so niederdrückend wirken. Das Talent Huysmans ist mächtig genug, um uns die höchste Mißachtung, um nicht zu sagen den stärksten Ekel vor dem Leben einflößen zu können. Das Gros der Staubgeborenen, Leute, die seine Manier, die Dinge ins Auge zu fassen, nicht teilen, wenden sich mit Schaudern von Huysmans ab: sie sind zu bedauern, daß sie nicht festere Nerven haben, denn Huysmans ist ein prächtiger Schriftsteller und sie kommen durch das Verschmähen der Lektüre um einen eigenartigen Genuß.

In der„ Librairie Moderne" (Maison Quantin) sind erschienen: „Mon ami Hilarius" von Paul Lindau. Drei Novellen, deren französische Übersetzung, wenn ich nicht irre, von dem Verfasser selbst besorgt ist. Ich brauche hier nicht auf die Erzählungen näher einzugehen, sie sind in Deutschland erschienen und dort zu ihrer Zeit besprochen worden. Ich möchte nur ein Wort über die Form sagen: Es ist alles zu grammatikalisch, zu korrekt, mit einem Wort, nicht französisch. Die Pariser Autoren kümmern sich gemeinhin wenig um Lexikologie und Syntax, dafür wirken ihre Werke aber auch persönlicher und lebendiger. — „Charles d'Arin" von Paul de Champeville, eine Studie über die priesterlichen Sittenzustände, die mit großem Zartgefühl durchgeführt, in einem nüchternen, kurz gehaltenem Stil geschrieben ist und die eine Menge gutgezeichneter Charaktere enthält; für ein Erstlingswerk ein gutes Buch, das zwar manchmal zur Übertreibung hinneigt; doch das ist ein Fehler der Jugend, den Zeit und Erfahrung früh genug reparieren. — „Histoires insolites" von Villiers de l'Isle-Adam, ein sonderbares Buch eines geheimnisvollen Autors, der ein stilister Meister genannt werden muß. Hier ist etwas für litterarische Feinschmecker, die Geschmack für die Schönheiten einer originellen und kräftigen Sprache haben.

„Nos gens de lettres" von Frédéric Lobée (Verlag von Calmann Levy, Paris, 3 rue Auber). Ein durch und durch eigenartiges Werk über einen recht dunkeln Gegenstand: das intime Leben, den Kampf ums Dasein und die Verhältnisse unter den Schriftstellern Frankreichs. Es setzt bei seinem Verfasser eine genaue Kenntnis des Gegenstandes oder zum wenigsten eine immense Belesenheit voraus und zeugt, was noch mehr sagen will, von einem wirklich schriftstellerischen Temperament und ernstlichem Talent. Ich kann dem Verlangen kaum widerstehen, hier recht viel aus dem Buche zu citieren, das in einem so fortreißenden funkelnden Stil geschrieben ist, daß man den ganzen Band in einem Zuge zu Ende lesen muß; gleichwohl kann ich nicht umhin wenigstens einige Sätze aus dem Schlußwort hier

anzuführen, sie werden die Eigenart des Buches am besten charakterisieren: „Ja, um sich der schriftstellerischen Carrière zu widmen, um all die Pflichten, die Prüfungen, die Mühsalen auf sich zu nehmen, die dieser Stand mit sich bringt, dazu bedarf es schon einer ganz offenbaren inneren Berufung. Mögen alle die davon fern bleiben, denen ihr Seelenfrieden noch etwas gilt, jene einfachen Naturen, deren Bestreben vor allen Dingen darauf gerichtet ist, menschlich glücklich zu sein. Denkt an Flaubert, der sich ganze Monate hindurch in sein Zimmer einschloß; denkt an Taine, den seine philosophischen, ästhetischen und kritischen Studien aufgerieben haben; denkt an Zola, den man nirgends sieht, der Tag für Tag über seinen Schreibtisch gebeugt sitzt .... Wer die Litteratur nur als Durchgangsstadium betrachtet, wer den ersten Vorteil, der sich ihm bietet, wahrnimmt, um geschickt daraus Kapital zu schlagen, der dünkt mich, wenn auch nicht der Mutigste, so doch wenigstens der Weiseste und Geschickteste." Alles in Allem ein Buch, das Jeden, der entweder die litterarische Laufbahn betreten will, oder nach litterarischen Lorbeeren Verlangen trägt, als nützliches Handbuch dienen kann.

„Sous l'oeil des Barbares" von Maurice Barrès (Paris, Lemerre). Für diese metaphysische Fantasie, die unter einem so geheimnisvollen, fast mystischen Titel erscheint, möchte die Benennung Roman oder Sittenstudie wenig am Platze sein, es ist der bemerkenswerte Versuch eines unruhigen Geistes, der bestrebt ist, sich der verbrauchten Formeln zu entledigen und den Eindrücken, die ihn umgeben, zu entfliehen. Barrès steht unter dem Banne seiner neuen Ideen, sein Buch ist eine an einander gereihte Kette von Dingen, die mehr immateriell als physisch genannt werden müssen; er ist eine Beute jenes qualvollen Zustandes, der sich jener Litteraten bemächtigt, die von wahrem Feuereifer für die Litteratur durchdrungen sind; sein Buch bedeutet den überschäumenden Gährungsprozeß einer jungen Kraft, die sich zum ersten Mal versucht, und man darf hoffen, daß aus diesem Keimzustand ein Schriftsteller hervorgeht, der eine Zukunft hat.

„Le Pays Natal" von Boyer d'Agan (Paris, Victor Havard). Ein Buch, reich an Vorzügen, das jedoch bei seinen Vorzügen auch seine schwachen Seiten hat. Der Stil, der recht brillant wirken soll, zeigt viel Blende, das Bestreben, die Sprache recht volltönend zu gestalten, verleitet den Autor zu phrasenhafter Redseligkeit und die Sucht, recht eindringliche Gefühlsvorstellungen zu erwecken, wirkt bei der Lektüre des Romans ermüdend. Die Erzählung giebt sich als Autobiographie und das darf dem Autor zum Teil als Entschuldigung dienen. Es ist zu vermuten, daß von der Stunde an, wo Herr Boyer d'Agan seine Studien über die menschliche Spezies an einem anderen Gegenstand als sich selbst anstellt, er sich auch weniger zur Weitschweifigkeit verleiten lassen wird. Sein feuriges Naturell bedarf der Zucht und des Zügels, eines mehr bedarf es nicht, um aus ihm einen verdienstvollen Schriftsteller zu machen.

Die „Revue Illustrée", die hübscheste unter den periodischen Pariser Publikationen und sicher auch die beste, was litterarischen Wert anbetrifft, hat das Glück, ihren Lesern den ersten Abdruck von Zolas neuestem Roman bieten zu können. Das Werk führt den Titel „Le Rêve" und wird mit prächtigen Stichen nach Zeichnungen von Jeanniot geschmückt sein. Die Thatsache, daß „Le Rêve" ein Roman ist, dessen Lektüre jede Mutter getrost ihrer Tochter gestatten darf, ist bemerkenswert genug,

um besonders erwähnt zu werden. Die „Revue Illustrée“ erscheint bei L. Baschet, Paris, 125 Boulevard St. Germain; sie wird in einem Geist geleitet, der ihr in allen Familien die beste Aufnahme sichert, und ist mit einem Luxus ausgestattet, der selbst den verwöhntesten Geschmack befriedigen wird.

„En Allemagne, sensations d'un passant“ von Camille Lemonnier (Paris, A la librairie Illustrée) ist ein Buch, das ich besonders deutschen Lesern warm empfehlen möchte. Camille Lemonnier ist ein Schriftsteller von seltener Begabung, zudem noch ein Kunstkritiker allerersten Ranges. Er ist im Besitze eines geübten Blickes, der die besonderen Schönheiten einer Landschaft oder eines Kunstwerkes schnell ersieht, sein farbenglänzender, lebhafter, energievoller Stil ist dabei wie geschaffen, die entdeckten Schönheiten dem Leser zu vermitteln. Darin beruht auch der große Zauber und der Wert, den sein Buch „En Allemagne“ besitzt; Lemonnier bietet uns hier nicht nur einfache „sensations“, wie es der Titel bescheiden verspricht, sondern auch eine stattliche Zahl von positiven Angaben, schätzbaren Beobachtungen, gesunden Urteilen und eine verschwenderische Fülle meisterlich geschriebener Stücke. Wie ich schon oben sagte, es ist ein Werk, das für Deutschland und die Deutschen ganz besonderes Interesse haben muß; finden sie doch dort eine Menge von Dingen, die, weil sie ihnen ständig vor Augen sind, ihrer bewundernden Beachtung ganz und gar entgehen. Der Eindruck, den das Buch hinterläßt, ist ein äußerst wohlthuender und sympathischer, die Notwendigkeit einer Übersetzung ins Deutsche liegt so zu sagen auf der Hand. — Von demselben Verfasser erschien im gleichen Verlage „La Belgique“, ein monumentales Werk, das uns auf den ersten Blick Achtung und nach geschehener Prüfung Bewunderung für den Autor abnötigt. Ziehen wir zunächst die materielle Seite in Betracht, so ist der Band mit einem Luxus ausgestattet, der den relativ hohen Preis (das Buch kostet 50 frcs.) fast wohlfeil erscheinen läßt; was den litterarischen Wert anbetrifft, so wird uns hier eine Schüssel voll schmackhafter Kost aufgetragen, die vor allem für den Gaumen eines litterarischen Gourmets berechnet ist, denn Lemonnier hat die Gabe, dem Leser seine Empfindungen und seinen Enthusiasmus mitzuteilen, eine Gabe, die jedem wahrhaft großen Schriftsteller innewohnt, der von der Liebe für das Schöne durchglüht ist. Aber auch vom nationalen Standpunkt aus betrachtet ist es ein schönes Werk: es ist ein Monument, das zum Ruhme Belgiens von einem belgischen Schriftsteller aufgerichtet ist, der zudem auch noch bemüht war, den gesamten Illustrationsschmuck — das Buch zählt mehr als 300 Stiche — von belgischen Künstlern ausführen zu lassen. War es möglich, Besseres zu leisten? In jedem Fall ist das Werk das Vorzüglichste, was in diesem Genre geschaffen werden kann. Eine deutsche Übersetzung soll bei Hirt und Sohn in Breslau erscheinen.

Unter dem Titel „Collection Bleue“ erscheint bei A. Dupret in Paris eine Serie von kleinen eleganten Bänden, die allerlei Material bringen, das an sich bemerkenswert ist, oder sich mit dem Studium von Fragen beschäftigen, die ihrer Natur nach ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen. Bisher erschienen etwa zehn Bände, von denen ich besonders hervorhebe „Le Dieu Bibelot“, eine interessante Studie von Paul Ginisty über die verschiedenen Arten jener unschuldigen Manie, von der die Sammler befallen zu werden pflegen; „Huit jours chez M. Renan“ von Maurice Barrès ist eine sehr

geistvolle und sehr bemerkenswerte Kritik des Charakters, der Pläne und der Werke des berühmten Orientalisten; „Richard Wagner et le roi de Bavière“ enthält den Briefwechsel Wagners und Ludwig II. in der Übersetzung von Jacques Saint-Cère. Unter den zahlreichen Bänden, die sich in Vorbereitung befinden, nenne ich hier nur die kleinen Satiren von Jean Paul, „Von der Dummheit“, „Lob der Dummheit“, mit deren Übertragung ins Französische unser Mitarbeiter Louis de Hessem betraut worden ist. L. d. H.

Englische Neuigkeiten.

Aus den hinterlassenen Manuskripten von Lady Brassly wird bei Longmans in London ein Werk erscheinen, welches der Beschreibung ihrer letzten Reise gewidmet ist. Das Buch, das voraussichtlich im Herbst dieses Jahres veröffentlicht wird, soll mit zahlreichen Illustrationen geschmückt werden.

Derselbe Verlag kündet unter dem Titel „Praktikable Socialism“ einen Band socialpolitischer Aufsätze aus der Feder von Mr. und Mrs. Barnett an.

Unter dem Titel „Sacred song“ befindet sich für den Verlag von Walter Scott eine Gedichtsammlung in Vorbereitung, die von S. Waddington zusammengestellt ist und zum größten Teil Dichtungen religiösen Inhalts enthalten wird. Von den darin vertretenen Dichtern nennen wir: George Macdonald, den verstorbenen Dean Stanley, Gladstone, Archdeacon Farrar, Miß Rossetti, Palgrave, Kardinal Neuman, Professor Dowden, R. L. Stevenson, u. A.

Bei Macmillan erscheint in Kurzem der litterarische Nachlaß von Arthur Hugh Clough, der von seiner Wittwe gesichtet und herausgegeben wird; gleichzeitig wird der Band eine Auswahl seiner Briefe und eine Studie über ihn enthalten.

Aaron Watson hat seinen neuen historischen Roman „Through Lust of Gold“ vollendet.

Kaum hat sich das Grab über dem so plötzlich vom Tode ereilten berühmten englischen Dichter, Kritiker und Theologen, Matthew Arnold, geschlossen, als auch schon als ausgemacht gilt, daß sein litterarischer Nachlaß seinem künftigen Biographen eine reiche und interessante Ausbeute liefern wird. Vorerst sollen jedoch bloß seine Briefe an die verschiedenen Mitglieder seiner Familie und an seine zahlreichen Freunde und Verehrer der Öffentlichkeit übergeben werden, da dieselben in einem hohen Grade den litterarischen Reiz besitzen, der seinen besten Schriften eigen ist.

Da es nicht allzu oft vorkommt, daß ein hervorragender englischer Novellist einen anderen Novellisten, und noch dazu einen deutschen, beim britischen Lesepublikum persönlich einführt, so gebührt es sich auch von einem solchen Geschehnis die verdiente Notiz zu nehmen. Dr. George Macdonald, der berühmte schottische Romancier, schrieb nämlich ein im wärmsten Tone gehaltenes Vorwort zu Emil Franzos „Ein Kampf ums Recht“, welches in einer vorzüglichen Übersetzung unter dem Titel „For the Right“ auf dem englischen Novitätenmarkte erschienen ist.

Unser berühmter Landsmann Sir Julius Vogel, der Australien oder „Neu-Europa“, wie das Land unserer Antipoden zuweilen genannt wird, zu seiner zweiten Heimat gewählt, steht soeben im Begriff, sich mit einem groß angelegten Illustrationswerke in der Schriftstellerwelt einzuführen. Persönlich überwacht er seit Kurzem die Herausgabe seiner reich illustrierten Beschreibung der „Inseln des Stillen Oceans und des Panama-Kanals“, welche bereits demnächst auf

dem englischen Büchermarkte erscheinen wird. Auch für eine deutsche Bearbeitung des Werkes hat sich bereits ein Verleger gefunden. Das Buch ist in zartsinnigster Weise dem berühmten Erbauer des Suezkanals, M. de Lesseps, gewidmet.

In England, wo schriftstellernde Frauen eine so große Rolle in der schöngeistigen Litteratur spielen, darf es nicht wundernehmen, wenn allen Ernstes die Herausgabe einer „Galerie berühmter Frauengestalten" angekündigt wird, welche unter dem etwas allzu allgemein gehaltenen Namen „De Nova Villa" die Biographieen der berühmtesten weiblichen Wesen aller Zeiten und Länder enthalten wird. Abweichend jedoch von allen Regeln der Kunst, mit der derartige Machwerke gewöhnlich „verbrochen" zu werden pflegen, werden diese berühmten Frauengestalten unter ihrem Vornamen klassifiziert und beschrieben werden. Mit den „Katharinen", welche in Geschichte und Litteratur ihren Namen eingezeichnet haben, wird der Anfang gemacht werden, die „Viktorias", „Annas" 2c. sollen dann in rascher Aufeinanderfolge nachfolgen.

Zu den zahlreichen gediegenen Monatsschriften, welche den litterarischen Zeitgeist Englands, wie er von Tag zu Tag sich äußert, festzuhalten sich bestreben, ist seit Beginn des Wonnemonats eine neue englische Monats-Revue hinzugekommen, welche dasselbe mit dem Weltgeist versuchen will. In der neuen „Universal-Review" werden Artikel in englischer, französischer und deutscher Sprache freundliche und bereitwilligste Aufnahme finden, insofern sie den Strebungen unserer Zeit ihr Entstehen verdanken. Der Eigentümer und Redakteur der genannten Revue hat bis vor Kurzem bei zwei hervorragenden Londoner Blättern, den „Times" und dem „Spectator" das Kunstreferat besorgt.

Italienische Novitäten.

Von Giuseppe Giacosas dramatischen Werken, die im Verlage von F. Casanova in Turin erscheinen, liegt bereits der 6. Band des „Teatro in versi" und der 2. des „Teatro in prosa" vor. Jener enthält „La Tardi ravveduta", Intermezzi e Scene und „La Sirena", dieser bringt die beiden Lustspiele „Resa a discrezione" und „La zampa del gatto". Carta dei teatro della guerra in Abissinia del capitano Antonio Cecchi (Mailand, Fratelli Treves). — Der Name des Kapitäns Cecchi bürgt dafür, daß wir es hier nicht mit einer jener Dutzendkarten zu thun haben, wie sie zu billigen Preisen unter dem Publikum zirkulieren, es ist eine Karte, die, was Zusammenstellung und Ausführung anbetrifft, die weitgehendsten Ansprüche befriedigt; die fleißige und umsichtige Arbeit Cecchis wurde von Pio Calvori gezeichnet und vom kartographischen Institut in Rom ausgeführt. Die Karte ist eine von denen, die Cecchis Werk über Abessinien beigegeben waren, bei der Bedeutung, die Abessinien im Augenblick für Italien hat, entschloß sich die Verlagshandlung zu der vorliegenden Separatausgabe der Karte.

Ein ausführliches Glossar des piemontesischen Dialektes ließ Maggiore dal Pozzi unter dem Titel Glossario etimologico piemontese bei F. Casanova in Turin erscheinen.

Russische Litteratur.

Es wird hier, wenigstens in abgeschlosseneren Kreisen, noch immer die Lektüre ausländischer belletristischer Werke, namentlich der französischen Romane und Novellen, mindestens ebenso viel kultiviert, wie die einheimischer. Beklagt sich ja der Satiriker Ssaltykoff-Schtschedrin noch in einer seiner letzten Schriften darüber, daß der eigentliche Leser in Rußland

noch fehle! Neben einigen sehr verbreiteten russischen Zeitschriften wendet sich die allgemeine Aufmerksamkeit in verhältnismäßig großem Maße rein dichterischen Erzeugnissen zu und so wird jetzt vor allem der 1886 (im 25. Lebensjahr) verstorbene junge Dichter Nadson (Семенъ Яковлевичъ Н.) immer mehr gewürdigt, dessen tragisches Dasein und frühzeitiges trübes Ende ihm bei seinen liebenswürdigen Eigenschaften ohnehin allgemeine Sympathie eintragen können und dessen Gedichte, welche nebst posthumen Fragmenten schon mehrere Auflagen, kürzlich die sechste, erlebt haben, die ihnen gezollte warme Anerkennung auch wohl verdienen, indem sie in ungewöhnlich ergreifender Weise den im jungen unglücklichen Dichter so verständlichen Schmerz um ein verlorenes Leben besingen, welcher noch dadurch an Bedeutung gewinnt, daß er sich mit der Klage über die gewissermaßen ebenfalls verlorene Stellung der Dichtkunst überhaupt der Gegenwart verbindet, so daß z. B. schon das erste Gedicht aus seinen Schülerjahren, wo ihn schwere physische Leiden noch nicht heimsuchten, den Eindruck eines Schwanengesanges macht.

„Wahre Geschichten" (Правдивые разсказы) von Eugen Ljwow, I. Bd. — es sollen noch mehrere folgen — ist eine der allerneuesten Erscheinungen des hiesigen Büchermarktes (Ausgabe des Ssuworin'schen Verlages in Petersburg). Einzelne derselben sind schon früher gelegentlich in verschiedenen Journalen in mehr feuilletonistischer Abfassung vom Verfasser publiziert worden, welcher als politischer Korrespondent zweier namhafter hiesiger Zeitungen ganz Rußland bereist hat und mit den verschiedensten Verhältnissen und Nationalitäten des weiten Reiches in nahe Berührung gekommen ist. Daß der Titel nicht ein bloß dichterischer ist, wird, selbst wenn einige Überschriften der Geschichten, wie „24 Stunden auf dem Landgut Skobeleffs" (Bei Gelegenheit der Begräbnisfeier), „Bei Dewjati Fut" (künstliche Hafenstation im Kaspischen Meer), deren Ursprung nicht verrieten, beim ersten Blick in das Büchlein klar: es sind Episoden aus der Wirklichkeit, wie sie in solcher Greifbarkeit auch wohl kaum aus dichterischer Phantasie entspringen können; ob und wieviel dieses ihren künstlerischen Wert beeinträchtigt, möge dahingestellt bleiben, jedenfalls sind sie besonders für den in Rußland Lebenden nicht ohne Interesse, meist geschickt abgerundet und lesen sich ungemein leicht.

Graf Ssalias, bekannt durch seine vaterländisch-historischen Romane (Fürstin Woledomirsky, Prugatscheffzy u. a.), ist auch Verfasser einer Anzahl beliebter Novellen, in denen freilich das rein russische Element bedeutend weniger vorherrscht, die aber dennoch — oder gerade darum als kennzeichnende Erscheinungen auf dem Gebiete der neuesten leichten russischen Litteratur gelten können, indem sich hier, obwohl auch der Verfasser nicht sehr mit der alles nivellierenden Kultur der Neuzeit sympathisiert, der Einfluß allgemein europäischer Bildungsart und Anschauung doch mehr und mehr fühlbar macht. „Los Novios" schildert die Erlebnisse eines vornehmen jungen Russen in Andalusien, wo derselbe, der spanischen Sprache mächtig, einige Zeit als Tourist weilt. Ganz unvermutet, beinah wider Willen, sieht er sich in ein Liebesverhältnis zu einer reizend erscheinenden spanischen chica (ganz jungen Mädchen) hineingezogen und zwar ein Verhältnis, das unter der Bezeichnung, „pelar la pava" (wörtlich: das Kalkhuhn zwicken!) zu den Landessitten gehört, die sich seit uralten Zeiten bis auf den heutigen Tag daselbst erhalten haben. (Der Verfasser ist überhaupt der Ansicht, daß Rußland und

Spanien die beiden Länder seien, die noch am siegreichsten den europaisierenden Bestrebungen des Zeitgeistes in ihren Nationaleigentümlichkeiten widerstanden hätten.) Ein Mittelding zwischen einer regelrechten Brautschaft und einer bloßen Kurmacherei oder Liebeständelei, indem es nämlich für keinen der Beteiligten (den novio und die novia) bindend ist und zugleich als öffentliches Geheimnis respektiert wird, geht die Anregung dazu (zum pelar la pava) vom jungen Mädchen aus, gewöhnlich in Form einer mirada (vielsagenden Blicks), worauf dann dem betreffenden caballero, wenn er nicht, um als Ausländer, für einen gesellschaftsunfähigen Grobian gelten will, kaum etwas anderes übrig bleibt, als eine intimere Annäherung an seine Gönnerin zu suchen. Die Analogie zwischen dem russischen und spanischen Nationalcharakter ist (in der überhaupt naturgetreuen Erzählung) anschaulich dargestellt — das ursprüngliche Phlegma, dessen Kehrseite aber beim Russen eine mehr heitere, eine ideellere Gedankenrichtung ist, während beim Spanier, und um so mehr bei der Spanierin, die (nicht immer edle) Leidenschaftlichkeit der Natur hervorbricht. Mit einiger Mühe gelingt es ihm, dem Helden, unter Vorspiegelung einer baldigen Rückkehr, sich aus den Netzen seiner novia, die eine glühende Zuneigung zu ihm gefaßt, wieder zu befreien, und er enteilt glücklich, ohne auch vom Geschick für seine Treulosigkeit anders verfolgt zu werden, als in Gestalt einiger ebenso leidenschaftlicher wie unorthographischer Briefe. Nicht ganz richtig dürfte der Vergleich sein, der zwischen dem russischen und spanischen jungen Mädchen zu Gunsten des ersteren gezogen wird, insofern als — wenn man eine ganz kleine anserwählte Gesellschaft ausnimmt — auch bei der russischen weiblichen Jugend selbst der höchsten Kreise bei durchschnittlich allerdings unvergleichlich höherer Charakter- und Geistesbildung, im ganzen inneren Leben doch wohl das Temperament die größte Rolle spielt.

L. St.

Nekrassow, N. A., Sämtliche Werke. Aus dem Russischen metrisch übersetzt von H. J. von Köcher. II. Band. gr. 8°. (Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig). Zum ersten Male werden hier die Werke des großen russischen Nationaldichters dem deutschen Volke in vorzüglicher, musterhafter Übersetzung geboten, und wir füllen mit dieser auch äußerlich gediegenen Ausgabe eine Lücke in unserer fremdländischen Klassiker-Litteratur aus, die dem bücherkaufenden Publikum längst fühlbar geworden. Nekrassows Werke, die in Rußland jährlich in Tausenden Exemplaren gekauft werden, haben entschiedenen Anspruch auf unser lebhaftes Interesse, und der Umstand, daß bisher leider nur eine französische, durchaus ungenügende Übersetzung der herrlichen Dichtungen überhaupt existierte, wird dazu beitragen, das Unternehmen schnell populär zu machen.

Von der im Verlage von Greßner u. Schramm in Leipzig erscheinenden Russischen Taschen-Bibliothek, die sich durch ihren fesselnden Inhalt, die elegante Ausstattung und große Billigkeit rasch einen bedeutenden Leserkreis erworben hat, liegen uns neuerdings Band 7—10 vor. Den Inhalt bilden: Karamsin, Reisebriefe aus Deutschland (7), Tolstoi, Der Leinwandmesser (8), und F. M. Reschetnikow, Die Podlipowszi (9/10). Demnächst gelangt eine neue Folge zur Ausgabe, welche wiederum Werke der beliebtesten russischen Schriftsteller enthalten wird, und zwar: M. Berlinski, Die Stadt der Toten, und andere Erzählungen. (Die Gefährtinnen. — Eine Nacht. — Kinder.) Graf W. A. Sollogub, Vor-

nehme Welt. Eine Novelle in zwei Tänzen: Potpourri; Masurka. Zwei Teile. Graf Leo N. Tolstoi, Stadt- und Landleben. (Neue Folge von „Unsere Armen und Elenden".) F.

Zur hellenischen Litteratur.

Zu den hervorragendsten Neuheiten auf diesem Gebiete gehören unstreitig die folgenden epochemachenden Werke:

Hellenisch, die allgemeine Gelehrtensprache der Zukunft, von Aug. Boltz, Leipzig, W. Friedrich, 1888. Nur wenige Leser mögen eingedenk sein, welche zwingende Bedürfnisse für die Schöpfung dieses eigenartigen, schwierigen Werkes vorlagen.

Der große Lärm, den vor knapp einem Jahre die weltdurchbrausende Kunde von der Auffindung des alleinseligmachenden Volapük machte, des größten Zaubers der Neuzeit — der übrigens in keinem Zusammenhange steht mit dem vorliegenden ernsten Werke — mag immerhin als ein Zeichen zu deuten sein, wie dringende Bedürfnisse für ein die Welt verbindendes Verständigungsmittel vorhanden sind, weil sonst diesem Sprachungeheuer wohl schwerlich der hundertste Teil der ihm gespendeten Aufmerksamkeit gewidmet worden wäre.

Thatsache ist: es fehlt an einem Medium für die unmittelbare, sichere und tiefgreifende Vermittelung der Weltideen. Das Latein ist tot, so tot, daß es nicht nur in keinem noch so versteckt gelegenen Winkel der Erde als lebende Sprache gesprochen wird, sondern selbst aufgehört hat an den höchsten Bildungsanstalten der Welt, den Universitäten, noch als solche betrachtet zu werden, da fast überall, in Europa wie in Amerika, die gelehrten Abhandlungen, mündliche wie schriftliche, in der Landessprache gehalten werden, mit Ausnahme solcher, die auf rein philologische Fragen Bezug haben, also mehr oder weniger Examen-Arbeiten sind.

Volapük aber, als die Ausgeburt eines spintisierenden Gehirnes, dem die riesigen Anforderungen an eine höher geartete Weltsprache wohl selbst ahnungsweise niemals offenbar geworden sein mögen, mag nur da in Betracht kommen, wo es sich um die magerste Verständigung über merkantile oder einfache Tagesinteressen handelt. Weiter zu wirken ist ihm versagt. Sein rapider, kolossaler Niedergang ist Zeugnis dafür. Es ist tot, wie vor ihm das Latein, nur mit dem Unterschiede, daß es als eine totgeborene Spielerei auf die Welt kam, deren Wiederbelebung nicht wieder versucht werden wird. Es fehlt ihm eben nicht weniger denn Alles, was zum Wesen einer Sprache gehört, die alle Lebensinteressen zu umspannen geeignet sein soll: Höhe und Tiefe, Breite und weise Beschränkung, reichen Fluß aus eigener unversiegbarer Quelle, organisches Wachstum, üppigste Expansionskraft nach allen Seiten und Dimensionen hin aus sich heraus, Erhabenheit, Adel, pulsierendes historisches Leben und demgemäß Angemessenheit an jede Stimmung, jedes Streben, jedes idealische oder profane Bedürfnis, — an die hochgespanntesten Anforderungen des Dichters, des Denkers, der die Menschheit auf den Bahnen des hehr dahinrauschenden Gedankens empor zu heben und dahin zu führen trachtet weit über alle Tagesnot und Arbeitslast, bis — ja, bis herab auf die Notdurft des Lebens, bis auf den Trödelmarkt! Und das Alles, fest organisch, lebendig, sprudelnd voll Lebenskraft und Blüte, unzerstörbar, unantastbar vom Einzelnen und doch fähig zu jeglicher Entwicklung durch Alle, kraft der strotzenden Saftgänge des ganzen Organismus, der, von Jahrtausenden getränkt, in ganzer Lebensfülle entfaltet vor uns steht.

Also ist das Hellenische, fälschlich

Neugriechisch benannt. Und dies des Näheren darzulegen und mit unabweisbaren Beispielen zu erhärten — das ist die Aufgabe des vorliegenden Buches, das mit einem Reichtum des Gedankeninhaltes ausgerüstet ist, der jeden Leser fesseln wird.

Es ist wohl anzunehmen, daß ein solcher Springquell sprachlicher Weltvermittelung nicht lange mehr unbemerkt bleiben wird. Ist auch mancherlei Anregung in Deutschland unbeachtet geblieben — das Ausland hat sie bereits kräftig erfaßt. In Holland hat in diesen Tagen ein Verein von namhaften Gelehrten sich gebildet, der unter dem Namen „Philhelleensche Vereeniging" sich die Aufgabe gestellt hat, diese verkannte, wunderbar reiche und leichte Sprache höherer Benutzung und Ausbeutung entgegenzuführen, und noch gestern ist uns eine schwedische Schrift zugekommen, deren Verfasser — ohne von den Vorgängen in Amsterdam Kunde gehabt zu haben — ganz dasselbe anstrebt.

Um dem deutschen Leser, der obiges Buch etwa beachten wollte, gleich weiteres Material zu eigener Prüfung zu unterbreiten, nennen wir ihm zwei Faust-Übersetzungen, jede verschieden von der anderen, jede unabhängig, beide aber so treu und dabei so eigenartig schön, daß man nur nach sorgsamer Vergleichung die Palme der Anerkennung bald hierhin, bald dorthin zu neigen vermag; 1887 erschien

Φάουστος, μεταφρασθεῖς ἐκ τῆς γερμανικῆς, ὑπὸ Γεω. Κ. Στρατήγη, ἐν Ἀθήναις, von dem jugendlichen, enthusiastischen Dichter, der im gleichen Rhythmus allen Wendungen des Götheschen Ausdruckes nachfolgend, in hochpoetischer Weise dem griechischen Oriente das deutsche Weltwerk zugänglich macht, und 1888 *Φάουστ, τραγῳδία Γκαῖτε, μεταφρασθεῖσα ἑλληνιστί, ὑπὸ Ἀριστ. Προβελεγίου, ἐν Ἀθήναις*, Karl Beck; ein Prachtwerk mit 65 Holzschnitten und 14 Photographien, das an Gediegenheit und Schönheit sich neben das Schönste stellen kann, das je im Auslande erschienen ist.

Weiter sei zu diesem Werke empfohlen die in reinster Hochsprache *(κοινή)* geschriebene Abhandlung:

Αἱ Ἑλληνίδες Ἑταῖραι ἐν τῷ ἰνδικῷ δράματι, ὑπὸ Α. Ν. Κεφαλληνοῦ, Athen 1887, beachtenswert sowohl durch den auf die letzten Forschungen gestützten Inhalt wie durch Klarheit und Schönheit der Darstellung.

Eine wichtige historische Studie ist ferner:

Ἡ Σύστασις τοῦ Ἑλληνικοῦ Βασιλείου κτλ. (Der Bestand des Königreiches Hellas ꝛc.) von dem auch als Übersetzer (Shakespeares) und Erzähler *(Διηγήματα)* bekannten Herrn Dim. Bikélas. Als hervorragende Erzähler sind in Deutschland bekannt geworden Georgios Drossinis durch seine „Amaryllis" und Karkawitsas durch „Assimo" und „Chrysanthos", beide in „Hellenische Erzählungen" Halle, Otto Hendel (50 Pf.). Von beiden liegen interessante neue Erzählungen vor; von Drossinis: *τὸ βοτάνι τῆς ἀγάπης* (das Liebeskraut), eine euböische Geschichte und von Karkawitsas: *ὁ ἀφωρισμένος* (der Verfehmte), eine elische Erzählung.

Last not least sei noch erwähnt das treffliche Büchlein von H. Müller „Das Verhältnis des Neugriechischen zu den romanischen Sprachen", Leipzig, W. Friedrich, 1888, das mit großem Fleiße allen Spuren formeller Ähnlichkeiten mit den romanischen Sprachen nachgeht, um die Formen der gegenwärtig gesprochenen hellenischen Sprache recht verständlich zu machen. — ζ.

Aus der ruthenischen Litteratur.

Die kleinrussische Litteratur, welche vorzüglich im Osten Galiziens und in den anstoßenden Gouvernements des russischen Kaiserreiches gepflegt wird, ent-

wickelt in den letzten Jahren eine achtunggebietende Produktivität. Insbesondere die jüngeren Kräfte sind um wissenschaftschaftliche und schöngeistige Herausgaben eifrigst bemüht. Die „wissenschaftliche Bibliothek", ein Werk dieser in Lemberg centralisierten jüngeren Generation kleinrussischer Autoren, enthält eine Serie origineller Bearbeitungen der Philosophie und der Fachwissenschaften auf historischer Grundlage. Auch der akademische Verein „Bractivo" hat ein besonderes Verlagskomitee ausgesetzt. — Die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der ruthenischen Belletristik sind Wladimir Chylaks „Erzählungen" („Powiestiej i razskazow") und Peter Polanszkis „Karpathische Novellen" („Karpatskij nowelli"), welche in 2 Bänden zu Leipzig erschienen sind.

Auch an historischen und bibliographischen Arbeiten, welche eine Übersicht über die litterarische Produktion der Ruthenen zu liefern geeignet sind, fehlt es nicht. Professor Dr. Emil Ogonowski ergänzt seine „Geschichte der kleinrussischen Litteratur" durch eine Übersicht der neuesten Leistungen, in einer Artikelserie, die das Blatt „Zorja" bringt. Ungemein verdienstvoll sind die Arbeiten von Iwan Lewicki, welcher seine „Bibliographie der kleinrussischen Litteratur seit 1800" neuerdings durch eine „Bibliographie der kleinrussischen Litteratur im Jahre 1887" in ersprießlicher Weise abgerundet hat.

Skandinavische Litteratur.

Der dänische Dichter Holger Drachmann hat zwei dramatische Gedichte „Esther" und „Türkisches Rococo" vollendet, welche bald im Verlage der Gyldendalschen Buchhandlung in Kopenhagen erscheinen werden.

Der norwegische Schriftsteller John Paulsen arbeitet zur Zeit in Kopenhagen an einer neuen Erzählung.

Frau Agrell liegt jetzt hoffnungslos darnieder.

Die Schriftstellerin Frau Amalie Skram, geboren in Norwegen, aber mit dem dänischen Schriftsteller Erik Skram verheiratet, in Kopenhagen wohnhaft, schreibt jetzt eine Fortsetzung von ihrer Novelle „Zwei Freunde".

Frau (Ernst Ahlgren) Victoria Benedictsson, die schwedische Schriftstellerin, hat ein Schauspiel in einem Akt „Romeos Julie" geschrieben.

Der junge dänische Dichter Karl Gjellerup hat ein Drama „Hagbarth und Signe", welches einen Theaterabend ausfüllen kann, beim königlichen Theater in Kopenhagen eingereicht.

Von einem jüngeren dänischen Schriftsteller Viggo Stuckenberg ist kürzlich eine Erzählung „In der Übergangszeit" bei P. G. Philipsen in Kopenhagen erschienen.

Bei demselben Verlagsbuchhändler hat der bekannte dänische Theaterkritiker und Schriftsteller Dr. Edvard Brandes, jüngerer Bruder des Dr. Georg Brandes, ein neues Schauspiel „Übermacht" herausgegeben.

Der bekannte norwegische Kunstmaler C. Krogh, Verfasser des in Norwegen verbotenen Buches „Albertine", welches jetzt ins Deutsche übersetzt worden ist, hat eine neue Erzählung vollendet.

Von dem dänischen Schriftsteller Henrik Pontoppidan, der sich zur Zeit in Kopenhagen aufhält, ist eine Erzählung im Drucke.

Frau Erna Juel-Hansen, Schwester von Holger Drachmann, hat ein neues Buch geschrieben „Die Geschichte einer jungen Dame".

Gustaf af Geijerstam, der schwedische Dichter, hat ein Lustspiel in einem Akt „Orm i Lustgård" verfaßt; dasselbe ist vom „södra teatern" in Stockholm zur Aufführung angenommen.

„Unversöhnlich" heißt ein dreiaktiges Schauspiel von dem norwegischen Dichter Arne Garborg, welches bei P. G. Philipsen in Kopenhagen erscheinen wird. Es ist eine politische Komödie und der Stoff derselben ist aus der inneren Geschichte Norwegens genommen.

Dr. Claudius Wilckens, Dozent der Philosophie an der Universität in Kopenhagen, hat „Ästhetik in Umriß mit besonderer Rücksicht auf der modernen Ästhetik" herausgegeben.

Von dem bedeutendsten der jetzt lebenden dänischen Lustspielautoren, E. Hostrup, wurde ein Lustspiel „Während Schneegestöber" auf dem königlichen Theater in Kopenhagen mit gutem Erfolge aufgeführt; das Stück ist jetzt im Verlage der Gyldendalschen Buchhandlung erschienen.

Jonas Lies Roman „et Samliv" erschien kurz vor Weihnachten in 7000 Exemplaren, jetzt ist eine neue Auflage auch 7000 Exemplare, herausgegeben, also zusammen 14000 Exemplare im Laufe von 4—5 Monaten. Norwegen und Dänemark hat circa 4 Millionen Einwohner. Deutschland circa 48 Millionen. Lies Buch würde also jetzt verhältnismäßig in Deutschland circa 168000 Exemplare erreicht haben. Daß ein Buch in Dänemark in zwei Auflagen erscheint, ist aber etwas ganz gewöhnliches. Es muß aber doch bemerkt werden, daß alle Auflagen in Dänemark nicht so groß sind; gewöhnlich ist eine Auflage circa 1200 Exemplare.

Dr. Georg Brandes hält zur Zeit Vorlesungen an der Universität in Kopenhagen über den deutschen Dichter und Philosophen Friedrich Nietzsche, der sogar in Deutschland ziemlich unbekannt ist, aber von Dr. B. als einer der gedankenreichsten Schriftsteller der Jetztzeit bezeichnet wird.

Von „dansk Folkebibliothek" ist weiter erschienen Chamissos „Peter Schlemihl", übersetzt von P. Ström.

Portugiesische Litteratur.

Rumores vulcanicos (Vulkanische Bewegungen) betitelt sich ein umfangreicher Band Gedichte von Teixeira Bastos, der in drei Bücher eingeteilt ist, die der Verfasser Eccos Philosophicos (Philosophische Widerklänge), Lavas da Revolução (Lava der Revolution) und Auras do Porvir (Zukunftsstimmen) nennt. Das Werk rechtfertigt in seiner neuesten Auflage das glänzende Prognostikon, welches ihm bei dem ersten Erscheinen gestellt worden ist. Das Feuer jugendlicher Begeisterung und tiefes, gereiftes Nachdenken spricht aus den formschönen Strophen des ersten Buches. Ein großes, wunderbares Verstehen der Natur.

Und nicht minder verdienstvoll sind die andern Bücher. Hier offenbart sich der Dichter frank und frei als „Vertreter der modernen, reformierenden Richtung". Ich möchte aber behaupten, daß der erste Teil größere Originalität und Selbständigkeit besitzt. In einzelnen Dichtungen der beiden letzten Bücher finden wir leise Anklänge an Anthero de Quental. Es ist gewiß kein Fehler, wenn sich das „jüngste Portugal" jenen ausgezeichneten Denker zum Muster nimmt, der eine besondere Aera in der portugiesischen Litteratur begründete, aber man kennt und beurteilt in allen Kunstwerken den Wert des Künstlers oder Schriftstellers besser, wenn er „er selbst" ist und wenn seine Individualität sich auf eine bestimmte Weise bestätigt. Nichtsdestoweniger glaube ich in Übereinstimmung mit der portugiesischen Kritik, daß

das Werk von Teixeira Bastos ein bleibendes ist und daß es jedenfalls ein hervorragendes Talent bekundet.

A Epoca (Die Epoche) von Jayme Allegro ist eine poetische Satyre der zeitgenössischen Gesellschaft. Wie so viele Dichter des In- und Auslandes klagt er den moralischen Verfall unserer Zeit an und zieht Parallelen mit den schrecklichsten geschichtlichen Ereignissen der Vergangenheit. Dieser Vergleich enthält wenig Philosophie und Kritik. Welche glänzende Verteidigung könnte man der so formulierten Anklage entgegensetzen! Wir leben in einer Epoche der Wiedergeburt und nicht in der des Verfalls. Neben den beklagenswertesten Verirrungen die epische Größe!

A mantilha de Beatriz (Der Mantel der Beatrice). Originalroman von Manuel Pinheiro Chagas ist ein neuer Beweis für die Vielseitigkeit des berühmten, portugiesischen Schriftstellers. Sein eleganter Stil, seine formpollendete Sprache drücken diesem Intriguenroman den Stempel der Ursprünglichkeit auf. Pinheiro Chagas hat viel studiert, sein ganzes Leben ist der Litteratur gewidmet, an ihm ranken sich junge Talente empor. Er führt sie in die Litteratur ein. Er ist zweifellos ein Schriftsteller von Ruf und — wird von seinem Vaterlande anerkannt. Mit lebhaftem Interesse wird jedes neue Opus aus seiner Feder begrüßt.

Die heroischen Liebesabenteuer portugiesischer Fidalgos des 17. Jahrhunderts bilden den Stoff des Romans, dessen Fäden auf gewandte Weise geknüpft werden und überraschende Probleme offenbaren. Es ist ein sogenannter Roman „de Capa e espada", wie die „alte" Litteratur diese Art Komposition benannte.

Ungarische Litteratur.

Demnächst erscheint im Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig eine umfassende Biographie Alexander Petöfis, die den Litterarhistoriker Alexander Fischer zum Verfasser hat. Der Standpunkt, von dem Fischer ausging, war nicht nur ein Lebensbild Petöfis und seiner Zeit zu liefern, sondern die Litteraturgeschichte zur Kultur- und Sittengeschichte zu erweitern. In einer ausführlichen Einleitung schildert der Verfasser die ganze Epoche der ungarischen Kultur bis zum Jahre 1848, und innerhalb des Rahmens der Biographie das Revolutionsjahr und die darauffolgende Zeit; Petöfis Name war so mit der Geschichte der drangvollen Erhebung seines Vaterlandes untrennbar verknüpft. In lebhafter Darstellung entrollt sich hier das bedeutungsvolle Leben und Streben des großen ungarischen Dichters. Es war für Fischer keine leichte Aufgabe, uns ein vollständiges und in sich abgeschlossenes Lebensbild Petöfis zu bieten, ist es doch die erste Biographie, die sich direkt aus den Quellen aufbaut; selbst die ungarische Litteratur kann keine verläßliche Petöfi-Biographie aufweisen. Das Material zu einer solchen ist aus einer Reihe von behördlichen Dokumenten, Studien, Zeitungsartikeln und Erinnerungen noch lebender Freunde des Dichters zusammengetragen. Fischer hat es sich nicht verdrießen lassen, alles darauf Bezügliche zu sammeln und zu sichten; das Resultat dieser Bemühungen ist das Werk über Petöfis Leben und Dichten, das demnächst in einem stattlichen Bande ausgegeben wird. Man wird in diesem Werke vor allem Petöfi als Menschen kennen lernen, dann läßt Fischer vor unseren Augen den Dichter und die Dichtungen entstehen. So verknüpft er zugleich unterhaltend und in hohem Grade belehrend das Litterarische mit den Persönlichen und zeigt weshalb und wodurch Petöfi das geworden, was er der ungarischen Nation ist. Das beigefügte hochinteressante Handschreiben Petöfis in Facsimiledruck

(eine in deutscher Sprache geschriebene Autobiographie), ein wohlgelungenes Porträt in Heliogravure und einige Handzeichnungen Petőfis sind wertvolle Beigaben. Fischers Werk darf den Lesern warm empfohlen werden. — Für den gleichen Verlag befindet sich in Vorbereitung: Geschichte der ungarischen Litteratur. Von Dr. J. H. Schwicker. In der deutschen Litteratur giebt es bis heute kein Werk, welches uns mit den geistigen Erzeugnissen des ungarischen Volkes auf dem Gebiete der Poesie und Wissenschaft eingehend bekannt macht. Wohl hat es an einzelnen Vorläufern, das deutsche Publikum mit den Werken dieses oder jenes ungarischen Schriftstellers und Dichters bekannt zu machen nicht gefehlt. Aber eine umfassende Darstellung der gesamten litterarischen Geistesarbeit der Ungarn ist bisher in deutscher Sprache nicht vorhanden. Der Verfasser des oben erwähnten Werkes hat sich nun die Aufgabe gestellt, diese Lücke in entsprechender Weise auszufüllen. Seine „Geschichte der ungarischen Litteratur" führt uns die Produkte der Schriftsteller und Dichter des ungarischen Volkes von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart vor. Bei dieser Darstellung wurde das Hauptaugenmerk der neueren Zeit, namentlich dem letzten Jahrhundert zugewandt. Ein ferneres Bestreben des Verfassers ging dahin, die jeweiligen litterarischen Erzeugnisse mit den bestehenden öffentlichen Kulturverhältnisse in Beziehung und Verbindung zu setzen, um auf diese Art ein möglichst anschauliches Bild der verschiedenen Strömungen und auf geistigem Gebiet zu gewinnen und das Wesen, die Bedeutung und den ethischen wie ästhetischen Wert der Geistesschöpfungen festzusetzen. Dabei wurde auch der Einwirkung der fremden Litteraturen, namentlich der deutschen, die gebührende Rücksicht geschenkt. Die biographischen, litterarhistorischen und ästhetisch-kritischen Mitteilungen und Ausführungen wurden überall teils durch Inhaltsangaben aus den bedeutenden Werken, teils durch vollständige Proben illustriert und ergänzt. Auf Grund der besten Quellen und Hülfsmittel, sowie durch aufmerksames Studium der Originalwerke selbst war der Verfasser bestrebt, eine möglichst getreue, umfassende und anschauliche Schilderung zu geben. Unbefangen in der Auffassung, objektiv im Urteil und voll des wärmsten Interesses für seinen Gegenstand ist der Verfasser doch nirgends zum einseitigen Apologeten geworden. Sein Buch bietet dem deutschen Lesepublikum zum ersten Male die sicherlich gewünschte Gelegenheit, sich über die geistige Bedeutung und litterarische Leistungsfähigkeit der ungarischen Nation, eine genaue und gründliche Kenntnis zu verschaffen. Der Verfasser dieser „Geschichte der ungarischen Litteratur" wendet sich dabei an das gebildete Publikum überhaupt, Sprache und Stil des Buches sind deshalb ebenso frei von pedantisch-dürrer Gelehrsamkeit, wie von frivoler Popularitätshascherei. Und so hoffen wir, daß Schwickers Geschichte der ungarischen Litteratur sich bald des allgemeinen Beifalls der gebildeten Leser erfreuen wird.

Redaktionspost.

Herrn **F. P.** in **Frankfurt a. M.** Freilich, ganz Ihrer Meinung! Es ist unglaublich, welchen Unsinn in künstlerischen Dingen und namentlich auf dem Gebiet der Theaterkritik sich das deutsche Publikum gefallen läßt. Die von Ihnen eingesandte Kritik über die Aufführung der „Maria Stuart" in Nr. 15 der „Deutschen Montagsblätter" leistet freilich an Unsinn und Ignoranz das Haarsträubendste. Was wir dazu sagen, daß der Herr in einem öffentlichen Blatte zu schreiben wagt: „Bekanntlich wachsen mit jedem Quadratfuß, den eine Bühne mehr mißt, die Schwierigkeiten der Inszenierung."? Man traut seinen Augen kaum! Das ist, als ob Jemand in einem physikalischen Artikel schriebe: „Bekanntlich fällt ein Körper, je mehr er sich der Erde nähert, um so langsamer." Natürlich ist es ein unumstößliches Axiom der Theaterwissenschaft — so unumstößlich wie einer der Kongruenzsätze — daß die Inszenierung eines klassischen Stückes mit Dekorationen, Massenwirkungen und so weiter um so schwieriger ist, je kleiner die Bühne ist. Auf einer großen Bühne kann ein einigermaßen gewandter Regisseur mit Hilfe der modernen Technik Alles zu Stande bringen, auf einer kleinen schiebt und drängt eine Coulisse, ein Möbelstück immer das andere und die Schauspieler treten einander auf die Hacken. Nur Salonstücke spielen sich in kleinen Räumen besser. Das ist eben das Unglück, daß heute jeder unreife Gymnasiast, jeder Häringsbändiger, der zweimal den „Faust" gesehen, sich berechtigt glaubt, über das Theater zu schreiben, daß man vollständig vergißt, das Theater sei eine Wissenschaft mit ganz bestimmten Regeln und Gesetzen so gut wie die Medizin oder die Chemie, ohne deren genaue Kenntnis man unmöglich über dasselbe schreiben oder an ihm Kritik üben kann. Aber das blöde denkfaule Publikum liest über so was hinweg, ohne den Unsinn zu ahnen, für unsere Bourgeoisie ist die dramatische Kunst eben nur eine Abendunterhaltung. Die Herren Mosse und Levysohn haben ihr Publikum so gut erzogen, daß dasselbe darauf schwören würde, Paul Lindau sei größer als Göthe, oder Oskar Blumenthal sei der schönste Mann des Jahrhunderts, wenn es ihnen einfiele, dies eines Tages zu behaupten.

Herrn **M.** in **Leipzig.** Einer unsrer berufensten kritischen Medizinmänner ist unleugbar Emil Mauerhof. Er legt zwar sehr hohe und strenge Maßstäbe an, aber immer bleibt er gerecht und einsichtig, immer von lauterstem Wollen beseelt, immer von tiefgründigem Verständnis für das wahre Wesen der Dichtung. Ein solcher Mann thäte uns an jenen Stellen not, wo der verstorbene Scherer und der noch lebendige Erich Schmidt ihr patentiertes Unwesen treiben. — Nur in der Heine-Frage stimmen wir, gleich Ihnen, nicht ganz mit unserm verehrten Kollegen überein. Kennen Sie die Verse aus der „Kreuz-Zeitung" über das Heine-Denkmal? „Wie, uns Deutschen zuzumuten, einem gallisierten Juden solch ein Denkmal zu verleihn, und dazu auch noch am Rhein?! Weiß man nicht, wie dieser Spötter hat besudelt Bayerns Götter? König Ludwig traf sein Hohn. Weiß davon nicht dessen Sohn?!" Ja, gewiß war Heine ein ganz böser Spötter, aber eins muß man ihm lassen: Er machte bessere Verse als die „Kreuz-Zeitung". So hat Satan den Seinen Macht gegeben auf Erden.

Verantwortliche Leitung: Karl Bleibtreu in Charlottenburg.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Litterarisch-kritische Rundschau.

1888 Nr. 3 (Juni).

Reformation der Litteratur.

Von Fritz Lienhard.
(Berlin.)

1.

Dies Zeitalter trägt ein blasiertes „Wozu?“ auf den Lippen und ein „Ob?“ des Zweifels und der Aufklärung im Herzen. Die Zeit der naturwissenschaftlichen und historischen Forschungen dehnt ihren Einfluß weit und weiter aus. Schule, Universitätsstudium, Studentenwesen, Theologie und Kirche, Nationalökonomie u. s. w., vor allem aber Litteratur und Poesie werden bereits von den Vorwellen dieser immer weiter tastenden Flut benetzt. Die Wirklichkeit ist es, die von Zeit zu Zeit das allzu einseitige Philosophieren und abstrakte Spekulieren an ihre werte Anwesenheit erinnern und sich Berücksichtigung erzwingen muß. Dann erwacht der Träumer aus seiner fleischlosen Ideenwelt; aus dem Studium der homerischen Heldenzeit und der 20 Gesängetheorie; aus seinen weichlichen Mondscheinduseleien — er fährt empor, wie ein vor dem glühenden Backofen in Schlaf gesunkener Bäckerjunge, dem sein älterer Genosse mit derbem Fluch und Rippenstoß die Realität zum Bewußtsein bringt. Wie lange dauerts, so entschlummert er wieder, und wieder wird er aufgerüttelt — ein ewig Wechseln!

Heute nun ist die Zeit des Erwachens. Maschinengedröhn, soziale Notschreie, naturwissenschaftliches Triumphgejauchze, Zorngeheul nach Wahrheit und Gerechtigkeit — sind die Fauststöße, die uns aus idealistischem Schlummer zerren.

2.

Zweierlei hat uns die weckende Gegenwart zum Bewußtsein gebracht. Wir reiben uns verwundert die Augen, sehen uns um und entdecken verwundert 1) daß wir Moderne, 2) daß wir Germanen sind. Bislang waren wir in Litteratur und Poesie keine Germanen, sondern nur allzu oft Griechenanbeter; keine Modernen, sondern verstaubte Heiden. Diese beiden Elemente, das Moderne im allgemeinen und im Modernen wieder das Germanische, werden und müssen zur vollen Geltung kommen, wenn die deutsche Litteratur wieder zu frischem Leben erstarken soll. Die Edlen, die bisher das eine oder das andere der beiden Momente anstrebten, haben nicht oft das Richtige getroffen: sie sind am äußerlichen haften geblieben; sie haben so und so oft den Körper erwischt, wo sie nach dem Geiste haschten. Germanisch und modern, meinten sie, sei der deutsche Dichter nur dann, wenn er seine Stoffe „der Geschichte seiner eigenen Zeit und seines eigenen Volkes" entnehme. Und in der That! Ein Ziel, des Schweißes der Edlen wert, seine Zeit- und Volksgenossen, besonders auch von der Bühne herab, zu patriotischer Begeisterung empor zu reißen! Aber das „Germanische" geht weiter und tiefer als das „Nationale"; und das „Moderne" bindet sich nicht an die Gegenwart.

3.

Den Griechen war die Poesie eine „heitere Kunst". Ihr Klima war sonnig, ihr Himmel blau und rein, auch ihre ganze Empfindungs- und Anschauungsweise, ihr Kultus und, eng damit verbunden, ihre Poesie. Die letztere hing unglaublich eng mit der Religion zusammen, besonders das Drama.

Unser Klima ist ein herbes; die Eichwälder Germaniens stimmen uns zu feierlicher Andacht; unsere christliche Weltanschauung ist eine ernste, unendlich tiefer als jene überzuckernde Heidenreligion — und immer noch das Gefasel von der „heiteren Kunst" der Poesie?

Homers Epen waren für sein Volk nicht bloß Geschichten zu angenehmer Unterhaltung überm Netzeausbessern oder zum Vortrag in Dämmerstunden, wenn sonst nichts besseres zu thun war — nein, diese Epen waren lange Zeit das Hauptbildungs- und Erziehungsmittel für die Jugend, waren geradezu eine Volksbibel. Die Dramen der Klassiker wurden an religiösen Festtagen vor dem ehrfurchtsvoll lauschenden Volke aufgeführt; der Begriff vates umfaßt Dichter, Seher, Priester, Propheten zu gleicher Zeit. Kurz, die Poesie der Griechen war, nach Form und Inhalt, eng mit ihrer Religion und gesamten Empfindungsweise verkettet. Im alten Testament ist

eben dies in noch viel stärkerem Maße der Fall. Das alttestamentliche Bundesvolk wußte alles, was in seinen Gesichtskreis trat, auf das Göttliche zu beziehen. Seine Poesie hat etwas ernstes, erhabenes, ewiges, was aber direkt aus der Gesamtrichtung des Volkscharakters hervorging und umgekehrt wieder auf das Volk einwirkte — aus dem Volke für das Volk.

Könntet ihr nicht, ihr Poeten der Neuzeit, eurem Volke das sein, was die Propheten des alten Bundes dem ihrigen waren? Dolmetscher und Läuterer ihrer innersten Bedürfnisse, Trostbringer, Zornverkünder, Träger und Übermittler einer erhebenden, männlichen, Reich und Arm, Alt und Jung befriedigenden Weltanschauung? — Denn auf Befriedigung der innersten Seele kommt's an. Eins ist not! Ob ich hundert oder tausend formvollendete Lyrika oder fesselnde Romane gelesen, ob mein Schönheitssinn und mein „Kunst"verständnis etwas mehr oder weniger ausgebildet ist — wenn nur meine Seele nicht verloren ging. Wenn ich nur durch die Wirrnisse des Lebens klar und friedevoll dahinschreite, den Blick auf das Ewige gerichtet, vom Dichterpropheten ermutigt und geleitet — eins ist not! Bloß unterhalten, meinetwegen auch „bilden" soll die wahre Poesie nicht — sie soll euch von eurem geistigen Tode *retten*.

Heut ist die Zeit, wo wir vom tollen Jagen nach äußerem Genuß, nach Amusement, nach Besitz, nach Wissensballast und Weisheitskram ermattet innehalten und unsrem Mithafter unbefriedigt zukeuchen: „Aber wozu das alles?" — Eins ist not.

4.

Luther trennt in verschiedentlichen Äußerungen das Evangelium von den sozialen und politischen Fragen der Reformationszeit. Mein Gebiet ist die Seele, betont er wiederholt, was hab' ich als Seelsorger mit äußeren, man könnte beinahe sagen *körperlichen* Fragen zu thun? Allerdings war auch für ihn die Grenze schwer inne zu halten, und vielleicht hat er sich manches harte Urteil erlaubt, wo er hätte schweigen müssen. Aber immer suchte er diese äußeren Fragen nur von seinem innern und ewigen Standpunkte aus zu behandeln. Im Bauernkriege verdarb er es mit beiden Parteien, weil er beiden, den Rittern sowohl wie den Bauern, derb die Wahrheit ins Gesicht warf.

Auch die Poesie hat es nur mit der Seele zu thun. Die Erscheinungsformen in Natur und Weltgetrieb und Einzelleben erhalten erst ihren Wert, wenn ich sie in die Beleuchtung des *Ewigen* rücke, wenn ich ihr Verhältnis zum Innenleben dem verschleierten Alltagsauge als ein hellsehender vates klarlege. Was geht mich speziell die soziale Not der Arbeiter an? Der Dichter darf und muß *alles* behandeln, schlechtweg alles, was ihm und

uns vor Herz und Augen tritt. Daß in unserer Zeit wieder einmal soziale Stoffe im Vordergrund liegen — nicht allein bei den „Arbeitern", die soziale Frage geht viel weiter — hat ja seine Richtigkeit. Aber auch hier wieder muß der Dichter vor allem nachweisen, welch' entnervende verderbliche Einflüsse die äußeren Notstände auf das innere Sein des betreffenden Individuums ausüben. Ein Unglücklicher, der nach wilden Seelenkämpfen, an sich und Gott verzweifelnd, in die Spree springt, ergreift mich und jeden geistig Lebenden mehr, als irgend ein toter Arbeiter, der am Hungertuch nagt. Dem letzteren zu helfen brauchts bloß einen stumpfsinnigen Millionär oder einen gescheidten Staatsmann, welcher der Notlage dieser gesamten Volksschicht nach und nach ein Ende macht; der Dichter kann hierbei höchstens durch ergreifende Schilderung auf das („körperliche") Elend jener Klasse aufmerksam machen und das Nachdenken der Gesetzgeber, das Mitleid der Besitzenden wachrufen. Sollte aber dies die wahre Aufgabe des wahren großen vates sein?

5.

Ein Herzenskündiger sei uns der Dichter; ein Ordner der wirren Lebenserscheinungen, vor dem ein Eintagsauge starrt und staunt und keine höhere Lenkerhand entdeckt. Was mit dem Sinnenauge erfaßt wird, gehört dem Bereiche des Naturforschers an; der innere Mensch, sein wahres Sein, dem Psychologen, Philosophen und Dichter. Nur muß man den schaffenden, richtenden, mitfühlenden König der Seele nicht mit dem ameisenhaften, wissenschaftlichen Kundschafter zusammenstellen. Zola, der trockene, knochige Arbeitsmann, will den Poeten zum Experimentator erniedern. Der Wissenschaftler und der Materialist wird sich vergnügt die Hände reiben, ob der Heirat, welche die entjungferte Poesie mit der Wissenschaft eingehen soll. Ladet wenigstens die wahren Dichter nicht zu solcher Hochzeit ein!

6.

„Wahrheit über alles!" ist die Losung unseres Forschungszeitalters, auch in der Poesie und Litteratur. Aber vieles ist Wahrheit, was für die Poesie total gleichgiltig ist. In dieser Hinsicht hat z. B. Karl Bleibtreu in seiner „Schlechten Gesellschaft" mannigfach gesündigt. Ich habe vor diesem Dichter eine unbegrenzte Achtung, aber die eben angeführten Novellen muß ich als eine Verirrung bezeichnen. Bleibtreu wollte in diesem Werke Realismus mit „Poesie und höchster Sentimentalität" verbinden. Was aber gerade den Realismus Zolas auszeichnet, ist die eherne Ruhe, mit der er ebenso gelassen die leidenschaftlichsten Auftritte schildert, wie er jedes Ausspucken seines Helden getreulich bucht. Was Zola fehlt, ist 1) die ge-

schlossene, künstlerische Komposition, 2) das Betonen des Innern und Ewigen, das Mitfühlen, das sich in die Personen Hineinversetzen. Zola betrachtet seine Leute viel zu viel von außen, statt sie teils aus sich selbst heraus, teils nach seiner regulierenden Beobachtung, ähnlich wie Shakespeare zu schaffen und zu schildern. Von Zola können jedoch die übereifrigen „Idealisten", die Einem auf Schritt und Tritt mit sprudelnden Lippen die Sentenz unter die Nase halten; ferner die Schilderer dieser stereotypen unwirklichen Zuckercharaktere oder unirdischen Bösewichter; die Liebhaber einer geschraubten Sprache, wie sie nirgends und von keinem Erdenmenschen gesprochen wird, kurz, von Zola können alle unwahren Phantasten Wahrheit lernen. Seine Werke sind die Fauststöße, die uns aus „idealistischen" (besser pseudoidealistischen) Träumereien gerüttelt haben. All' seine Produktionen schreien uns oft nur zu brutal in die Ohren: „Aber sperrt doch die Augen auf und seht in die Wirklichkeit — es ist ja alles erträumt und verlogen, was ihr da faselt!"

7.

Diese Ruhe Zolas fehlt Bleibtreu vollständig. Er sieht bald mit dem innern Auge die Seelenkämpfe seines Helden, bald fällt ihm wieder Zola ein, und er bringt ein gleichsam mit dem Sinnenauge beobachtetes Detail an. Daß der Held in „Raubvögelchen" einmal den Durchfall hat, ist recht schön und gut, oder auch nicht — aber was hat das viel mit dem Ewigen, Inneren zu thun? Wenn es auch auf die Stimmung einen augenblicklichen Einfluß ausübt, so bedeutend ist doch dieser Einfluß wahrhaftig nicht, daß man gleich mit Stein und Meißel dies unsterbliche Ereignis in alle Wände graben mußte! Und dann — was der Held in Wien zu Mittag gespeist, wird sorgsam aufgezählt, offenbar in Erinnerung an das System des Realismus. Zu diesem realistischen System paßt aber die ganze Behandlungsweise Bleibtreus nicht. Er versetzt sich, wie es ja auch der wahrhaft große Dichter thun muß, in seinen Helden hinein und schildert alles von dessen Innern aus, lebt und leidet selber mit, geht gleichsam in seinem Helden auf — glaubt nun aber der Dichter, daß dieser v. Bullrich-Bleibtreu in seiner inneren Erregung im Gedächtnis behielt oder überhaupt Acht hatte, was er alles zu Mittag speiste? oder daß er auf den „Chut du Rhin" merkte u. s. w.? — Kaum! Entweder schildre ich den Helden von außen — wohl, dann kann mir niemand verbieten, auch solche langstilige Wahrheiten aufzuzählen; oder aber ich schildre ihn von innen, indem ich mich ganz in sein Fühlen und Wollen hinein versetze — dann aber werde ich so allgewaltig von meinen Leidenschaften und Interessen umhergeschleudert, daß ich für äußere kleinliche Details gar kein Auge mehr habe. Bleibtreu

wollte, wie es scheint, beides mit einander verbinden: was er thut, ist aber kein Verbinden, sondern ein fortwährendes Herüber- und Hinüberspringen von einem Standpunkt auf den andern.

Shakespeare ist der wahre realistische Idealist oder idealistische Realist. In den Details, der Einzelbehandlung (Stil, Sprache, Charaktere) — Realist; in der Gesamtkomposition, dem Hauch, der über dem Ganzen schwebt, der Anlage und Durchführung der Fabel — Idealist.

8.

Auf jeden energischen Wahrheitsfreund muß alles Pathos, Formdrechseln, Phrasenmachen wahrhaft Ekel erregend wirken. Je direkter, offener, rückhaltloser meine Leidenschaften sich ergießen, ohne den Umweg der „klärenden" Form, desto wahrer und deshalb poetischer bin ich. Dies Wahrheitsprinzip darf jedoch nicht übertrieben werden. Wenn ich dasselbe energisch durchführe, so müßte ich zunächst alle sog. Kunst ersticken; wenigstens die Kunst, die sich des Wortes bedient. Denn schon durch Wort und Ausdruck wird die Wahrheit entstellt; wir fühlen immer anders und tiefer (oder beim Afterdichter auch: untiefer) als unsere Worte auszudrücken vermögen. Die letzte Konsequenz dieser strengen Wahrheitsliebe wäre — Schweigen! ein großes Schweigen, das über den wogenden Gedanken und Herzensgefühlen thronte, wie die brütende Gewitterwolke über dem unruhigen Ozean.

Aber wir müssen reden! Aus dem gährenden, kochenden, übervollen Herzen muß es sich losreißen; dem Poeten ist es Bedürfnis, seine Brust leichter zu singen, seinen tobenden Gefühlen ein Abzugsthor zu finden — er müßte sterben oder wahnsinnig werden, wenn nicht dieser Kamin den wütenden Dämonen geblieben wäre, die sich seine Brust zu einem höllischen Tummelplatz erkoren haben. — Und daran müßt ihr von nun ab den wahren Dichter erkennen: ob das, was er zu sagen hat, aus dem tiefsten Innern sich hervordrängt; ob's individuell und trotzdem allverständlich ist; ob gleichsam noch das nervöse, schmerzvolle Zittern des Selbsterlebten durch das ganze Gedicht, die ganze Dichtung zu spüren ist. Aber nicht mit dem erbärmlich stumpfen Seziermesser des Verstandes schreitet an den Dichter heran, sondern mit den feinen Tastorganen des Gefühles. Eigentlich soll und kann nur ein wahrer Dichter seine Berufsgenossen beurteilen. Und unter den Kritikern selbst — gebt Acht, ob nicht gerade die besten insgeheim in die Dichtkunst pfuschen oder in ihrer Jugend nach dem Dichterlorbeer weinten!

* * *

9.

Es wird von nun ab weniger auf das objektive, vollendete, gefeilte, geglättete Opus an sich ankommen, als vielmehr auf die gesamte geistige Persönlichkeit des Dichters.

Wenn nur ihr Dichter einmal lernen wolltet, auf die Sache zu sehen und nicht auf die Worte! Soll man immer wieder den alten Römervers aufwecken: Rem tene, verba sequentur?! Aber euch klingt Götheſcher Tonfall und Heineſche Strophenform in den Ohren und unwillkürlich verſetzt ihr euch in denſelben Trab und dichtet nach Göthe-Heineſchem Maß und Taktſchlag. — Speziell der Reim, der liebe Reim! Das lieſt ſich oft ſo glatt und gedankenlos! Man denkt nicht viel dabei und fühlt noch weniger. Wie war das ein Entzücken um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als der Recke Klopfſtock, trotz alles ihm anhaftenden Griechentums, mit wuchtigem Germanenſchritt ſehr „ungereimt" in das Schellengeklingel der Beſſer, Gleim, Götz u. ſ. w. hineinſtampfte! Möchte doch auch heute ein ſolch' ungefüger Recke das piepſende Spatzenvolk mit einem Rieſenknüttel aus dem Geäſt jagen!

„Mein Haus ſoll ein Bethaus ſein!" hat der Gottmenſch einſt in heiligem Zorne gedonnert, „ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht!" Und hinaus trieb er die kreiſchenden Handelsjuden, Wucherer, Taubenverſchacherer und ander unflätiges Geſindel.

10.

Eine Perſönlichkeit brauchen wir, die den Stempel ihrer markigen germaniſchen Eigenart jeder Silbe aufdrückt, die ſie dem ſtumpfen Pöbel oder den hungrig danach haſchenden „wenigen Edlen" hinauswirft. Ob ihr's hört oder nicht — wir rufens hinaus wie einſt Jonas in das Gewühl und Gewimmel des Rieſen-Ninive. Ob ihrs hört oder nicht — wir wenigſtens haben unſerer inneren Gebieterſtimme gehorcht, unſere Sendung erfüllt. Im übrigen ſehet ihr zu! Die Sünde gegen den Sohn wird vergeben, die Sünde gegen den Geiſt — nie! Sie richtet ſich ſelbſt, ſchon indem ſie begangen wird. Oder, ums euch wieder handgreiflich zu machen: Spott und Durchhechelung und blutige Oskar-Kritik mögt ihr an unſern Werken üben; aber wehe euch, wenn ihr den Geiſt, der unſre Schriften durchweht, den hehren Ernſt, die Glut der wahren Empfindung und Leidenſchaft verkennt oder gar abſichtlich verſtellt! Ihr richtet euch ſelbſt!

11.

Hab' mich dem Ew'gen beigesellt,
Zur Losung nahm ich: Eins ist not!
Nun rächt sich die verschmähte Welt
Und giebt mir kaum mein täglich Brot.

Denn eine Brunhild wird durch nichts
So wild zur Rache angetrieben,
Als wenn Du stolzen Angesichts
Verschmähst ihr feilgebotnes Lieben.

Wohl, wenn nur meine Ewigkeitswelt mir treu bleibt, wenn ich nur eine reiche Innenwelt jetzt und immer besitze — sie entschädigt mich tausendfach. Klagt nicht in einem fort, ihr Poeten, über eure erbärmliche äußerliche Lage! Schreibt, sinnt, hungert, beißt die Zähne zusammen, wischt mit der Linken die Thränen aus euren Augen, indes eure Rechte gewaltige Ewigkeitsgedanken aufs Papier schleudert. Lieber verhungern, als einen geistig toten, dickbäuchigen Bierphilister um eine Krume Brot von seinem übervollen Tische anwinseln! Wir haben auch unsern Stolz! Bleibt ihr bei euren Schätzen und klammert euch dran und baut darauf — wir verharren bei den unseren! Zwischen uns ist keine Gemeinschaft. Pfui, ihr Fettwänste da unten, wie mögt ihr euch mit uns vergleichen?! Auf euer marmornes Grabmal wird man schreiben: „Er ist nicht mehr und ist überhaupt nie gewesen!" —

Wohl ist es herb, und thut sehr, sehr wehe, so gänzlich verbannt vom behaglichen Familienherd, allem Glück und Frieden des Alltaglebens entsagend, drei oder vier Treppen hoch einsam zwischen seinen Büchern und Papieren hocken zu müssen! Ein starker Idealismus aber vollbringt Riesenthaten. Auch des Menschen Sohn hatte nicht, wohin er sein Haupt lege.

12.

Aus einer solchen entsagungsstarken, sich selbst entäußernden, nur den Leiden und Herzensbedürfnissen seines Volkes, ja, der ganzen Menschheit lebender Dichterpersönlichkeit wird ganz von selbst eine Glut- und Flammenpoesie mit vulkanischer Elementargewalt hervorbrechen, an der sich die Edlen wärmen und begeistern, erheben und stärken. Sengen und zermalmen aber wird sie die Unedlen, wenn diese auch äußerlich zu triumphieren scheinen. In ihrem Innern, glaubt mir, in ihrem Innern sind sie gerichtet!

Wahrheit bleibt Wahrheit, und ob sich tausend Jahre vorüber wälzen, bis sie sonnengleich die Nebel des Irrtums, des Hohnes, der Lüge durchbricht. Wir aber wissen, was Wahrheit ist — euch Zwergen bleibts ver-

borgen! Bis ein Tag kommt, wo der Weltrichter auch euch den Schleier von den entsetzten Augen reißt und ihr betäubt und geblendet ins ungewohnte, grelle Licht starrt. Die Zeit ist eine nie trügende Richterin; und wo selbst sie mit der Unzahl Lügen nicht fertig zu werden wußte — jener letzte große Erdentag wird mit Posaunengeschmetter hereinbrechen, allen Wirrwarr lichten, alles ausgleichen. Wir Sehende wissen das, wir sehen schon von weitem diese Tage heranrollen. Das Hereinbrechen des Christentums war ein solcher Richttag, ein Tag, wie noch keiner im Osten aufging. In kleinerem, aber immer noch riesigem Maßstabe — auch der Auszug aus Ägypten und die sinaitische Gesetzgebung des gewaltigen Mose, anderthalb Jahrtausende v. Chr.; und ebenso viele Jahrhunderte nach Christus die Reformation mit unserm christlich-germanischen Mose und seinem „neuen Gesetz".

Verflacht, versinnlicht, veräußerlicht, so viel ihr wollt, spottet uns aus, laßt eure Maschinen und Hämmer dröhnen, daß die Gebirge zittern und die Tiere des Waldes fliehen; laßt eure Fabriken rauchen, daß die Städte im Qualm zu ersticken drohen — ich sage euch, den Idealismus werdet ihr nie und nimmer ersticken noch übertäuben! Ja, je fieberhafter ihr alle nach äußerem Besitz und Genusse jagt, desto fanatischer werden wir uns mit Adlergriffen an das Ewige, das Ideale krallen. Euch allen zum Trotz! Nein, diese Zeit tötet die Poesie nicht — im Gegenteil, sie reizt und drängt und zwingt uns auf die Königskuppe einer vulkanischen, zornvollen, majestätischen Poesie. Der Gegensatz reizt. Der Palmsproß schießt erst recht zum allüberragenden Riesenbaum empor, wenn ein Stein seine Krone zu erdrücken vermeint.

13.

Die gotischen Bogen des germanischen Eichenforstes haben unsre Ahnen ernst und erhaben gestimmt. Ihr gläubiges Gemüt lauschte dem geheimnisvollen Rauschen des „unbekannten Gottes", der über den Wipfeln fuhr. Im Wetter hörten sie Wodan dahinbrausen; ließen ihr langes Haar im Sturmwind wehen und horchten mit wonnigem Grausen auf die Riesenakkorde und endlosen Harmonieen des aufgeregten Urwaldes. Rauher Ernst und ungeheuchelte Andacht war ihre Grundstimmung. Die Weiber — kein Volk kann sich solch frommer, keuscher, hingebender Frauengestalten rühmen wie das germanische. Die Männer — ein treues, kernhaftes, biederes Geschlecht, das selbst dem Feinde sein gegebenes Wort hält; das für seinen Obherrn in den Tod geht; das Gut und Blut für seinen Herd, für sein Weib, für seinen König, für sein Vaterland, für die Wahrheit aufs Spiel setzt! . . . O mein teures Volk! mit Thränen im Auge stammle ich, der Elsässer, dir meinen Herzensdank, daß du uns nicht in dieser welschen Pest-

luft gelaſſen! ſtammle ich dir, du Lenker da oben, heißen Dank, daß ich dieſe Zeit der Befreiung erlebt habe! ſtammle dir Dank, daß ich deutſch bin, deutſch bis ins innerſte Mark! . . . Heil uns! die Eichen im Wasgau deutſch! das lang unterdrückte germaniſche Bewußtſein in unſrer Weſtmark wieder erwacht, vom Wasgenwalde bis zum alten deutſchen Rheine! Ein herrlicher Lenz ſprießt auf, ein Geiſtesfrühling! . . . O ihr deutſchen Dichter, vergeßt nie germaniſch zu ſein, germaniſch bis zum innerſten Kerne! markig und ernſt, treu und offen und erhabenen Glaubens voll wie unſre kräftigen Ahnen! Und einem blühenden germaniſchen Zeitalter werden wir entgegen ziehen, werden der Leitſtern der Völker ſein, ein umgrünter Strom, der allen Landen Leben und Wonne ſpendet!

14.

Harry Heine, der Pariſer Jude, Weltſchmerzler und Witzler, iſt der Dichtergott der Neuzeit. Wenn einer unſerer neueren begabten Dichter undeutſch iſt, ſo iſt es dieſer. Alles was nur meinem Ideale eines chriſtlich-germaniſchen Dichter-Denkers widerſprechen kann, findet ſich in dieſem geiſtreichen Semiten vereinigt. Lieber äußerlich rauh, plump, formell ungewandt, oft ſogar derb — aber durchaus germaniſch, warmen Gemütes, hehren Idealismus, ſtarker Gedanken voll, als ſolche ungeſunde, bläßliche Erſcheinung, die in einem fort die Lippen zu geiſtreichen Witzen verzerrt; die mitten in die jüdiſchſten Phantaſieen ein Hohngelächter ergellen läßt; dann wieder rückenmarkſchwindſüchtig die blasphemiſchſten Voltairewitze dem ernſten Gott der Germanen ins Geſicht ziſchelt. Pfui! . . . Solch' Geſpöttel und feines Witzeln iſt ein exotiſches Gewächs, das ſich in unſerem rauhen, kräftigen Urwald erbärmlich und widerlich genug ausnimmt. Dieſe ewige Heineanbeterei! Auf die Geſamtperſönlichkeit ſollt' es euch bei Beurteilung eurer Dichter ankommen, auf den Ewigkeitshauch, der ſie umweht, der alles läutert und erhebt, was er berührt, alles aus der drückenden Luft des Alltagslebens in lichte Sphären emporträgt — aber welche widerliche Krankenluft umweht den „deutſchen" Dichter Heine!

15.

Es iſt von ungeheurer Bedeutung, daß der moderne Dichter einer gediegenen Weltanſchauung huldige. Ich bin geſpannt, welche Werke der kraftloſe, ungermaniſche Peſſimismus — ſo wie er wenigſtens größtenteils aufgefaßt wird — zu Tage fördert, oder der trockene, unwürdige Materialismus. —

Die Weltanſchauung eines Luther, eines Shakeſpeare, eines Cromwell, eines Björnſon — ſie müßte jeden knorrigen Germanen begeiſtern.

Und die Männer des Mittelalters, trotz all' ihrer Extravaganz! Ein Franz von Assisi, ein Dominikus Guzman, ein Bernhard von Clairvaux, die all' ihren Reichtum dahinwarfen, den Flammenblick auf das Eine gerichtet, was not thut! die nicht allein allem behaglichen Winkel- und Alltagsglück entsagten, sondern sich blutig geißelten und halb zu Tode fasteten — merkt's, ihr hungernden Poeten! — um des einen willen, was not thut! Die alle irdische Minne verschmähten, um sich einer unirdischen, göttlichen Minne hinzugeben! . . . Ja, es war eine „überspannte", aber doch eine große, eine geistgewaltige Zeit. Und die Frage ist, was eine Zeit groß, wahrhaft groß macht: himmelhoher Wissensballast, riesige Maschinen, qualmende Fabriken — oder lodernde Geistesflammen, Entsagung, herzerschütternde Geistesthaten.

Der Kreuzzug — dem Bierphilister ist er eine überspannte Verrücktheit; der Gelehrte zählt mit trockener Genauigkeit Ursache, Entstehung und Folgen desselben auf; euch Dichtern aber — nur mit schmerzlicher Begeisterung können wir an eine Zeit denken, wo sich ganze Völker, ja, der halbe Erdkreis aufmachte, vom Sturmhauch des Idealismus unwiderstehlich dahingerissen! —

Es ist wahr, wir haben heutzutage gescheidteren Dingen nachzujagen.

16.

Kampf mit der Sünde und Gemeinheit, in und außer uns, ist unser Erdenlos; folglich Schmerz der Grundzug dieses Lebens. Je geschärfter und weitdringender unser Blick, desto gewaltiger dieser Kampf, desto sturmhafter unsre Leidenschaften, aber auch desto klarer, tiefblauer der meerglättende Sonnenhimmel, der nach dem Wetter sein ersehntes Angesicht zeigt, — bis sich wieder ein Sturmgewölk im Westen heranwälzt — ein ewiger Wechsel . . .

Aber mitten im Sturme schmachten und weinen wir durchs Wogengebraus nach dem lichten Himmel — und mitten im klaren Sonnenschein zittert eine Thräne in unserem Auge, ein wehmütig Ahnen des unvermeidlich wiederum nahenden Sturmes? Unsere Grundbestimmung aber muß die Sehnsucht sein nach einem ewigen Frieden, welcher auf Erden, den gesamten Zuständen, der gesamten Menschenanlage nach, niemals möglich ist. Schmerz und Kampf müssen nun einmal sein — und wenn ich heute die Hände wasche und gen Himmel stöhne: „o, auch meine Seele möcht' ich also waschen und nie mehr sündigen!" — morgen lieg' ich wieder im Kothe, stehe wieder vor dem Waschbecken und stoße denselben Seufzer aus. Und wie der Einzelne, so die ganze Menschheit in ihrer Geschichte.

Für wem dieser Konflikt nicht existiert, dies rätselhafte Hin- und Hergezerrtwerden, dieser Sturm und Sonnenschein — der ist tot, trotzdem er lebt. Die Materialisten mit ihrem „rein und ungeteilt Mensch-sein" wissen nicht, daß ich eben durch jenen Widerspruch und Zwiespalt wahrhaft Mensch bin. Der Selbstgerechte, der in seiner Klause hockt, in Scheinfrieden mit Gott und sich selber, unberührt von „Welt" und „Sündenjammerthal" und was derlei pseudo-christliche Phrasen seiner Heger und Pfleger mehr sind — ist ebenso bedauernswert wie der absolute Lüstling.

Dieser ewige Kampf, das fortwährende Fallen und Steigen ist das allein wahrhaft menschliche. In diesem Kampfe jedoch wissen, daß er eigentlich nicht sein sollte, aber ohne unser Wollen sein muß; in diesem Kampfe die Sehnsucht nach einer ewigen Siegesfeier im Herzen tragen, beim tausendsten Sündenfalle zum tausend und einten Male sein „dennoch" zum Himmel heulen, dennoch wieder aus dem Sündenschlamm emporschnellen, statt lahm und stumpf darin zu ersticken — das ist das Erdenleben par excellence, das ist der Idealerdenmensch. Der Idealmensch ist nicht vollkommen. Nicht „Vollkommensein" ist der Höhepunkt unserer Erdentwicklung; sondern bis ins denkbar Vollkommenste geschärfter Blick in unsere Unvollkommenheit; haarscharfes, tiefdringendes Erkennen und energisches Wollen des absolut Vollkommenen, und endlich, aus beiden entspringend: Kampf, Schmerz, Trauer, Begeisterung, Verzweiflungslieder, Lobgesänge — die ganze Skala des zwischen Sollen und Wollen Hin- und Hergeworfenen.

17.

Aufgabe der Dichter, Priester und Propheten ist es nun, bei einem Jeden diesen Kampf, innerhalb seines Herzens sowohl, wie auch der stumpfen Außenwelt gegenüber, zu wecken, zu klären und stärken. So erst macht er den Menschen wahrhaft zum Menschen. So erfüllt sich das Wort: Ich bin nicht gekommen Friede zu bringen, sondern das Schwert! Mit welcher Stelle jener Trost im Johannesevangelium: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch", durchaus nicht im Widerspruch steht.

Die Zeiten energischen Kampfes zwischen Ewigkeits- und Alltagswelt, zwischen Stumpfsinn und lodernder Himmelsbegeisterung, zwischen den Jüngern des Ideals und den Götzendienern der Sinnenwelt — solche Zeiten sind reiche, sind wahrhaft große Zeiten. Auf ein Aufhören dieses Zwiespaltes in irgend einer glücklichen Zukunft, auf ein allgemeines Weltreich der Liebe und des Friedens hoffe man nur ja nicht. Das wäre eine Zeit des verderblichsten Schlummerns und Schlafens. Wo der Mensch wacht d. h. voll und wahrhaft Mensch ist, da ist auch Kampf, Zwiespalt, Schmerz. —

18.

Die Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahrhunderts — welch' eine reiche Zeit! Es war eine Lieblingsbeschäftigung meiner Knabenjahre, in die Werke jener neuen Kreuzfahrer zu tauchen und gleich einem Badenden darin umherzurasen, daß die Wasser aufspritzten. „Natur!" war ihr Losungswort, Shakespeare ihr Liebling und Abgott. Aber sie blieben am äußeren, stofflichen Shakespeare haften; seine dramatische Form und Ausdrucksweise guckten sie trefflich ab — und so fielen die Helden, die nach Natur jagten, wieder der gräulichsten Unnatur in die Arme. Und was war das Ende vom Liede? — Die abseits gedrängte Antike, die hoheitvoll lächelnd dem Treiben zusah, erstritt über die wirren Köpfe einen leichten Sieg: unsre, die Sturm- und Drangperiode überlebenden Klassiker — wurden eben „Klassiker".

Es wäre heut an der Zeit, wieder einmal „Natur!" zu brüllen und wieder den britischen Weltdichter auf den Schild zu heben. Aber unter „Natürlichkeit" verstehen wir: der Natur der jeweiligen Zeit, des jeweiligen Stoffes und behandelnden Dichters angemessen. Im Volksliederton Gedichtlein zu reimen, ist für unser gebildetes neunzehntes Jahrhundert ebenso unnatürlich, als in grandiosen Griechenmetren einherzustelzen. Für die Bürger des 16. Jahrhunderts war der Volksliederton durchaus Natur; ebenso für die Griechen ihre Metren und Metaphern. Wozu immer das alte „mein' Straße wandern" — pah' ist ja verlogen! wir fahren Eisenbahn! Liebchen steht nicht am Zaun, an dem ich mit Ränzel und Stab vorüberwalle, sondern höchstens auf dem Perron des Bahnhofes Friedrichstraße. Was liegt uns an Pelion und Apollo und dem honigreichen Hymettus?! Haben wir keinen Harz, keine Weltstadt Berlin und einen wolkigen Kreuzberg daneben? — So seid doch vernünftig und sprecht nicht in Hieroglyphen!

19.

Shakespeare auf den Schild heben . . . gewiß! aber nur nicht wieder am äußeren haften bleiben! Sondern vordringen zur großartigen Weltanschauung und innern dichterischen Auffassungsweise dieses Riesen. Die Art seiner Komposition, seiner Aufnahme und Verwertung des Stoffes, seiner technischen Mittel — das alles lernt von ihm, aber verfallt nicht in grobe Nachahmung! Ob ihr Dramatiker seid oder Romanciers: bei dem Ur- und Normaldichter, dem Idealpoeten Shakespeare müßt ihr alle in die Schule gehen. Andere Stoffe, andere — wenigstens vielfach — Ausdrucksweise, andere Formen — aber denselben ewigen Geist. Wildenbruch mit seiner Shakespearenachahmung ist für unsere Zeit ebenso unnatürlich, als Shakespeare in jeder Beziehung für seine Zeit „natürlich" war.

20.

Das Genie ist einseitig — darin besteht eben seine Größe. Alle äußere Vielseitigkeit ist nur ein Ausruhen des Geistes; immer wieder schnellen seine Gedanken auf die eine Bahn zurück, fast einem Dämonischen vergleichbar, den eine fixe Idee quält. Seine Größe besteht eben darin, daß er sich durch nichts von dem Pfade ablocken läßt, auf den ihn eine innere Lenkerhand, fast ohne daß ers merkt, allgewaltig immer wieder zurückzieht. Trotzdem wird er von seiner rastlosen geistigen Thätigkeit nicht dermaßen absorbiert, daß er nicht noch Zeit behielte, durch seine schweifenden Blicke und sein nervöses Gefühl mit seiner Umgebung in Konnex zu bleiben.

(Schluß folgt.)

Die Geschlechtsliebe und ihre litterarische Bedeutung.

Von Otto Ernst.

(Hamburg.)

Das „hohe Lied der Liebe" hat es in unserer Litteratur auf eine ansehnliche Strophenzahl gebracht. Die Großen und die Kleinen, die Genies und die Talentchen haben nach besten oder schlechtesten Kräften daran gesungen. Töne der ergreifendsten und gewaltigsten Leidenschaft, des innigsten und wahrsten Liebebehagens haben abgewechselt mit jammersüßen Gefühlssäuseleien, deren Skandierbarkeit der größte Stolz ihrer „Schöpfer" war. Der auffrischende Wind, der gegenwärtig durch unser Schrifttum weht, rüttelt mit starken Stößen an den Papiertempeln Amors und der Venus. Wenn heutzutage ein poesiebegabter Jüngling frei nach Hamerling die schüchterne Frage stellt: „Ist's noch vergönnt, ein Liebeslied zu singen?" so tönt ihm schon von recht vielen Lippen die etwas dringende Mahnung entgegen: „Thu's lieber nicht!" Diese, namentlich von männlicher Seite erfolgende Reaktion ist in vielen Stücken berechtigt und natürlich. Selbstverständlich hat man bezüglich der Männerwelt keine Rücksicht auf das erschrecklich zunehmende Kontingent der gemütsverrohten Bierhäusler zu nehmen, die unter anderen Kennzeichen der Menschenwürde auch jede edlere und zartere Auffassung der Geschlechtsbeziehungen auf der Bierbank kleben

lassen und die ohnehin „wegen der ernsten Aufgaben der Gegenwart" zum Lesen „keine Zeit" haben. Aber auch die zum Urteilen berufenen Vertreter der lesenden Männerwelt lehnen mit starker Voreingenommenheit die erotische Lyrik und noch entschiedener den Liebesroman ab. Es dürfte deshalb an der Zeit sein, einmal zu erwägen, wie weit die stoffliche und formale Bedeutung der Geschlechtsliebe für die Litteratur eigentlich reicht, und dabei festzustellen, bis zu welchem Grade die ostensive Auflehnung gegen die erotische Produktion eine psychologisch und ästhetisch berechtigte ist.

Es sei mir gestattet, etwa nach der Methode eines definierenden „Pandits" zunächst die negative Erklärung zu geben, daß die Liebe *nicht* auf dem Verlangen nach *nur seelischem* Besitz eines menschlichen Wesens beruhe, kurzum: daß sie nicht rein seelischer Natur sei. Diese Bemerkung könnte sehr überflüssig erscheinen, wenn die Erfahrung nicht lehrte, daß gerade diese, allerdings *bewußt* einseitige Auffassung des geschlechtlichen Liebesverhältnisses die Richtschnur für die Schöpfungen der meisten Lyriker und Romanciers der Liebe abgiebt. Der moralischen Heuchelei unserer ungemein sittlichen Gesellschaft entsprechen jene Dichter, wenn sie die Gefühle ihrer eigenen Brust oder diejenigen ihrer poetischen Gestalten, soweit es die Liebe angeht, nur in erhabenen oder seichten Platonismen ausströmen lassen, wenn bei ihnen die Liebenden sich nur in seelischer Zuneigung begegnen und jeden anderen Wunsch bis nach Schluß des Romanes bescheidentlich in ihrer Brust vergraben. Der Leser mag noch so bestimmt die Überzeugung hegen, daß bei diesen oder jenen Liebenden in diesem oder jenem Augenblick die innigste Wechselwirkung zwischen Leib und Seele stattfinden müsse; es hilft alles nichts: es bleibt dabei, daß sich nur „die Seelen küssen" und die Leiber sich nach den Wünschen des sittenstrengen Dichters unbarmherzig kasteien. Wenn schon die höhere Mama in den Romanen, die ihre Tochter liest, auch hin und wieder einen leibhaftigen Kuß gestattet, so muß derselbe doch durch eine schicklich-ideale, oberflächliche Phrase angedeutet werden; ein ernstes, künstlerisch notwendiges Eingehen auf die sinnliche Bewegung des Individuums wird unter keinen Umständen gestattet. Ich will keiner Pornographie das Wort reden. Aber lächerlich ist es doch, daß das Göthesche Gretchen, das eine starke Dosis natürlicher und schöner Sinnlichkeit zeigt, allgemein als das auserlesene deutsche Jungfrauenideal anerkannt wird und daneben eine so beschränkte Prüderie ihren Platz behauptet. Oder atmet das Lied „Meine Ruh' ist hin" nicht eine ebenso feurige als keusche Sehnsucht der Sinne? *Keusch* ist diese Sinnlichkeit allerdings, trotzdem Gretchen fällt! Der alte Vischer hatte recht, als er sagte: Wenn alle Menschen wie Gretchen wären, bedürfte man des äußerlich fesselnden Ehebandes nicht.

Aber es geht mit diesem Ideal wie mit anderen auch: die nachäffende Menge akzeptiert sie, ohne sich klarzumachen, was sie damit anerkennt. In jener bewußt einseitigen Behandlung der Geschlechtsliebe findet auch der Umstand seinen Grund, daß die meisten Romane mit demjenigen schließen, womit sie beginnen sollten: mit der Eheschließung nämlich. Denn in einem Eheroman, in dem die sinnliche Seite des Geschlechtsverhältnisses schlechterdings so gut wie nie zu umgehen wäre, müßte der völlige Bankrott jener kindischen Sittlichkeitsästhetik gar zu bald offenbar werden. Ebenso erklärt sich der blümerante, süßhimmelnde Stil der Liebeslitteratur. Jede Poesie muß zur flunkernden Wortmacherei werden, wenn sie die Wirklichkeit so dreist mißachtet, daß sie ein ganzes wesentliches Stück der Menschennatur aus ihrem Vorstellungsschatze streicht oder doch bei ihren Hervorbringungen geflissentlich umgeht. Hier unten auf der Erde, nicht droben im blauen Raume erklingen wahre Naturtöne von Menschenlippen und aus Menschenherzen. Man läßt es sich gefallen, daß ein Dichter das Haupt in den Wolken trage; je höher er es trägt, desto besser; aber er muß auch, wie das bei Shakespeare der Fall war, mit beiden Füßen auf der Erde stehen, und auch hier desto besser, je fester er steht. Es war wohl natürlich, daß allgemach eine Reihe von Kritikern und Lesern dazu kam, jedem Hervorbringer solcher Seelendüfteleien mit Unwillen zuzurufen: „Geh' in dein kaltes Bett und wärme dich — aber verlange nicht, daß wir uns erwärmen!"

Andererseits kann es freilich für die Litteratur ebenso wenig ersprießlich sein, wenn ein unklarer oder übertriebener Naturalismus in der Liebe einen bloßen physischen Trieb, eine tierische Brunst oder doch eine tyrannisch zwingende Leidenschaft erblickt, welcher das menschliche Wesen als Ganzes macht- und willenlos unterworfen wäre. Die sonderbare sittliche Tendenz der Wildenbruchschen Novelle „Der Astronom", daß ein (noch dazu gegen den treusten und besten Bruder verübter) Ehebruch so ein unvermeidlicher faux pas der sinnlichen Menschennatur sei, ist s. Z. im „Magazin" genügend verurteilt worden. Mag aber auch dieser Standpunkt an sich in der erotischen Litteratur noch weniger haltbar sein als der der abgeblaßten Seelenliebelei, immerhin hat er gegenwärtig insofern ein Stück Berechtigung, als er eine energische Reaktion gegen die unausstehliche Süßholzraspelei gewisser überhandnehmender Modedichtungen darstellt.

Es dürfte bekannt sein, daß der berühmte Psycholog M. Lazarus in seiner glänzend geschriebenen und mit staunenswertem Scharfsinn gedachten Monographie über „Geist und Sprache" jener naiven und landläufigen Auffassung entgegentritt, als wäre die Sprache ein völlig selbständiges, von Anfang an fertig dagewesenes Mittel des Gedankenausdrucks, ein gleichsam

rein körperliches Mittel, dessen sich der Geist in ebensolcher Selbständigkeit und Unabhängigkeit bediente. Wenn ich recht erinnere, vergleicht er zur Beleuchtung dieser falschen Vorstellung den Sprachschatz eines Menschen mit einer toten Klaviatur, auf welcher der Geist mit freiem Finger spielen würde, nach Belieben bald diese, bald jene Taste anschlagend. An anderer Stelle des Buches faßt er diesen Irrtum an der Wurzel, indem er das gegenseitige Verhältnis von Leib und Seele überhaupt beleuchtend, eine Auffassung verwirft, welche den Körper für ein bloßes organisches Instrument mit scharf abgegrenzter Wirkungssphäre, den Geist resp. die Seele aber für eine bloße „theoretische Spiegelfläche" nimmt. Mit tausend feinen, mehr oder minder deutlich erkennbaren Fäden reicht die Seele in das organische Leben hinein, und umgekehrt ist eine starke Beteiligung des Physischen bei vermeintlich rein psychischen Akten unverkennbar. Mit dem Schilde dieser Lazarusschen Aufschlüsse decken wir uns, wenn wir die Definition wagen: die Geschlechtsliebe ist einesteils das seelische und leibliche Verlangen eines Menschen nach dem seelischen und leiblichen Besitze eines solchen vom andern Geschlechte, andernteils das durch einen thatsächlichen derartigen Besitz erweckte Lustgefühl. Wir bedürfen eines solchen Schutzes, weil den rudimentären Begriffen der Menge, für die es nur ein Nebeneinander, nicht aber ein Ineinander von Seele und Körper giebt, jene Erklärung durchaus nichtssagend erscheinen muß. Denn auch dem Menschen von simpelstem Verstande dürfte es schließlich zum Bewußtsein kommen, daß an seiner Liebesneigung innere wie äußere Regungen partizipieren. Er fühlt, daß er innerlich zu dem geliebten Wesen in dem Verhältnis seiner gewissen Freundschaft steht. Er fühlt ferner, daß aus seinem Organismus der Antrieb zur geschlechtlichen Vermischung kommt. Er täuscht sich aber gewaltig, wenn er die Liebe als einheitliches Gefühl für eine bloße Addition jener beiden Summanden hält. Das Charakteristische dieses Gefühls besteht eben darin, daß in ihm eine so innige und vollkommene gegenseitige Durchdringung des Physischen und des Psychischen stattfindet, wie sie vielleicht bei keiner anderen Bethätigung des ganzen Menschen nachzuweisen wäre. Der sinnliche Liebesgenuß kulminiert in dem erhabenen Bewußtsein, daß ich dieses mir völlig ergebene Wesen auch mit der ganzen Glut meiner Seele umfasse, und das freundschaftliche Zusammenleben mit diesem Wesen, das Ineinanderversinken der Seelen, das Miteinandergehen bei jeder inneren Bewegung erhält erst dadurch seine innige und entzückende Wärme, daß ich mich auch der fleischlichen Gemeinschaft mit dem Geliebten bewußt bin. Ich hange diesem Menschen mit umso heißerer Sinnlichkeit an, je tiefer meine seelische Liebe zu ihm ist; ich neige ihm mein Inneres umso williger zu, je höher er meine sinnliche

Natur beglückt. Die Liebe gilt für ein Mysterium, das jeder Definition, jeder verstandesmäßig analysierenden Darlegung spottet. Ich fühle mich nicht veranlaßt, dieser Auffassung durch pedantische Zergliederung eigener oder fremder Gefühle zu widersprechen, umsoweniger, als dabei für die Litteratur keine wesentlichen Aufschlüsse abfallen könnten. Aber gestattet sei mir der Hinweis, daß der geheimnisvolle Zauber, die Fülle und Abwechselung der unbeschreiblichen, unbestimmbaren Stimmungen, kurzum: jener mystische Charakter des Liebegefühls auf der weitgehenden und feinen Durchäderung des sinnlichen Lebens mit seelischen, des seelischen Lebens mit sinnlichen Momenten beruhen oder (um ein noch deutlicheres Bild zu wählen): daß er seinen Grund finden muß in der unausgesetzt sich vollziehenden Osmose zwischen den Fluiden des psychischen und des physischen Lebens. Auch jenes plötzliche Ergriffenwerden und Entflammtsein bei der ersten Annährung des zu liebenden Menschen, das man gemeinhin für das wichtigste Zeichen einer echten Liebe nimmt, mag zuweilen von dem Umstande herrühren, daß Leib und Seele bei solcher Annäherung gleich stark in Bewegung gesetzt werden und sich in ihren Regungen gegenseitig unterstützen — zuweilen sage ich; denn in den meisten Fällen eines solchen plötzlichen Klarwerdens, daß der Betreffende „oder keiner sonst auf Erden" es sei, erscheint es mehr als wahrscheinlich, daß nur ein plötzliches Aufwallen sinnlicher Neigung, nur ein sogenanntes „Verlieben" stattfindet. Nur bei außerordentlichen Menschen dürfte ein schnelles intuitives Erfassen auch der inneren Vorzüge des anderen Menschen glaubhaft werden. Chriemhild mag beim ersten Anblick des Königssohns von Xanten von ganzer Leidenschaft durchglüht werden — Wagners Sieglinde mag beim ersten Begegnen mit Siegmund in heilig-gewaltigen Liebesschauern erstarren — ich glaube, daß in den meisten Menschen der modernen Wirklichkeit, je nachdem sie mehr geistige oder mehr sinnliche Naturen sind, bald der psychische, bald der physische Reiz beim Beginn der Liebe das Ausschlaggebende sein wird und daß sinnliches und seelisches Begehren sich in der Regel erst während längeren Verkehrs zum normalen Gleichmaß abstimmen. Die bekannte Romanfrage, ob sich aus anfänglicher Abneigung eine schließliche Zuneigung entwickeln könne, scheint sich mir dahin zu erledigen, daß dies höchstens bei jenen vorwiegend geistigen Naturen möglich sei, bei denen sinnliche Interessen eine untergeordnete Rolle spielen. Denn seelische Abneigung kann sich durchaus in ihr Gegenteil verwandeln, und die anfangs indifferente Sinnlichkeit findet vielleicht später gleichzeitig ihr Genügen. Sinnliche Abneigung aber ist von vornherein unüberwindlich. Mithin ist die beliebte Verkehrung von Haß in Liebe nur in einzelnen, halbwegs abnormen Fällen glaubhaft; sie ist ein Problem, das

man einem Novellisten nicht eben verbieten kann; ihre schablonenhafte Verallgemeinerung im Frauenroman aber ist ein Unsinn, eine Sünde wider Natur und Vernunft.

Zur Frage der litterarischen Bedeutung der Geschlechtsliebe ist von Karl Bleibtreu mit Recht bemerkt worden, daß dieses Gefühl durchaus kein Anrecht darauf habe, sich, wie es in der Moderne fast ausnahmslos geschieht, überall im Vordergrunde breit zu machen, daß es eine ganze Reihe von menschlichen Leidenschaften, Gefühlen und Trieben, wie den Patriotismus, die Ruhmsucht, den Geiz, die Eifersucht u. a. gebe, die ein wenigstens ebenso großes, wenn nicht größeres Anrecht auf dichterische Verkörperung hätten. Keiner hat diese These einleuchtender bewiesen als der Dichter des Lear, Othello, Macbeth, Coriolan, Cäsar. Und ebenso richtig scheint es auf den ersten Anblick, wenn Bleibtreu behauptet, daß die Liebe an sich so wenig wie jedes andere egoistische Gefühl ein würdiges Sujet der Dichtkunst sei. Indessen hat es mit dem egoistischen Gefühl der Liebe doch noch eine besondere Bewandtnis. Die Erfahrung lehrt, daß zwar auch die Ruhmsucht, der Geiz, die Eifersucht, der Ernährungstrieb, vulgo der Hunger, den ganzen Menschen in Anspruch nehmen, indem sie Leib und Seele erfassen; aber hier geht die Anregung immer nur von einer Seite aus und die andere befindet sich in bloßer Mitleidenschaft. Entweder ist es die Seele, die durch starke Impulse auch das organische Leben steigert, oder es ist umgekehrt der Körper, der durch die Gewalt der entfachten Begierden den Willen thatkräftig, den Geist erfinderisch macht. Anders bei der Liebe. Da ergreifen Körper und Seele aus eigenem Antrieb die Initiative; der eine Teil harrt nicht der bloßen Befruchtung durch den andern, beide kommen sich auf halbem Wege entgegen, um ihre Regungen zu einem neuen und einzigen Gefühle ganz zu verschmelzen, und aus diesem Grunde ist die Liebe das glücklichste aller egoistischen Gefühle. Zudem beruht sie auf berechtigten Wünschen. Daß das Verlangen nach Befriedigung unserer Sinnlichkeit moralisch durchaus unverwerflich ist, bedarf keiner Erwähnung. Aber es giebt auch einen berechtigten seelischen Egoismus, der die Erfüllung der Grundbedingungen eines normalen und glücklichen Innenlebens fordert, und diese Forderung ist so selbstverständlich wie das Verlangen des Magens nach Brot. Wohin zielt aber der Egoismus des Liebeverlangens? Theodor Storm läßt eine seiner Novellengestalten das Wort sprechen, daß die Liebe nichts anderes sei als die Furcht vor dem Verlassensein. Dieses Wort ist geistreich, sagt aber bei weitem nicht genug. Allerdings: die Liebe paralysiert das niederdrückende Bewußtsein von unserer gesellschaftlichen Isoliertheit. Sobald der Mensch den letzten Rest des Kindheitsschlafes aus den Augen gewischt hat, macht

er eine Entdeckung, die seinem Egoismus nicht eben schmeichelt. Er entdeckt wie jener gelehrte Mann in der Stormschen Novelle, „daß der Carabus den Maikäfer frißt", daß er nicht den leisesten Anspruch auf ein freundliches Entgegenkommen von Seiten der Gesellschaft erheben darf und daß die Menschheit im Ganzen, mit Ausnahme allenfalls einiger Nahestehenden, den Teufel danach fragt, ob er da ist oder nicht. Das hätte er nicht gedacht; er hätte geglaubt, mehr Eindruck zu machen. Im Anblick der Gesellschaft überkommt ihn das beklemmende Gefühl seiner sozialen Nichtigkeit; er ist „Luft" für seine Mitmenschen. Das ist etwas anderes, als die große faustische Erkenntnis von der Beschränkung unseres Wissens und Könnens; aber es ist eine für den Augenblick deshalb nicht weniger schmerzliche Erkenntnis. Erst das geschlechtlich geliebte Wesen macht uns die angenehme Mitteilung, daß ihm unendlich viel an uns gelegen ist. Die Zeit der Liebe ist der Ehrentag unseres Lebens. Da weckt uns am Morgen ein freundlicher Kuß; unter strahlenden Lichtern prangt ein mächtiger Geburtstagskuchen, man redet mit uns nur in Worten der Liebe und Güte, man trägt uns den ganzen Tag lang auf den Händen und dankt dem Himmel, daß ein so unschätzbares Exemplar der Gattung Mensch, wie wir, jemals ins Dasein getreten ist. Die Liebe wehrt nicht nur die Schrecken des Alleinseins ab; sie giebt uns nicht nur einen Gefährten; sie erhebt uns weit über Verdienst, indem sie uns zu eigentlichen Göttern macht. Man ruht zu Füßen Unserer Tadellosen Majestät und umhüllt Unsere Allerhöchste und Allergnädigste Winzigkeit mit dem Weihrauch der Begeisterung. Ein Wort Spielhagens trifft die Sache deshalb besser als das Stormsche Zitat. Es stammt aus dem romanhaften Roman „Problematische Naturen" und lautet: „Die Liebe ist ein Spiegel, der unser Bild so verklärt zurückstrahlt, daß selbst die Klügsten, selbst die Bescheidensten bei diesem Anblick sich eines Gefühls des Stolzes nicht erwehren können. Die Liebe macht uns zu einem Gott, und wir müßten nicht Menschen . . . sein, wenn es uns nicht alle gelüstete, dann und wann ein wenig den Gott zu spielen." In der Liebe erfährt der berechtigte seelische Egoismus, der sich anderswo feindlich zurückgestoßen sieht, eine glänzende Genugthuung, und diese Genugthuung ist heilsam für den ganzen Menschen, wenn auch bei jenem „Gefühl des Stolzes" hin und wieder ein gut Stück menschlicher Eitelkeit mit unterläuft.

In dem Vorstehenden habe ich mich bemüht, die von außen wirkende, also objektive Ursache des Lustgefühls der Liebe aufzudecken, indem ich den fördernden Einfluß schilderte, den die Zuneigung des von uns Geliebten auf uns ausübt. Ich habe nunmehr die im Liebenden selbst wirkende, also subjektive Ursache für das die Liebe begleitende individuelle Gehobensein ins

Auge zu fassen. Diese subjektive Ursache besteht in der Apotheose des Geliebten, in der gläubigen und vertrauensvollen Verehrung und Bewunderung desselben. Gewiß hat auch hier der Egoismus die Hand im Spiele; er ist geneigt, vieles im rosigsten Lichte zu sehen; denn es liegt in seinem Interesse, sich das Ziel seiner Begehrungen so anziehend wie möglich auszumalen. Aber doch ist schon hier die Stelle, wo der Egoismus anfängt, sich zu verflüchtigen und geläuterte, idealere Regungen an seine Stelle treten. Allerdings: die „mandelförmigen Augen", die „runden Schultern" und die „zierlichen Füßchen" der „Angebeteten" kann auch der eingefleischteste Selbstling mit „schwärmerischer Begeisterung" bewundern; aber tiefer liegende, geistige und Charaktervorzüge des andern Menschen mit freiem Blick zu erfassen und *selbstvergessen* zu bewundern: das ist nicht eben ein Merkmal der Selbstsucht. In der Bethätigung derartiger Gesinnungen nähert sich die Liebe den idealen Gefühlen der Freundschaft. Und so gewiß kein Selbstling wahrhaft freundschaftlicher Gesinnungen fähig ist, so gewiß ist jenes freudige Sichversenken in die Eigenart des geliebten Wesens etwas mehr als leerer, platter Egoismus. Im Hinblick auf diese Frage ist es ungemein lehrreich, liebende Menschen verschiedenen Schlages über die Vorzüge des geliebten Gegenstandes reden zu hören; man hört deutlich heraus, *was* sie lieben. Tief Ergriffene pflegen sich allerdings über den geliebten Menschen auszuschweigen; sie halten derartige Erörterungen für eine Profanation, und gerade das ist bezeichnend. Alles in allem: liebt ein vornehmer, edler Mensch nicht anders als ein vegetierender Spießbürger, ein eitler, selbstgefälliger Laffe? Ist alles Lieben bei dem einen wie beim andern nur blinde Brunst und brünstige Blindheit? Was macht denn den Unterschied? Nein, mit dem alten Sprichwort von der Blindheit der Liebe windet man sich nicht um *die* Wahrheit herum, daß auch die Geschlechtsliebe ernst zu nehmende idealistische Momente in sich birgt und nach der Sphäre des Unendlichen gravitiert. Das Objekt unserer Verehrung ist dabei von geringerem Belang, als der Umstand, *daß* wir verehren. Aus sich selbst herauszutreten und mit empfänglicher, williger Seele, mit naiver und unverfälschter Begeisterung die reinen Linien des idealen Menschenbildes in der leibhaftigen geliebten Gestalt zu erkennen oder, was auf dasselbe hinauskommt, zu erkennen zu glauben: das hebt uns über uns selbst hinaus auf eine Höhe der Betrachtung, wo man nicht nur liebt, um zu besitzen und zu genießen. Hier giebt es eine uneigennützige Liebe wie es eine uneigennützige Freundschaft giebt. Man versinkt in jenes selige Anschauen, das jeden Wunsch und Willen entschlafen läßt, das nach Schopenhauer den Begriff des ästhetischen Genusses ausmacht und zu welchem für ihn, den Pessimisten der lebendigste Anlaß in einem schönen Menschen-

antlitz gegeben scheint. In der That ist die physische Seite der Liebe bei jener reineren Anschauung keineswegs ausgeschlossen. Denn die gesunde Sinnlichkeit läßt immer auch eine starke Anteilnahme des rein ästhetischen Bedürfnisses erkennen, und das schärfer beobachtende Auge bemerkt auch hier Übergänge vom naiven Egoismus zu einem freieren und edleren Schönheitskultus. — Freilich ist auch das Objekt unserer Liebe nicht belanglos. Die Vorzüge desselben stärken unsern Glauben an Welt und Menschheit, und wenn auch kein verständiger Mensch in behaglich philiströser Kurzsichtigkeit auf dem Grunde dieses Liebevertrauens eine alles umfassende optimistische Überzeugung errichten wird, so ist ein guter und geliebter Mensch doch immer ein starker Anker in der Verzweiflung, eine letzte Zuflucht des erschütterten Vertrauens. Um alles zusammenzufassen: jenes vordem gekennzeichnete Bewußtsein von der erhöhten objektiven Geltung der eigenen Person wird durch die zuletzt geschilderte subjektive Lebenssteigerung komplementiert zu dem beglückenden einheitlichen Gefühl eines allseitigen, gleichmäßig sinnlichen und seelischen Gehobenseins, d. i. mit einem Wort: zum Liebegefühl.

Erklärlicher Weise tritt die poetische Existenzberechtigung des Liebesmotivs da ein, wo die Liebe sich, wenn auch nicht von allen egoistischen Beimischungen befreit, so doch zur Konzeption allgemeinerer Ideen erhoben hat. Das Bewußtsein von der erhöhten Geltung der eigenen Person ist deshalb an sich poetisch wertlos. Ob ich glücklich oder unglücklich liebe, ist allerdings für mich eine höchst wichtige Sache; wenn ich aber meinen Mitmenschen meine Verlobungs- und Heiratsanzeigen in Form von Gedichten übermitteln zu müssen glaube, so werden sie darin mit Recht eine zeitraubende Umständlichkeit und eine unbescheidene Zumutung erblicken, wie sie auch ein Recht dazu haben würden, sich egoistische Lamentationen über mein etwaiges Liebesunglück zu verbieten. Die unglückliche Liebe ist selbstverständlich an sich so wenig ein würdiger Vorwurf des Dichters wie die glückliche. Man könnte einwerfen, daß ein glückliches Liebesleben, als an sich schön, doch wenigstens Stoff zu idyllischen Schilderungen gebe. Die Beschränkung auf die Schilderung richtet schon diesen Einwurf. Die bloße dichterische Nachmalung innerer Zustände würde Lessing ebenso streng und mit ebensolchem Rechte verwerfen, wie die selbstgenügsame poetische Schilderung äußerer Erscheinungen. Es darf nicht vergessen werden, daß die Schilderung auch in den höchsten Vorwürfen der Dichtkunst immer noch Gelegenheit hat, zu ihrem Rechte zu kommen. Ich weiß sehr wohl, daß manchem starken Talent selbst auf dem Gebiete der persönlichsten Erotik ein origineller lyrischer Juchzer, ein ursprünglicher lyrischer Schmerzensschrei gelungen ist; aber der Reiz derartiger Poeme beruht stets auf der gelungenen

Form, nie auf der Kraft des Inhalts. Günstigsten Falls ahmen diese Tagebuchpoesieen unsere Empfindungen mit täuschender Treue nach, niemals aber erheben sie uns über dieselben und über unser persönliches Schicksal. Ein größeres Recht, sich in poetischen Ergüssen auszuströmen, hat das subjektive Moment des Liebegefühls. Wie wir im Laufe unserer Betrachtungen in der Apotheose des Geliebten die ersten Keime zu idealeren Strebungen auftauchen sahen, so zeigen sich hier auch die ersten berechtigten, wenn auch primitiven Gegenstände der erotischen Dichtung. Wenn ich im Stande bin, bedeutende Vorzüge eines liebenswerten und von mir mit Begeisterung geliebten Menschen überzeugend darzustellen, d. h. so darzustellen, daß sich auch dem Unininteressierten ein entschiedenes Gefühl liebender Bewunderung mitteilt, so darf ich getrost zu einem Ritt in dieser Angelegenheit den „Hippogryphen satteln". Denn der einzelne Mensch, ob Mann oder Weib, der merklich über den Mittelschlag hinausragt, ist immer, wenn auch kein großer, so doch ein würdiger Vorwurf der Dichtkunst.

Aber die Anwendbarkeit des Liebesmotivs in der Dichtkunst müßte eine kläglich beschränkte sein, wenn sie damit ihre Grenze erreichte. Wir haben bisher die Liebe möglichst losgelöst von dem ganzen übrigen Vorstellungs-, Gefühls- und Willensleben des Menschen betrachtet, und aus dieser Betrachtung eines einzelnen Gefühls an sich konnte naturgemäß nur die Berechtigung gewisser lyrischer Motive erhellen. Wie aber Molière seinen Geizigen, seinen Misanthropen, seinen eingebildeten Kranken, Shakespeare seinen Othello, seinen Coriolan, seinen Hamlet, seinen Macbeth nicht als bloße Typen, sozusagen als psychologische Paradigmen für einzelne Charaktereigenschaften und Gemütsbewegungen behandelt, sondern diese einzelnen, allerdings hervorstechenden Züge (wie sich übrigens ganz von selbst versteht) an ganzen, leibhaftigen Menschen zur Erscheinung bringt, so wird jeder Dichter höheren Stils, jeder Epiker und Dramatiker, der in der Geschlechtsliebe den Mittelpunkt seines Stoffes sieht, die gesamte, von diesem Mittelpunkt ausgehende zentrifugale Wirkung auf das ganze Seelenleben in Betracht ziehen und darum ganze Individuen in allen ihren Regungen unter dem Einfluß der Liebe zeigen müssen. Es thut sich also vor uns die Frage nach dem Charakter und der Tragweite dieses Einflusses auf. Die Behauptung, daß die Zeit der Liebe für den Lebensfrühling gelten könne, ist ziemlich abgedroschen; sie hat aber doch nicht aufgehört, wahr zu sein. Freilich gilt es beim Gebrauch dieser Redensart, Ursache und Wirkung nicht zu verwechseln. Denn das Liebesbedürfnis und die Liebe selbst sind vorderhand nichts anderes als die Wirkung des jugendlich wallenden Blutes, der reifenden Kraft; sie sind der Befruchtungs- und Ent-

wickelungsdrang einer aufbrechenden Menschenblüte. Wie aber die von der Natur vorgeschriebene Entwickelung der Blüte erst nach thatsächlich eingetretener Befruchtung stattfinden kann, so wächst sich auch ein Menschendasein erst nach Befriedigung seiner Liebessehnsucht zur vollen Größe aus, und so ist die Liebe an dieser Stelle die Ursache, welche die ganze heitere Schönheit der Jugend, ihre ganze glühende Lebendigkeit und Thatkraft erst zu Tage kommen läßt. Wer viel empfängt, ist viel zu geben bereit. Mit anderen Worten: Wem das Geschick ein glückliches Ausreifen seiner psychophysischen Anlagen gestattet, wen es mit dem belebenden Gefühl allseitigen Gehobenseins erfüllt, in dem regt sich nicht nur die Lust zur Bethätigung seiner Kräfte, sondern mit seltenen Ausnahmen auch ein moralischer Drang, dem von außen kommenden Glücke ein Äquivalent an eigenen Leistungen entgegenzustellen. Gewiß: die Liebe macht keinen Menschen groß, in dem nicht ohnehin ein Keim zur Größe schlummert; aber sicherlich macht sie ihn auch nicht klein. Das Unglück kann uns eine imposante Größe geben; aber das Glück macht uns ausdauernd und gut.

„Kinder brauchen Liebe,
Wär's eines wilden Tieres Lieb' auch nur
In frühen Jahren mehr als Christentum."

sagt der Klosterbruder im „Nathan", und wahrlich — wir Erwachsenen verleugnen unsere Kindheitsbedürfnisse nicht so sehr und nicht so schnell, daß wir keine Liebe brauchten. Schämen wir uns des Geständnisses nicht, daß der Mensch auch bei heiligem und groß geplantem Streben des Glückes bedarf und nach Glück verlangt. Der Schmerz ist der gewaltigste Hebel des Fortschritts, weil er uns zeigt, was uns fehlt und was es also zu erstreben gilt; aber ein beständiger Aufblick zur mater dolorosa führt zu einer „Philosophie des Todes". Und weist nicht jede Philosophie, auch die pessimistische, in ihren letzten Schlüssen auf eine Glückseligkeit hin als auf das Endziel menschlichen Strebens und Suchens? Selbst wer des Glaubens lebt, daß Glückseligkeit nur in der Negation der realen Welt, in wunschloser Verneinung des Willens zum Leben zu finden sei, wird unsere Behauptungen nicht mit gar so scheelen Augen ansehen, wenn wir ihm erklären, daß die Geschlechtsliebe für uns nur ein Wegweiser zur Vollendung, nur eine Vorstufe zu höherem und höchstem Glücke ist. Das zu beweisen, liegt uns vor allem am Herzen, daß der Geschlechtsliebe eine eminent erziehliche Kraft innewohnt. Die aus der Liebe entspringende größere Lebens- und Wirkensfreudigkeit ist an sich moralisch indifferent; aber es ist nur natürlich, daß sie sich in edlen Gefühlen und Handlungen zu beweisen

sucht, weil ein unfehlbarer Instinkt dem Liebenden deutlich genug sagt, daß ein unwürdiger Gebrauch seiner gesteigerten seelischen und leiblichen Schwungkraft in Disharmonie zu seiner glücklichen Stimmung treten und sie zerstören müßte. Mag man mit noch so großem Rechte die bei Jünglingen und Jungfrauen zur Zeit der Liebe ziemlich allgemein ausbrechende „Dichteritis" belächeln — diese lächerlichen und ungeschickten Machwerke sind doch oft Kundgebungen höchst ernsthafter innerer Bewegungen. Bewähren kann die Liebe ihre idealisierende Kraft allerdings erst in dem dauernden Zusammenleben der Ehe. Der vertrauliche Umgang, die gemeinsame Vornahme großer und kleiner Handlungen, das innige Zusammenwachsen aller Neigungen und Interessen, die Gewöhnung, sich als ein Doppelwesen zu fühlen und mit Rücksicht auf diese Zweiheit all seine Entschließungen zu fassen: das erfordert, wenn das eheliche Glück den fröhlichen Anfang würdig fortsetzen soll, auf beiden Seiten eine unverbrüchliche Selbstlosigkeit, einen schweigenden Verzicht auf alles kleinliche Verlangen. Und wie sich der günstig veranlagte und bildungsfähige Charakter in diese Forderungen mit heiterer Selbstverständlichkeit findet und sich ihnen gegenüber bewährt, so scheitert an ihnen der erbärmliche, kleinliche Mensch; denn die Vertraulichkeit des Umgangs ermutigt ihn gerade, seine niedrigsten und gemeinsten Gesinnungen und Wünsche anstandslos heraus zu kehren. Darum zeigen derartige Charaktere in ihrem häuslichen und ehelichen Leben eine cynische, brutale Selbstsucht, wie sie sie nirgends anderswo hervorzukehren wagen. Wenn die Ehe in solchen Kreaturen allerdings den letzten Rest von Achtung vor fremden Rechten vernichtet, so regt sie in besseren Menschen eine teilnahmsvolle Betrachtung der Menschennatur überhaupt an, die ihnen in einem Wesen ihre verschwiegensten Bedürfnisse erschließt. Was der liebende Mensch daheim zu achten gelernt hat, danach streckt er draußen nicht frevelnd die Hand aus. Warmherzige Empfänglichkeit, Versatilität des Gefühls verleiht die Ehe; denn ihre Erfahrungen geben ein ausgeprägtes Bild menschlicher Leiden und Freuden. Hagestolze und alte Jungfern sind mit seltensten Ausnahmen keine Vollmenschen; nicht selten sind sie Verkörperungen einer verschrobenen Selbstsucht; fast immer aber zeigen sie eine asymmetrische Seelenbildung.

Eine der unerläßlichsten Voraussetzungen einer echten Liebe und idealen Ehe ist die formale Gleichheit der vereint wirkenden Seelenkräfte. Wir betonen das Wort „formal" gegenüber einer verrückten Emanzipationssucht, welche Gleichberechtigung durch materielle Gleichheit der Wirkungssphären beider Geschlechter erreichen will. Was sich in den weichen, runden Linien des Frauenleibes, in den gebrochenen des männlichen Körpers äußerlich

kundgiebt, ist mehr als eine Zufallslaune der Natur. Bei Erfüllung jener Voraussetzung wird das früher erwähnte ideale Element der Liebe, die selbstlose Verehrung des anderen Menschen zu ebenso selbstloser, freudiger, verständnisvoller und wirksamer Mithülfe bei dessen höherem Kulturstreben. Die Feinde der Frauen mögen noch so verächtlich dazu lächeln: es giebt einen festen, ersprießlichen Bund des Schaffens zwischen Mann und Frau; diese kann teilnehmen an seinen ernstesten Gedanken, wenn er in ihr eine würdige Wahl getroffen, und was der Menschheit zu ihrem endlichen Heile dient, erkennt der Mann besser unter den mitsehenden Augen der Frau als allein, da der Mensch — trotz des in verschiedenen Sprachen waltenden Gebrauches, Mann und Mensch zu identifizieren — doch nun einmal masculini und femini generis ist und bleibt. Daß die Mitwirkung der Frau nicht darin zu bestehen braucht, daß sie mit ihrem Manne zusammen Kant studiert oder die Bahn eines Kometen berechnet, versteht sich von selbst. Einer gut beanlagten und richtig erzogenen Frau eignet in hohem Grade jene antizipierende Kraft des Gemüts und der Phantasie, ohne welche auch dem Forscher, dem Erfinder und Entdecker Verstandesschärfe und Gelehrsamkeit ein ziemlich wertloser Besitz bleiben müßten.

Aus allem Glück der Liebe aber, und nicht am wenigsten aus dem des verständnisvollen Zusammenwirkens, erblüht die seltene und erhabene Tugend der Dankbarkeit. Dankbarkeit ist der Schlüssel zur Nächstenliebe. Denn sobald wir mit innigster Ergriffenheit empfinden, daß wir von der Liebe des Mitmenschen abhängen, sobald empfinden wir auch die Notwendigkeit und das Bedürfnis, nicht nur in engen, sondern in weiteren Kreisen wieder liebend zu vergelten. Daß die Geschlechtsliebe zum guten Teil auf Egoismus beruht, daß sie wirklich oft nur giebt, um zu empfangen, ändert daran nichts. Auch Elternliebe ist ursprünglich nichts als Selbstliebe, und unsere Eltern erfüllen, indem sie uns hüten und pflegen, erziehen und lieben, nur eine selbstverständliche Pflicht. Steht darum das vierte Gebot auf weniger festem Grunde? Ist darum die Dankbarkeit des Kindes ein weniger heiliges Gefühl? Der edle Mensch ist für jede Wohlthat dankbar, auch wenn sie ihm werden mußte; jedenfalls aber scheut er vor der Undankbarkeit als dem Zeichen einer durch und durch gemeinen Seele zurück. Alles dies scheint Max Nordau nicht gegenwärtig gewesen zu sein, als er in seiner „Ehelüge" die Wandelbarkeit der Geschlechtsliebe nachzuweisen suchte und die eheliche Treue für ein Unding ausgab. Er vergaß dabei ohne Zweifel, daß die rechte Ehe in den vereinten Menschen eine Flamme entzündet, die über die welkende Sinnlichkeit hinaus bis an das Grab leuchtet. Daß die meisten modernen Ehen keine rechten, keine sittlichen,

sondern unsittliche sind, weil sie nicht auf tiefer und wahrer Neigung beruhen, darin hatte er allerdings recht und das erleichterte ihm seine sonstigen verfehlten Ausführungen.

Aus dem Gesagten erhellt, daß die Geschlechtsliebe das gesamte Innen- und Außenleben des Menschen in eine neue und besondere Beleuchtung rückt. Unter ihrem stetigen Einfluß entwickelt er sich zur höchsten Reife und, wenn auch bei weitem nicht in allen, so doch in vielen Handlungen seiner reifen Jahre folgt er ihren offenkundigen oder geheimen Eingebungen. Eine reiche Quelle des Stoffes und der Inspirationen sprudelt da dem Dichterpsychologen der Liebe entgegen! Die ganze fördernde und bildende Kraft der wahren, die verbildende und vernichtende Kraft der falschen Liebe ist seine Domäne. Ein Heer von Freuden und Leiden gehorcht seiner nachschaffenden Phantasie, wenn er den durchdringenden Blick besitzt, mit dem er alle Begleit- und Folgeerscheinungen der Liebe ans Licht hervorzulocken imstande ist. Hier wird die Geschlechtsliebe zum Stoff des Romans und des Dramas. Der Dichter muß sich freilich, wenn er Gewichtiges, Ausschlaggebendes bieten will, vom bloßen Verlobungsroman und -Drama zum Eheroman, zum Ehedrama erheben. Nicht als ob jenes nun in Bausch und Bogen zu verdammen wäre. Ganz natürlich macht sich der hemmende oder fördernde Einfluß der Liebe auch schon vor der Ehe geltend, und ein besonderes poetisches Interesse kann dazu führen, die „schöne Zeit der jungen Liebe" einer besonderen Behandlung zu unterziehen. Aber die tief einschneidenden Probleme der Liebespsychologie können erst da zum Austrag kommen, wo sich die Liebe in das gesamte übrige Leben eingewöhnt hat und in allen Kraftäußerungen des Leibes wie der Seele mehr oder weniger zur Geltung kommt. Bei der Fülle der hier gebotenen Stoffe geht die lyrische Erotik keineswegs leer aus. Gerade auch der Lyrik, die sich mehr und mehr von den ganz allgemeinen, eines festen Themas entbehrenden Gefühlskonzerten lossagen soll, winkt hier eine Gelegenheit, an interessanten Thatsachen und Situationen des gesamten Lebens die idealisierende Kraft des Liebegefühls zur Darstellung zu bringen. Daß die Lyrik dabei allerdings keine Sättigung und Befriedigung im Großen bieten kann, wie sie Roman und Drama gewähren, versteht sich als im Wesen der Gattung begründet von selbst.

Noch ein Wort von der unglücklichen, genauer bezeichnet: unerwiderten Liebe, von der Kraszewski einen seiner Helden, einen Dichter, behaupten läßt, daß höchstens sie, nicht aber die glückliche Liebe der kastalische Quell

der Poesie sein könne.*) Bleibtreu akzeptiert dieses Wort; ich kann es nicht zutreffend finden. Wahr: jedes nach außen gerichtete Streben lenkt zunächst von der Versenkung ins Allgemeine ab. „Die Muse ist das Kind der Einsamkeit". Aber diese Einsamkeit ist doch wohl nur für die Stunden der Konzeption und des eigentlichen Schaffens erforderlich? Der Dichter braucht freilich kein Hans Überall von einem Reporter zu sein; aber wie anders soll er wenigstens das äußere Material zu seinen Werken empfangen, als durch die Berührung mit dem wirklichen Leben? Und wird nicht seinen Erzeugnissen der lebendige Nerv fehlen, wenn er in dieser Welt nicht mitgenossen und mitgelitten hat? Freilich: mitten in den Weltwirren, mitten in seinen Genüssen und seinen Leiden gelingt ihm keine Schöpfung. Erst im Heiligtum der Einsamkeit beschwört er vergangene Bilder und Gedanken herauf — Bilder und Gedanken aber, die ihm draußen in der Welt begegneten. Wir stimmen den schönen Worten Palleskes zu: „Für den Dichter als solchen giebt es kein Atelier und keine Schule. Seine Schule ist die Tiefe des einsamen Ichs und die Fülle des Lebens. In dem ewigen Wechsel dieser beiden ruht seine Schule. Aus der Einsamkeit sehnt er sich in die Welt und aus der Welt in die Einsamkeit." Auch das Streben nach Anerkennung, das man keinem Dichter verargt, ist ein nach außen gerichtetes, und sicher ist er doch auch in den Augenblicken, in welchen er diesem Streben nachhängt, nicht in der Stimmung zum Schaffen. Warum soll nur die unerwiderte Liebe, um mit einem Hamerlingschen Bilde zu sprechen, ein beschwingter Falter, die glückliche Liebe aber ein flügelloser Wurm sein? In der seelischen Entwickelung des unglücklich Liebenden können zwei Fälle eintreten; entweder er beharrt im Egoismus, sieht in der Liebe, weil er sie nicht vollends genießen kann, alles und giebt mit seinem Liebesglück alles verloren — das kann ergreifend, erschütternd, rührend sein; aber es ist nicht groß — oder er erhebt sich über sein persönliches Schicksal und strebt höheren Dingen zu, indem er auf die Freuden der Liebe verzichtet, wie Scheffels Ekkehard — das ist verehrungswürdige Seelengröße. Und wer beweist nun, daß der glücklich Liebende sich nicht über sein Glück zu erheben vermag wie andere über ihr Unglück? Wirkliche Größe scheitert so wenig an der Freude wie am Schmerz. Einen echten Diamanten zu vernichten bedarf es höherer Temperaturen, als der Glut der Liebesumarmung. Wer im warmen Neste des Liebesglücks versimpelt, wer mit dem Junggesellen den Ideologen an den Nagel hängt — traun! wieviel sollte die Menschheit wohl in dessen Kraft verloren haben, wieviel Unsterbliches sollte

*) Ich entnehme dieses Zitat Bleibtreus „Revolution der Litteratur". Mir selbst ist die betr. Novelle unbekannt. O. E.

der wohl als verschmähter Liebhaber geleistet haben? Mag ein solcher Unterrocks-Poet und Idealist doch getrost zu ewiger Vergessenheit ins Ehebett versinken! Kein Herwegh wird ihm nachsingen, daß er als ein „unvollendet Lied" ins Grab gesunken sei und „der Verse schönsten" mit hinabgenommen habe.

Hier kommen wir zum Ende. Die Liebe ist der glücklichste Triumph des berechtigten Egoismus; sie entspricht einem integrierenden Teil unserer Bedürfnisse; in ihr wohnt eine hohe sittliche Kraft, und wenn es ihr gelingt, die Seelen mit freudiger Sehnsucht nach dem Unendlichen zu beschwingen, mag man sie um deswillen auch ein heiliges Gefühl nennen. Sie hilft zum Siege über vieles Niedrige und Gemeine — wenn wir in ihr nicht all unser Hoffen und Verlangen begraben. Denn das Ziel unserer Erdenwanderung ist sie nicht. Nicht in ihr haben wir unsere irdische Aufgabe gelöst. Sie ist Mittel, nicht Zweck. Der Markstein unseres Strebens, die „ewige Glückseligkeit", das Einssein mit dem Urgeiste, liegt in weiter Ferne vor ihr. Mit höchstem Mißtrauen begegne man allen jenen „Dichtern", denen die Liebe „das heiligste der Gefühle", „der erhabenste Beruf des Menschen" ist und die eine „Himmelsseligkeit" und „Himmelswonne" nach der anderen am Rosenkranz ihrer Liebeslyrik herunterplappern. Man kann sicher sein, daß diesen Enthusiasten der „angebetete Engel" nach wenigen Jahren der Ehe zum übel behandelten Haustier herabsinkt. Diese Virtuosen des Minneschwulstes verweise man aus dem Tempel der Litteratur und die Herren Fabrikanten jenes Romans, in dessen Schlußkapitel nach unabänderlichem Ratschluß der Jungfernkranz gewunden wird, schicke man hinterdrein! Eine würdigere Vertretung muß das herrliche Motiv der Geschlechtsliebe in der Litteratur finden. Hinweg mit jener einseitig beschränkten Auffassung des Liebesbegriffs, die diesem (wenigstens in der produzierenden Praxis!) nur seelische Merkmale zuschreibt und alle gesunden sinnlichen Momente der Liebe aus feiger Furcht vor dem Philistermoralisten verschweigt! An ihre Stelle trete ein gesunder Realismus, der die Liebe als das giebt, was sie ist, als ein volltönendes, harmonisches Konzert von Leib und Seele! Hinweg mit jener ästhetischen Kaprize, welche die Geschlechtsliebe vor der Ehe als ein poetisches Sujet bis zum Grade fast ausschließlicher Verwertung bevorzugt entweder in dem Bestreben, sich einem unreifsentimentalen Geschmack gefällig zu erweisen oder aus Unfähigkeit, ausgeführte Seelengemälde zustande zu bringen! Das Liebesdrama, der Liebesroman erscheine als eine mit tiefer Menschenkenntnis angelegte und durchgearbeitete psychologisch-physiologische Symphonie, in der die Liebe zwar den alles beherrschenden Grundton, nicht aber das einzige, zum Ekel und

Überdruß immer wiederkehrende Motiv abgiebt. Und hinweg vor allem mit der kindlichen Anschauung, welche die Geschlechtsliebe an die Spitze aller menschlichen Strebungen stellt, die den Wahn erweckt, als wäre der am Schlusse eines Werkes erfolgende Abschluß des Ehekontrakts die Haupt- und Staatsaktion unseres Lebens und eine so verdienstliche Leistung, daß nicht gut eine verdienstlichere darauf zu setzen wäre, kurz: die der Geschlechtsliebe eine Bedeutung beimißt, welche ihr nicht zukommt. Als eine Bildnerin der Seelen und der Leiber, als eine Helferin zu großen Dingen soll die Liebe auch in der Litteratur erscheinen. „Soll eine Stimme sein von oben wie der Gestirne helle Schar" und den bekränzten Umlauf unseres Erdenlebens führen. Wenn die Liebe mit dieser Absicht in der Dichtung erscheint, wird sie die Bedeutung eines hervorragenden poetischen Motivs durch alle absehbaren Zeiten behaupten; alle sonst berechtigten Vorwürfe gegen ihr Auftreten werden verstummen müssen, wenn auch jene die Gegenwart mit ihrem Geschrei erfüllenden Stimmen nicht schweigen werden, welche das Liebesmotiv in der Poesie nur darum verpönen, weil ihnen die Poesie überhaupt ein Greuel ist, und die diese wiederum nur darum verabscheuen, weil sie mit blind-reaktionärem Instinkte gegen alles wüten, was dem Gamaschenzwange entflieht und zu freierer Geltung strebt.

Darwins Leben und Briefe.

Von Dr. August Weiß.
(Wien.)

Charles Darwins Sohn Francis hat sich der schönen Aufgabe unterzogen, die Papiere seines Vaters zu sichten und aus denselben ein Bild des großen Mannes zu schaffen, welches wohl so lange bewundert werden wird als sein unsterblicher Name. Die vorliegenden drei Bände, deren Erscheinen überall mit großer Spannung erwartet wurde, bestehen aus einer autobiographischen Skizze Darwins und aus einer herrlichen Sammlung von Briefen desselben an gleichstrebende Freunde wie Hooker, Lyell, Huxley und Andere. Francis läßt seinen Vater fast ausschließlich selbst sprechen, indem er denselben nur in einem Kapitel von Huxley unterbrechen läßt und bloß dort

wo zu besserem Verständnis erklärende Bemerkungen nötig sind, selbst das Wort ergreift. Wir werden hierdurch gleichsam zu Augenzeugen von Darwin's reinem Streben und seiner bedeutungsvollen Arbeit gemacht und nur das ist es, was man von einer Biographie erwarten und wünschen konnte, denn sein Leben ist nicht bemerkenswert durch wechselvolle Launen des Schicksals und Darwins über alle Weltteile verbreitete Bewunderer wußten, daß sie in seiner Lebensgeschichte nicht die aufregenden Irrfahrten eines abenteuerenden Genies zu lesen bekommen werden. Man war eben auf den Inhalt seiner nachgelassenen Papiere, die ja die Grundlage für diese Biographie bilden mußten, so sehr gespannt, als einer neuen noch unbekannten Offenbarung seines Geistes, gleichwie die Ankündigung irgend eines seiner Werke allgemeines Interesse erregt hat.

Die hohen Erwartungen, welche man dem Erscheinen dieses Werkes, das bereits auch von Viktor Carus ins Deutsche übersetzt wurde, entgegenbrachte, werden von demselben in vollem Maße erfüllt. Darwin tritt uns in demselben in seiner einfachen Größe entgegen, die Jedermann an ihm bewundert hat, dem das Glück widerfahren, ihn persönlich kennen zu lernen, und die sich Freunden wie Feinden in seinen Schriften so machtvoll zu erkennen gab. Edel und hilfreich erscheint er gegen alle, die ihn um seinen Rat baten und frei von aller unwürdiger Eifersucht gegen jene, die mit ihm auf den Bahnen der Wissenschaft wetteiferten. Trotz seiner ungeheuren Erfolge ist er immer bescheiden in der Schätzung seiner Verdienste um die Wissenschaft geblieben, in seiner Wahrheitsliebe, die es ihm verbot, übertriebene Lobpreisungen, deren er genug zu hören bekam, auch nur anzuführen. Die Briefe sind meist an seine wissenschaftlichen Freunde gerichtet und sind deshalb auch größtenteils wissenschaftlichen Inhalts. Wir erfahren zwar hie und da, welches seine Gedanken über andere Erdendinge gewesen, wie etwa über die Sklaverei, über die Vivisektion, über das Verhalten des Gouverneurs Eyre in Jamaika und Anderes, allein, wenn irgend ein Vorwurf gegen Francis Darwins Werk zu erheben ist, so ist es der, daß wir nicht mehr davon zu hören bekommen. Nicht, daß seine Gedanken über diese Dinge den Gang der Ereignisse in irgend einer Weise beeinflußt hätten, allein wir hätten daraus ein volleres Bild des Menschen Darwin gewinnen können. Vielleicht standen Briefe solchen Inhalts dem Herausgeber nicht zu Gebote oder gab es andere Gründe, die die Veröffentlichung derselben verhindert haben. Das wäre um so mehr zu bedauern, als Darwin in seiner autobiographischen Skizze gar deutlich erkennen läßt, welch treffendes und klares Urteil über sich selbst, über Menschen und über den Lauf der Welt ihm zu Gebote stand.

Diese kurze Autobiographie, welche das zweite Kapitel des ersten Bandes bildet, hat wohl unter all dem Schönen, was uns Francis Darwin bietet, den Anspruch auf das allgemeinste Interesse. Darwin hat dieselbe am 28. Mai 1876 begonnen und wie eine Notiz am Schlusse besagt, am 3. August desselben Jahres beendet. „Als mich ein deutscher Verleger aufforderte," erzählt er, „ich möge für ihn eine Entwicklungsgeschichte meines Geistes und Charakters nebst einer Skizze der Ereignisse meines Lebens schreiben, so kam ich auf den Gedanken, daß mich ein solcher Versuch unterhalten und meine Kinder und Kindeskinder interessieren könnte. Ich weiß, daß es auch mich interessiert hat, eine solche Skizze meines Großvaters zu lesen, in der er erzählte, was er gedacht und wie er gearbeitet hatte. Ich habe die nachfolgende Geschichte geschrieben, als ob ich ein toter Mann wäre, der von einer anderen Welt auf sein eigenes Leben herniederblickt, und ich habe dies nicht schwer gefunden, denn mein Leben ist ohnedies dem Ende nahe." Und nun beginnt er zu erzählen, was ihm eines solchen Interesses wert erscheint. Er schildert die Fehler seiner Jugend mit derselben Wahrheitsliebe als er bei den Erfolgen seiner Mannesjahre ohne Eitelkeit verweilt. „Die Leidenschaft des Sammelns" erzählt er, „welche einen Menschen dazuführt, entweder ein systematischer Naturforscher oder ein Kunstliebhaber oder ein Geizhals zu werden, war mir gleichsam angeboren." Ein Ereignis aus seinen Knabenjahren hatte sich besonders stark seinem Gedächtnis eingeprägt, da es ihm beweist, daß schon damals in ihm die Idee von der Variabilität der Pflanzen angeregt worden sei. „Ich erzählte damals einem Knaben, daß ich verschieden gefärbte Polyanthusse hervorbringen könne, indem ich sie mit einer gewissen Flüssigkeit von der betreffenden Farbe begieße, was natürlich eine ungeheuerliche Fabel war, da ich niemals einen solchen Versuch gemacht hatte. Ich muß überhaupt gestehen," fügt Darwin hinzu, „daß ich als kleiner Knabe gerne solche Erfindungen und Lügen ersann und zwar immer in dem Bestreben, mit denselben Staunen zu erregen." Der aufgeweckte Knabe that überhaupt in der Schule nicht recht gut, so daß ihn der Vater in einem früheren Alter, als dies gewöhnlich zu geschehen pflegte, an die Universität und zwar nach Edinburg sandte, wo er Medizin studieren sollte. Allein er hatte wenig Lust dazu und so verbrachte er dort zwei Jahre nicht mit besonders großem Nutzen. Charakteristisch für seine Bescheidenheit ist folgende Geschichte, die er aus jener Zeit erzählt: „Ich kam damals in eine Sitzung der Royal society of Edinburgh, in der Walter Scott den Präsidentenstuhl einnahm, der in seiner Ansprache erklärte, daß er sich einer solchen Ehre nicht für würdig erachte. Ich blickte auf ihn und die ganze Scene mit einer gewissen scheuen Ver-

ehrung. Wenn man mir gesagt hätte, daß mir einmal eine solche Ehre zuteil werden werde, so hätte ich es für ebenso lächerlich und unwahrscheinlich angesehen, als wenn man mir gesagt hätte, daß ich zum König von England auserseh en sei."

Als dem Vater des Sohnes Abneigung gegen die Medizin bekannt wurde, beschloß er, daß Charles Geistlicher werden solle. „Er ärgerte sich, daß ich mich zu einem unthätigen Sportsman zu entwickeln begann, denn das schien bei meiner Lust an Jagden und dergleichen Vergnügungen meine wahrscheinlichste Bestimmung. Wenn man bedenkt, wie sehr ich von den Orthodoxen angegriffen worden bin, so erscheint es drollig, daß ich einmal zum Geistlichen bestimmt war. Und dieser Plan wurde eigentlich niemals förmlich aufgegeben, sondern er starb eines natürlichen Todes als ich Cambridge verließ und meine große Reise auf dem Beagle antrat." Auch in Cambridge verschwendete er seine Zeit ebenso wie in Edinburgh, indem er dieselbe größtenteils in einer fröhlichen Runde gleichgesinnter Kollegen bei Wein und Spiel verbrachte. „Ich weiß," sagte er, „daß ich mich schämen sollte, ganze Tage und Nächte also verbracht zu haben, allein da einige meiner Kameraden sehr liebenswürdig und wir alle sehr angeregt waren, so kann ich nicht umhin, auch jener Zeit mit Vergnügen zu gedenken." Innige Freundschaft verband ihn damals mit Professor Henslow, der ihn nach Kräften förderte. Die stärkste Anregung erfuhr er jedoch aus Alexander von Humboldts und Herschels Schriften, die in ihm das Verlangen erweckten, etwas zu dem edlen Bau der Naturwissenschaften beizutragen. Auch sein Sammeleifer hatte fortgedauert, „allein in jener Zeit noch," sagt er freimütig, „hätte ich mich für wahnsinnig gehalten, wenn ich um irgend einer Wissenschaft willen auf die ersten Tage der Rebhuhnjagd hätte verzichten wollen."

Im Dezember 1831 schrieb ihm Henslow, daß Kapitän Fitz-Roy für seine Weltreise auf dem Beagle einen Naturhistoriker mitnehmen wolle. Darwins Vater widersetzte sich diesem Vorschlage auf das heftigste und sagte endlich nach langem Drängen des Sohnes: „Wenn Du einen Menschen mit gesunden Menschenverstande finden kannst, der Dir zu dieser Reise rät, so will ich meine Zustimmung geben." Allein ein solcher vernünftiger Mensch fand sich bald in einem Onkel, der den Vater wirklich dazu brachte einzuwilligen. So stellte er sich denn Fitz-Roy vor. Als Darwin später mit ihm intim geworden, erzählte ihm dieser, daß er beinahe nicht acceptiert worden wäre und zwar wegen der Gestalt seiner Nase. Fitz-Roy war nämlich ein eifriger Schüler Lavaters und glaubte Jedermanns Charakter aus seinen Zügen erkennen zu können. Er hatte gezweifelt, ob ein Mann

mit einer so geformten Nase Energie und Entschlossenheit genug haben könne, die Reise mitzumachen. „Diese Reise," sagte Darwin, „war bei weitem das wichtigste Ereignis in meinem Leben und hat meine ganze Laufbahn bestimmt. Ich verdanke dieser Reise die erste wahrhafte Bildung meines Geistes. Ich war gezwungen, verschiedene Zweige der Naturwissenschaften zu betreiben, und hierdurch wurde meine Beobachtungsgabe in hohem Grade entwickelt." Noch in den ersten zwei Jahren der Reise lebte in ihm die alte Jagdlust in aller Kraft und er schoß selbst alle Tiere für seine Sammlungen, allein allmälig überließ er dieses Geschäft seinem Diener, „da ich erkannte, daß beobachten und denken eine viel höhere Aufgabe sei, als das Betreiben irgend eines Sportes."

Drei Jahre nach seiner Rückkehr nach England heiratete er. In dieser Zeit seines Londoner Aufenthaltes hat er viel in Gesellschaft verkehrt und er giebt treffliche Charakteristiken von hervorragenden Zeitgenossen als Buckle, Carlyle u. a. Er hatte auch das Glück, den großen Alexander von Humboldt kennen zu lernen, doch zeigt er sich von dessen Persönlichkeit enttäuscht, weil, wie er sagt, seine Erwartungen gar zu hoch gespannt waren. Im Jahre 1842 übersiedelte er nach Down, wo er bekanntlich bis zu seinem Tode im Jahre 1882 lebte. Wenige Menschen haben ein so zurückgezogenes, ganz der Wissenschaft gewidmetes Leben geführt als er es hier auf diesem Landsitze verlebte. „Während der ersten Zeit machten und empfingen wir noch Besuche, allein meine Gesundheit litt unter den damit verbundenen Aufregungen und so gab ich es auf. Meine einzige Beschäftigung bildeten nun meine wissenschaftlichen Arbeiten und ich habe daher nichts mehr Anderes als von diesen zu erzählen." Von der Anregung, die er aus Malthus für seine Idee von der Entstehung der Art gewann, erzählt er folgendes: „Im Jahre 1838 las ich zufällig Malthus' Buch ‚Über die Bevölkerung', und da ich durch die lange Beobachtung von Tieren und Pflanzen wohl vorbereitet war, den Kampf ums Dasein überall zu erkennen, so leuchtete es mir plötzlich ein, daß unter diesen Umständen begünstigtere Variationen sich erhalten und minderbegünstigte zu Grunde gehen und als Resultat davon neue Spezies entstehen müßten. So hatte ich mit einem Male eine Theorie für meine Arbeiten gewonnen; allein, ich war so ängstlich, jeder vorgefaßten Meinung auszuweichen, daß ich beschloß, längere Zeit nicht einmal eine Skizze dieser Idee niederzuschreiben. Erst im Juni 1842 gab ich mir die Genugthuung, meine Theorie in einer Schrift von 35 Seiten niederzulegen; aber im Sommer 1844 schwoll dieselbe zu einem Buch von 230 Seiten an." Die Entstehung der Arten erschien im Jahre 1859. Er selbst nannte es das Hauptwerk seines Lebens. Das Buch hatte von

Anfang an den größten Erfolg. Die erste kleine Auflage von 1250 Exemplaren wurde bereits am Tage des Erscheinens verkauft und eine zweite Auflage von 3000 Exemplaren kurze Zeit nachher. Bis zum Jahre 1876 waren in England allein 16000 Stück abgesetzt worden. „Dies führt mich zu der Bemerkung," sagte er, „daß ich fast immer von meinen Kritikern anständig behandelt worden bin, wenn ich diejenigen übergehe, welche ohne wissenschaftliche Kenntnisse über mich schrieben und daher der Erwähnung nicht würdig sind. Meine Ansichten wurden oft arg entstellt, heftig angefeindet und lächerlich gemacht, allein dies geschah, wie ich annehme, meist in gutem Glauben. Im Ganzen kann ich nicht zweifeln, daß ich überschätzt worden bin . . . Wenn ich mich mit gutem Grunde hart getadelt oder überschätzt fühlte, so war es immer eine Genugthuung für mich, mir hundert und aber hundertmal vorzusagen: Ich habe gearbeitet, so schwer und so gut ich konnte, und kein Mensch vermag mehr zu thun als dies."

Mit derselben bescheidenen Wahrheitsliebe läßt er sich über die Schwierigkeiten aus, die ihm das Niederschreiben seiner Gedanken verursachte, wie er sich denn über alle seine Mängel offen ausspricht. „In einer Beziehung," sagte er in einem Zusatz aus dem Jahre 1881, „habe ich mich in den letzten Jahren am meisten geändert. Bis zu meinem dreißigsten Jahre haben mir Dichter, wie Milton, Gray, Byron, Wordsworth, Coleridge und Shelley großen Genuß bereitet. Auch haben mich damals Werke der bildenden Kunst und Musik entzückt. Allein nun vermag ich schon seit vielen Jahren keinen Vers zu lesen; ich habe es neulich mit Shakespeare versucht, allein ich fand ihn so langweilig, daß es mich ekelte. Ebenso habe ich meinen Sinn für die anderen Künste verloren. Dagegen sind Romane, welche die Einbildungskraft reizen, wenn sie auch nicht von besonderem litterarischen Werte sind, seit Jahren ein Gegenstand des angenehmsten Vergnügens für mich, wofür ich alle Romanschriftsteller lobpreisen muß. Ich ließ mir eine ungeheure Zahl von Romanen vorlesen und mir gefielen alle, wenn sie nur halbwegs erträglich waren und nicht schlecht endeten — wogegen ein eigenes Gesetz eingebracht werden sollte. Nach meinem Geschmack ist ein Roman tadelnswert, wenn in demselben nicht wenigstens eine Person enthalten ist, der man vom Herzen gut sein kann, — ist es ein junges Weib, um so besser." Allein, er bedauert diesen Verlust seines ästhetischen Geschmackes auf das tiefste, was gewisse deutsche Fachgelehrte beherzigen mögen, und fügt seinem Bedauern folgende Worte hinzu: „Wenn ich noch einmal auf die Welt komme, so würde ich es mir zur Regel machen, mich wenigstens einmal in der Woche mit Poesie und Musik zu beschäftigen; vielleicht wäre mir hierdurch die Gabe, mich an derselben zu erfreuen, erhalten ge-

blieben. Der Verlust dieses Geschmackes ist ein Verlust an Glück, ist ein Schaden für den Intellekt und vor allem für den Charakter, da durch denselben die Feinfühligkeit unserer Natur herabgemindert erscheint."

Solcher herrlicher, in ihrer einfachen Wahrheit so treffender Stellen begegnen wir in den drei Bänden allenthalben und am denkwürdigsten muß in dieser Beziehung der Teil der Autobiographie erscheinen, in dem Darwin von seinem Charakter und von seiner Begabung spricht. Großen Männern erscheinen ihre Thaten nicht größer als dem Alltagsmenschen die ihm auferlegte Pygmäenarbeit. Ihre Kräfte sind eben ihren Werken gleich angemessen. In diesem Sinne spricht sich denn auch Darwin in seiner rückhaltslosen Wahrheitsliebe aus. Seine Auffassungsgabe erscheint ihm langsam, er nennt sich einen armseligen Kritiker, der sich von Allem übertölpeln lasse, und spricht sich nicht mehr Verstand zu, als ein geschickter Advokat oder Arzt für seinen Beruf braucht. „So weit ich urteilen kann," so schließt er diese seine Betrachtungen, „war mein Erfolg als Mann der Wissenschaft, wie hoch man ihn auch anschlagen mag, bestimmt durch geistige Eigenschaften verschiedener Art. Von diesen sind die wichtigsten gewesen — Liebe zur Naturwissenschaft, unermüdliche Geduld bei Erwägung meiner Probleme, großer Fleiß bei Beobachtung und Sammlung von Thatsachen, und eine gewisse Erfindungsgabe und gesunden Menschenverstand. Bei so mäßiger Begabung, wie ich sie besitze, ist es erstaunlich, daß ich in so bemerkenswerter Weise die Gedanken der Männer der Wissenschaft in wichtigen Punkten beeinflußt habe."

Die Welt hat schon lange ihr Urteil über den großen Mann gesprochen und ihn mit dem Lorbeer gekrönt, den er sich in seiner Bescheidenheit verweigern möchte.

Eine Stimme des Auslandes über den deutschen Realismus.

Der blödsinnigen Gleichgiltigkeit des deutschen Philistertums gegenüber allen künstlerischen Schöpfungen in Deutschland, der perfiden Gemeinheit gegenüber, mit welcher die „alte Schule" in Deutschland im Gefühl

ihrer Ohnmacht die Anhänger der künftigen neuen Richtung, vor der ihr bangt, mit Kot bewirft, ist es doppelt und dreifach erfreulich, in der maßgebenden Presse des Auslandes*) von Tag zu Tag immer zahlreicheren und lauteren Stimmen zu begegnen, welche von Anerkennung und Wohlwollen für die realistische Schule in Deutschland überfließen. Heiberg und Bleibtreu sind schon längst in fremde Sprachen übersetzt worden. Neuerdings bringt die bekannte dänische Zeitschrift „Uutiden", das erste illustrierte Blatt unseres skandinavischen Nachbarlandes eine ausführliche Würdigung Conrad Albertis aus der Feder der bekannten dänischen Romanschriftstellerin Frau Rosalia Jacobsen, die lange in Deutschland gelebt hat, die deutsche Litteratur aus dem Grunde kennt und unsere Sprache fast so beherrscht, wie ihre eigene. Der Aufsatz ist mit einer Liebe, einem Bemühen nach verständnisvollem Eindringen in die künstlerischen Absichten dieses Schriftstellers abgefaßt, wie es dieser auch nur ähnlich in seinem Vaterlande nie gefunden, wo Haß, Niedertracht, hämische Verleumdung nur zu oft der Lohn seines reinen Strebens war. Daß diese Stimme von einem litterarisch so hoch stehenden Volke kommt, in den Worten der Sprache, in der Björnson, Ibsen, Kjelland, Andersen, Georg Brandes schreiben und schrieben, verleiht ihr doppelten Wert. Schmach und Schande für unser Vaterland, daß es sich vom Auslande erst über den Wert seiner eigenen Dichter muß belehren lassen.

Der Artikel führt die Überschrift: „Ein deutscher August Strindberg." Frau Jacobsen schreibt:**)

Als ich mit Conrad Alberti bekannt wurde, hatte ich von ihm nur ein paar Theaterbriefe aus Berlin in der „Gesellschaft" — die radikalste Zeitschrift Deutschlands — gelesen. Man mußte seine Kritik festhalten, man konnte nicht anders in einer Journalistik, die auf die Langeweile Patent genommen hat. Es war eine Sprache, wie aus einer ganz anderen Welt gesprochen, mit vollkommen anderen kritischen Zielen, mit durchaus neuen kräftigen Ausdrücken.

Ich traf ihn in einer „litterarischen Soirée", eine von jenen deutschen Gesellschaften à la Français, wo der Wirt seinen Gästen mit Thee und Konfekt und Vorlesungen der eigenen Werke von verschiedenen Autoren aufwartet, und wo man nach den geistigen Genüssen mit seinen intimsten Freunden auf die Bierhäuser zieht, um bis weit in die Nacht hinein zu disputieren. Es frappierte mich, einem ganz jungen Mann zu begegnen. —

*) Vergleiche auch die französische Zeitschrift „Le Livre" 1887 Aprilheft, wo Louis de Hessem sich über die Schule äußert.

**) Eigne Übersetzung der Verfasserin, die dieselbe der Redaktion gütigst zur Verfügung stellt.

Alberti zählte 26 Jahre — mit einem Äußeren, das mich sofort an August Strindberg erinnerte und von schlichtem, energischem Wesen. Und noch mehr erstaunt wurde ich, als ich im Gespräch mit ihm erfuhr, daß er, ohne eine Silbe von Strindberg zu kennen, in seinen ästhetischen Arbeiten für die durchaus gleichen Prinzipien kämpfte: die Natur im Kampf mit der Kultur und der Konvenienz, und meistens diesen Mächten unterliegend. Wie die übrigen deutschen Realisten hatte er besonders Berlin studiert — A. ist geborener Breslauer — die Stadt mit ihrem ganzen bunten, groß angelegten Leben, mit ihren für das Dasein rastlos arbeitenden Individuen, ihre aus ganz Deutschland zuströmende, heterogene Gesellschaft, Berlin als die Koloßstadt, das Zentrum des gemeinsamen germanischen Reiches, so wie es sich am Schlusse des 19. Jahrhunderts zeigt. Und hier war es wieder hauptsächlich die Arbeiterbevölkerung und das kleinbürgerliche Leben, das seine Aufmerksamkeit gefesselt hatte. — In einer Reihe von Novellen behandelte er, nebst seiner bedeutenden kritischen Wirksamkeit, mit großer Liebe ihr Leben und Treiben — ein wahrer, schlichter Realismus, ohne Tendenz und ohne Abstraktionen.

Die erste seiner Novellensammlungen „Plebs" hat die Aufgabe, den brutalen Pöbelsinn, der in der Bevölkerung herrscht, zu schildern. Nicht allein in den niedrigsten Schichten, sondern auch in den bürgerlichen Ständen und — last not least — in der großen Klasse von Parvenus, welche die Börse und die Salons Berlins beherrschen. Er stellt uns sowohl den Plebs dar, der im gemeinsten Berlinerjargon spricht, so wie denjenigen, der brutal seine Macht durch das Geldgerassel in der Tasche erreicht hat und der äußerlich den feinen Ton beibehält. In dem Kampf auf Tod und Leben, der zwischen den beiden herrscht, ist für keine der Parteien irgend ein Mittel zu gemein, irgend eine Handlung zu gewaltsam, wenn sie nur zur Macht führt; aber ebenso wie A. die Strikes und die Aufwiegelungen der Arbeiter zu deren Ruin führen läßt, ebenso läßt er den Arbeitsgeber und den Besitzer, der rücksichtslos, eignen Vorteils wegen, Nutzen von dem Arbeiter zieht und ihn aussaugt, von einer Nemesis heimgesucht werden, die entweder zeigt, wie zwecklos der Kampf fürs Dasein wird, wenn der Besitzer nicht eben von dem Arbeiter unterstützt wird, oder der auch durch einen besonderen tragischen Zufall sein ganzes Wohl und Leben, seine Kinder, seine Heimat in die Hände derjenigen niederen Klassen, denen er sein ganzes Leben hindurch Hohn und Trotz geboten hat, fallen läßt.

Alberti erzählt uns z. B. in „Plebs" von einem armen Droschkenführer, der eines Tages das Mißgeschick hat, daß sein Fuhrwerk — sein „einziges Lamm" — von einem jungen Modegecken überfahren wird, wodurch

sowohl Pferde wie Wagen zu Schanden werden. Als der Droschkenführer Ersatz bei dem Vater des jungen Mannes — ein reicher Banquier — sucht, will dieser ihn mit fast Nichts abspeisen, und in einem end- und zwecklosen Prozesse, wo schlaue Anwälte den unwissenden Mann bei der Nase herumführen, geht er geistig und körperlich zu Grunde, vernachlässigt sein Metier, vergißt das Wohl von Weib und Kind, wird verliedert und muß zuletzt auswandern. Alberti geht in der Schilderung des Unglücks so weit, daß er sogar den jungen Geck die Tochter des Fuhrmannes verführen läßt. Alles scheint so auf seinem richtigen Platze zu sein, d. h. die Gerechtigkeit unten, die Ungerechtigkeit oben, bis eines schönen Tages die Karten wechseln. Die Tochter des Banquiers verliebt sich in — ihren Kutscher, und als der Vater mit Bankerott bedroht wird, hat er obendrein die Demüthigung, daß dieser ihn von dem Ruin rettet.

Eine echt tragisch-bürgerliche Geschichte, nicht romanhaft, wie man es vielleicht glauben sollte, sondern mit großer Einfachheit und Wahrheit erzählt und dabei ein speziell charakteristisches Stück Berliner Geschichte.

Albertis zweite bedeutende Novellensammlung „Riesen und Zwerge" ist eine Arbeit, in der er den Grundideen August Strindberg so nahe wie möglich kommt.

„Riesen und Zwerge" hat er das Buch genannt, d. h. die Natur ist der Riese, aber die Zivilisation, die Kultur, die Konvenienz, alle diese unendlichen Zwerge machen den Menschen, den Naturmenschen zum Zwerg, seiner eignen Ursprünglichkeit gegenüber.

Während aber der Konflikt bei Strindberg oft ein mehr äußerlicher ist, das Individuum im Kampfe mit den Umgebungen und den Verhältnissen, ist es bei A. zumeist ein ganz innerer Konflikt, eine durch Erziehung und falsche Selbstentwickelung hervorgerufene Ohnmacht den notwendigsten Forderungen, den heiligsten Trieben der Natur gegenüber. Er zeigt uns in seiner charakteristischen Novelle „Verb. Liebe" eine junge mit den größten geistigen und körperlichen Vorzügen ausgestattete Frau, eine der Tonangebenden in Berlin, die ein, im besten Sinne des Wortes emancipiertes Leben führt und von einem Kreis von Verehrern aus Künstler- und Schriftstellerkreisen umgeben ist, in welchem sie herrscht und alles bezaubert.

Einer dieser Verehrer, ein hervorragender Maler, faßt eine ernste Leidenschaft für sie, die sie erwidert; da aber ihr Arzt ihr eines Tages davon abriet, sich zu verheiraten, weil es ihrer körperlichen Konstitution, die durch die steten Reizungen des Weltlebens überverfeinert und überanstrengt ist, nicht förderlich sein wird, hat sie nicht Mut genug, zurückzutreten, sondern verlobt sich, in einem Anfalle von verliebten Koquetterie mit dem

Maler, trotzdem es ihr klar ist, daß diese Verbindung zur Ehe nie führen wird.

Seiner ehrlichen Leidenschaft gegenüber steht nun die ohnmächtige Erotik, deren sie sich selbst schämt, und als die Katastrophe eintritt und er die Entscheidung erfährt, wird er von unendlicher Enttäuschung und Scham durchschüttelt, und auch sie schämt sich, fühlt sich unglücklich, ist aber zu feige, den wahren Gefühlen ihrer Natur zu folgen. — Der Verfasser ist auf diesem Punkte sehr frei, er läßt die Tiere in ihren ehrlichen und schlichten Trieben Folie für die degenerierten Menschen sein oder einem wirklich zolaischen Zug, der nebenbei von vielem Humor zeugt, läßt er in dem Augenblick, wo die Liebenden beschämt und unglücklich auseinander gehen, den Pudel des Malers sich vergnügt zu seinem Weibchen hineinschleichen — dem kleinen Schoßhund der Dame.

In Albertis zweiter Novelle in „Riesen und Zwerge" finden wir wieder einen inneren Konflikt und zwar einen tiefstragischen. Wir begegnen einem richtigen Kraftmenschen, einem gesunden, eisenfesten jungen Mann, der das Leben froh und zufrieden hinlebt, vergnügt durch seine eigne Kraft und Jugend, ohne eigentlich das Glück so kennen gelernt zu haben.

Als die Liebe ihn zum erstenmal befällt — er ist ein unangesehener Photograph in Berlin — ist er so unglücklich, daß Verschiedenheit in den Vermögensverhältnissen eine Mauer von kleinlichen, peinlichen Hindernissen zwischen ihm und der Geliebten auftürmt. Er ist so anspruchlos, daß er selbst auch in der Versagung und in den spärlichen Hoffnungen wie in seinem Elemente lebt. Als dann die Hindernisse endlich fallen, und das Glück da ist — wird er davon zu heftig überwältigt . . . Das Herz ist zu gewaltsam und voll, der Kopf zu schwach . . . Und gerade als das gelobte Land sich ihm öffnete, rächte sich die so lang unterdrückte Natur gewaltsam — er wird von einem Wahnsinnanfall ergriffen, einer apoplektischen Gehirnerschütterung, die mit dem Tode endigt.

Wie man sieht, ist „Riesen und Zwerge" eine Arbeit, die mit vielem Geist und bedeutender Tiefe angelegt ist, es ist ein schweres Los in die menschliche Tragödie hineingeworfen, und der Verfasser ist nicht auf dem halben Wege stehen geblieben. Doppelt interessant ist eine solche litterarische Erscheinung in der jetzigen deutschen, optimistischen Litteratur wegen ihrer pessimistischen Grundanschauung. — In dem siegesfrohen, stolzen Berlin findet man sonst wenig Zeit dazu, das Tiefstragische in einer Menschenseele auszumessen, und die Riesenstadt macht Riesen und Zwerge gleich, d. h. die Individuen mit ihren besonderen Naturanlagen verschwinden in der Masse,

der Mensch wird hier mehr als sonst irgendwo eine Nummer, ein bloßes Glied der fest zusammengeschmiedeten Kette.

Und mit diesem Bewußtsein, diesem allverschlingenden Gefühl des sozialen Lebens in der Großstadt läßt auch der geistreiche Verfasser seinen so bitter enttäuschten Helden in „Verb. Liebe" sich wehmütig trösten, als die Geliebte ihn um sein Glück betrogen hat. Alberti endigt seine Geschichte mit einer ganz vorzüglichen Schilderung von Berlin in der Morgendämmerung, wo man recht die Massenhaftigkeit der Stadt fühlt dem einsamen Menschen gegenüber — die Stadt, der Riese, der Mensch der Zwerg!

Eine Streitschrift gegen den Realismus.

Von H. von Basedow.
(München.)

Geistreich sind die Franzosen, scharf, schneidig mit Wort und Feder — sie haben eine ausgeprägte, scharf individualisierte Litteratur sie sind aber noch zerklüfteter in Parteien, als wir in Deutschland! Aber ihr Parteienkampf ist ein ehrlicher, die Anti-Realisten kämpfen mit offenem Visier auf freiem Feld, nicht heimtückisch, hinterlistig, aus sicherer Stellung mit stumpfen, aber vergifteten Pfeilen schießend, wie die unsrigen. Auch in Frankreich hat der Realismus seinen großen, nicht zu unterschätzenden Gegner; so ist soeben wieder eine schneidige, geharnischte Streitschrift gegen den Realismus resp. Naturalismus, unter welchen Schlagwörtern in diesem Buche immer die Zolasche Richtung verstanden ist, aus der Feder Charles Tilmanns erschienen.*) Im Großen und Ganzen richtet sich dieselbe nur gegen jene Autoren, welche der Sippe „La Jeune-Belgique" angehören — sie soll sich wenigstens nur gegen jene Clique wenden, aber wie ein übermütiges Füllen schlägt der Verfasser nach rechts und links aus und erteilt dem Realismus so viel Fußtritte, daß es unbedingt geboten scheint, diese Schrift einer kritischen Betrachtung zu unterziehen. Eine kurze Widerlegung dieses an sich geistreichen Machwerks scheint um so gebotener,

*) Charles Tilmann: Du réalisme dans la littérature contemporaine. Lettres sur la Jeune-Belgique. Paris. Nilsson & Cie.

als Tilmann ein bekannter Kritiker, ein Mann von scharfem litterarischen Urteil und sein Buch selbst, wegen seiner geschickten und nicht geistlosen Mache, seiner raketenartig aufblitzenden, aber momentan verpuffenden Richtigkeiten, seines teilweise sprühenden Witzes sich in Frankreich eines größeren Leserkreises erfreut. Überall zeigt sich die Routine, in der Art und Weise, wie er die „Jeune-Belgique" bekämpft, über etwaige Hindernisse hinwegvoltigiert in seiner Schreibweise als geistreich, aber fabrikmäßig geistreich. Er kehrt lediglich die Waffen der „Jeune-Belgique" gegen sie selbst, widerlegt sie uns und ihnen in jenem Schriftchen, durch geschickte Zusammenstellung der „Fehler in ihren Worten und kritischen Besprechungen" — die guten Seiten läßt er unerwähnt — eigenen Senf giebt er auch wenig dazu — freilich eine bequeme Arbeit, die wenig Hirnschmalz kostet, wie Narciß sagt. Er arbeitet so, wie etwa Paul Lindau in Deutschland. Mag Tilmann immerhin „La Jeune-Belgique" verarbeiten, wir gönnen ihm das kindliche Vergnügen, diese Clique weist außer Camille Lemonnier keinen Namen auf, der in Deutschland geläufig wäre, es kommt uns nur darauf an, Tilmanns große Irrungen in bezug auf den Realismus aufzudecken — wir wollen uns nur mit den allgemeinen Prinzipien des Naturalismus befassen, die Herr Tilmann angreift und begeifert und die zur Zeit so viel Staub aufwirbeln.

Zunächst die Forderung „l'art pour l'art", gegen die der Verfasser so energisch Front macht, die aber gar nicht Zola'sch ist, an den bei uns ja Jedermann bei dem Wort „Naturalismus" denkt. Ich kann Tilmann im Großen und Ganzen beistimmen, wenn er sagt, daß der Fond die Hauptsache, die Form erst in zweiter Reihe in Betracht komme, aber daß jede Dichtung einem Zweck dienen müsse, daß es also nie Tendenzdichtungen geben dürfe, das scheint uns denn doch zu weit gegangen. Gerade bei der Frage ist jedes Hin- und Widerschwanken, jede Einseitigkeit vom Übel und die Wahrheit in der Mitte zu suchen. Der wahre Dichter ist kein Formspieler, er geht von einem idealen Grundgedanken aus, dem wahren Künstler ist der Geist des Wirkens die Hauptsache, nicht die Form; die Form kann nicht über einen dürftigen Inhalt hinwegtäuschen, wohl aber leuchtet der rote Kern hell und deutlich aus der mangelhaften Schale hervor. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß man ins Extreme verfallen dürfe, d. h. geistreiche, aber formlose Werke zu schaffen, wie es bei Einzelnen unsrer deutschen Himmelsstürmer leider der Fall. Den Grundgedanken erreicht er in seinem Werke, ohne deshalb irgend etwas seinen Zwecken dienstbar zu machen. Derselbe schwebt beständig vor seiner Seele, aber der Dichter beabsichtigt nirgends seine Erweisung. Jedermann kann den idealen

Grundgedanken aus dem Werke erkennen, aber er drängt sich nirgends ungebührlich vor. Ebenso steht es mit der Moral der Dichtung. Herr Tilmann hat völlig Recht, ein Werk ohne moralische Grundlage kann nie befriedigend wirken, aber er verwechselt hier die in der Dichtung dargestellten Verhältnisse mit der Grundidee, er hat sogar einen falschen Begriff von der Moral, denn die Schulmoral ist Aftermoral, wie die Schulweisheit Afterweisheit — sie ist nicht echt! Die Schulmoral bedeckt ihre Nacktheit mit einem feinen Schleier, den Lüstling dadurch nur noch lüsterner machend, jenen Schleier, den die Hetären Griechenlands getragen, um die Männer anzulocken; die wahre Moral geht nackt und bloß, reizt nicht zur Lüsternheit an; wären die Hetären auch nackt gegangen, hätten sie weit weniger gute Geschäfte gemacht! — Ein Buch kann furchtbar moralisch sein, auch wenn es von Obscönitäten wimmelt, wie alle Werke Zolas.

Es ist kindisch und lächerlich, vom Dichter „Decenz" zu fordern. Das heißt die Form mit dem Inhalt verwechseln. Die Moral ist etwas Innerliches, die Decenz etwas Äußerliches. Die wahre Litteratur ist für denkende Männer und Frauen, nicht für geile Bengels und liebesbedürftige Backfische. Die moderne Litteratur muß das Leben in seiner vollen Realität zur Darstellung bringen, sie muß ihre Kreise erweitern und sich nicht nur der prüden Bourgeoisie und den alles übertünchenden „höheren Ständen", die in ihrer Art weit gemeiner sind, beschäftigen, der vierte Stand, der sich in allen sozialen, gesellschaftlichen Fragen immer mehr und mehr in den Vordergrund drängt, fordert auch in der Litteratur seinen Platz — und bei ihm geht nicht alles decent zu. Wer auf der Gasse aufgewachsen ist, wer gesehen hat, wie Mann und Frau, erwachsene Söhne und Töchter in einem kleinen Zimmerchen beisammenschlafen, wie sich das Mädchen ihrem Geliebten hingegeben, im Beisein der kleinen Geschwister, der denkt anders, bei dem hört das Erröten über gewisse Dinge auf. Will Herr Tilmann die soziale Idee, die moderne Auffassung der Erotik und wahren Dichtung verdrängen? Die Litteratur ist der Spiegel der Zeit und wir sollen das, was die Wesen am heftigsten anregt, ausscheiden, weil solches „Höhere Töchter" nicht lesen dürfen!!

Gewiß ist die Schwarzseherei, der Pessimismus der heutigen Naturalisten, der völlige Mangel an Illusionen, — was aber alles ja innerlich leicht begreiflich — der Schöpfung wahrhaft befreiender Werke hinderlich, aber die alte Gefühlsduselei, die schönsehende Hellseherei, die allen Tiefen des Lebens aus dem Wege geht, die ästhetische Wonnebrunzlerei, und die wie Butter an der Sonne dahinschmelzende krankhafte Sentimentalität, das ewige Schweben in Himmelshöhen ist noch schädlicher. Sie müssen aufhören —

weg damit! Der wahre Dichter muß aber immerhin des Glaubens an das Große, Erhabene, Schöne fähig sein. Daß aber jeder wahre Dichter an die Sonder-Existenz der Seele im Menschen und daher an die Unsterblichkeit derselben glauben müsse, dürfte wohl die kühnste Behauptung des Herrn Tilmann sein. Der religiöse Glauben und der an das Vorhandensein vom Ideale ist zweierlei. Ideale sind ohne Religion sehr gut, vielleicht noch besser, zu denken, allerdings Religion nicht ohne Ideale. Ideale mag ein Dichter wohl haben müssen, religiösen Glauben in unserem Jahrhundert zu finden ist absurd. Wohl muß der Dichter, der das Leben in seiner ganzen Realität darstellen will, auch imstande sein, den religiösen Glauben zu verstehen und darzustellen — er darf nicht alle Gläubigen als Heuchler und Cretins schildern, — selbst zu glauben braucht er ihn aber nicht.

Der heutige Naturalismus ist einseitig, Herr Tilmann aber nicht weniger. Die Richtung ist neu und kann daher den Höhepunkt ihrer Vollendung noch nicht erreicht haben, aber Niemand, der sehen will, kann leugnen, daß sie den Weg zum erhabenen Ziele erreicht: eine auf Realität und scharfer Lebensbeobachtung beruhende Dichtung, daß sie uns dahin bringt, einmal von unserer hochidealogen Krankheit, benamset: Gefühlsduselei, zu heilen!

Und nun zum Schlusse noch ein paar Worte über die von Tilmann benutzte Zola-Frage. Gewiß ist derselbe einer der größten Romanciers nicht nur unserer, sondern aller Zeit, so sehr sich auch Herr Tilmann darüber lustig macht. Nur völlige Einseitigkeit der Auffassung oder Verranntsein in antiquirte Ideen kann dies leugnen! Die Handlung seiner Romane ist geringfügig, es fehlt an wirklicher Spannung in denselben, er liebt es zu sehr, die schmutzigsten und häßlichsten Seiten des menschlichen Lebens aufzusuchen und liefert daher in seiner Gesammtheit ein einseitiges Bild (mit Ausnahme von „Glück des Hauses Rougon“ und „Excellenz Rougon“, — später „Germinal“ und „l'oeuvre“, Romane, die allen Anforderungen gerecht werden) und Einseitigkeit ist nie die tausendgestaltige Wahrheit, aber der Gehalt jener Werke ist die tiefste, gewaltigste Moral, die der Erbärmlichkeit, der verderbten Menschheit ihr Gorgonenhaupt enthüllt, der Gehalt seiner Werke ist eine kühne, machtvolle, edle soziale Idee. Um das Ideal, die Wahrheit zu erreichen, muß man sie erst kennen lernen, und dazu bahnt Zola den dornenvollen Pfad. Zudem verfügt er über eine Gestaltungskraft, eine Tiefe der Beobachtung, er hat das Leben im Leben, nicht hinter dem Ofen kennen gelernt, und eine Kenntnis gewisser Seiten unseres Sinnes, die zur höchsten Bewunderung auffordern. Allerdings ein Schriftsteller für „höhere Töchter“ ist er nicht; — seine Werke sind aber eine Bibel für aufgeklärte ernstdenkende Männer und Frauen.

Romane und Novellen.

Die Versuchung des Peskara. Novelle von Conrad Ferdinand Meyer. (Leipzig, Hässel.) So maßlos auch dieser Autor von einigen Litteraten überschätzt wird, so sei doch die vorliegende letzte Arbeit desselben als eins der wenigen Produkte der alten Schule hervorgehoben, dem man einen höheren Gehalt zuerkennen mag. Hier wird wirklich ein tiefes bedeutendes Problem gestaltet. Das erotische Element tritt so unscheinbar zurück, daß wir sogar ein zu wenig statt des gewöhnlichen zu viel erhalten. Die einzige weibliche Gestalt, die in dieser umfangreichen Novelle auftritt, keine Geringere als Vittoria Colonna, hätte doch wohl Anlaß zu etwas breiterer Behandlung bieten sollen. Besonders der Schluß fällt in dieser Hinsicht so dürftig aus, daß uns der Wunsch nahegelegt wird, eine Fortsetzung zu erhalten: „Die Witwe des Peskara". Dort wäre denn der Schwur Vittorias, nie einem andern anzugehören, den sie so treulich hielt, zu bewahrheiten und zugleich das platonische Verhältnis Vittorias zu dem größten Mann ihrer Zeit (Michel Angelo) erbaulich zu zergliedern. Infolge des ungelösten Vittoria-Problems haftet so der Novelle etwas Torsoartiges an. — Hingegen gelang die männliche Hauptfigur meisterlich. Dieser Peskara scheint ein echter Sohn der Renaissance, nach ihrer besseren Seite, ebenso wie der Kanzler Morone und der „Borbone" (Connetable von Bourbon) deren dämonische Gegensätze trefflich verkörpern. Nur den jungen Herzog von Mailand hat der sichere Stift des Dichters allzu outriert verzeichnet. Ebensowenig können wir uns mit dem mythischen Spanier Monkada befreunden. Wir hätten hier klarere Zeichnung gewünscht, wenn er als Prinzip der spanischen Weltmachtidee gelten sollte. — Was dieser Arbeit ihr eigentliches Gepräge verleiht, weswegen wir teilnahmvoll bei ihr verweilen, ist das Bestreben, auf die gewöhnlichen erotischen Mätzchen ganz zu verzichten und dafür lediglich die großen historischen Verhältnisse zu betonen. Auf den 222 Seiten der Novelle hören wir eigentlich von nichts anderem, als politischen Kombinationen. Diese dürften der ungeheuren Mehrzahl der Leser aber ganz unverständlich bleiben und selbst den Kundigen verdrießt das massenhafte Beiwerk intimer Zeitanspielungen, z. B. aus der Familiengeschichte der Sforzas. Hierin liegt ein schwerer künstlerischer Fehler. Das Gesetz der dramatischen Exposition darf auch im Epischen nicht so souverain vernachlässigt werden. Jenes bestimmende Ereignis, das über den historischen Hintergrund der Novelle seinen Schatten wirft, die Schlacht von Pavia, bildet den gegebenen allgemein bekannten Drehpunkt, wo der Dichter einsetzen mußte. So aber wird der aufrichtige Durchschnittsleser mit Recht fragen: Was ist uns Hekuba! K. B.

Leonie. Roman von Erwin Balder. (Wien, Verlag von Karl Konegen. 1888.) Seit einigen Wochen macht in Wien Erwin Balders Roman „Leonie" viel von sich sprechen, nicht des Stoffes oder inneren Wertes halber, die sich nicht über das Dutzendmaß erheben, sondern des Verfassers wegen; dieser ist Direktor einer größeren Wiener Bank, und man wundert sich, daß er, trotz des beständigen Verkehrs mit Nullen, noch nicht so sehr geistig verknöchert ist, als man dies bei anderen Leitern von Banken voraussetzt.

Der Roman „Leonie", eine der vielen Abarten des Wiener Romans, beschäftigt sich zumeist mit dem Getriebe der Börse und bringt scharfgezeichnete

Bilder aus der Gesellschaft ... der Parvenus, Bilder aus der Gesellschaft, in der die Diener feiner aussehen und sich anständiger benehmen, als ihre p. t. Herrschaften, die ihr Rittertum oder ihre Baronie mehr oder weniger gelungenen Börsencoups und einer Wohlthätigkeit verdanken, die genau einen Tag nach erhaltenem Adelsdekret zu den verflossenen Dingen gehört, wie ein Licht, das man auslöscht, weil man seiner nicht mehr bedarf.

Erwin Balder, hat wohl begriffen, daß „goldene" Rücksichtslosigkeiten und ein wenig Ehebruch den Reiz seines Romanes erhöhen müssen, und er, der zwar kein Prosadichter von Gottes Gnaden, aber ein feiner Beobachter des Lebens, und in dem beschränkten Kreise, der ihm zugänglich, auch ein echter Satyriker ist, gab viel pikante Würze zum mageren Fleische, zum Stoffe des Romans, Würze genug, um „Leonie" angenehm lesbar zu gestalten, und das will viel sagen in unserer Zeit, deren Hauptkrankheit nervöse ... Langeweile ist.

Doch, wer ist „Leonie"? Leonie ist die Tochter des großen Börsenkönigs Bernfeld, bei dem Tugend und Laster sich Rat erholten, wie das Wort Guizots: „Enrichissez vous!" zu verwirklichen sei? und Bernfeld riet, riet Andern, so viel und so gut, bis er für sich selbst keinen Rat mehr fand und er selbst mit seinen Schöpfungen zusammenbrach. So geschehen im Jahre der ersten finanziellen Pest 1873; die Trauerjahre, die der Dämon, der Franzose Eugen Bontoux mit seinem Heerbann, den französischen Herzogen und Marquis und Pfaffen, mit galizischen, damals halbruinierten, Magnaten und polnischen Juden mit und ohne Doktortitel und mit abgekrachten Eisenbahndirektoren über die Welt brachte, sind in Balders Buch nicht mehr erwähnt.

Leonie, im Schoße des Reichtums aufgewachsen, erhielt die glänzende, oberflächliche Bildung, die zum bon ton gehört, wie tadellos anliegende Handschuhe zur Gesellschaft. Dazu besaß sie den Geist, das nichtige, und war es noch so schimmernd, in seiner vollen Nichtigkeit zu erkennen und Herzlosigkeit genug alle Menschen, mit Ausnahme ihres Vaters, zu verachten. Ihre Schönheit ward nur von ihren excentrischen Launen des Übermutes und des Größenwahns, die sie mit dem Namen „romantisch" belegte, übertroffen, und so schlug sie denn die glänzendsten Heiratspartieen aus und übertrug ihre Neigung auf einen schlichten Mann von sehr trockenem Charakter, auf den armen Doktor Eder, der als Hofmeister ihres Bruders im Hause wirkte.

Auch er liebte Leonie, doch noch mehr seine Schwester Helene, der er nach der Mutter Tod, Freund, Bruder und Vater war; der Glanz des Bernfeldschen Hauses that dem Doktor Eder weh und die Aufmerksamkeit, die ihm Leonie bewies, bedrückte und entzückte ihn zu gleicher Zeit, und er beschloß der Zauberin auszuweichen. Die aber hatte es sich in den Kopf gesetzt, seine Gattin zu werden und das Erstaunen der Gesellschaft zu bilden, die sie doch so sehr verachtete; und nun lasse ich Erwin Balder sprechen:

„Die Verlobung wurde wirklich, wie Leonie beabsichtigt hatte, noch am Christabend offiziell verkündigt."

„Mit dem Effekt, welchen das große Ereignis verursachte, hatte Leonie alle Ursache zufrieden zu sein. Man sprach wirklich lange Zeit von nichts Anderem" ...

„Was Leonie selbst betrifft, so schwelgte sie lange in dem Gefühle befriedigter Eitelkeit. Sie liebte ihren Verlobten um so mehr, weil er ihr zu diesem Triumph verholfen hatte. Der gute Franz in seiner Naivetät hatte freilich von diesen besonderen Ursachen ihrer Zärtlichkeit keine Ahnung, er glaubte sich so einfach geliebt, wie er selbst liebte. Er begriff auch

durchaus nicht, warum Leonie so gerne öffentlich an seinem Arm erschien. Ihm behagte es zu Hause zu Zweien doch besser."

Die Hochzeit war für bald darauf festgesetzt; da kam der entsetzliche Mai 1873 mit dem Blitz aus längst umwölkter Luft: dem Krach! und Leonie, die trotz des Bankerottes ihres Vaters stolz und unerschüttert gebliebene, ward die Gattin des Doktors Franz Eder.

Und nun zeigte sich die Größe ihres eminent praktischen Verstandes, und wieder lasse ich den Verfasser Erwin Balder erzählen, denn er erzählt klarer und knapper, als ich es vermöchte:

„In dieser Zeit hielt sich Leonie wacker aufrecht. Mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit in die komplizierten Verhältnisse eingreifend, welche sie umgaben, ersparte sie ihrem Vater vieles Ungemach. Sie verhandelte mit den Gläubigern, konferierte mit den Advokaten und machte ihre Schritte bei den Behörden. Eine neue, nie geahnte Thatkraft wurde in ihr lebendig."

Genug, sie entriß ihren Vater, der immer mehr und mehr der Apathie verfiel, der Hand des Staatsanwalts, der damals Begabtere und Bessere, als es Bernfeld war, nicht entrinnen konnten.

Bernfeld überlebte sein Glück nicht lange, und Leonie weilte sechs Jahre hindurch an der Seite ihres Gatten und in Gesellschaft ihrer Schwägerin Helene scheinbar glücklich, in wenn auch nicht peinlichen, so doch kleinlichen Verhältnissen. Ihr glänzender und nach Glanz und Anerkennung ringender Geist schien ungebrochen, denn ihr Stolz erhielt ihn aufrecht. Aber sie träumte von einer Zeit, für die sie gepaßt hätte, von einer Macht, die Glücklichere vor ihr besessen: mit ihren zarten Rosenfingern die Netze europäischer Diplomatie zu schlingen, zu verwirren und zu entwirren, das schien ihrem Geiste ein Vorwurf, würdig des Schweißes „der Edlen". Und ach, nichts zu sein als die Frau eines kleinen Doktors der Medizin, der böse wurde, wenn sie ihn, natürlich genug! durch ihre früheren Verbindungen poussieren wollte, welch' traurig Los!

Dazu blieb ihre Ehe kinderlos und die Langeweile trieb sie, die Salons der „Gesellschaft" aufzusuchen, um dort zu glänzen und Anerbietungen zu empfangen, die einer Einladung zum Maitressentum glichen, wie ein Ei dem Andern.

Und doch konnte sie sich von diesen Gesellschaften nicht lossagen, sie, die als Frau schöner geworden, als sie je als Mädchen war.

Im Hause des Bankier Holberg, eines Jugendfreundes ihres Gatten, lernt sie Herrn von Walter, einen ungemein reichen, interessanten jungen Sonderling kennen, und, nach Veränderung lüstern, beschließt sie sein Schicksal zu werden: seine Gattin. Die Ehe mit dem Doktor aufzulösen, wird ihr gelingen, ohne daß sie ihre weibliche Ehre verletzt . . . ihr Plan ist rasch entworfen.

Wie er, trotz vieler Hindernisse, trotz der echten Liebe Walters zu ihrer Schwägerin Helene gelingt, das muß man in Balders Buch nachlesen, wo diese Intrigue meisterhaft geschürzt und gelöst wird.

Leonie wird wieder reich, unermeßlich reich; sie lebt in Paris und Walter, ihr zweiter Gatte, in Wien: Leonie lebt beglückt und berauscht und Walter entnüchtert und entmarkt. Leonie fühlt keine Reue, daß sie zwei Männern des Lebens Freude und Glück geraubt:

„Schade, schade," seufzt sie manchmal, „um die verlorene Zeit. Hätte Walter mir nicht früher begegnen können!"

Damit schließt der Roman. Besäße sein Verfasser so viel Phantasie der Empfindung, als er Phantasie des Verstandes besitzt, verstände er auch die Herzen der Leser zu ergreifen, dann müßte man ihn zu den guten Romanschriftstellern

zählen; so aber bleibt er, der das Erstere zu sein, Gottlob! nicht nötig hat, nur ein begabter, litterarischer Dilettant.

Wien. A. T.

Bienemanns Erben. Roman in vier Bänden von Otfrid Mylius (Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig). Das soeben erschienene neueste Werk Otfrid Mylius' zeigt seine glänzenden Erzähler-Eigenschaften wieder im hellsten Lichte. Wie kaum einem andern wohnt ihm die Fähigkeit inne, angenehm zu unterhalten und das Interesse des Lesers fortdauernd zu fesseln, hierzu tritt noch sein prächtiger Humor, der so gut unter Thränen zu lachen versteht. Mit seinem neuen Roman konstatiert er aufs neue, daß er mit Fug und Recht einer der beliebtesten und volkstümlichsten Schriftsteller des deutschen Lesepublikums ist. „Bienemanns Erben" ist eine Familiengeschichte aus dem Leben einer bekannten deutschen Handelsstadt und verbindet mit einem gesunden frischen Realismus und fesselnden sensationellen Stoff eine gewandte, lebendige und höchst anschauliche Schilderung der verschiedensten Lebenskreise und eine scharfe, bestimmte Charakterzeichnung, so daß das Werk füglich als einer der unterhaltendsten und spannendsten Romane der Gegenwart bezeichnet werden darf. G.

Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits. Ein moderner Todtentag von Max Haushofer. Leipzig, Liebeskind.

Der Verfasser hat sich bereits durch seine vor einigen Jahren erschienene dramatische Dichtung: „Der ewige Jude" auf's Glänzendste in die deutsche Litteratur eingeführt und sein neuestes Buch erbringt wiederum den Beweis, daß er zu den eigenartigsten Talenten gezählt werden muß, welche die moderne deutsche Litteratur hervorgebracht hat. Das Buch zu lesen ist nicht jedermann's Sache, der Tod in seiner nackten, grausigen Gestalt spielt überall die Hauptrolle, selbst mit dem Leben vor der Geburt und nach dem Sterben beschäftigen sich die farbenprächtigen Phantasien dieses Dichters; und trotz der schauerlichen Stoffe weht nur dem Buche der Duft echter, großer Poesie, ein beruhigendes Gefühl kommt über den Leser wie nach der Lektüre eines jeden bedeutenden Werkes. W.

„Mal Occhio" und andere Novellen von Ossip Schubin. Berlin, J. H. Schorer. Die stimmungsvollen kleinen Arbeiten der talentvollen Autorin sind von deren Schwester allerliebst illustriert, auf dem Büchermarkte erschienen; sie legen alle Zeugnis ab von der regen Fantasie, von dem reichen Gemütsleben dieser vielseitig gebildeten und geistvollen Frau, welche sich durch ihre meisterhaften Schilderungen aus der Gesellschaft rasch einen Namen von hellem Klange erworben.

Zu den besten dieser fünf Erzählungen gehören „Dolorata" und „Schneeglöckchen". Ersteres die Geschichte einer Pariser Hellseherin, Letzteres eine rührende Erzählung aus dem achtzehnten Jahrhundert, eine Geschichte voll tändelnder Koketterie und hingebender Selbstverleugnung. Ossip Schubin ist ein originelles Talent, aber zweifelsohne ein Talent, dem der Schmerz die höhere Weihe verliehen. rn.

„Am Starnberger See". Novelle von Wilhelm Walloth. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Dies schmucke Büchlein gehört zwar nicht zu dem bedeutendsten und tiefsten, was Wilhelm Walloth geschrieben, wohl aber zum amusantesten und ausgeglichensten seiner bisherigen Leistungen. „Am Starnberger See" spielt sich zwischen

einer Malerin und einem Dichter ein kleines Liebesidyll ab, dem der Leser mit Vergnügen folgt. Auch die Art und Weise, wie Walloth dies nette romantische Abenteuer enden läßt, bezeugt seine Geschicklichkeit. Jetzt, in der beginnenden Reisesaison wird es dem Publikum gute Dienste leisten: im Eisenbahncoupé liest sich das Büchlein flott herunter und erweckt im Herzen des Lesers Hoffnungen auf ähnliche Erlebnisse, die weder das weibliche noch das männliche Geschlecht verachten. Wr.

Engelhorns allgemeine Romanbibliothek bringt im 18.—21. Bde. des IV. Jahrg. drei prächtige Romane, von denen der eine der deutschen, der andere der französischen und der dritte der italienischen Litteratur angehört. Band 18 enthält „Die Kinder der Excellenz" von Ernst v. Wolzogen, ein von frischem Humor sprudelndes Werk, in dem v. Wolzogen den deutschen Adel in seinen typischen Vertretern und in seinem Verhalten zu den treibenden Ideen der Zeit zu schildern versucht. Band 19 hat einen neuen Roman Salvatore Farinas zum Inhalt, der den Titel „Um den Glanz des Ruhms" führt und Alphonse Daudets bekannter Roman „Der Nabob" bildet den Inhalt des 20.—21. Bandes (Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn).

Dichtungen.

Poetisches Tagebuch von Friedrich Rückert. 1850—1866. (Aus seinem Nachlasse.) Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag. 1888. Der 16. Mai 1888, mit der Erinnerung an Friedrich Rückerts hundertjährigen Geburtstag zusammenfallend, bot der deutschen Kritik erneuerten Anlaß, sich mit dem toten Dichter zu beschäftigen und ihm entweder seinen Ruhm neu zu verbriefen, oder an dem Lorbeerkranz, den seine Zeitgenossen mit Stolz und Freude ihm reichten, recht tüchtig zu zausen. Das Schlagwort für das letztere Thun ward ausgegeben; es heißt: Rückert war kein Dichter ... er war bloß der Virtuose des Reimes.

Ein Virtuose des Reimes! ... Was soll ein solcher in unserer Zeit der Prosa? ...

Was ein solcher soll, wenn er wie Rückert zugleich ein echter Dichter ist, wenn er keine bunte blendende Flamme ist, die rasch verlodert, wenn er der Glut im Herde gleicht, die immer zu finden ist, wenn man ihrer bedarf?

Was ein solcher Dichter, ein solcher Virtuose des Reimes soll, darauf geben uns kindliche Liebe und bewährte Freundestreue Antwort, darüber belehrt uns das „Poetische Tagebuch von Friedrich Rückert", das seine treffliche Tochter Marie sorgsam geordnet, das Rückerts Freund und Verleger Sauerländer in würdiger Ausstattung dem deutschen, dem hoffentlich dankbaren Volke, am 16. Mai 1888 geboten hat, denn früher gelangte das herrliche Werk nicht zur Ausgabe.

Das „Poetische Tagebuch" umfaßt den Raum von 16 Jahren und war vom Dichter nicht für die Veröffentlichung bestimmt; es findet sich viel Alltägliches, viel scheinbar Nichtiges, Vieles darunter, worüber man erstaunt, daß der hohe Geist Rückerts daran ein, wenn auch flüchtiges, Gefallen finden konnte. Und doch möchte man diese Tändeleien nicht missen; sie zeigen den Dichter in seiner Naivität, zeigen, daß ihm viele Freuden beschieden waren, die den Kindern der Welt versagt bleiben; je mehr das „Tagebuch" sich füllt, um so seltener machen sich diese lyrischen Bagatellen bemerkbar, und von der Zeit, wo der größte Schmerz seines Lebens den Dichter traf, wo seine Gattin Luise, die unsterbliche Grazie des „Liebesfrüh-

lings", ihn für immer verließ, verstummen sie gänzlich, und was der Dichter vordem so selten vermochte, tritt wie eine elementare Gewalt ein: er ergreift, er drängt zu Thränen! . . . und sein Buch wird von da ab zum Quell des Trostes für alle, die „mühselig und beladen sind", zum Quell des Mutes für die Schaffenden, zum Quell der Erhebung für die Weisen, zum poetischen deutschen Volksbuch im besten Sinne des Wortes, und die so wahren als schönen Worte Marie Rückerts kommen zur vollen Geltung:

„Und wie ein Strom sich breitet und voller wird, ehe er sich ins Meer ergießt, so wird diese große Seele, wie sie dem Meere der Ewigkeit zuströmt, immer tiefer und herrlicher; bis endlich die letzten düstern Schatten, die der nahende Tod über ihn breitet, ihm schmerzliche Klagetöne wecken."

Auf vielen dieser Lieder und Sprüche liegt es wie der Abglanz jener schöneren Welt, die unser Gefühl so heiß ersehnt, die unser Verstand so beharrlich verleugnet, doch auch die volle Freude am Leben spricht sich in diesen Gesängen aus

„einer Seele, die unsterblich!" . . .

Heiteres und Ernstes, Kleinliches (aber nie Niedriges) und Hohes, Bemerkungen des Augenblicks, im und für den Moment entstanden, wenig Politisches, manches Kritisches, den Nagel auf den Kopf treffendes, und vor allem eine Fülle entzückender Naturschilderungen finden sich in dem Buche; Erinnerungen und Ahnungen reichen sich darin die Hand, und Sprüche finden sich darin, farbenreich, goldschimmernd und unsterblich, wie die auf den Wänden der Alhambra.

Und nun einige Proben aus des Dichters so mannigfaltigem „Tagebuche":

„Im Frühling las ich wieder
Das Lied der Lieder;
Nun in des Sommers Glut
Les' ich das Büchlein Rut:
Solchen Sommergeruch,
Ährenduft,
Ernteluft
Hat kein anderes Buch."

Nach Dschâmi Tohfat il ahrâr.

„Ein Blinder hatte sich ein Weib genommen,
Die war an aller Häßlichkeit vollkommen.
Die sprach einmal zu ihrem Eh'gemahl:
O daß du sähest meiner Reize Zahl!
Wie mir die Lippen glühn, die Augen leuchten,
Die Wangen blühn, betaut von Anmutsfeuchten!
Er sprach: Davon gieb Anderen Bericht;
Doch wärest du, wie deine Zunge spricht,
So hätte dich ein Sehender genommen,
Und an den Blinden wärst du nicht gekommen."

„Hier im Glase, worin du die rosige Lippe genetzet,
Soll kein anderer Mund trinken, der meinige soll
Auch nicht trinken darin; hier sollen zu deinem Gedächtnis,
Stets von neuem gepflückt, Rosen nur trinken allein."

„Wer wagt heute zu kranken? Der Lenz ist erschienen, der Wunder-
Doktor der Welt; wer krankt, schäme sich, bis er genest.
Und wer nicht es vermag, der sterbe nur, daß ihn der Heiland,
Der nicht heilen ihn kann, leg' in ein blühendes Grab."

„Die Epik ist vom Vers Homers
Längst in die Prosa des Romans gefallen;
Das Drama hält noch jetzt den Vers,
Doch den unschönsten, hinkendsten von allen;
Wird man es künftig auch in Prosa schreiben,
Und nur der Vers der Lyrik bleiben?
Denn aus der Welt läßt sich der Vers nicht treiben."

„Ich bin nicht krank, ich bin nicht matt,
Aber ich bin des Lebens satt,
Seit ich der Hoffnung mich begeben,
Ein neues Deutschland zu erleben."

„Ein nicht mehr wertes Leben
Sträubt doch sich aufzugeben;
So sträubt die Stoppel starr genug
Sich auch dem Unterliegen,
Doch wird der Pflug, der scharfe Pflug,
Sie endlich unterkriegen."

„Unter Disteln und Dornen
Hast du gelebt
Und man begräbt
Dich unter Disteln und Dorn;

Nur ein Blümchen hebt
Sein Haupt, und aufzukommen strebt
Unter Disteln und Dornen
Ein Name, der dich überlebt."

A. T.

„Eines Lyrikers Chronik" von Georg von Oertzen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Ein in seinen Vorzügen und Schwächen eigenartiges Buch: neben staunenswerter Formgewandtheit sprachliche Härten und metrische Nachlässigkeiten; neben philosophisch-klaren Stellen verworrene, fast unsinnige Sätze; neben tiefster Melancholie schroffe Satire und übermütiger Witz. Aber gerade diese Gegensätze machen das Buch interessant. Georg von Oertzen ist kein Dutzend-Lyriker, ein echt moderner Zug geht durch alle seine Gedichte, der sich auch nicht in den Versen verläugnet, wo er sich Reminiscenzen an längst vergangene Zeiten hingiebt. Seine lyrischen Stimmungsbilder haben ebenfalls einen Stich ins Ungewöhnliche; mit besonderer Geschicklichkeit handhabt er in den satirischen Piècen den Refrain, der jede Strophe wie ein Peitschenhieb beschließt. Das Buch kann auch denjenigen Lesern empfohlen werden, die sonst die Lyrik verachten und dafür französische Romane lesen.

W.

Weibliche Lyrik.

Regina vitae! Gedichte von Hermine v. Preuschen. Berlin, F. und P. Lehmann.

Daheim und Unterwegs. Gedichte von S. Waldburg. Kannstatt, L. Bosheuer.

Gedichte von Amélie Godin. Mit Bildnis. München, Theodor Ackermann.

„Das dichtende Weib ist das eigentlich komische Weib; es wird nur in dem Grade ernsthaft und erträglich, als es sich in seinem dichterischen Wesen dem Manne nähert." Dieses Paradoxon meines Hausgeistes Fantasio — Fantasio verschmäht natürlich zu Zeiten das Selbstdichten auch nicht und b wahrt sich die Größe seines guten Gewissens nur notdürftig damit, daß er nichts Selbstgedichtetes drucken läßt, oder wenigstens nicht unter seinem Namen — dieses Paradoxon, sage ich, kommt arg ins Gedränge, sobald ihm die obengenannten drei Dichterinnen Hermine v. Preuschen, die Gräfin Waldburg und Amélie Godin mit ihren wirklich auserlesenen Versen auf den Leib rücken. Das sind keine „komischen Weiber", als welche du die Poetinnen so pietätlos abzufertigen suchst, mein lieber Fantasio; das sind wirkliche dichterische Individualitäten, „moderne Dichtercharaktere" — um einen mißbrauchten Ausdruck wieder einmal in ernstem Sinne zu nehmen. Ein Blick in die drei Bücher, eine beliebige Stichprobe genügt, um uns von der Eigenart dieser Dichterinnen zu überzeugen: jede hat ihre eigene künstlerische Physiognomie, ihre eigenen Herzenstöne, ihre eigene Leidenschaft, ihr eigenes Weltbild. Als die feurigste Natur tritt uns Hermine v. Preuschen entgegen. Wahl und Wechsel ihrer Metren, Wahl und Formung der Stoffe: alles ist ungemein temperamentvoll. Neben dieser ungestümen, geistreichen Pegasusreiterin hält sich die Gräfin Waldburg etwas reservierter. Nimmt man sie aber ohne Vergleich, so merkt man bald, daß auch diese Dichterin eine künstlerisch begnadete Feuernatur ist, deren Elementarismus sich nur in etwas aristokratisch gebändigteren Allüren gefällt. Aber, um bei Fantasios Ausspruch zu bleiben, am meisten „nähert sich dem Manne in ihrem dichterischen Wesen" die Malerin-Poetin Hermine Schmidt von Preuschen. Mehr auf das Innige, Gemütsanmutige gehen die Gedichte von Amélie Godin. Ein rührendes Versenken in einfache, gesunde Gefühlszustände, überweht von einem Hauche göttlichen Friedens, auch in der

Anfechtung, auch in der Not; dabei eine schlichte, aber tüchtige Formgebung. Von dem leidenschaftlichen Sturm und Drang und den Pikanterien der Form einer Hermine v. Preuschen findet man nichts in den einfachen Weisen der Amélie Godin, dafür entzückend innige Gefühlsströmungen in den wohllautendsten Versen. Indem wir uns vorbehalten, gelegentlich Proben von diesen vortrefflichen Dichterinnen zu bringen, schließen wir diese kurze Anzeige mit dem Wunsche, es möge den angeführten Werken gelingen, sich die Aufmerksamkeit und Sympathie der weitesten Kreise zu erobern. Knüpf dich auf, Fantasio! M. G. C.

Drama.

Die neuen Menschen. Ein Schauspiel von Hermann Bahr.*)

Die socialistische Weltanschauung, die so alt ist wie die staatenbildende Menschheit, hat sich in diesem Jahrhundert wieder einmal, wie schon so oft, zu einer socialen Frage verdichtet, und unser Geschlecht ist ernstlich beflissen, diese Frage aller Fragen zu lösen. Auch die Dichtkunst nimmt bereits regen Anteil an dem großen Kampf der Geister und man darf nicht länger säumen, der Muse des Socialismus seine Verbeugung zu machen.

Seit Monaten liegt auf meinem Schreibtisch eine dramatische Dichtung: „Die neuen Menschen". Dieselbe füllt bloß ein schmächtiges Bändchen, und sie weist für drei Akte ein überaus karges Personenverzeichnis auf: Georg, Anne, Hedwig. Das ist Alles. Doch ich habe diese Dichtung nicht einmal, ich habe sie dreimal gelesen, gelesen mit steigendem Anteil, mit hohem Genuß. An diesem Genuß aber hatte das Herz keinen Teil, es war eine rein geistige Freude, die ich dabei empfand, denn allzu sehr widerspricht das, was wir hier mit so viel Talent dichterisch gestaltet finden, unseren eingefleischten Anschauungen von Leben und Liebe, von Freiheit und Menschentum.

Der Dichter leitet sein Werk recht anschaulich ein. Ein junges Mädchen, „Hedwig", schmückt den Christbaum. Sie ist eilfertig, hastig bei der Arbeit, es gilt eine Überraschung für die Herrin des Hauses, die, wie das Mädchen annimmt, natürlich keine Ahnung davon hatte, welch' ein Tag heute ist. Uns leuchtet sogleich ein, daß dies sonderbare Schwärmer sein müssen. „Anne" erscheint. Sie ist einfach, geflissentlich unmodisch gekleidet, ihre Stimme klingt kalt und müde, in ihrem Wesen ist alles Bestimmtheit. „Was soll der Tand?" ist ihre erste Frage. Sie war in der Druckerei, einen Aufsatz abliefern, und im Verein für Arbeitsvermittlung. Da fand sie heute ihre Genossinnen verdrossen, ohne Beharrlichkeit, ohne Ernst, sie merkte nichts von der unendlichen Freude, die in der Welt eingekehrt, sie sah nur das unendliche Elend, wie immer, und keinen bereit, es zu lindern. Als Hedwig sie aufklärt, was der „Tand" bedeute, fordert sie rauh die Beseitigung des Mummenschanzes. Doch Hedwig bittet um eine Viertelstunde Aufschub, bis „Georg" käme. Anne behauptet, dies würde ihm Ärger bereiten; Hedwig aber sagt, sie kenne ihn besser. „So, so!" erwidert jene, das Mädchen scharf ansehend. Sie ist entschieden verstimmt, dennoch giebt sie auf die Frage Hedwigs, ob sie böse sei, die Antwort: „Ich bin nie jemandem böse. Jeder handelt, wie er jedesmal handeln muß. Er kann nicht anders. Er ist eine Marionette psychischer Gesetze. Wie sollte man da einem böse sein können?" „Aber dann könnte man ja auch keinem gut sein?" „Kann man auch nicht. Man muß jeden begreifen, wie er ist, muß erfassen, wodurch er so geworden. Das ist Alles. Das übrige ist Redensart und Vorurteil. Schade genug, daß wir so

*) Zürich, Verlags-Magazin.

jämmerlich feige sind, aller vorgeschrittenen Erkenntnis zu Trotz das alte, sinnlose Gerede noch immer im Munde zu führen."

„Das ist sein Schritt!" ruft das Mädchen, und Georg kommt. Er ist gerührt vom Anblick des Christbaumes, ein Traumbild aus verklungenen Jugendtagen zieht durch sein Gemüt, die unerwartete Freude übermannt ihn. Und damit ist der seelische Zwiespalt zwischen den drei Personen enthüllt. Während Georg überströmt von Dankesworten für Hedwig, sucht Anne fortwährend die großen Fragen der Partei zur Sprache zu bringen und ihr kommt ein „Weltrevolutionär" höchst lächerlich vor, dem ein Bischen Harzduft und Kerzenschimmer alle Manneskraft zerweicht. Die ganze sociale Bewegung erscheint ihr abgeschmackt, wenn ihre Apostel nicht aufhören, immer wieder allen möglichen Gefühlsplunder hineinzumengen. In diesem Tone spricht sie mit Geist und ätzender Schärfe fort, bis sie dahin gelangt, den Grundsatz ihres Lebens auszusprechen: „Wir sind nicht da, zu genießen, sondern die Menschheit zu befreien". Darauf antwortet Georg: „Wir sind vor Allen da, uns wetteifernd Gutes zu thun. Und wieder strömt sein Mund über vom Danke für Hedwig, die er zu Bett schickt und von der er sich in der zärtlichsten Weise verabschiedet. Anne hält ihn, der sich ebenfalls zurückziehen will, fest, denn sie hat noch zu reden mit ihm. Er bleibt und sie beginnt mit den Worten: „Hedwig muß fort!" Er kann das nicht fassen, sie aber sagt: „In dem Tempel, den wir zwei in unablässigem Ringen der menschlichen Freiheit aufgerichtet, bin ich Hoheprieſterin: da jage ich die tändelnden Laien hinaus. Sie muß fort!"

Nicht als eine Nebenbuhlerin erscheint ihr Hedwig, nicht eifersüchtig ist Anne, obwohl sie das „Weib" Georgs, und sie sagt uns nun auch wer Hedwig ist, die Hausgenossin des Weltrevolutionärs. Sie war eine Verlorene. Früh verfiel sie aus Elend und Unverstand der Verderbnis. Georg las sie auf der Straße auf und sie ist in dem „Tempel" der Beiden wieder ein reines Menschenbild geworden. Und jetzt will Anne sie hinaus stoßen in die Welt, weil sie ein „Laie" ist, weil sie die „geistige Pest", den „Gefühlsplunder" hier eingeschleppt; weil sie zu den alten Menschen gehört und nicht zu den neuen. Anne sucht ihre Handlungsweise zu begründen und sie spricht acht schwere Druckseiten lang, ohne daß Georg sie unterbricht. Diese unmögliche Theaterrede ist von gedankenschwerer Gedrungenheit, es wohnt ihr eine fortreißende dichterische Kraft inne... Anne kennt nur eine Sittlichkeit, alles im Menschen zu tödten, was nicht Vernunft ist. Nur wer dies begreifen kann, kann ein neuer Mensch werden und einer hohen Aufgabe leben. Sie gönnt ihrem Georg Weiber soviel er mag, aber lieben, lieben darf er nicht! Sie fordert nichts für sich, aber Alles für die „Idee", den ganzen Mann. „Wie Herbststurm fegtest Du über die Haide der Überlieferung: zornschnaubend, jäh, voll Gewaltthat. Denn keine schmeichelnde Büßerin, ein sengender Blitz ist die Wahrheit, grausam, voll Haß und Rachedurst, tötlich wie die Schönheit, und Würger sind ihre Jünger. Aber da kam sie, und der Sturm verlor den Atem. Empörung und Schrecken solltest Du sein und wardst Sehnsucht und Milde. Ins Mark der Gegner solltest Du den Stahl schwingen und wardst weich. Im Völkerkriege nicht zucken durfte Deine Hand und nun tastet sie unsicher nach dem Herzen. Zufriedenheit kam über Dich, Erbfluch und Erblaster der Menschheit!" Und an einer anderen Stelle sagt sie: „Die Priester wissen, warum sie das Weib fliehen: man kann nicht zugleich eines Weibes Knecht sein und ein Werkzeug des Gedankens."

Georg hört aus alledem nur das Eine: sie muß fort, und er fühlt, daß es zu spät ist, denn er liebt sie bereits. Dieses Eingeständnis erst läßt in Anne das Weib zum Wort gelangen. Es kann nicht sein, es ist nicht! Man redet sich solche Sachen nur ein und man kann sie sich auch wieder ausreden. Du hast mich viel zu lieb um mir so wehe zu thun! Ich will ganz anders werden. Mein Georg braucht ein trauliches Heim, ich will es ihm künftig bereiten. Mein Georg braucht Scherz, Tanz und Sang, ich will singen, scherzen und tanzen. Ich will diese abscheulichen Kleider abthun und mich kleiden wie ich meinem Georg gefalle. Sie ist ja gar nicht so schön. Du liebst ja nur ihre Kleider ... O Georg, Georg, ich will mich ja opfern. „Wenn es schon sein muß, daß Einer der Idee die Treue bricht, wenn es schon sein muß, daß einer verächtlich wird, ich will es werden, laß mich es sein. Aber nur Du, nur Du bleibe rein!" So und ähnlich lauten die Reden, die sie jetzt führt, und als auch sie nichts fruchten, da wird sie fast sinnlos und ruft: „Dann muß man sie töten, daß Du sie los wirst!" Er schilt sie roh. Sie aber erinnert ihn daran, wie sie das geworden: Sie hatte einen alten kranken Vater. Ein wortgewaltiger Held trat in ihr Leben und unterjochte ihr Herz und ihren Geist. Sie kannte nur mehr ein Ziel: Diesem Manne Gefährte seiner Arbeit zu sein. Ganz ohne Rückhalt ergab sich ihm die Kleine, nur auf einer Bitte wollte sie beharren: auf der nach ehelicher Verbindung. Nicht ihretwegen, nur für den Vater, der daran hing als an seiner Ehre. Aber der Held sprach: „Kehre heim, woher Du gekommen, und spiele weiter mit Deinen Puppen. Wer noch an dem alten Menschen hängt, aus dem wird kein neuer". Und er beugte den Sinn des Mädchens — es verließ den kranken Vater und folgte ihm. „Georg," ruft sie ihm heute zu, „Du bist entweder ein alberner Redegeck gewesen, oder aber Du hast an mir gehandelt wie ein leichtfertiger Lump!"

Damit verläßt sie ihn. Er möge über Nacht bedenken, was zu thun sei. Und der „Weltrevolutionär" beschließt mit einem recht kläglichen Liebesgewinsel den ersten Akt.

Man wird aus dieser Anlage des Stückes bemerken, wie tief der Dichter seinen Gegenstand erfaßt hat. Dasselbe hat nichts zu schaffen mit den äußerlichen Erscheinungen der socialen Bewegung, und doch wächst es als die geistige Tragödie derselben vor uns empor.

Der zweite Akt bringt uns die große Auseinandersetzung zwischen Georg und Hedwig. Georg ist ernüchtert und tritt dem Mädchen mit dem festen Vorsatz entgegen, es ziehen zu lassen. Aber der Dichter, der uns in Anne die fanatische Verkörperung der „Idee" vor Augen führte, er entfesselt in Hedwig alle Dämonen der Sinnlichkeit, alle Naturgewalten, die im Weibe schlummern. Sie ist eine vollwichtige Vertreterin der „alten" Menschen, und ihr Ringkampf mit einem Manne, der sich voll Dünkel zu den neuen zählt, die nur nach Vernunftgesetzen, nur für die Allgemeinheit leben wollen, endigt selbstverständlich mit ihrem Siege ... Auf die verzweifelte Frage Hedwigs, ob denn die neuen Menschen nicht mehr lieben dürfen mit jener Liebe, welche die alten so beseeligt, antwortet zwar Georg: „Die neuen Menschen dürfen nicht mehr lieben einen Mann oder ein Weib, weil sie lieben müssen das ganze Menschengeschlecht. Die neuen Menschen dürfen ihr Herz nicht mehr hängen an einen Einzelnen, weil die Aufgabe der Gesamtheit, die Entwicklung der Menschheit zur Freiheit, ja einmal erfordern könnte gerade die Opferung dieses Einzelnen." Und an anderer Stelle: „Die alten Menschen, die immer nur ihren Vorteil verfolgen und ihrem

Gewinn nachjagen, die brauchen die Liebe: sie brauchen die Liebe, um jenes mächtige Pathos, das als der Atem der Welt jedes ihrer Glieder durchzittert und zum Ganzen reißt, um die glühende Leidenschaft für das All', die in dem Kleinsten tobt, da sich ihr hinzugeben und ihrem Verlangen zu folgen, ihr Klasseninteresse verwehrt, einzuschläfern und zu beschwichtigen, sie abzufinden durch eine Scheinbefriedigung. Wir neuen Menschen, die wir nichts für uns wollen, sondern nur darnach streben, handsame Werkzeuge der Entwicklung zu sein, wir neuen Menschen brauchen diese Scheinbefriedigung nicht. Wir müssen sie abschütteln und wegwerfen, um ganz frei zu werden und ganz nur uns hingeben zu können jenem Pathos der Weltliebe." Aber dieses hochtrabende Gerede zerstiebt wie Spreu im Winde vor der Leidenschaft Hedwigs. Dieser ganze Kampf zwischen einem alten und einem neuen Menschen wird vom Dichter schon früher vortrefflich gekennzeichnet: „Sie (die alten Menschen!) stehen da, ganz eingehüllt in ihren überlieferten Anschauungen, Gefühlen, Empfindungen wie in einem undurchdringlichen Panzer: der läßt unsere Speere nicht durch, unsere neuen Gedanken prallen an ihm machtlos ab. Aber wir dagegen! Wir! Wir haben die Verräther in der eigenen Brust, und der Angriff ist ein doppelter, von zwei Seiten, von zwei Feinden zugleich: Hundertmal niedergerungen, sind die Gefühle und Vorurteile in uns noch immer lebendig und das Ererbte in uns revolutioniert jede Stunde gegen das Erworbene, wo es nur kann. Jeder Angriff der Feinde außer uns ist von einem Angriff der liebgewordenen Gewohnheit in uns begleitet, und dieses Kreuzfeuers uns zu erwehren, das ist es, was unsere Kraft übersteigt. Es ist, als ritten wir in den Streit auf Rossen, die im Lager der Gegner ihre Dressur erfahren: bläst der Gegner das Signal, dann wiehern sie fröhlich und spitzen die Ohren und sprengen mit uns durch." Und durchsprengen sie auch mit Georg, der „aus einem Werkzeug des Gedankens", der Knecht eines Weibes wird, seine Gegenwart und seine Zukunft vergißt und mit Hedwig aus dem Kreise seines bisherigen Lebens flüchtet.

Im dritten Akte finden wir Georg und Hedwig am Gardasee. Er ist geschmäht und verhöhnt von seinen Genossen vom Schauplatz getreten und lebt jetzt mit Hedwig eine Idylle, in welche bereits die Schatten der Tragödie fallen. Der Dichter wandelt im letzten Akte zum Teil auf dunklen Bahnen, zum Teil auf solchen, die wir alten Menschen nicht gerne betreten. Anne kam den Liebenden nachgezogen. Sie hat, als sie verlassen war, die schreckliche Entdeckung gemacht, daß auch sie kein neuer Mensch geworden, und daß auch in ihr das Verlangen, Georgs Geliebte zu sein, viel stärker war als der Opfermut für die Idee. Als sie sich noch einbildete, ganz ihr zu dienen, da war dies nur eine andere Form des Götzendienstes für den Mann, den sie liebte. Und nun lebt sie der festen Überzeugung: Wir können keine neuen Menschen werden in den alten Verhältnissen. Georg ist stärker als sie. Er will sich noch als Knecht eines Weibes als neuer Mensch erweisen. Er selbst zählt nicht. Er betrachtet sich nur noch als ein Werkzeug für Hedwigs Glück, denn die ganze sociale Frage heißt für ihn: Lebe, um anderen Gutes zu thun. „Nichts anderes fragt die sociale Frage", sagt er zu Anne, „als: wie schafft man der Menschheit die Möglichkeit, daß jeder einem jeden anderen Gutes zu thun im Stande sei. Und nichts anderes bereitet den großen Schmerz, in dem unsere Zeit sich windet, als die in den socialen Verhältnissen begründete Unmöglichkeit, Gutes zu thun." Und was Georg hier so klar und geist-

voll als allgemeingiltig ausspricht, das erprobt er im Kleinen, im Einzelnen. Er tötet sich in dem Augenblick, wo er fühlt, daß er dem Glücke Hedwigs im Wege ist, denn sie liebt einen Anderen und würde nicht den Mut haben, ihn, Georg, zu betrügen und doch erfordert dies ihr Glück. Sie würde unglücklich werden, wenn er leben würde, weil sie ein dankbares Gemüt ist, und das darf nicht sein; sie würde auch nicht ganz glücklich werden, wenn sie wüßte, daß er ihr sein Leben geopfert, sie darf es also nicht wissen und er wird so sterben, daß sie an einen unglücklichen Zufall glauben muß . . . Das Ende dieses Helden ist nicht erhebend und die Lehre der geistsprühenden, blutvollen Dichtung gewinnt in dem Augenblick, da wir sie mit Händen zu greifen wähnen, ein anderes Gesicht.

Es giebt also noch keine neuen Menschen, es kann noch keine geben und wird sobald keine geben! Daraus folgt aber, daß das heutige und noch manch künftiges Geschlecht unfähig sein wird, die sociale Frage zu lösen. Und das hat der Dichter, der mit seinem ganzen Herzen im Lager seiner himmelstürmenden Gedanken ist, sicherlich nicht beweisen wollen. Oder doch? Es hat fast den Anschein, als predige er, weil er dies erkannt hat, den Anarchismus, um durch ihn rascher zum Socialismus zu gelangen. Georg und Anne sind einig darüber, daß sie nichts bedeuten für die Befreiung der Menschheit, daß sie bloß die Aufgabe hätten, unterzugehen, und ein Stück der alten Weltordnung mit sich zu reißen. „Wir können keine neuen Menschen werden und keine neue Welt stiften. Wir können nur die alte zerstören und Raum schaffen für die neue," sagt Anne. Und allen Einwendungen Georgs gegenüber hält sie fest an ihrem Evangelium, welches „die Propaganda der That" ist, aber sie erkennt ihre Feigheit und ist dadurch gelähmt. Georgs neues Heldentum ist im Vergleich mit der rauhen Größe Annes durchaus sentimentaler Art, denn er geht an der Erkenntnis zugrunde, daß er im Rahmen der heutigen Weltordnung nicht einmal fähig ist, ein einzelnes Menschenkind durch sein Leben zu beglücken. Aber er stirbt nicht an dem großen Schmerz, in dem die Zeit sich windet, nicht an der in den socialen Verhältnissen begründeten Unmöglichkeit, Gutes zu thun, er stirbt — immer nach unserem Gefühl — an einer Spitzfindigkeit, die von der krankhaftesten und modernsten Art ist. Wehe den neuen Menschen, wenn sie empfinden und handeln müßten wie dieser! Es wäre ein jämmerliches Geschlecht. Doch dieses harte Urteil fließt aus der Feder eines alten Menschen und es ist daher sicherlich falsch. Hermann Bahr könnte mir mit Recht darauf antworten, daß ich irre, denn die neuen Menschen würden unter sich nie so handeln müssen, wie Georg den alten gegenüber handeln muß, denn in der neuen Welt würden unsere tausend Vorurteile, unsere Scham, unsere Dankbarkeit, würde unsere ganze Art von Gesittung keine Stätte haben, man würde weder die Worte, noch die Begriffe kennen. Das Weib würde in einer Gruppenehe leben und die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes würde nicht mehr von den krankhaften Liebeserscheinungen begleitet sein wie heute. Man würde sein Herz nie an Einen Menschen hängen, nie der Knecht eines Weibes sein, sondern stets nur Werkzeug des Gedankens. Alles wäre eben anders, wir wären neue Menschen. Wer auf diese Voraussetzungen des Dichters, die in seinem Werke liegen, eingeht und sie zu begreifen sucht, der wird dieses Schauspiel eine der tiefsinnigsten, modernen Tragödien nennen müssen, die in den letzten Jahren geschrieben worden sind. In dem Schauspiel Bahrs tritt uns eine völlig neue dichterische Welt entgegen und die socialistische Weltanschauung hat in dieser

Dichtung ihren schärfsten und vornehmsten Ausdruck erhalten.

Adam Müller-Guttenbrunn.

Verschiedenes.

Bosnien und die Herzegowina. Reisebilder und Studien von Sektionsrath Johann von Asbóth. Wien, Alfred Hölder. Ein ethnographisches Prachtwerk ist es, welches Sektionsrat von Asbóth, der mit dem ungarischen Minister von Kállay Gelegenheit hatte, die beiden neuerworbenen Provinzen Österreich-Ungarn zu bereisen, geschaffen; dasselbe erregt um so höheres Interesse, als einerseits die Illustrationen, welche den Text veranschaulichen, sorgfältig und gut sind und andererseits bis jetzt kein Buch vorliegt, welches auch nur halbwegs erschöpfend diese beiden eigenartigen Länder schildern würde. Und doch giebt es so viel zu sagen was des Sagens wert.

Herr von Asbóth beginnt nach einer schwungvollen Vorrede seine Schilderungen, mit einer farbenprächtigen und anmutigen Beschreibung seiner ersten im Jahre 1882 stattgehabten Reise nach Bosnien; er führt uns nach Serajawo, der goldenen „Bosna Seraj", er spricht uns von der Zeit, in welcher der Ort unter römischer Oberherrschaft gestanden, das ist etwa vierhundert Jahre vor Christi; noch im Jahre sechs nach Christi gehörte Bosnien mit Ausnahme der Posavina-Ebene zur römischen Provinz Dalmatien und die Spuren der einstigen römischen Herrschaft sind in einzelnen Orten, so z. B. in Gostilj und Travnik, bis auf den heutigen Tag erhalten. Das römische Leben wurde erst von der slavischen Invasion verschlungen, nachdem die Goten in der Mitte des 6. Jahrhunderts gegen den Kaiser von Bisanz slavische Stämme zu Hilfe riefen; auch aus jener Zeit finden sich noch Inschriften und Denkmäler, Grabsteine von Riesen, glatt behauene Steinblöcke, welche man die „Bogumilengräber" nennt; Bogumilen waren nämlich eine Sekte der Südslaven, die beiläufig gleichzeitig wie das Christentum in Bosnien ihren Eingang gefunden. Asbóth berichtet nun von allen historischen Ereignissen im Lande, von der Urzeit angefangen, von den Bogumilenfriedhöfen, dem Felde der Ungläubigen, bis auf die Türkenherrschaft und die Neuzeit; er widmet mehrere hochinteressante Kapitel der Schilderung kultureller Verhältnisse der Gegenwart, er spricht von dem gegenwärtigen Treiben in Serajewo, von den Sitten und Gebräuchen, von dem amtlichen und militärischen Leben, das mit der österreichischen Okkupation begonnen, von der Poesie des Orients, von der türkischen Bevölkerung und der bosnischen Herzenswelt. Interessant ist die Blumenlese orientalischer Liebeslieder, die in dem Werke enthalten sind, welchem wir gerne weit größeren Raum zur Schilderung dessen, was es bietet, widmen würden. Auch der landschaftlichen Eigenart der Vegetation wird in umfassender Weise Rechnung getragen. Das Werk ist lehrreich ohne dozirend zu sein, es fehlt ihm auch vollständig jene Trockenheit, welche sonst zu den Reisehandbüchern gehört, wie das Amen zum Gebet, so daß es jedenfalls mit vollem Rechte als eine Zierde und eine anerkennenswerte Bereicherung der Reisewerklitteratur angesehen werden kann. Wn.

Maria Theresia, die Stammmutter des Hauses Habsburg-Lothringen. Wien, Adolf W. Künasts Hofbuchhandlung. Eine ebenso interessante wie populäre Festgabe ist es, die unter solchem Titel anläßlich der Enthüllung des Maria Theresien-Monumentes erschienen ist; das handliche Buch ist in eine Reihe von Abschnitten geteilt, welche ausführlich von der Kind-

heit und Jugend der großen Kaiserin, von ihrem Regierungsantritte, von allen namhaften Vorkommnissen während desselben und bis zu ihrem Tode, berichten. Es ist ein fleißiges und populär gehaltenes Sammelwerk, welches uns da vorliegt, ein Werk, welches verdient, über die Gauen unseres engeren Vaterlandes hinaus bekannt zu werden; enthält es doch viele Charakterzüge aus dem Leben der großen Frau, der unvergleichlichen Herrscherin, welche das Gute gewollt und der es auch gelungen, des Guten gar viel durchzuführen. Maria Theresia ist eine Lichtgestalt, vor welcher der größte Geist huldigend sich neigen kann; sie steht einzig da als Frau, als Mutter, als Herrscherin. Das Buch bietet eine reiche Fülle historischer Daten; ist aber nicht so trocken und nüchtern geschrieben wie dies bei Sammelwerken meist der Fall; wir empfehlen es Freunden anregender und belehrender Lectüre, in der vollen Überzeugung, daß dieselben nicht bereuen werden, es zur Hand genommen zu haben. th.

„Göthes Werther in Frankreich" betitelt sich eine Studie von Ferdinand Groß (Leipzig, W. Friedrich). Dieselbe hält sich in der bekannten Weise des geschätzten Verfassers „Auf der Schneid'" zwischen dem gefällig plaudernden Feuilleton und dem kritischen wissenschaftlichen Essay. Für den feineren Leser liegen noch allerlei gute Dinge zwischen den Zeilen versteckt. Die kleine Schrift hat bereits zu einem sehr lehrreichen kritischen Duell zwischen dem Verfasser und Wilhelm Lauser, dem Herausgeber der Wiener „Allgemeinen Kunstchronik", Anlaß gegeben, aus welchem beide als Sieger hervorgegangen sind; einer übertrumpfte den andern an Vertrautheit mit der deutschen Übersetzungslitteratur in Frankreich. Es dürfte sich empfehlen, bei einer neuen Auflage diesen Federkrieg als Anhang einem weiteren Leserkreis zur Kenntnis zu bringen und damit zur Lösung der Frage beizutragen: wie stellt sich Frankreich zur deutschen Litteratur? M. G. C.

Wolfs Vademecum. In wissenschaftlichen Kreisen macht Wolfs Vademecum viel von sich reden, weil dieses eigentümlich zusammengestellte Katalogwerk in der wissenschaftlichen Litteratur eine Umsicht gewährt, wie sie sonst schwer zu erringen ist. Was für Werke auf allen Gebieten der Wissenschaft erschienen sein mögen, in Wolfs Vademecum sind sie leicht und schnell zu finden und ganz besonders für Studierende dürfte dieses Werk von Interesse sein, da darin vielfach Werke verzeichnet sind, die der Sortimentsbuchhändler wegen ihrer Seltenheit nicht immer auf Lager hat. Die Litteratur der Programme, Dissertationen und Abhandlungen ist in Wolfs Katalogen umsichtig registriert worden, soweit es nur irgend möglich war, so daß der Besitzer des Vademecum noch manches ihm bisher Unbekannte finden wird, was die Lücken seiner Bibliothek ausfüllt und was er in den Antiquariats- und Lagerkatalogen seines Buchhändlers vergeblich suchen wird, wie überhaupt das so zeitraubende Durchsehen dieser Kataloge durch das „Vademecum" erspart wird. Jede Abteilung ist systematisch sorgfältig bearbeitet und mit einem Register versehen, wodurch es ermöglicht wird, die über eine Spezialität erschienenen Bücher und Schriften sofort aufzufinden.

Daß das Vademecum in jeder Beziehung seinem Zweck entspricht, geht schon daraus hervor, daß nicht nur eine große Anzahl Bibliotheksbeamte, sondern selbst viele Buchhändler es als praktisches Nachschlagebuch mit bestem Erfolg benutzen.

Die Studierenden nun, die sich eine

ihrem Studium aufs beste angepaßte Bibliothek anschaffen möchten, sollten zuerst dieses Katalogwerk zur Hand nehmen. Ein Durchstudieren desselben dürfte den besten Erfolg tragen. Aus den Hörsälen bringt der Student oftmals eine nur sehr mangelhafte Übersicht über die Litteratur seines Studiums nach Hause. Der Verlagsbuchhändler Gustav Wolf hat sich daher mit der Herausgabe eines derartigen Werkes das Verdienst erworben, der gesamten Gelehrtenwelt einen zuverlässigen Führer, der in den Kreisen der Bücherfreunde schon lange schwer vermißt wurde, übergeben zu haben.

Für Medizin ist der Katalog ein in allen Beziehungen reichhaltiger; Naturwissenschaften, Jurisprudenz, Theologie, sowie hauptsächlich Philosophie und Pädagogik weisen eine Fülle von Werken auf.

So mag denn der Sommer herankommen und wer dann sucht nach den Schätzen der Wissenschaft, der beschaffe sich zuerst Wolfs Vademecum. Z.

„Die Revolution des Volkes der Leser" von Hans Rembert. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Bleibtreus kampfglühende, geistvolle Schrift: „Revolution der Litteratur" hat bekanntlich großes Aufsehen in der litterarischen Welt gemacht und fruchtbar auf die jüngere Schriftstellergeneration gewirkt. Ein Beweis dafür ist vorliegendes Büchlein, offenbar unter dem Einfluß der Bleibtreuschen Broschüre niedergeschrieben und in der Art und Weise des Führers der realistischen Schule gehalten. Was der Autor vorbringt, ist zum Teil übers Ziel hinausschießend, im allgemeinen aber drang er wirklich in das Wesen der Dichtkunst ein, seine Bemerkungen über die Stellung der Poeten, über das Verhältnis der Litteratur zum Publikum sind gut gedacht. Die zahlreichen Leser der Bleibtreuschen Kampfschrift werden auch dies Büchlein mit besonderem Interesse lesen. W.

Die deutsche Satzlehre. Eine Untersuchung ihrer Grundlagen von Franz Kern. II. Auflage (Berlin, Nicolaische Verlagshandlung).

Kürzlich erschien im Verlage von H. Barsdorf in Leipzig im Neudruck von nur 300 numerierten Exemplaren eine Liebhaberausgabe der französischen Originalausgabe der berühmten Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, der Lieblingsschwester Friedrichs des Großen. Nachdem im vergangenen Jahre Ihre Kgl. Hoheit Prinzeß Christian von Schleswig-Holstein, Tochter der Königin von England, eine englische Übersetzung gefertigt und ihrem Schwager, Sr. Kais. und Kgl. Hoheit dem deutschen Kronprinzen gewidmet hatte, ward die Nachfrage nach der französischen Originalausgabe eine überaus rege. Bemerken können wir noch, daß die Exemplare Nr. 1—10, auf feinstem Original-Japan-Papier abgezogen, als Fürsten-Ausgabe zum Preise von Mk. 20,—. für beide Bände ausgegeben werden. Der Preis der übrigen Exemplare, originell in zweifarbigem Japan-Papier broschiert, beträgt nur Mk. 9.—. Da bei der lebhaften Nachfrage nach diesem berühmten Memoirenwerk die kleine Auflage bald vergriffen sein dürfte, so wird es den Interessenten gewiß angenehm zu erfahren sein, daß schon jetzt alle Buchhandlungen Bestellungen darauf annehmen.

Ein Hauptstück von unserer Muttersprache, der allgemeine deutsche Sprachverein und die Errichtung einer Reichsanstalt für die deutsche Sprache. Mahnruf an alle national gesinnten Deutschen von Herman Riegel. II. Auflage (Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn).

Das Christentum oder pädagogisch-politisch- und religiös-philosophische Betrachtungen, geeignet zu grundlegendem Selbstunterrichte auf den Gebieten der Pädagogik, Politik und Religion. In zwei Teilen herausgegeben von Gustav Friedrich Klauß. (Löbau W.-Pr., Verlag von R. Skrzeczek.)

Die Sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund nach Sinn und Ursprung erläutert. Ein Beitrag zur Kenntnis deutscher Sprache und Sitte von Wilhelm Borchardt (Leipzig, F. A. Brockhaus). Eine Sammlung von sprichwörtlichen Redensarten mit beigefügten Erläuterungen; bei dem völligen Fehlen eines ähnlichen Werkes wird damit wirklich einem allgemeinen Bedürfnis abgeholfen.

Die Geschichte der Erde von E. N. Roßmäßler. Vierte Auflage. Vollständig umgearbeitet, mit neuen Illustrationen versehen und auf den Stand des heutigen Wissens gebracht von Dr. Th. Engel. Mit einer geologischen Karte von Deutschland. Lieferung 7—11. (Stuttgart, Verlag von Otto Weisert.)

Halleluja. Lateinische und deutsche Hymnen von Julius Thikötter. (Bremen, Verlag von Heinsius.)

Platt Land un Süd. Vertellt von Julius Dorr. Mit Vorwort von Victor Blüthgen. I. Bändchen. De Göderschlächter. Dörpgeschicht ut de Uckermark. (Freienwalde, Max Achilles.)

Deutsche Zeit- und Streitfragen. Herausgegeb. von Fr. von Holtzendorff. Heft 16. Über den Wert der deutschen Sprache für nationales Bewußtsein und nationalen Zusammenhalt. Von Gymnasialdirektor Heß. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. Heft 24. Der kulturgeschichtliche Wert der römischen Inschriften. Von Prof. H. Zimmermann. (Hamburg, J. F. Richter.)

Dr. Esperanto, Internationale Sprache, Vorrede und vollständiges Lehrbuch (Warschau, Gebethner & Wolff).

Oskar Julius Tschudi, Stat og Kirke. Seks populaere abhandlinger (Kristiania, Forlagt af Alb. Cammermeyer).

Die Poetik auf der Grundlage der Erfahrungsseelenlehre von Heinrich Viehoff. Herausgegeben nebst einer biographischen Skizze von Viktor Kiy (Trier, Verlag der Fr. Lintzschen Buchhandlung). — Das vorliegende Werk ist das letzte, was aus Heinrich Viehoffs schaffensfreudiger Feder geflossen ist. Das Manuskript fand sich unvollendet in seinem Nachlaß vor und wurde von seinem Schwiegersohn Viktor Kiy herausgegeben. Trotzdem bietet das Werk auch in der gegenwärtigen Form ein abgeschlossenes Ganze, dem der Beifall sachkundiger Leser nicht fehlen wird.

König Elfs Lieder von Gust. Kastropp. Dritte veränderte Auflage (Stuttgart, Adolf Bonz & Komp.).

Die Mystik der alten Griechen von Dr. Karl du Prel (Leipzig, Ernst Günthers Verlag).

Die Menschen-Rechte. Ein Wegweiser für diese Welt der Komödie. — Fragmente einer neu entdeckten Bibel (Zürich, Verlags-Magazin).

Vom alten zum neuen Reich. Die politische Neugestaltung Deutschlands und seine Einigung durch Preußen von R. Pape (Leipzig, Fr. W. Grunow).

Überseeische Reisen von Amand Goegg (Zürich, Verlag von J. Schabelitz).

Das Urheberrecht auf dem Gebiete der bildenden Kunst und Photographie. Dargestellt von E. Grünewald (Düsseldorf, Ed. Liesegangs Verlag).

Julia Alpinula. Eine Tragödie in 5 Aufzügen von Gabriel Strand (Karlsruhe, H. Bielefeld, Verlag).

Im Bann der Disziplin. Militärische Humoresken von Victor Laverrenz. (Berlin, J. L. B. Laverrenz.)

Volksmedicin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. Von Dr. M. Höfler. Mit einem Vorwort von Fr. von Hellwald. (München, Verlag von Ernst Stahl sen).

Ärztinnen für Frauenkrankheiten von Mathilde Weber. Tübingen, Verlag Franz Fues. Die oben angeführte kleine Schrift vertritt in warmen Worten, deren ehrliche Meinung sich herausfühlt, den Standpunkt, daß die Frauen Medizin studieren sollen. Die Verfasserin weist überdies darauf hin, wie sehr wünschenswert es wäre, wenn das Hebammenwesen in gebildeteren Händen ruhen würde. Die Tendenz ihres Büchleins beruht in der Überzeugung, daß weibliche Ärzte für Frauenkrankheiten eine sittliche und sanitäre Notwendigkeit seien; wir nehmen keinen Anstand, ihrer Ansicht beizupflichten, wünschen aber deshalb nicht minder, daß jene Frauen, die sich dem Studium der Medizin hingeben, sich nicht veranlaßt sehen, zu emanzipierten Mannweibern sich heranzubilden, sondern ihrem Geschlechte nur durch tüchtiges Wissen, nicht aber durch banale Phrasendrescherei von Nutzen sein mögen.

Deutsche Sprachweisheit. Etymologische Aphorismen. Von Edmund von Hagen. II. Auflage. (Hannover, Verlag von Carl Schüßler.)

Übersetzungslitteratur.

Naturalistische Romane des Nordens. I. Albertine. Von Christian Krohg. (Budapest, Verlag von G. Grimm. 1888.) Wie weit ist doch unsere Zeit dem Mittelalter vor! ... Damals verbrannte man die Verfasser mißliebiger Bücher; jetzt verbrennt man diese Bücher öffentlich auf Befehl der hohen Obrigkeit.

So geschehen im Jahre 1887 mit dem Buche „Albertine" des Christian Krohg in Christiania, der tugendhaften Hauptstadt des schönen Norwegen.

Arme Albertine! Warum verbrannte man die Geschichte Deines Lebens, eines Lebens, das, aufrichtig gestanden, nicht wert war, im Buche wiedererzählt zu werden? ... Warum? ... Weil Dich ein Polizei-Don Juan dessen beraubte, was Du so oft als Qual empfandest: Deiner Unschuld! Dann aber hätte man, wenn Gerechtigkeit gilt, den Lumpen Winther, so hieß Dein, dann nach den Gesetzesparagraphen vorgehender Verführer, öffentlich verbrennen sollen und nicht die Geschichte Deines Lebens, die Christian Krohg mit der brutalen Beredsamkeit des nordischen Naturalisten erzählt.

Man irrt, wenn man sagt, daß Zola Schule mache ... außerhalb Frankreichs und Belgiens giebt man sich nicht die Mühe, ihn nachzuahmen. Bei Zola sind Licht und Schatten leicht und gleich verteilt; den Abgründen der menschlichen Gesellschaft stellt er die Natur in ihrer hohen Schönheit und die Kunst entgegen, die stete Sucherin, wenn auch nicht immer Finderin der Wahrheit. Die deutschen Naturalisten sind mehr Photographen, die, indem sie das dunkle Leben abschildern, dabei grübeln und grübeln

und an das . . . Retouchieren, an das harmonische Verschmelzen der Tinten vergessen. Die Naturalisten des Nordens, Tolstoi, Krohg und die unzähligen kleineren Geister schildern die Bilder des Lebens nicht unbefangen; sie schildern es, erfüllt vom ohnmächtigen Groll, der sie selbst beseelt, und verwenden Grau und Schwarz zu ihren entsetzlichen Gebilden.

Sie kommen vielleicht der Wahrheit am nächsten, denn die Wahrheit birgt das Scheußlichste und das Schönste, aber der Glaube, der sehr oft das Richtige trifft, sagt: „Der Himmel gehört den Engeln, die Erde den Menschen und die Hölle den Teufeln." Der Naturalismus des Nordens behauptet, die Erde gehöre den Teufeln; nur die Anschläge der Verruchtheit gelängen, und die Tugend . . . ja, wenn es wahre Tugend gäbe.

Es ist vielleicht unrecht von mir, daß mich der Schlamm nicht begeistern, die Finsterniß nicht entzücken kann, und es gehört vielleicht mit zu den Irrtümern meines an Irrtümern nur zu reichen Lebens, daß ich aus der Zeit der Jugend und der Kraft mir nichts herübergerettet in die Zeit des Alters und der Krankheit, als die Freuden am Blau des Himmels, am wärmenden Sonnenstrahl, an Blumen, Liedern und an Menschen; aus dem Grunde hätte ich vielleicht über das Buch des Christian Krohg meine Meinung nicht öffentlich aussprechen sollen, eine Meinung, die der des berühmten Dr. Georg Brandes ganz widerspricht.

Brandes schreibt an Christian Krohg:

„Nehmen Sie zugleich mit meinem Danke eines langjährigen Freundes aufrichtige Glückwünsche zu diesem Buche. Es ist unstreitig eine der bestangelegten und durchgeführten Studien der neuen nordischen Litteratur. Könnte Eduard de Goncourt es lesen, er würde Ihnen die Hand dafür drücken. Es ist Herz in ihm und echte Kunst, u. s. w."

Schließlich heißt es:

„Das Gewagte in diesem Romane liegt ausschließlich in der Wahl des Stoffes. Denn in der Moral des Buches ist nichts Neues, nichts Trotziges. Die einzige Lehre, die sich sinngemäß aus der Ergänzung herauslesen läßt, stimmt mit dem Geiste des Christentums wohl überein; wo sie mit der landläufigen Moral in Widerspruch gerät, ist es nur insoweit, als das Christentum dies selbst thut."

. . . . . .

Ich finde in „Albertine" die Unmoral, daß der schurkische „Winther" ans Ziel gelangt; daß er sein, durch Gedanken übrigens längst befleckes, Opfer bis zur Narrheit treibt. Mit dem Christentum hat dieses Buch nichts zu thun; dazu ist das Christentum, das von Jesus verkündigte, denn doch zu ehrwürdig.

. . . . . .

Und doch hat das Buch einen sittlichen Wert, der, wenn er von den gesetzlichen Organen des Staates beherziget würde, manche Seele dem Verderben entrisse.

Die „weibliche" „Visitationsszene" „auf dem Bureau" der Polizei birgt eine solche Fülle der Entsetzlichkeit in sich, daß jedes Herz davor schaudern muß. Etwas Menschlichkeit den fungierenden Ärzten und Assistenten dabei anzuempfehlen, thäte wohl auch außerhalb Christianias Not. Es ist nicht nötig, die Seelen mit zu vergiften, weil man die Körper von Fäulnis angesteckt glaubt.

Daß der Verfasser der „Albertine" voll Mannesmut und Wahrheitstreue dies zur Sprache brachte, dafür gebührt ihm nicht der Scheiterhaufen, sondern die Bürgerkrone.

Die Übersetzung des Buches, von E. Wetter besorgt, scheint vorzüglich zu sein; die sprunghaften, nervösen Sätze des Originals regen auch den deutschen Leser auf, und es bedarf wohl in dieser Zeit nur eines solchen Hinweises, damit dieses Buch reichen Erfolg auch in Deutschland habe, einen Erfolg, den ich, trotzdem mir das bedeutende Talent des Verfassers nicht sympathisch ist, dem norwegischen Naturalisten Christian Krohg aufrichtig wünsche. s.

Nordische Klänge. Von Georg von Schulpe. (Leipzig 1888. Verlag von Wilhelm Friedrich, K. K. Hofbuchhändler.) Selbst auf die Gefahr hin, nicht in Walhalla Einlaß zu finden, gestehe ich es ganz ehrlich, daß ich seit jeher viele Sympathie für die heitern Götter Griechenlands empfand, aber nur wenige, mit Grauen gemischte Zuneigung für die düstern und schwerfälligen Götter germanischer Urzeit. Auch meine ich, daß Nektar und Ambrosia angenehmer berauschend gewirkt haben mögen, als Meth, der braune Trank. Solcherlei verwerfliche Gedanken zogen mir durch den Sinn, als ich das trefflich ausgestattete Buch des Georg von Schulpe: „Nordische Klänge" empfing.

Erst durchblätterte, dann durchlas ich es. Am meisten mutete mich an, was darin über Baldur gesungen wird, über den Gott des Frühlings, der mit den Blumen auch die Liebe erwachen läßt. Die Sage wirft ihn zwar zu den Toten, aber er lebt, und jedes Jahr feiert er sein Auferstehen! Auch den „Mythenliedern" des Buches lauschte ich und ließ mich von den „Sagen" und „Waldmärchen" erquicken und „Götterdämmerung" und „Verjüngung" über mich ergehen . . .

Und dazwischen horchte ich, leider vergeblich, auf einen, wenn auch noch so leisen Pulsschlag unserer Zeit.

Und dann begann ich mich zu verwundern, daß es noch Dichter giebt, die, gleichsam losgeschält von allen Fasern der Gegenwart, sich nur in die Vergangenheit versenken und bei „Odhins Schwert" Trost suchen für die verloren gegangene Freiheit! . . . Und solcher Poeten Einer ist Georg von Schulpe. Ist er, der in den „Nordischen Klängen" sich als liebenswürdiger, beschaulicher und weiser Geist im vorteilhaften Lichte zeigt, darob zu beklagen oder zu beneiden?

Ich kehre zum Buche zurück, dessen Hauptgebrechen darin zu suchen, daß der Stoff episch, die Ausführung aber lyrisch ist; dazu kommt, daß die Empfindung des Poeten mächtiger ist, als der Ausdruck derselben. Die Melodie der Weichheit, die Georg von Schulpe in den „Nordischen Klängen" festhält, mahnt an die Melodie der Minnesänger, nicht aber an die Harfe der Skalden, deren Töne so rauh, so wild, so ergreifend klangen! . . .

Liest man Georg von Schulpes „Nordische Klänge", dann bedauert man unwillkürlich, daß der Dichter sein anmutiges, liebliches Talent in den Dienst der gewaltigen Germanensagen gestellt, daß er es nicht entfaltet hat, um heitere Sprüche der Wahrheit und Weisheit, um Lieder des Friedens und Glückes zu singen, Sprüche und Lieder, die ihm unzweifelhaft gelingen müßten! . . .

Doch soll nicht verschwiegen werden, daß die melodischen Verse des Schulpe manchmal vom Hauch der Kraft geschwellt, eindringlich wirken, und daß die Gesinnung, die sie bekunden, stets eine reine und hohe ist.

Und darum sind diese auch lehrreichen Poesien empfehlenswert! Mögen die Schlußworte der „Nordischen Klänge" sich an ihnen erfüllen! Sie lauten:

„Skaldengesänge!
Ihr seid verhallt, verklungen —
Und lebt doch fort, denn ihr seid tief
Ins Herz des Volkes gedrungen."

Und auch des Dichters sympathische Gestalt möge unvergessen bleiben! . . .

A. T.

Bayard Taylor: Lars. Norwegisches Idyll. Deutsch von Margaretha Jakobi. Stuttgart, Robert Lutz. Der Dichter, dessen Jugend unter den Quäkern Pennsylvaniens verflossen, hat in diesem Werke aus seiner reichsten Schaffenszeit dem Siege milder Gesinnung über Leidenschaft und Gewaltthätigkeit ein schönes Denkmal errichtet und dieses Triumphlied des Friedens dem verehrtesten Haupte amerikanischer Poeten, dem Dichter- und Quäkergreis John Whittier, mit dem ihn lebenslange Freundschaft verband, in innigen Strophen zugeeignet. Der Schauplatz des Idylls ist im ersten Teile Norwegen, im zweiten Pennsylvanien. Nicht nur die Schilderung der Natur und die Zeichnung der Charaktere, sondern auch das Ineinanderweben von Landschaftlichem und Menschlichem zu einem gemütvollen Stimmungsbilde höhern Stils bekunden den echten Dichter. Die Übersetzung ist dem Original in der Schönheit des Ausdrucks und der Lieblichkeit der Farbenmischung nach Kräften gerecht geworden. Es ist ein liebes, erquickendes Buch. Die äußere Darbietung macht dem Geschmack des Verlegers Ehre. M. G. C.

Im Verlag von S. Fischer (Berlin) erschien: Der Hahnrei. Ein psychologischer Roman von Fedor Dostojewski. „Der Hahnrei" ist eins der reifsten Produkte aus der Feder des großen russischen Romanciers. Der Typus des hintergangenen Gatten ist kaum jemals in packenderer, psychologisch feinerer Weise gezeichnet worden. Der Roman zeichnet sich durch eine bei aller Tiefe der Darstellung von Kapitel zu Kapitel wachsende Spannung aus.

Kriegsbücher aus Frankreich.

Le Comte d'Hérisson, la Légende de Metz. 9e éd. Paris, Ollendorf, 1888. Da sind wieder Enthüllungen von einem gewohnheitsmäßigen Enthüller, welcher nichts enthüllt, als was man schon längst weiß, nämlich daß Feldmarschall Bazaine nachträglich, zuerst von den Republikanern, dann von den Orleanisten zum allgemeinen Sündenbock für die schlechten Erfolge des siebziger Kriegs gemacht worden ist. Er hat verraten! heißt es. Aber Wen? Seinen Oberherrn, den Kaiser? Der hat ihn aber nie des Verrats angeklagt. Die Zufallsregierung vom 4. September? Der war er ja keinen Gehorsam schuldig. Daß Bazaine politische Hintergedanken gehabt haben mag, daß er in den Schlachttagen um Metz die kaiserlichen Garderegimenter mehr geschont hat als nötig war, vielleicht um dieselben bei Wiederaufrichtung des Kaiserreichs zu verwenden, das kann man alles zugeben, ohne daß die Thatsache des Verrats daraus hervorspringt. Ihn also vor den Sachkennern rein waschen zu wollen, war überflüssig — und vor den Nachschreiern und Nachtretern, vergeblich. Dennoch ist das Buch bemerkenswert als ein Symptom der antirepublikanischen Reaktion, die sich mehr und mehr, besonders in der Armee, fühlbar macht. Auch bringt es manche neue Einzelheiten, die nur allzu kunterbunt durcheinander geworfen sind. Wenn aber der Verfasser aus Bazaine einen heldenhaften Märtyrer zu machen versucht, so mißlingt ihm dies gänzlich.

Dick de Lonlay, l'Armée russe en campagne. Paris, Garnier, 1888. Ein rechtes Husarenbuch, obwohl der

Verfasser im russisch-türkischen Krieg von 1877—78 als Freiwilliger unter den donischen Kosacken mit dabei war. Von Taktik und Strategie erfahren wir da wenig, wohl aber über die Einzelheiten der Begebnisse, insoweit sie unseren Kosacken betrafen. Und die sind flott, anschaulich und namentlich ohne jegliche Renommage erzählt. Das wichtigste Ereignis jenes Krieges war die Belagerung und Einnahme von Plewna, das interessanteste dagegen und spannendste die Verteidigung des Schipkapasses. Dieser Verzweiflungskampf der Russen gegen eine erdrückende Übermacht bis zum Entsatz durch die Hilfstruppen des Generals Radetzky wird von dem Augenzeugen mit großer Lebendigkeit dargestellt. Besondere Anerkennung zollt der Verfasser der Kriegstüchtigkeit der bulgarischen Freiwilligenbataillone, welche sich in einer ganz unerwarteten Weise offenbarte, wie sie sich auch später im Krieg gegen die Serben glänzend bethätigte. Seine sonstigen Komplimente für den russischen Soldaten mögen wohlbegründet sein, nur nehmen sie sich nach der im Februar geschriebenen Vorrede „im Augenblick, wo sich die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf die russisch-österreichische Grenze richtet", etwas tendenziös aus. Das Buch ist sehr schön, auch mit Bildern, ausgestattet. A. Büchner.

Englische Litteratur.

Matthew Arnold. In dem am 15. April heimgegangenen Matthew Arnold hat das geistige Leben Englands einen seiner vornehmsten Repräsentanten verloren, einen jener erlesenen Geister, denen es beschieden war, in der englischen Schriftstellerwelt der Gegenwart Epoche oder Schule zu machen. Dichter, Kritiker, Essayist, Theolog und — last not least — Reformator des englischen Schulwesens, war Matthew Arnold zu ein und derselben Zeit gewesen, und es ist durchaus nicht leicht, jetzt schon ein endgiltiges Urteil über das Gebiet zu fällen, auf dem es diesem vielseitigen Manne gelungen, sich die schönsten Lorbeern zu erringen. Man sah in ihm der wahrhaft Berufenen und Auserlesenen einen, und seit mehr als drei Jahrzehnten nahm er im sogenannten geistigen Leben Englands eine ebenso hervorragende als bedeutsame und interessante Stellung ein.

Das Leben Matthew Arnolds glich von Anfang bis zu Ende einem einzigen langen, goldenen, von keinem widrigen Windhauche gestörten Sonnenschein, von dem die res angusta domi Juvenals, welche so häufig einem frühzeitig sich entwickelnden geistigen Genie in der Gestalt von Armut, Sorge, Kummer und Unglück entgegen arbeiten, sich ängstlich ferngehalten hatten.

Geboren am 24. Dezember 1822 zu Laleham bei Staines, konnte er in späteren Jahren mit Recht von sich sagen, daß er als Weihnachtskind mit der Wünschelruthe geboren wurde und daß sein Vater, Thomas Arnold, der bekannte Bearbeiter von Niebuhrs römischer Geschichte, von dieser freudigen Christbescherung aufs angenehmste überrascht sich zeigte. Bald sehen wir ihn an den beiden berühmten öffentlichen Schulen von Wincheſter und Rugby allen seinen Mitschülern den Rang ablaufen, und im Alter von 18 Jahren finden wir ihn als „Undergraduate" des Balliol College zu Oxford seinen Universitätsstudien emsig nachgehen.

Schon nach dreijährigem Aufenthalte an dieser berühmten Alma Mater gelangte Arnolds Name in die große Öffentlichkeit, da er mit einem Gedicht über „Cromwell" den Newdigate-Preis errungen — einen Preis, der vor ihm so manchem englischen Poet-laureate zugefallen war. Seiner schlummernden

Muse wurde durch diese große Auszeichnung der unwiderstehliche Impuls zu teil, sich auf diesem Gebiete noch weiter zu versuchen. Im Jahre 1848 wagte er sich schüchtern mit einem Band Gedichte „the strayed Reveller, by A." in die Öffentlichkeit, dem er bald nachher, diesmal jedoch nicht mehr anonym, ein ziemlich anspruchsvolles, lyrisches Gedicht „Empedocles on Etna" folgen ließ. Der äußerst günstigen Kritik, welche durch die in diesem Gedichte originell sich kundgebende poetische Veranlagung des Autors allerorten hervorgerufen wurde, hatte Matthew Arnold seine Ernennung zum Professor der Poesie an der Universität Oxford zu verdanken.

Allgemein glaubte man nun erwarten zu dürfen, daß das göttliche Dichterroß, auf dessen Rücken Matthew Arnold so rasch und unversehends sich hinauf gehoben fühlte, mit vollem Fluge zum Olympos sich emporschwingen werde. Ein glücklicher Anfang und gelungener Versuch zu diesem Behufe wurde auch wirklich mit der im Stil der griechischen Klassiker gehaltenen Tragödie „Merope" gemacht, welche von einem Bande „New Poems" begleitet wurde, allein, die erhofften poetischen Meisterwerke ließen noch immer auf sich warten. Mittlerweile hatte Matthew Arnold sich in der Lösung der Aufgabe gefallen, Homer in englischen Hexametern zu übersetzen, und diese Beschäftigung, sowie dem langen Umgang mit diesem berühmten griechischen Epiker ist es zuzuschreiben, daß die geistige Schöpfungskraft Arnolds sich plötzlich auf ein neues Wirkungsfeld warf, auf dem sie sich in Zukunft auch thatsächlich aufs Glänzendste bewähren sollte.

Der Dichter Matthew Arnold war in dem Kritiker Matthew Arnold aufgegangen. Wem fällt hier nicht der Ausspruch Göthes ein, daß der Dichter unwillkürlich zur Kritik sich hingezogen fühlt? In dieser neuen Eigenschaft befand er sich in seinem ureigenen Elemente; sein eigenartiges Genie, verbunden mit richtigem selbständigen Urteil und ausgebreiteter Weltkenntnis fing erst jetzt an, ganz und völlig zur Entfaltung zu gelangen. Mit einem Worte, er war, wenn auch nicht zum Dichter, doch zweifellos zum Kritiker geboren. Schon seine „Essays in criticism", eine Sammlung seiner prosaischen Aufsätze, etablirten seinen Ruf weit über die Grenzen seines eigenen Landes hinaus, und in England selbst besaß er während seiner ganzen Lebenszeit keinen ebenbürtigen Rivalen auf dem Felde der litterarischen Kritik. Man kann sagen, daß er diesen Teil der englischen Litteratur nicht bloß von Grund aus revolutioniert, sondern demselben auch auf lange Zeit den Stempel seiner Individualität aufgedrückt hat. Seine litterarisch-kritischen Werke, bei deren Abfassung er sich streng an der von Sainte-Beuve aufgestellten Methode des Urteilens hielt, werden in der Meinung englischer Kritiker fortan dieselbe Stelle einnehmen, wie Lessings kritische Schriften bei ihren deutschen Kollegen noch immer behaupten.

Da Matthew Arnold als Dichter zur sogenannten „Lake school" gehörte, so war es nicht mehr als natürlich, daß er in seinem Herrn und Meister Wordsworth den größten Dichter erblickte, den England seit Shakespeare und Milton besessen, und in der Begründung dieser seiner Ansicht war es, daß er das seitdem berühmt gewordene, kühne und ingeniöse Dictum aufstellte: „Poetry is a critism of life." Wie Wordsworth als größten Dichter, bezeichnete er Sainte-Beuve als „den größten kritischen Geist unseres Jahrhunderts" — zwei Ansichten, die sowohl in England selbst als in Frankreich entschiedene Gegner fanden.

Auf den Kulturfortschritt Englands,

namentlich auf den Nationalcharakter seiner Bewohner, haben Matthew Arnolds kritische Schriften einen überaus wohlthätigen Einfluß ausgeübt. Im Jahre 1869 ließ er in seinem berühmten Werke „Culture and Anarchy“ seiner horazischen Satire freien Lauf, indem er dem englischen Mittelstande einen Spiegel, voll von dummstolzem Nationalbewußtsein, insularer Selbstgefälligkeit und lächerlicher Kurzsichtigkeit vor Augen hielt, und hierdurch viel dazu beitrug, daß auf die Zivilisation des Auslandes mit weniger Eigendünkel als vordem herabgesehen wurde. Sein berühmtes Wortspiel: „an upper class materialised, a middle class vulgarised and a lower class brutalised“, mit dem er der englischen Gesellschaft ihr getreues Konterfei entgegenhielt, hatte den Nagel auf den Kopf getroffen und den engbegrenzten insularischen Gesichtskreis bedeutend erweitert. Seine „Conversations with Arminius, baron von Thunder-Ten-Tronkh“ bilden gleichfalls eines seiner besten und unterhaltendsten Bücher, in dem er von dem Gesichtspunkte eines Deutschen die Sitten seines Volkes dem Gelächter preisgiebt. Mit dem beißenden Spott und Humor dieses Werkes scheint Matthew Arnold bei Jean Paul in die Schule gegangen zu sein. Auch seinen Vettern jenseits des atlantischen Oceans, bei denen seine Schriften eine noch weit größere Verbreitung und Verehrung fanden als in England, hat unser Kritiker bittere Wahrheiten ins Gesicht gesagt. Sowohl in seinem „a word about America“, sowie in dem wenige Tage vor seinem Tode im „XIX. Century“ erschienenen Aufsatze „Civilisation in the United States“, hat er mit unbarmherziger Hand die Schwächen des ganzen amerikanischen Nationalcharakters, und der mit Siebenmeilenstiefeln vorwärtsschreitenden amerikanischen Zivilisation aufgedeckt.

Bei Matthew Arnolds theologischen Schriften, wie „Literature and dogma“, „St. Paul and Protestantism“, „God and the Bible“, „Essays on church and religion“ u. s. w., welche auf das religiöse Leben Englands einen so mächtigen und andauernden Einfluß ausgeübt haben, erlaubt es der uns hier zur Verfügung stehende Raum nicht, auch nur mit wenigen Ausführungen länger zu verweilen. Selbst seiner segensreichen Thätigkeit als Inspektor des englischen Schulwesens, in welcher Eigenschaft er im Auftrage der englischen Regierung das Unterrichtswesen Frankreichs und Deutschlands an Ort und Stelle studierte, und in seinen Berichten hauptsächlich das Land der Denker und Dichter als nachahmungswürdiges Beispiel liberaler Volkserziehung empfahl, kann hier des Ausführlicheren nicht gedacht werden.

Matthew Arnolds Tod läßt in England eine große und empfindliche Lücke zurück, deren Ausfüllung nicht so leicht gelingen dürfte. Denn es handelt sich nicht allein darum, einen Essayisten und Kritiker zu ersetzen, der mit wahrhaft dichterischem Empfinden in das Werk eines anderen einzudringen verstand, sondern einen Theologen, der mit kritisch-philosophischem Geiste in Glaubenssachen zu einem gerechten Urteilsschlusse zu gelangen, und einen Schulmann, der sich ein eigenes Ideal für die Erziehung der heranwachsenden Generation zu bilden vermochte.

Unter den Novitäten, deren Erscheinen auf dem englischen Büchermarkte binnen Kurzem bevorsteht, wird besonders den folgenden drei Werken mit ungewöhnlichem Interesse entgegengesehen: Herbert Spencer „Autobiographie“, William Black „The Strange Adventures of a house-boat“ und Miß Braddons neue Novelle „The fatal three.“

Der stets wachsenden Schar von Shelley-Verehrern zuliebe hat die Londoner Shelley-Society nicht viel Zeit verloren, das erst vor Kurzem entdeckte Manuskript „the Masque of Anarchy" in genauer Reproduktion im Buchhandel erscheinen zu lassen. Den auswärtigen Mitgliedern der Gesellschaft wird dasselbe, auf Verlangen, gratis zugesandt.

Der Dichter der „Leuchte Asiens" (the light of Asia), Sir Edwin Arnold, dessen bisherige Schaffensthätigkeit fast ausschließlich auf orientalische Stoffe mit Vorliebe sich beschränkte, läßt nun bei Trübner in London einen Band auserwählter nicht-orientalischer Gedichte erscheinen, um sich seinen zahlreichen Verehrern in einem neuen Lichte zu zeigen. Diesem litterarischen Experimente des berühmten Dichters, Kritikers und Journalisten, bringen die Schriftstellerkreise Englands um so größeres Interesse entgegen, als man allgemein daran gewohnt war, den Orient als das alleinige Feld zur Bethätigung seiner Geistesgaben zu betrachten.

Die Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein, welche sich durch Herausgabe der „Memoiren der Markgräfin von Bayreuth" so glänzend in der englischen Schriftstellerwelt eingeführt, hat nun, gleichsam als Supplement dieses interessanten Werkes, eine gelungene Übersetzung des von Dr. Georg Horn in Berlin verfaßten Buches „Die Markgräfin von Bayreuth und Voltaire" veröffentlicht. Auch dieser Ergänzungsband hat bei der englischen Litteraturwelt freundlichste Aufnahme gefunden. H. P.

Aus der polnischen Litteratur.

Den ersten rein naturalistischen Roman verdankt die polnische Litteratur einer Frau. Die von der Schauspielerin und Schriftstellerin Gabriele Snieżko-Zapolska veröffentlichte zweibändige Erzählung „Kaśka-Karyatyda" (Kathi, die Karyatide) beschreibt mit echt naturalistischer Detailmalerei das Schicksal eines auffallend schönen kraftvollen Dorfmädchens, welches in die Hauptstadt kommt, um sich einen Dienst zu suchen. Ein junger Bildhauer ruft bei ihrem Anblick, geblendet von ihrer rüstigen Gliederpracht: eine Karyatide! Daher ihr Name. Das vollblütige Mädchen fällt nach kurzem Widerstande den ihr allenthalben nachstellenden Männern zum Opfer, denn ihr eigener kraftvoller Organismus treibt sie ihren Nachstellern in die Arme. Sie lebt zuerst mit einem jungen, rohen Hausmeister, für den sie arbeiten muß. Nachdem sie in verschiedenen Häusern gedient, wird sie Kellnerin, Modell, fällt darauf bis zur letzten Stufe und stirbt kurz nachdem sie aus dem Spital entlassen wurde. Das Ganze ist ein Aufschrei gegen die Organisation der Gesellschaft, welche armen Mädchen das Heiraten unmöglich macht und sie vor dem Falle nicht schützt. Mit großer Sorgfalt hat die Verfasserin die Sprache der untersten Volksklassen studiert und wiedergegeben. Wenn sie in dieser Beziehung dem großen Muster Zolas gefolgt, so hat sie leider auch die verhängnisvolle Eigentümlichkeit des Meisters, welche den Naturalismus als Methode litterarischen Schaffens bei dem unbefangenen Publikum diskreditiert, nachgeahmt: wir meinen das ausschließliche Zusammentragen der widerwärtigsten, verdorbensten Elemente. —

Der hervorragende Litterarhistoriker Dr. Chmielowski veröffentlicht eine umfangreiche biographisch-kritische Studie über Kraszewski. Das Werk, noch zu Lebzeiten des großen Erzählers vorbereitet, ist die Frucht zwanzigjähriger Arbeit. Es enthält eine eingehende Würdigung des polnischen Romanziers, Pu-

bliziſten und Patrioten, welche als faſt zeitgenöſſiſches Urteil beſonderes Intereſſe verdient. Wir vermiſſen nur die Würdigung Kraszewski's als Dramatiker.

Das Aprilheft der „Biblioteka Warszawska“ bringt an leitender Stelle eine Reihe trefflicher (anonymer) Überſetzungen Schillerſcher Gedichte. Dieſelben ſind wohl ſchon oft ins Polniſche übertragen worden, jedoch ſelten mit ähnlicher Präziſion und Formenglätte. Beſonders muß die Übertragung der „Reſignation“, des „Ringes des Polykrates“ ſowie der „Teilung der Welt“ rühmend hervorgehoben werden.

A. N.

Portugieſiſche Litteratur.

O Hellenismo e a Civilisação christã por J. P. Oliveira Martins. (Das Hellenentum und die chriſtliche Bildung von J. P. Oliveira Martins.)

Das Buch iſt eine Studie über die helleniſche Beeinfluſſung der chriſtlichen Civiliſation, es iſt das Reſultat beharrlicher, großer Forſchungen und mit der Oliveira Martins eigenen Pünktlichkeit und Strenge durchgeführt. Wie faſt alle ſeine Schriften, ſo iſt auch dieſe nicht frei von den metaphyſiſchen Formeln, die, ich möchte ſagen eine Spezialität des Verfaſſers ſind, und in dem vorliegenden Werke durchaus nicht ſtörend wirken.

Die portugieſiſchen Autoren haben die Eigenſchaft, daß ſie ihren Geiſteskindern lange Introduktionen auf den Weg geben, und faſt immer tragen dieſe „Einführungen“ in das Werk einen eigenartigen Charakter. Auch dieſem Buche iſt die Introduktion nicht erlaſſen. Sie iſt geradezu prächtig! wie ein vornehm ausgeſtattetes Vorhaus eines ernſten, großartigen Gebäudes. Eine Theorie der Philoſophie der Geſchichte. In einer kurzen Notiz läßt ſich dieſe Theorie nicht erläutern, obwohl ſie einer eingehenden Darlegung wert wäre.

In dem Buche ſelbſt übernimmt der Verfaſſer die Aufgabe, den griechiſchen Charakter der helleniſchen Religion und Philoſophie zu erklären; er löſt die natürlichen Elemente der helleniſchen Race aus den aſiatiſchen oder egyptiſchen Miſchungen. Er vergleicht die Art und den Charakter des Hellenismus mit dem Charakter der orientaliſchen Religionen; er erklärt mit großer Überſichtlichkeit die Bildung der naturaliſtiſchen Mythen und das Erſcheinen idealiſtiſcher Anfänge, deren griechiſchen Urſprung er nachweiſt. Dann greift er ins Judentum hinein und ſucht feſtzuſtellen, daß die Entwickelung des moſaiſchen Glaubens durch die Prophezeiungen und den Hinweis auf den Meſſias der Stamm des chriſtlichen Symbols ſind. Aus dem Gegenſatz der helleniſchen Ideen zu den meſſianiſchen ging das Chriſtentum des vierten Jahrhunderts hervor durch eine Art unvollſtändiger Syntheſe, die Unterbrechungen erlitten hat.

Oliveira Martins erläutert die notwendige Folge dieſer Unterbrechungen durch das geſchichtliche Geſetz, aus welchem hervorgehe, daß die Civiliſation der europäiſchen Welt eine geſamte, allgemeine werde. Die Unvollkommenheit der ſittlichen und geſellſchaftlichen Klärung, der Wegfall einer religiöſen Revolution, die Mitwirkung orientaliſcher Symbole beeinflußte die Myſtik des Mittelalters und definiert den Rückſtand der barbariſchen Völker des Nordens, die herangezogen werden mußten, um an den Segnungen der Civiliſation und an der menſchlichen Verbrüderung des Gedankens teilzunehmen.

Das Buch hat einen eigenen Wert, einen Wert in ſich ſelbſt. Es verrät, wie oben angedeutet, Studium, Nachdenken und eifriges Eingehen in den Gedanken und einen klaren Blick. Es hat auch einen allgemeinen Wert: es beweiſt, daß Europa die Umwandlung der Wiſ-

senschaft und der geschichtlichen Studien bewegt und durch die Kritik eine Basis der politisch-religiösen Reform ist, die seit Beginn unseres Jahrhunderts langsam und sicher die Welt verwandelt und durch die Übertragung der Civilisation auf alle Völker, auch alle einander nahe bringt, in den Völkern, in allen Klassen einen einzigen großen Impuls begründend und eine idealistische Tendenz, menschlich und religiös zugleich.

Ich wiederhole hier, was ich schon an anderer Stelle aussprach: die moderne portugiesische Litteratur ist reich an vortrefflichen Erzeugnissen, es lohnt sich wohl, einen Blick in sie zu werfen! aber die Sprache? lernen wir sie doch, diese harmonische Sprache, wir lernen ja Volapük und Hebräisch!

Historia e historias por M. Lobo de Bulhoes. (Geschichte und Geschichtchen von L. d. B.)

Lobo de Bulhoes ist ein fruchtbarer Schriftsteller und hat sich durch mehrere bedeutende Arbeiten einen großen Leserkreis erworben. Die Serie von Geschichten und Geschichtchen, die das vorliegende Büchlein umfaßt, hat litterarische Bedeutung nnd giebt uns teilweise einen scharfen Einblick in die sozialen zeitgenössischen Verhältnisse. Der Verfasser zeigt besonders in diesen Bildern eine große Beobachtungsgabe und eine leichte, unverletzende Ironie. Der Stil ist fließend, natürlich und anmutig. Das Buch liest sich hübsch und leicht. —

H. W.

Zur armenischen Litteratur.

Während sich die alte armenische Litteratur, besonders die historische, bei den Orientalisten des Abendlandes einer wohlverdienten Würdigung erfreut, ist das zeitgenössische armenische Schrifttum in Europa merkwürdigerweise völlig unbekannt geblieben und diese Vernachlässigung ist um so mehr zu bedauern, als gerade die moderne Litteratur der Armenier qualitativ wie quantitativ ungemein reich ist. Von diesem Gedanken durchdrungen und von dem Wunsche geleitet, die Schätze der modernen armenischen Litteratur weiteren Kreisen zugänglich zu machen, hat es Abgar Joannissiany unternommen, das Hervorragendste und Beste, was die Litteratur seines Vaterlandes gezeitigt hat, dem deutschen Lesepublikum in guten deutschen Übersetzungen vorzuführen. Von der zu diesem dankenswerten Zweck ins Leben gerufenen Serie, die unter dem Gesamttitel „Armenische Bibliothek“ bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheint, liegen nunmehr bereits 6 Bände vor, die mit ihrem trefflichen Inhalt und der gediegenen handlichen Ausstattung einen äußerst vorteilhaften Eindruck machen und dem Herausgeber wie der Verlagshandlung gleichviel Ehre machen. Es ist eine ganz eigenartige Litteratur, deren Bekanntschaft uns hier vermittelt wird, eine Litteratur, die in ihrer Frische und Ursprünglichkeit einen ungemein wohlthuenden Eindruck beim Leser zurückläßt. Den Inhalt der bisher erschienenen Bände bilden: I. Drei Erzählungen von Raphael Patkanian, übersetzt von Arthur Leist. II. Litterarische Skizzen von Arthur Leist (enthält die litterarischen Porträts der wichtigsten Autoren des modernen Armeniens). III. Bilder aus Persien und Türkisch-Armenien von Raffi, übersetzt von Leo Rubenli. IV. Märchen und Sagen mit einer Einleitung von Grikor Chalatianz. V./VI. Sako. Roman in 2 Bänden von Pertsch Proschianz, übersetzt von Johannes Lalajan. In Vorbereitung befindet sich und erscheint demnächst Bd. VII., der unter dem Titel: „Die ruinierte Familie“ ein armenisches Lustspiel von

Gabriel Sundukianz in Übersetzung von Leo Rubenli, enthalten wird. Die „Armenische Bibliothek", deren Fortsetzung in rascher Folge erscheint, darf eine Sammlung von hoher litterarischer Bedeutung genannt werden, sie wird jedem willkommen sein, dem daran liegt, die hochinteressanten Geistesschöpfungen eines bis dahin wenig beachteten Volkes kennen zu lernen. Der äußerst niedrig bemessene Preis (jeder Band ist einzeln für M. 1.50 käuflich) gestattet der Sammlung die weiteste Verbreitung, die ihr um ihrer Trefflichkeit willen auch von Herzen zu wünschen ist. G.

Böhmische Litteratur.

Im Verlage des Prager Verlagsbuchhändlers J. Otto erscheint seit Anfang dieses Jahres ein neues böhmisches Konversationslexikon unter dem Titel: „Ottův Slovnik naučný". (Es liegen bisher 6 Hefte dieses Werkes vor.) In dieser Art ist diese Ottosche Encyklopädie die zweite in der böhmischen Litteratur. Der politische Führer der czechischen Nation, Dr. Franz L. Rieger, gab in den 1860er Jahren einen „Slovnik Naučný" heraus, dessen Redaktion nach einigen Bänden J. Malý übernahm. Letzterer gab dann noch ein kleines Handlexikon heraus, und außerdem hat noch J. Rank ein solches herausgegeben. Doch alle diese Lexika, namentlich das erstere, sind heute veraltet, zumal zu keinem nennenswerte Supplemente herausgegeben wurden. Es wurde dann also die Notwendigkeit einer Encyklopädie in der böhmischen Litteratur sehr dringend und es richtete der Verleger bereits vor zwei Jahren eine Redaktion einer Encyklopädie ein, die die Vorarbeiten durchführen sollte. Nachdem dieselbe einmal gewechselt hat — Prof. T. G. Massarik trat von derselben infolge der unwürdigen Hetze, welche seiner Ansicht über die „Königinhofer Handschrift" wegen gegen ihn inszenirt wurde, zurück — konstituierte sie sich endlich und besteht jetzt aus den Universitätsprofessoren Dr. Studnička, Dr. Čelakowsky, Dr. Maixner, Dr. Feistmantel, Dr. Scholin, Dr. Borový und Dr. Krásl. Die Redaktion führt der Publizist Abgeordneter J. J. Kořán. Außerdem beteiligt sich an diesem Unternehmen die gesamte böhmische Schriftstellerwelt. Nach den bis jetzt erschienenen 6 Heften läßt sich über dieses litterarische Unternehmen nur das Beste sagen. Es wird der Ottosche „Slovnik" der „Meyer" der böhmischen Nation werden.

Svatopluk Čech hat seine in den unterschiedlichen Zeitschriften erschienenen Novellen und Skizzen neueren Datums bei F. Simaček herausgegeben. Sie zeigen so am besten die Vielseitigkeit des Dichters: einige zarte und innige Novellen mit Čechs feinen humoristischen Pointen stehen in diesem Buche neben den „schneidigsten" mit unerbittlicher Satire verfaßten Skizzen. Es ist nicht lange her, daß Čech, der ausgezeichnete Kenner böhmischer Gesellschaft und Verhältnisse, in seinem Buche „Der wahre Ausflug des Herrn Breuček auf den Mond" dieselben in seiner köstlichen humoristischen Manier geschildert hat. Viele der Skizzen des neuesten Buches würden in den „Ausflug" passen. In diesem erzählt Čech nämlich, was ein Prager Hausherr Breuček am Mond gesehen und bringt die Erfahrungen des Reisenden mit faktischen Verhältnissen in Böhmen in Vergleich. Daß diese Vergleiche köstlich ausgefallen sind, dafür bürgt der Name Svatopluk Čech hinreichend, dessen einige kleinere Werke in Prosa („Unter Büchern und Menschen", „Novellen") das deutsche Publikum aus Übersetzungen kennt.

Otakar Mokrý hat einen Band Gedichte herausgegeben, die fast alle einer Anwesenheit des sehr begabten Poeten

in Rom ihre Existenz verdanken; sie sind alle religiös-legendarischen Inhalts. Ein warmer, inniger, echt poetischer Ton klingt aus ihnen.

Auch diesmal ist ein neues Buch Jaroslav Vrchlický zu melden. Ein Band Gedichte „Carovná Zahrada“ (Zaubergarten) ist erschienen. Es ist dies nach unserem Dafürhalten eines der interessantesten Bücher, die der geniale Vrchlický geschrieben. Es spiegelt sich darin der Glanz Vrchlickýs, Lieblinge der französischen und italienischen Poeten, ab. Der leichte, neckische, feinfrivole Ton und Humor erinnern an den Süden.

F. H.

Redaktionspost.

Fräulein **J. E.** in **Rinteln.** Ein wichtiges Stück zur Frauenfrage! Über amerikanische Erfinderinnen hat man aus den Archiven des nordamerikanischen Patentamts nachfolgende Thatsachen gesammelt, welche bezeugen, wie lebhaft dort das andere Geschlecht am öffentlichen Leben teilnimmt und selbst auf technischem Gebiet den Männern den Rang streitig zu machen sucht. Nicht weniger als 1900 Patente haben Frauen erhalten, und außerdem sollen, wie ein Fachmann versichert, noch viele Männern erteilte Patente den Anregungen von Frauen verdankt sein. Besonders auffallen muß es, daß der erfinderische weibliche Geist so oft Gebiete aufsucht, die dem Frauenleben ganz fern liegen. Das unterirdische Teleskop rührt her von einer Frau Mather in New-York, eine Panzerung für Kriegsschiffe von Frau Montgomery, ein Fräulein Gosham hat eine neue Kanone erfunden! Eine Dame in Baltimore will die Kuppelung von Bahnwagen, die andere die Straßenbahngeleise verbessern. Frau Beasely ersann ein Rettungsbot für Schiffbrüchige, Frau Tanney von Pennsylvanien eine Vorrichtung zur Hebung gesunkener Schiffe, Fräulein Bird erfand eine neue Dampfpfeife, Frau Coston ein pyrotechnisches Nachtsignal, Frau Beaumont von Ohio ein anderes Rettungsbot. Viele an Frauen verliehene Patente schlagen aber auch in den weiblichen Wirkungskreis ein, wie eine von Fräulein Rosenthal verbesserte Nähmaschine, die in einer Handtasche tragbar und an jedem Tisch anzuschrauben ist.

Frau Prof. **W.-Sch.** in **Berlin.** Wir ersuchen Sie um nochmalige Angabe Ihrer Adresse. Manuskript liegt bereit.

Herrn Dr. **Alfred Friedmann.** Besten Dank für Ihre Sendung des „Budapester Tageblatt“, worin Sie Ihren Essay beginnen: „Es ist nun einmal Mode geworden, daß die — Faulen den Fleißigen vorwerfen, sie seien von ‚unheimlicher Fruchtbarkeit‘. Trösten wir uns mit der Gemeinsamkeit unseres Schmerzes, Verehrtester! Auch dann, wenn Sie weiter unten zitieren: Karl Bleibtreu bemerkte sehr richtig: ‚Schwer möglich ist echte Freundschaft nur unter Kollegen, in welchem Stande auch immer. Denn im Kollegen steckt immer der Rival‘. Ach, auch Sie haben diese bittre Wahrheit am eignen Fleisch empfinden müssen.“

Verantwortliche Leitung: Karl Bleibtreu in Charlottenburg.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.

A FINE IS INCURRED IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW.

STILL STUDY CHARGE

CANCELLED DEC 31 1974

CANCELLED SEP 29 1980

BOOK DUE - WID

685376

SEP 29 1980

Widener Library
3 2044 098 607 872